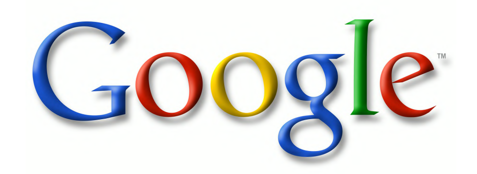
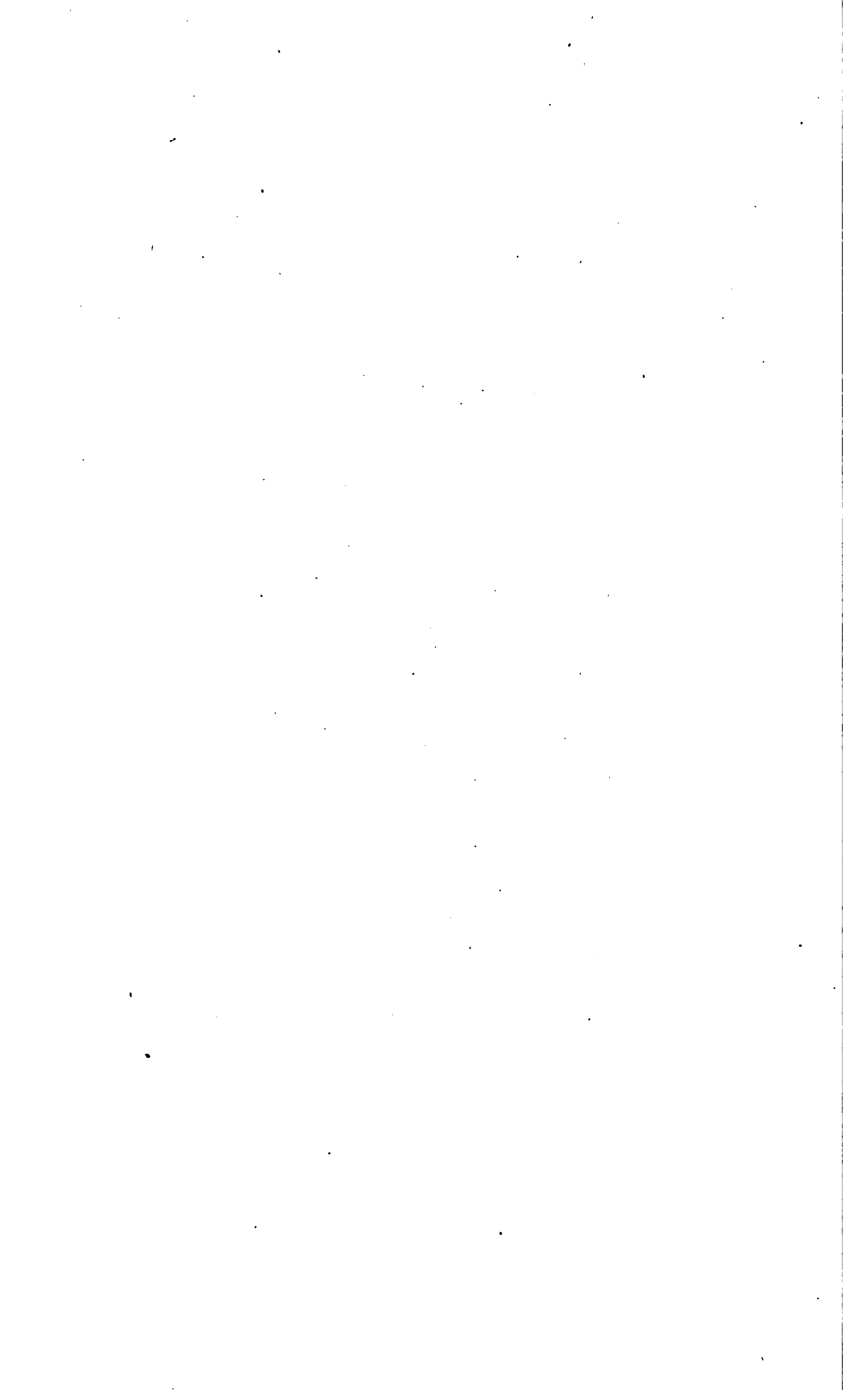





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche

Philosophie u. Soziologie

gegründet von

Richard Avenarius

in Verbindung mit

Friedrich Jodl und **Alois Riehl**

herausgegeben

von

Paul Barth.

Dreissigster Jahrgang. Neue Folge V.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1906.

Inhaltsverzeichnis
des
30. Jahrganges.

(Die römischen Ziffern bezeichnen das Heft, die arabischen die Seite.)

Artikel.

Besprechungen.

Selbstanzeigen.

Notizen.

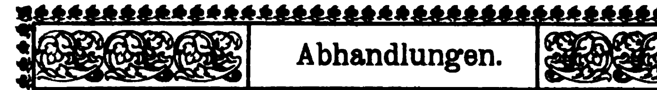
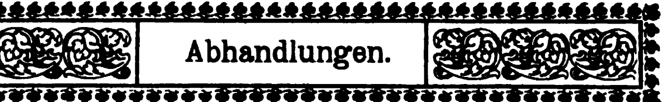
Berichtigung.

Entgegnung.

Philosophische und soziologische Zeitschriften.

Bibliographie.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Abhandlungen.

Ein Beitrag zur Erkenntnis der sozialwissenschaftlichen Bedeutung des Bedürfnisses.

Von **Siegfried Kraus**, Wien.

Inhalt:

Einleitung.

Gemeinhin wird als Objekt der Sozialwissenschaften der Erscheinungskreis bezeichnet, der mit dem auf Bedürfnisbefriedigung gerichteten Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen gesetzt ist, d. h. also ein Erscheinungskreis, dessen wesentliche Bestandteile menschliche Handlungen (im weitesten Sinne) sind.

Dieser Bedeutung menschlicher Handlungen entspricht es, dass die Frage nach den allgemeinen, d. h. in jedem Einzelfalle zur Geltung gelangenden Entstehungsbedingungen, Ursachen oder Faktoren menschlicher Handlungen eine sozialwissenschaftliche Grundfrage ist.

Mögliche Faktoren menschlicher Handlungen sind nun: das jeweilige Subjekt der Handlung einerseits und alles das, was nicht dieses Subjekt ist, was dieses daher als seine Welt umgibt (Umwelt, milieu) andererseits. Es handelt sich demnach um die Frage, ob die Entstehungsbedingungen menschlicher Handlungen stets nur im menschlichen Individuum oder nur in dessen Umwelt oder in beiden gelegen sind.

Mit irgend einer grundsätzlichen Entscheidung, die man hinsichtlich dieser Frage trifft, hat man sich für eine bestimmte allgemeine Auffassung über die Stellung, über die Bedeutung des Menschen (als Tätigkeitssubjekt) im sozialen Leben entschieden. In der Tat kann man die bedeutendsten Versuche, welche in Ergänzung der von den speziellen Sozialwissenschaften geleisteten Arbeit, auf eine Erkenntnis des Ganzen des gesellschaftlich-geschichtlichen Lebens sich richten, also die bedeutendsten Versuche einer Theorie vom Wesen und von der Entwicklung der Gesellschaft in mehrere Gruppen sondern, entsprechend der Zahl der in ihnen gegebenen ausdrücklichen oder impliziten Lösungen des formulierten Problems.

Eine genauere Prüfung aber ergibt, dass die in jenen Versuchen angewendeten Begriffe aller in Betracht kommenden Bestimmungsstücke des fraglichen Problems — die Begriffe von Individuum und Umwelt[1]) und der Begriff der ursächlichen Verknüpfung zwischen diesen möglichen Faktoren und den von ihnen in Abhängigkeit gedachten Handlungen — unkritischer Art sind, und dass daher notwendig auch die bezüglichen Problemlösungen einen entsprechend unkritischen Charakter an sich tragen.

Aus dieser Erkenntnis erwachsen zwei Aufgaben;

1. eine kritische: es wäre für jeden behaupteten Typus von Theorien das Vorhandensein der in Rede stehenden unkritischen Begriffe aus den zugehörigen literarischen Dokumenten nachzuweisen;
2. eine positive: es wäre der Versuch der Bildung kritisch begründeter Begriffe der in Betracht kommenden Tatbestände zu unternehmen.

Beide Aufgaben bilden das Thema der vorliegenden Arbeit. Hinsichtlich der Erfüllung beider vermag dieselbe jedoch nur erste Ansätze zu bieten.

[1]) Es ist hier der allgemeine Umweltbegriff gemeint, als dessen spezielle Determinationen die Begriffe des geographischen, des biologischen, des ökonomischen Milieu erscheinen.

Der kritische Teil der Untersuchung, der in systematischer Weise alle fraglichen theoretischen Typen behandeln sollte, beschränkt sich auf die Erörterung bloss eines Typus, als dessen Vertreter die bedeutsame Theorie von KARL MARX, bekannt unter dem Namen der materialistischen Geschichtsauffassung, herangezogen wird. Darstellung und Kritik dieser Lehre sollen in diesem Zusammenhange vor allem zur Verdeutlichung der der ganzen Arbeit zugrunde liegenden Frage und damit als Brücke zum positiven Teil der Arbeit dienen. Diese Funktion bedingt auch wesentlich den Umfang sowohl der Darstellung als auch der Kritik.

Die Gestaltung des positiven Teils wurde durch folgende Erwägungen bestimmt:

Sofern als unmittelbare Ursachen menschlicher Handlungen psychische Gebilde gelten, die man, soweit dieselben sozialwissenschaftlich in Betracht kommen, Bedürfnisse nennt, verschiebt sich die oben formulierte Frage nach den allgemeinen Ursachen oder Faktoren menschlicher Handlungen in die Frage nach den allgemeinen Ursachen menschlicher Bedürfnisse. Auch die Entstehungsbedingungen dieser können nur individueller oder umweltlicher Art sein und es gilt daher zu untersuchen, ob diese oder jene Art oder beide Arten von Bedingungen hier wirksam werden.

Eine Untersuchung über die Entstehung von Bedürfnissen ist aber erst möglich, wenn man einen zureichend genauen Begriff von der Natur oder allgemeinen Beschaffenheit eines Bedürfnisses überhaupt besitzt. Unter allen Sozialwissenschaften war es nun bisher die National-Ökonomie allein, welche einen solchen allgemeinen Begriff schuf.[1])

---

[1]) Seine noch jetzt in der deutschen Wissenschaft gangbare Fassung stammt von F. B. HERMANN. Die von national-ökonomischer Seite aus, unter Voraussetzung dieses allgemeinen Begriffes, unternommenen Untersuchungen der Bedürfniserscheinungen bewegen sich in dreifacher Richtung:

Derselbe erweist sich jedoch gegenüber dem Ziele dieser Untersuchung als unzulänglich. Daraus ergibt sich für letztere als erste Aufgabe positiven Charakters, die allgemeinsten Merkmale eines Bedürfnis genannten Phänomens festzustellen zu versuchen, und zwar wesentlich in dem Umfange, der für die Bearbeitung ihres eigentlichen Problems unumgänglich notwendig erscheint. Aber die Behandlung dieses letzteren kann auch dann, nachdem jene Feststellung geschehen, noch nicht erfolgen; denn vorerst muss der Versuch der Bildung theoretisch-zulänglicher Begriffe von Individuum und Umwelt unternommen werden.

Dem Versuche dieser Begriffsbildungen ist das zweite Kapitel vorliegender Arbeit gewidmet. Dasselbe will demnach zweierlei andeuten:

erstens einen Begriff von der allgemeinen Beschaffenheit eines Bedürfnisses überhaupt,

zweitens einen Begriff von den Entstehungsbedingungen eines Bedürfnisses überhaupt, welch'

Erstens versuchte man eine allgemeine Klassifikation der Bedürfnisse nach verschiedenen Merkmalen; so unterschied man Existenz- und Kulturbedürfnisse, Individual- und Gemeinbedürfnisse, dauernde und temporäre Bedürfnisse usw. Männer wie Hermann, Schäffle und Ad. Wagner wären hier zu nennen. Vgl. des Ersten „Staatswirtschaftl. Untersuchungen"[2] S. 4 ff. S. 80 ff., des Folgenden „Gesellschaftl. System der menschl. Wirtschaft"[3] I. Band, S. 103 ff. und des Dritten „Grundlegung der polit. Ökonomie"[3] I. Teil, S. 73 ff. und S. 681 ff.

Zweitens berücksichtigte man das Bedürfnis als Grundlage der Erscheinungen des wirtschaftlichen Güterwerts, wobei wieder teilweise die klassifikatorische Arbeit nutzbar wurde. Dies gilt namentlich von den sog. Grenznutzentheoretikern. Vgl. u. a. Wieser, „Der natürliche Wert", Wien 1889, S. 5 ff.

Drittens suchte man die Bedürfnisse als historische Erscheinungen zu erfassen und zwar entweder im Zusammenhange mit einer systematischen Erforschung der Entwickelungsstufen des menschlichen Wirtschaftslebens oder durch spezielle Untersuchungen über die Gestaltung der Güterkonsumtion bei Völkern auf verschiedenen Kulturstufen. In ersterer Hinsicht kommt vor allem Bücher's Werk über die Entstehung der Volkswirtschaft in Betracht; in letzterer Hinsicht wäre u. a. Roscher's Abhandlung über den Luxus in seinen „Ansichten der Volkswirtschaft" 1861, S. 401 ff. zu nennen.

letzterer, von anderer Seite gesehen, prinzipiell die Lösung des gestellten Grundproblems der genetischen Abhängigkeit menschlicher Handlungen vom menschlichen Individuum bezw. von dessen Umwelt enthält.

Auf Grundlage dieses zweiten baut sich ein weiteres Kapitel auf, das vom System der Bedürfnisse handelt. In diesem Kapitel wird nach den Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Bedürfnissen gefragt, die einem menschlichen Individuum gesetzt sind; vor allem ist es die Frage nach dem genetischen Zusammenhange verschiedener Bedürfnisse, die im Vordergrunde des Interesses steht, d. h. die Frage, in welcher Art und in welchem Masse ein Bedürfnis hinsichtlich seiner Entstehung von anderen abhängig gedacht werden kann.

Gleich einem Begriffe vom Bedürfnisse überhaupt muss auch ein Begriff vom System der Bedürfnisse eine doppelte Bedeutung aufweisen. Sofern nämlich verschiedene Bedürfnisse — wirtschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische, religiöse usw. — als Setzungsbedingungen verschiedener Tätigkeitsgebiete gelten — der Wirtschaft, der Wissenschaft usw. — wird mit einem Begriffe vom System der Bedürfnisse in grundsätzlicher Weise Stellung genommen zu dem in neuerer Zeit namentlich durch Comte und Marx aufgeworfenen Problem der gegenseitigen Abhängigkeiten jener Lebensgebiete, die zusammen das System der Kultur bilden.

Das Hauptgewicht des positiven Teiles vorliegender Arbeit liegt jedoch auf der Stellung der Fragen, während die gleichzeitig versuchte Beantwortung derselben nur in den allgemeinsten Umrissen möglich war.

1. Kapitel.

Die materialistische Geschichtsauffassung.

Der Ausgangspunkt der materialistischen Geschichtsauffassung ist die Tatsache, dass der Mensch, zur Erhaltung seines Lebens, genötigt ist, Stoffe und Kräfte der ihn umgebenden Natur sich anzueignen bezw. zu benützen. Der Mensch muss gleich anderen Lebewesen den sog. Kampf ums Dasein führen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Art seines Kampfes und der Kampfesweise anderer Lebewesen ist aber durch die Mittel gesetzt, welche er im Kampfe aufbietet.

Pflanze und Tier besitzen als solche Mittel wesentlich nur die Organe und Kräfte, die ihnen von Natur aus zukommen. Der Mensch jedoch besitzt ausserdem künstliche Organe, Werkzeuge oder Arbeitsmittel. „Der Gebrauch und die Schöpfung von Arbeitsmitteln, obgleich im Keime schon gewissen Tierarten eigen, charakterisieren den spezifisch menschlichen Arbeitsprozess, und FRANKLIN definiert daher den Menschen als ‚a toolmaking animal', ein Werkzeuge fabrizierendes Tier" [1]). So beruht eigentlich alle menschliche Kultur auf der Tatsache des Werkzeuggebrauchs, auf der Tatsache der Werkzeugtechnik, „Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenreliquien für die Erkenntnis der Organisation untergegangener Tiergeschlechter, haben Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurteilung untergegangener ökonomischer Gesellschaftsformationen. Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen Arbeitsmitteln gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen. Die Arbeitsmittel sind nicht nur Gradmesser der Entwicklung der menschlichen

---

[1]) K. MARX, Das Kapital[4] 1. Band S. 142.

Arbeitskraft, sondern auch Anzeiger der gesellschaftlichen Verhältnisse, worin gearbeitet wird“ [1]). Marx nennt die durch die Werkzeuge in den Dienst der Menschen gestellten Kräfte auch materielle Produktivkräfte. „Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte . . . verändern sich alle . . . gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle mit industriellen Kapitalisten“ [2]). Nun aber gliedert sich das gesellschaftlich-geschichtliche Leben der Menschen, der Bereich der Kultur, in mehrere Teilgebiete: So besteht neben der Wirtschaft der Staat, das Rechtsleben, die Wissenschaft, die Kunst, die Religion. Wenn in der Tat die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens von der Gestaltung der Produktivkräfte abhängt, dann erhebt sich die Frage, ob die Abhängigkeit der verschiedenen Lebensgebiete von den Produktivkräften nicht auch entsprechend verschiedenartig sei. Dies trifft der m. G.[3]) zufolge zu. Und zwar sei die grundlegendste hierhergehörige Tatsache die, dass nur das Gebiet der wirtschaftlichen Produktion in unmittelbarer Abhängigkeit von den materiellen Produktivkräften sich befinde, während die übrigen Teilgebiete der Wirtschaft und ferner alle anderen Lebensgebiete nur in mittelbarem, d. h. durch das Gebiet der wirtschaftlichen Produktion vermitteltem Abhängigkeitsverhältnis zu jenen stünden[4]). „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse bildet . . . die reale Basis, wo-

---

[1]) Marx a. a. O. S. 142.

[2]) Ders. „Das Elend der Philosophie“ [2], deutsche Ausgabe Stuttgart 1892, S. 91.

[3]) m. G. bedeutet immer materialistische Geschichtsauffassung.

[4]) F. Engels hat später neben der Produktion noch dem Austausch der Produkte eine gewisse Selbständigkeit zuerkannt, während „die Verteilung der Produkte und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird.“ „Anti-Dühring“ 3. Aufl. 1894, S. 286.

rauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen"[1]). Diese durch die wirtschaftliche Produktion vermittelte Abhängigkeit von den Produktivkräften bedeutet daher eine unmittelbare Abhängigkeit jener anderen Lebensgebiete von der wirtschaftlichen Produktion. „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt"[2]). Diesem Lebensprozess kommt gar keine Selbständigkeit zu; er gilt eigentlich nur als eine Entäusserung der Ökonomie in andere Formen. „Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen dieser Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muss man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen religiösen, künstlerischen oder philosophischen kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewusst werden und ihn ausfechten[3]). Die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den ökonomischen Produktivkräften

---

[1]) Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, hrsgg. v. K. Kautsky, Stuttgart 1897, Vorwort S. XI.

[2]) Derselbe, a. a. O. S. XI.

[3]) Marx, Krit. d. pol. Ök. Vorw. S. XI f. So spricht Marx auch einmal von dem „religiösen Widerschein der wirklichen Welt", der „überhaupt nur verschwinden (kann), sobald die Verhältnisse des praktischen Werkeltaglebens den Menschen tagtäglich durchsichtig vernünftige Beziehungen zueinander und zur Natur darstellen." Das Kapital 1. Band S. 46.

und den einzelnen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens stellen sich in systematischer Ordnung so dar:

„Ein gegebener Grad der Entwicklung der Produktivkräfte; die gegenseitigen Beziehungen der Menschen zueinander in dem gesellschaftlichen Produktionsprozess, bestimmt durch diesen Grad; eine Form der Gesellschaft, welche diese Beziehungen der Menschen ausdrückt; ein bestimmter Zustand des Geistes und der Sitten, der dieser Form der Gesellschaft entspricht; die Religion, die Philosophie, die Literatur, die Kunst in Übereinstimmung mit den Fähigkeiten, den Geschmacksrichtungen und Neigungen, die dieser Zustand erzeugt — wir wollen nicht sagen, dass diese ‚Formel' nichts ausserhalb ihres Bereichs lässt — . . . . . aber sie hat, wie uns scheint, den unbestreitbaren Vorteil, besser den Kausalzusammenhang auszudrücken, welcher zwischen den ‚Gliedern der Reihe' besteht[1].“

Die materialistische Geschichtsauffassung behauptet demnach, dass zu allen Zeiten ein Parallelismus zwischen der Beschaffenheit des gesellschaftlichen Lebens und der gleichzeitigen Beschaffenheit der materiellen Produktivkräfte mit Notwendigkeit stattfinden müsse, und dass die Produktivkräfte das führende Glied innerhalb jenes Parallelverhältnisses seien.

Diese Behauptung wollen die Vertreter der m. G. durch die Ergebnisse empirisch-historischer Untersuchungen stützen, denen zufolge der fragliche Parallelismus in vielen Geschichtsepochen tatsächlich aufgetreten ist. Dieser Nachweis, selbst wenn er gelungen wäre, hätte aber allein nicht die Fähigkeit, jene Behauptung logisch zu ermöglichen. Dass zu bestimmten Zeiten der in Rede stehende Parallelismus auftrat, lässt logisch noch nicht zu dem Schlusse gelangen, dass er immer

[1] G. Plechanow, Beiträge zur Geschichte des Materialismus, Stuttgart 1896, S. 226/27. Die Anführungszeichen innerhalb der angeführten Stelle erklären sich daraus, dass es sich hier um eine Polemik gegen H. Tajne handelt.

stattfinden müsse. Ebenso gerechtfertigt wäre der Schluss, dass zwei Menschen einander alle Tage begegnen müssen, weil sie sich zufällig mehrere Male trafen. In den Ergebnissen der genannten historischen Untersuchungen ist jedoch implizite stets ein Bestandteil enthalten, der die Brücke von jenen zu der in der m. G. gegebenen Theorie bildet. Der fragliche Parallelismus betrifft, wie bekannt, nicht Glieder von gleicher Dignität; denn gegenüber den materiellen Produktivkräften erscheinen alle Lebensgebiete als abhängige Funktionen derselben. Sofern die materiellen Produktivkräfte sich ändern, ändert sich die ökonomische Produktionsweise und mit dieser das gesamte gesellschaftliche Leben.

Es handelt sich nun um die Auffassung von der allgemeingültigen Art dieser Abhängigkeit. Die der m. G. eigentümliche Auffassung jener Abhängigkeit ist für die logische Möglichkeit dieser Theorie von entscheidender Bedeutung. Wenn es z. B. im „Kommunistischen Manifest" heisst: „Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprachen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiete des Wissens aus", so ist die Meinung der Verfasser des Manifestes nicht etwa die, dass jene von ihnen in Parallele gesetzten Erscheinungen hinsichtlich ihres Auftretens nur in zufällig zeitlichem Zusammenhange gestanden hätten. Sondern solcher als historisches Faktum behaupteter Parallelismus wird stets als Kausalzusammenhang gedeutet, und zwar gelten die als abhängig gedachten Glieder des Parallelverhältnisses gänzlich als Produkt der als unabhängig aufgefassten Glieder, in unserem Falle also die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit als Produkt des wirtschaftlichen Lebens. Da aber als dessen Ursache wieder die materiellen Produktivkräfte gelten, so sind diese zumindest in jenen Epochen, in denen der fragliche inhaltliche Parallelismus zwischen der Beschaffenheit der Produktivkräfte und des gesellschaftlichen Lebens auftritt, Bedingungsgesamtheit dieses letzteren. Sie erscheinen in solchen Epochen als

die „eigentlichen letzten Triebkräfte der Geschichte“[1]), als die „treibenden Kräfte“, die „bewegenden Ursachen, ... die sich in den Köpfen der Handelnden zu Beweggründen umformen“[2]).

Erst auf solchem Ergebnisse aufgebaut, wird die m. G. zu einer logisch möglichen Lehre. Soferne man nämlich voraussetzt, dass die materiellen Produktivkräfte in bestimmten Epochen Bedingungsgesamtheit des gesellschaftlichen Lebens sind, und dass daraus der in jenen Epochen auftretende inhaltliche Parallelismus zwischen beiden Tatsachenreihen sich erkläre, bedarf es nur der weiteren Voraussetzung, dass den materiellen Produktivkräften zu allen Zeiten die dargelegte Bedeutung zukomme, um zu dem Schlusse zu gelangen, dass zu allen Zeiten der fragliche Parallelismus stattfinden müsse, dass zu allen Zeiten die Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen Lebens unbedingt und ausschliesslich von den materiellen Produktivkräften abhängig sei.

Die Frage, ob die materiellen Produktivkräfte überhaupt Bedingungsgesamtheit des gesellschaftlichen Lebens, d. h. menschlicher Betätigungen im weitesten Sinne, sein können, ist demnach die Lebensfrage der m. G. Denn wenn z. B. nachgewiesen werden könnte, dass die mat. Produktivkräfte niemals jene Bedeutung haben können, dass vielmehr in allen Fällen wesentliche Entstehungsbedingungen menschlicher Betätigungen gar nicht auf die Umwelt des Tätigkeitssubjektes zurückführbar sind, somit rein menschlich-individuell wären, dann wäre erwiesen:

1) dass, wenn wirklich in gewissen Epochen ein Parallelismus zwischen der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens und jener der mat. Produktivkräfte nachgewiesen werden kann, dieser doch nicht veranlassen darf, letztere als Bedingungsgesamtheit des ersteren zu bezeichnen;

---

[1]) F. Engels, „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der deutschen klassischen Philosophie“[2], Stuttgart 1895 S. 46.

[2]) F. Engels a. a. O. S. 45.

2) dass der fragliche Parallelismus tatsächlich historisch immer auftreten könnte, dass dies aber eine bloss akzidentiell, nicht prinzipiell begründete Erscheinung wäre. Jener Parallelismus könnte wohl immer, aber er müsste nicht immer auftreten, sofern die mat. Produktivkräfte nicht mehr allein Faktoren des gesellschaftlichen Lebens, nicht mehr Bedingungsgesamtheit menschlicher Betätigungen wären.

Nun aber haben weder MARX noch ENGELS noch einer ihrer Nachfolger sich mit dem Problem der allgemeinen Entstehungsbedingungen menschlicher Betätigungen beschäftigt. Aus allen Darlegungen der Theorie geht dies hervor. Zum Überfluss bestätigt dies ENGELS ausdrücklich. In einem Briefe, den er in seiner letzten Lebenszeit an den bekannten Historiographen der deutschen Sozialdemokratie, F. MEHRING, richtete, heisst es u. a.: „Sonst fehlt nur noch ein Punkt, der aber in den Sachen von MARX und mir regelmässig nicht genug hervorgehoben wurde, und in bezug auf den uns alle gleiche Schuld trifft. Nämlich wir alle haben zunächst das Hauptgewicht auf die Ableitung der rechtlichen, politischen und sonstigen ideologischen Vorstellungen und durch diese Vorstellungen vermittelter Handlungen aus den ökonomischen Grundtatsachen gelegt und legen müssen; dabei haben wir dann die formelle Seite über der inhaltlichen vernachlässigt:

„Die Art und Weise, wie diese Vorstellungen etc. zustande kommen[1].“ ENGELS gesteht also hier zu, dass der Fundamentalbestandteil der von ihm vertretenen Theorie, ihr Begriff des kausalen Zusammenhanges zwischen menschlichen Betätigungen und äusseren Umständen (Produktivkräfte) als ungeprüfte Voraussetzung in die Theorie eingeht.

---

[1]) Veröffentlicht bei F. MEHRING, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Stuttgart 1898, II. Teil, S. 556.

ENGELS spricht hier nur von den „ideologischen“ Vorstellungen und Handlungen; selbstverständlich bedarf aber die Entstehung der dem Bereich des Wirtschaftslebens zugehörigen Vorstellungen und Handlungen ebenfalls der Untersuchung.

Weil aber dieser Begriff unkritisch ist, d. h. weil weder Marx noch Engels über diesen Begriff jemals reflektierte, konnte diesen Männern nicht die Bedeutung bewusst werden, die jenem im Gesamtbau ihrer Theorie zukommt. Deshalb konnten sie glauben, dass das Resultat ihrer empirisch-historischen Untersuchung zur Begründung ihrer Theorie ausreiche und konnten übersehen, dass diese Begründung von jenem Untersuchungsresultate nur geleistet werden kann, sofern in dasselbe der die Begründung der Theorie eigentlich leistende Kausalbegriff als Voraussetzung eingegangen ist: d. h. sofern der Nachweis des in Rede stehenden Parallelismus unmittelbar als Nachweis eines Kausalzusammenhanges bezeichneter Art gilt.

Dass aber weder Marx noch Engels das fragliche Problem beachteten, ist aus der historischen Bedingtheit ihres theoretischen Forschens, ist aus dem Verhältnis beider zu Hegel und Ludwig Feuerbach einerseits und zu den englischen und französischen Sozialisten andererseits zu begreifen; dieses Verhältnis war für den Umfang ihrer Problemstellung entscheidend. Doch soll in diesem Zusammenhange nicht weiter darauf eingegangen werden.

Dagegen sei es gestattet, auf eine andere interessante Tatsache hinzuweisen.

Der fundamentale Kausalbegriff der m. G. wurde hier als unkritisch bezeichnet aus der Reflexion heraus, dass derselbe als ungeprüfte Voraussetzung in die Theorie einging. Nunmehr aber ist zu sagen, dass diesem Kausalbegriff unkritischer Charakter auch konstitutiv zu eigen ist, und zwar aus folgendem Grunde:

Bevor nicht durch eine Untersuchung ausgemacht wurde, ob die Entstehungsbedingungen menschlicher Betätigungen nur menschlich-individueller oder nur unweltlicher oder von beider Art sind, müssen als Inbegriff möglicher Entstehungsbedingungen sowohl das menschliche Individuum als auch dessen Umwelt (milieu) anerkannt werden.

Marx und Engels jedoch, obwohl sie sich in Hinsicht auf das fragliche Problem noch auf dem vorkritischen Standpunkte befinden, entscheiden sich doch für einen bestimmten jener Faktoren, den umweltlichen, der für sie in der speziellen Gestalt der materiellen Produktivkräfte in Betracht kommt; und zwar deshalb, weil ihnen die letzteren für die Beschaffenheit und die Zeit des Auftretens der Betätigungen, deren Inbegriff das gesellschaftlich-geschichtliche Leben ist, allein von Bedeutung zu sein scheinen. Diese gelten sofort als Bedingungsgesamtheit jener.

Damit aber verfahren sie in einer Weise, die für einen bedeutsamen Typus unkritischen Denkens bezeichnend ist[1]).

Fälle, die diesem Typus angehören, kommen natürlich am häufigsten in der Praxis des gewöhnlichen Lebens vor.

Wenn z. B. jemand vor einer Überschwemmung flieht, so bezeichnet er als Ursache seiner Flucht jene sein Leben gefährdende umweltliche Konstellation; denn offenbar, wäre diese nicht eingetreten, dann wäre er nicht geflohen. Er fühlt sich nicht als Ursache der Fluchthandlung; sein ganzer Wille, sein Ich ist, seiner Aussage gemäss, gegen die Flucht gerichtet. Er musste fliehen und all sein Hab und Gut im Stiche lassen; aus eigener Absicht hätte er es nicht getan; erst nachdem jene umweltliche Konstellation eingetreten, erfolgte die Flucht. Deshalb gilt nun erstere allein als Ursache letzterer. Die allein ins Auge fallende wird zur allein wirksamen Ursache des Geschehnisses, eine Bedingung wird mit der Bedingungsgesamtheit ohne weiteres identifiziert. Für den Mann der Praxis kommen eben in aller Beurteilung von Erscheinungen nur die gerade praktisch-wichtigen Momente in Betracht, nur sie beachtet er, nur sie fixiert er auch im Urteil. Dennoch würde es von der oben genannten

---

[1]) Auf jenen Typus haben bedeutende Logiker aufmerksam gemacht. Vgl. z. B.:

J. St. Mill, Syst. d. dedukt. und indukt. Logik[4], deutsch von Schiel. I. Teil, namentlich S. 389, 391, 396.

Chr. Sigwart Logik[2], II. Band S. 158 u. ö.

Untersuchung über die Faktoren oder allgemeinen Entstehungsbedingungen von Betätigungen überhaupt abhängen, in welcher Art und in welchem Mass die Überschwemmung als Ursache der Flucht bezeichnet werden darf, ob in der Tat jene Bedingungsgesamtheit für diese ist.

Und so wäre es auch für die Vertreter der m. G., wenn sie das fragliche Problem beachtet hätten, zweifelhaft geworden, ob man die materiellen Produktivkräfte allein als Faktoren des gesellschaftlich-geschichtlichen Lebens bezeichnen kann.

Es ergibt sich also:

Wenn die materialistische Geschichtsauffassung alles sozialwissenschaftlich in Betracht kommende Handeln der Menschen als eine Funktion umweltlicher Faktoren hinstellt, diese, d. h. genauer die materiellen Produktivkräfte, als „die eigentlichen letzten Triebkräfte" auffasst, „die bewusst oder unbewusst — und zwar sehr häufig unbewusst — hinter den Beweggründen der geschichtlich handelnden Menschen stehen[1]", als die „bewegenden Ursachen", die sich eigentlich nur „in den Köpfen der Handelnden zu Beweggründen umformen[2]", so tut sie dies auf Grund derselben naiven Denkgewohnheit, die den Fliehenden die äussere Gefahr als die Ursache seiner Flucht bezeichnen lässt oder die dazu führt, den stossenden Arm die Ursache des Rollens der gestossenen Kugel zu nennen, ohne Rücksicht auf die gerade in diesem Falle so sichtbaren, aber im Momente der Beurteilung gerade praktisch-unwichtigen Vorbedingungen, die in der gestossenen Kugel selbst liegen.

Das Fundament der materialistischen Geschichtsauffassung ist ein unkritischer Kausalbegriff, der mit ebenso unkritischen Begriffen von Individuum und Umwelt zusammenhängt.

---

[1]) F. Engels, „Feuerbach" S. 46.
[2]) E. Engels S. 45.

Freilich ist damit die m. G. noch nicht als ungültig erwiesen. Es könnte ja das, was die m. G. als unkritische Voraussetzung einführte, durch eine nachfolgende Untersuchung kritische Sanktion erhalten.

Jedenfalls aber bleibt, wie solche Untersuchung auch ausfallen mag, der grosse Gedanke bestehen, dass die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens von jener der mat. Produktivkräfte in bedeutender Weise beeinflusst sei, auch auf solchen Gebieten, die, wie z. B. Kunst, Religion usw., äusserlich betrachtet, in nur unwesentlichen Beziehungen zu jenen zu stehen scheinen. Nur müsste Art und Mass dieser Bedeutung noch genauer dargelegt werden. Dies ist aber erst möglich vom Standpunkte eines Lösungsversuches des Problems der Entstehungsbedingtheit menschlicher Betätigungen überhaupt.

---

2. Kapitel.

Die Probleme der Beschaffenheit und der Entstehungsbedingungen eines Bedürfnisses überhaupt.

I.

Allen überhaupt über die Tatsache des Lebens reflektierenden Menschen ist die Anschauung gemein, dass jegliches menschlich-bewusste Tun auf psychischen Erscheinungen beruht, die alle den gleichen Grundcharakter an sich tragen. Sie werden mit verschiedenen Namen bezeichnet, von denen einer der gebräuchlichsten und auch in die wissenschaftliche Terminologie übergegangene der des Bedürfnisses ist. Bedürfnisse werden als Ursachen wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer, religiöser u. a. Betätigungen aufgefasst.

Wie ist nun ein Bedürfnis allgemeinst beschaffen?

In Beantwortung dieser Frage ist vor allem anzumerken, dass der mit der Tatsache eines Bedürfnisses gegebene Erscheinungskreis sich sichtlich in zwei typische Teile sondert: die Setzung und die Aufhebung des Bedürfnisses. Die Aufhebung kann wieder doppelter Art sein: entweder bedeutet sie Befriedigung oder blosses Abklingen des unbefriedigt gebliebenen Bedürfnisses.

Setzung und Aufhebung des Bedürfnisses sind schon für die vorwissenschaftliche Erfahrung qualitativ verschiedene Erlebnisse und zwar in der unmittelbaren Erfassung.

Was zunächst das gesetzte[1]) Bedürfnis angeht, so sind in demselben schon bei grober Betrachtung zwei Bestandteile unterscheidbar, durch Abstraktion zu isolieren:

---

[1]) Das gesetzte im Unterschied von dem im Stadium der Aufhebung befindlichen Bedürfnisse.

1) die generelle Tatsache des Bedürfnisses,
2) das Objekt des Bedürfnisses. (Dieses als Bewusstseinsinhalt betrachtet.)

Das Bedürfnis ist also kein einfacher, unzerlegbarer Bewusstseinsinhalt, sondern ein Komplex von mindestens zwei Teilinhalten.

Hier entsteht die weitere Frage nach der generellen Art der Beziehung zwischen diesen Teilinhalten; denn nur dadurch, dass zwischen beiden besondere Relationen bestehen, die als bedürfnismässige sich von allen andersartigen (z. B. logischen) Relationen generell unterscheiden, sondern sie sich als ein relativ Selbständiges von allen übrigen inhaltlichen Komplexionen aus.

Denke man, ein Kind trete in ein Zimmer und sehe auf dem Tische eine brennende Zigarre liegen. Hierdurch wird es an den Vater, der gewöhnlich Zigarren raucht, erinnert; und damit ist eine Vorstellungsassoziation auf Grund des Prinzipes der Kontiguität zwischen den Vorstellungen „Vater“ und „Zigarre“ gegeben. Diese rein erinnerungsmässige Aneinanderreihung kann zu einer ausdrücklich logischen Beziehung werden, wenn das Kind sich frägt, warum denn die Zigarre auf dem Tische liege und wenn es sich dies durch ein Vergessen des Vaters erklärt, den seelischen Zustand des Vaters als den Grund der jetzigen Lage der Zigarre bezeichnet. Beide Inhalte sind dem Kinde gegeben und es verknüpft sie zu logischer Einheit.

Nun aber, aus kindlicher Neugierde, nehme das Kind die Zigarre in die Hand, und da bemerkte es zu seinem Erstaunen, dass das Brennen jener nur eine Illusion gewesen, hervorgerufen durch ein Stück aufgeklebtes, feurig leuchtendes Papier, und dass die Zigarre überhaupt nicht aus Tabakblättern, sondern aus einem Stoffe bestehe, den das Kind schon früher als Schokolade kennen gelernt.

Mit einem Male ist in dem Kinde ein Bedürfnis nach diesem Konditorwerk da! Ein Begehren nach diesem, ein

Drang, es zu besitzen, ist entstanden. Dieser Drang, dieses Begehren ist das Neue, das zu dem Bewusstsein dieses Inhaltes (Zigarre) hinzutritt. Die Beziehung aber zwischen beiden ist eine ganz andere als in dem vorigen Falle, wo sie eine erinnerungsmässige bezw. logische gewesen. Es sei zunächst davon abgesehen, dass das Subjekt, das sich in dem vorigen Falle als über den von ihm in Beziehung zu setzenden Inhalten (Vater, Zigarre) stehend erfuhr, nunmehr in einem der Inhalte (Begehren) sich findet und weiss, sich mit diesem als seinem Begehren wie das Ding mit seiner Eigenschaft verknüpft erfährt. Das Interessante ist hier vor allem, dass man es mit einem psychologischen Phänomen der Richtung[1]) zu tun hat.

Richtung ist zunächst ein Raumphänomen, ein rein geometrisches Phänomen, das durch die Tatsache der räumlichen Dimensionen gesetzt ist.

Es gewinnt aber auch physikalische Bedeutung in der Erscheinung der physikalischen Bewegung.

Wenn nun das Begehren als psychologisches Richtungsphänomen bezeichnet wurde, so geschah es, weil es in der Tat manche den räumlichen Richtungsphänomenen verwandte Momente aufweist; es sind die Momente des Hinausweisens über sich, der Spannung, des Dranges. Im Begehren eines Objektes erlebt man ein machtvoll auf eine Erscheinung ausserhalb seiner sich richtendes Phänomen. Indem dieses aber genauer als psychologisches Richtungsphänomen bezeichnet wurde, ist schon angedeutet, dass der Raumbegriff der Richtung hier nur als Hilfsbegriff dienen kann.

Die Beziehung zwischen dem Begehren und seinem Objekt wäre nun noch genauer zu untersuchen. Ehe dies aber geschehen kann, muss eines möglichen Einwandes gedacht werden, der den grundsätzlich allgemeingültigen Charakter einer solchen Untersuchung in Frage stellen würde.

---

[1]) Vgl. W. Wundt, Zur Lehre von den Gemütsbewegungen, i. Philos. Studien, VI. Band S. 376 f.

Es könnte nämlich scheinen, als ob eine solche Untersuchung nur vom Standpunkte einer bestimmten psychologischen Schule aus unternommen werden könnte, sofern es Psychologen gibt, die das Phänomen des Begehrens (Willensphänomen), überhaupt nicht als ein Phänomen sui generis anerkennen, die es als einen nur besonders gearteten Vorstellungskomplex (also Komplex der objektiven Elemente des Bewusstseins) hinstellen, demnach das „Begehren", das sich auf ein Objekt richtet, nicht ein der Gattung nach von diesem (als Bewusstseinsinhalt) Unterschiedenes wäre [1]).

Das letztere mag nun zutreffen oder nicht. Aber wenn auch das Phänomen des Begehrens als eigenartiges Vorstellungsphänomen zu erklären versucht wird: dass es ein Phänomen des Begehrens gebe, das wird allseits anerkannt [2]). Begehren ist aber stets als ein Richtungsphänomen gedacht, und es ist auch zugegeben, dass sich in ihm ein Drang, eine Spannung kund tue, wenn diese auch als Muskel-, Haut-, Gelenkempfindungen usw. erklärt werden.

Hier aber soll nicht nach dem „Wesen" des Begehrens und der Vorstellung gefragt werden; es genüge zunächst, ihre Differenz als Erscheinungen zu konstatieren, sodann aber nach der Funktion dieser Erscheinungen innerhalb des Bedürfnisses zu fragen und sie dieser Funktion gemäss zu definieren [3]). Die funktionale Verschiedenheit und

---

[1]) Vgl. H. Münsterberg, Die Willenshandlung, Freiburg i. B. 1888 (im Ganzen).

Ernst Mach, Die Analyse der Empfindungen, Jena 1901 S. 78.

W. Wundt, Zur Lehre von den Gemütsbewegungen in den „Philos. Studien" VI. Bd. S. 335 ff.

O. Külpe, Die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie, in Phil. Studien V. Bd. namentlich der 1. Art. S. 179 ff.

[2]) Vgl. A. Pfänder, Das Bewusstsein des Wollens, i. Ztschr. f. Psychol. und Physiol. d. Sinnesorg. 17. Band S. 321—367.

[3]) Der Gebrauch des Terminus „Begehren" ist noch nicht in allgemeingültiger Weise festgelegt. Vgl. übrigens hierzu Wundt, Phil. Stud. VI. Bd. S. 373. Die hier „Begehren" genannte Erscheinung deckt sich inhaltlich vollkommen mit der, welche Wundt „das für den Willensvorgang charakteristische Tätigkeitsgefühl" nennt. Es ist „ein Totalgefühl, . . . das aus den Partialgefühlen der Spannung und Erregung zusammengesetzt" ist. Wundt, Grundzüge der Physiol. Psychologie [5] 3. Band S. 253.

demnach die Unersetzlichkeit eines dieser Elemente in dieser Funktion, in dieser Bedeutung oder Leistung für die Existenz des Ganzen, des konkreten Bedürfnisses, ist es, die hier zunächst bedeutungsvoll ist.

Mag man zu anderen Zwecken noch hinter jene Erscheinungen zurück zu gehen versuchen, und mag es sogar gelingen, ihre wesentliche Identität zu erweisen: ihre funktionale Differenziertheit wird dadurch nicht aufgehoben.

Es handelt sich demnach — in Fortsetzung des bereits oben über das Bedürfnis Gesagten — um die Bestimmung der bisher schon gefundenen Tatsachen innerhalb eines Bedürfnisses, des Begehrens und des Begehrensobjektes (dieses als Bewusstseinsinhalt betrachtet) in ihrer funktionalen Bedeutung im Ganzen des Bedürfnisses.

Gesetzt der Fall, ich sei in einer Wildnis, ohne Hilfsmittel, ohne Kenntnis der Beschaffenheit ihrer etwaigen pflanzlichen oder tierischen Inhaltstücke. Ich habe Hunger. Ich begehre nach Nahrung. Gewiss, dieses Begehren ist nicht ohne Objekt. In der Erinnerung leben mir die Nahrungsmittel früherer Tage, da ich im Bereiche der Kultur lebte, auf. Aber ich sehe ein, dass es nutzlos sei, an jene zu denken; die sind in der Wildnis nicht zu haben. Nun suche ich mich in dieser selbst zu orientieren, suche nach etwaigen essbaren Pflanzen oder Tieren. Aber zunächst ohne Erfolg. Mein Hunger besteht in wachsender Kraft weiter; heiss und unruhig flackert mein Nahrungsbegehren. Aber es flackert; d. h. es ist auf kein bestimmtes Objekt gerichtet. Vorstellungen möglicher Nahrungsmittel kommen, vereinigen sich mit dem Begehren, aber bald werden sie wieder abgeschüttelt, sie bedeuten keine Nahrungsmittel.

So bleibt das Begehren, nur für kurze Intervalle unterbrochen, in Vagheit, Unbestimmtheit, Ungestaltetheit bestehen.

Was aber geht in jenen kurzen Intervallen, da das Begehren mit einer Objekt-Vorstellung vereinigt ist, mit dem Begehren vor? Steht das vage Begehren einfach neben der

Objektvorstellung im Bewusstsein wie andere Vorstellungen, z. B. die meines Anzuges, meiner Körperglieder oder dergl.? Nein! So gleichgültig und zufällig stehen die beiden nicht nebeneinander. Wie vorhin auseinandergesetzt, ist das Begehren auf jene Vorstellung, als ihr Objekt, gerichtet. Dadurch aber, — und das ist die Tatsache, die die beiden Inhalte zu einem **neuen Ganzen** macht — erfährt das Begehren eine Veränderung: es geht aus dem Zustande der Vagheit, Unbestimmtheit, Ungeformtheit, in den der Bestimmtheit, Gestaltetheit, Geformtheit über. Die Vorstellung wird zum Formbestandteil des Begehrens, mit dem dieses, als seinem Wesen nach formloser Stoffbestandteil, vereinigt ist.

Das konkrete Bedürfnis — soweit es bisher analysiert wurde — ist also nur dadurch möglich, dass ein seiner Natur nach vages Begehren durch eine Vorstellung seine Formung erhält.

Die Funktion des Begehrens im Ganzen des Bedürfnisses ist also die, dessen Stoff zu sein; die Funktion der Vorstellung jenem Stoffe Bestimmtheit, Formung zu verleihen[1]).

Durch diese ihre verschiedene Funktion ist ihre Verschiedenheit und jeweilig, d. h. im selben Bedürfnisse, gegenseitige Unauswechselbarkeit, gegenseitige Unvertretbarkeit, mithin ihre Notwendigkeit für die Existenz

---

[1]) Diese Begriffe von Stoff und Form besitzen einige Analogien mit den bezüglichen aristotelischen Begriffen. „Wie eine Bildsäule in dem unbearbeiteten Stoffe erst der Möglichkeit nach enthalten ist, zur Wirklichkeit dagegen nur durch die Form kommt, welche der Künstler dem Stoffe einbildet, so versteht Aristoteles überhaupt unter der Anlage das unbestimmte, unentwickelte An-sich, welches zu einem bestimmten Sein zwar werden kann, aber es noch nicht ist, unter dem Wirklichen dagegen dasselbe Sein als entwickelte Totalität, das Wesen, welches seinen Inhalt zum Dasein herausgearbeitet hat . . . — Der Stoff als solcher, die sog. erste Materie, ist das Form- und Bestimmungslose, was allem Werden, aller Gestaltung vorangeht."

(E. Zeller, Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtl. Entwicklung. 3. Aufl., II. Teil, 2. Abt. S. 321/22.)

des Ganzen, des Bedürfnisses, gegeben. Sie machen ein solches erst möglich, sind die Bedingungen für seine Setzung.

Sofern aber das Begehren ein Richtungsphänomen ist, ist eine weitere Konsequenz gesetzt.

Eine Linie hat zu ihren beiden Eckpunkten verschiedene Beziehungen. Zu dem einen eine negative: ich kann mir eine Linie nur vergegenwärtigen, indem ich sie in Wirklichkeit oder bloss in Gedanken von einem bestimmten Punkte aus oder weg ziehe. Damit aber ziehe ich sie zu einem bestimmten Punkt, den ich schon vorher fixierte, sie eilt ihm zu, sie nähert sich ihm: sie steht zu diesem Punkt in positiver Beziehung.

Bei einem rein geometrischen Gebilde — der Linie — ist es natürlich eine Sache der Willkür, welcher Punkt zum Ausgangs- und welcher zum Endpunkt gewählt wird und somit auch die Frage nach der Verteilung der negativen und der positiven Polarität unentschieden. Anders bei einer wirksamen Energie. Die Wirkungsrichtung der Energie ist genau fixiert und damit die Verteilung der Polarität eindeutig bestimmt. Und so auch beim Begehren. Auch bei diesem ist, weil es sich um ein eindeutig fixiertes Richtungsphänomen handelt, die Tatsache der eindeutig bestimmten **Doppelpoligkeit** gegeben.

Bisher haben wir nur den positiven Begehrenspol betrachtet und es zeigte sich hier ein merkwürdiges Phänomen: der positive Begehrenspol wird durch das Objekt, auf das er gerichtet ist, geformt.

Aber auch am negativen Begehrenspol trifft man auf dieselbe Erscheinung. Es gibt keinen negativen Begehrenspol, der nicht ebenfalls auf ein Objekt — natürlich im negativen Sinne — sich bezöge: womit die Erscheinung der negativen Polformung des Begehrens gesetzt ist.

Das vollendete Begehren — das allerdings noch nicht das vollendete Bedürfnis ist — ist also ein doppelpolig geformtes.

Und nun wieder ein Beispiel; nicht für ein vollendetes Bedürfnis — dessen Beschaffenheit ist noch nicht festgestellt — sondern für ein doppelpoliges Begehren, das ich aus einem vollendeten Bedürfnis allein heraushebe.

Man kann verschiedene Vorstellungen: ein Haus, ein Herdfeuer darin, Treppe darin, Tor an seiner Aussenseite, einen freien Platz vor ihm, in gleichgültiger Zusammensetzung an sich vorüberziehen lassen oder man kann diese Vorstellungen in gewisse logische Beziehungen setzen, z. B. als Bestandteile der Gesamtvorstellung „Heimwesen“ erkennen.

Nun denke man, dass das Herdfeuer im Hause seiner ihm angewiesenen Lokalität entwächst, im ganzen Hause um sich greift: warum lässt dies den Bewusstseinszustand nicht ebenso sich ändern, wie z. B. die Tatsache, dass die blaue Farbe, die bisher nur an einzelnen Stellen sich fand, im ganzen Hause um sich greift, sofern dieses gleichmässigen Anstrich durch diese Farbe erfährt: das heisst, warum beschränkt sich jene Änderung nicht wie diese letztere auf eine Änderung im Inhalte der Vorstellungen und lässt die generelle Art ihres Zusammenhangs, als eines assoziativen, bezw. logischen, unberührt weiter bestehen? Weil im ersten Falle ein Begehren entsteht, sich vor Feuersgefahr zu retten. Das Begehren bekommt zum negativen Formelement das brennende Haus, zum positiven z. B. den freien Platz vor dem Hause. Weil aber, bevor man zum Platze gelangt, Treppe und Tor zu passieren sind, dies aber in einem brennenden Hause manchmal keine leichte Sache ist, können Zweigbegehren mit den entsprechenden Polformungen entstehen:

z. B. I. Zimmer (negatives Formelement) — Treppe (positives Formelement); II. Treppe (negat.) — Tor (posit.); III. Tor (negat.) — freier Platz (posit.). Mit der Befriedigung des letzten Zweigbegehrens ist das Gesamtbegehren, dessen Formelemente brennendes Haus (negat.) — freier Platz (posit.) sind, befriedigt.

Durch das Begehren also erst kommen jene Vorstellungen, — früher einander gleichgültig oder in bloss logischem Zusammenhange — in einen neuen sinnvollen Zusammenhang. Indem das Begehren je von einer weg und einer andern zu gerichtet ist, werden sie zu negativen und positiven Formelementen des Begehrens.

Wie sich aus den weiteren Ausführungen ergeben wird, könnte hier die Analyse des Bedürfnisses geschlossen werden, da sie dessen Beschaffenheit so weit aufzuklären sich bemühte, als es für die Behandlung des Grundproblems dieser Arbeit unumgänglich notwendig erscheint. Dennoch sei die Analyse in möglichster Kürze zu Ende geführt.

Versuche man es, das Bedürfnis, soweit es bisher darzustellen versucht wurde, lediglich als doppelpolig geformtes Begehren sich vorzuführen. Es bedeutet Wegstreben von und Hinstreben zu einem bestimmten, vorstellungsmässigen Inhalte.

Mit solchem Streben ist aber gleichzeitig, dem Streben eigentümlich verwebt, eine andere unausmerzbare Tatsache gesetzt: die Tatsache des Lust- und Unlustgefühls.

Wenn man es versuchen wollte, diese aus dem Bedürfnisse zu beseitigen, dann würde man erleben, dass man es überhaupt nicht vermag, oder aber, falls man sich zu solcher Abstraktion erheben könnte, dass alles Begehren sofort sinnlos und in dieser Auffassung unbegreiflich wird.

In gewisser Hinsicht ist hier ein Analogon zur Kategorie der Kausalität gegeben, die den Zusammenhang der Erfahrungstatsachen hinsichtlich ihrer Setzung innerhalb des Zeitverlaufes regiert. Man begreift, man versteht hier eine Erscheinung, wenn man sie in Zusammenhang mit anderen Erscheinungen zu bringen vermag, die ihre Ursachen heissen; ist man hierzu nicht imstande, dann ist diese Erscheinung unbegreiflich, unverständlich, rätselhaft; unser Verstand steht hier still, und falls sich die ganze Erscheinungswelt dieser Kategorie nicht fügen sollte, dann wäre uns die ganze Welt in dieser Bedeutung sinnlos.

Auf dem Gebiete des psychischen Gesamtlebens bezw. innerhalb der Fundamentaltatsache desselben, im Bedürfnisse, kommt dem Lustgefühl und dem Unlustgefühl eine ähnliche sinnverleihende Bedeutung zu, und in dieser Funktion sind diese Gefühle durch die anderen Funktionen des Begehrens und Vorstellens unersetzbar. Auf diese Unersetzlichkeit gründet sich die Selbständigkeit dieser Funktion.

Dies muss noch ein wenig näher erläutert werden.

Sicher festgelegt und allgemein anerkannt ist die Existenz des Unlustgefühls. Hinsichtlich des Lustgefühls jedoch gibt es Theorien, welche behaupten, dass alle Lust eigentlich nur negativer Natur sei: es sei der Zustand welcher eintrete, wenn eine Unlust eben verschwunden ist. Demnach wäre Lust zu definieren als Unlustlosigkeit[1]).

Die entscheidende Instanz gegen solche Auffassung ist meines Erachtens die Tatsache, dass es zwei Arten von Unlustaufhebung gibt, von denen nur eine, die nicht-normale, wie ich sie nennen möchte, sich der genannten Auffassung einigermassen angepasst zeigt, während ihr die normale Unlustaufhebung durchaus widerspricht.

Der erste Fall ist gegeben, wenn die Befriedigung eines bestehenden Bedürfnisses so lange ausbleibt, dass es entweder durch Vordrängen anderer, oder aber auf Grund einer Reflexion, die das Bewusstsein von der Aussichtslosigkeit einer Befriedigung jenes Bedürfnisses überzeugt, verschwindet. Beispiel: „Kummer“ um einen Toten, an dessen Nichtwiederkehr in diesem Leben man unwillkürlich zunächst nicht zu glauben vermag. Hier verschwindet in der Tat das Bedürfnis, ohne dass etwas anderes zurückbliebe als ein unlustfreier Zustand. Es kann zwar vorkommen, dass solchem Verschwinden unbefriedigter Bedürfnisse lustartige Gefühle der „Erleichterung“, des „Aufatmens“, des „Befreit-

---

[1]) Dieser Ansicht waren u. a. ANTISTHENES, EPIKUR, CARDANUS, VERRI und SCHOPENHAUER. Vgl. G. CESCA, Die Lehre v. d. Nat. d. Gefühle in der Vierteljschr. f. wiss. Phil. Jhrgg. 1886.

seins", des „Wie-neugeboren-Seins" u. dgl. folgen. Aber wenn man näher zusieht, so handelt es sich hier um Lustgefühle, die nicht dem eben verschwundenen Bedürfnisse angehörten oder durch dasselbe produziert wurden, sondern um Lustgefühle, die zwei anderen Quellen entstammen:

1) solchen Bedürfnissen, die erst jetzt wieder, nachdem das fragliche unbefriedigte Bedürfnis verschwunden ist, hervortreten und befriedigt werden können;

2) solchen Bedürfnissen, die direkt auf die Aufhebung des „Kummers", als einer unlustvollen Tatsache, gerichtet sind, und deren Befriedigung mit der Beseitigung des Kummers gesetzt ist.

Die Aufhebung unbefriedigter Bedürfnisse, wenn sie überhaupt erfolgt, ist demnach wirklich ein blosses Auszittern des Schmerzes, ein Übergang aus Unlust direkt in Unlustlosigkeit, d. h. in beziehungsweise Gleichgültigkeit.

Die Aufhebung befriedigter Bedürfnisse ist auch ein Übergang zu solcher relativer Indifferenz, aber ein Übergang durch einen Zustand der Befriedigung, d. h. der „Lust", der „Freude", des „Jubels".

Da dies nun festgestellt ist, fragt es sich weiter nach der Herkunft jener Lustgefühle, die bei der Befriedigung auftreten.

Ich meine nun, dass ebenso wie im gesetzten Vollbedürfnis dem negativen Begehrenspole ein Unlustgefühl verwebt ist, auch dem positiven Begehrenspole ein Lustgefühl impliziert sei. Dasselbe müsste natürlich stets schon wahrgenommen werden, solange das Bedürfnis noch unbefriedigt ist. Diese Wahrnehmbarkeit wird aber tatsächlich durch folgende Umstände eingeschränkt oder ganz aufgehoben:

1. Drängt sich im Stadium der Unbefriedigtheit des Bedürfnisses das Unlustgefühl in den Vordergrund;

2. Wird das Lustgefühl, soweit es trotzdem noch wahrnehmbar wäre, mit denjenigen Lustgefühlen häufig ver-

mischt, die die Erinnerung an die Befriedigung ähnlicher Bedürfnisse wieder aufleben lässt;

3. findet oft eine Antizipation der Befriedigung des Bedürfnisses in der Phantasie statt, durch die einerseits die Zeit, innerhalb deren die Wahrnehmung stattfinden könnte, beschränkt, andrerseits aber bewirkt wird: entweder eine Abstumpfung der Wahrnehmungsfähigkeit für das Lustgefühl, sofern nämlich die Besinnung darauf, dass die Befriedigung nur antizipativen Charakter trägt, das Unlustgefühl des tatsächlich noch unbefriedigten Bedürfnisses noch stärker hervortreten lässt als gewöhnlich; oder aber, wenn man der Befriedigung gewiss zu sein glaubt, eine Vermischung des Lustgefühles des tatsächlich noch unbefriedigten Bedürfnisses mit den Lustgefühlen, die aus der antizipierten Befriedigung desselben fortwährend fliessen.

Bei Befriedigung des Bedürfnisses findet nun eine Auflösung des letzteren statt in der Weise, dass in dem Masse, als die Befriedigung eintritt, Unlustgefühl und negativer Begehrenspol in ihrer unmittelbaren bisherigen Konkretheit aufgehoben werden und in diesem Sinne verschwinden. Damit wird aber der positive Begehrenspol und das mit ihm verwebte Lustgefühl, beides doch existierende Bewusstseinsinhalte, „freigesetzt", und auch sie müssen, da sie nur im Ganzen des Bedürfnisses Existenzmöglichkeit besitzen, nun, da ihre Rolle ausgespielt ist, verschwinden. In diesem Momente der Auflösung wird also das Lustgefühl „frei", d. h. ausserhalb der organischen Verbindung mit dem negativen Begehrenspol und dem zugeordneten Unlustgefühl, für sich allein bewusst, für sich allein erfasst, und dies sind die Augenblicke der „Befriedigung". Die alte Klage aber, dass der Schmerz sehr lange dauern könne, die Freude aber bald verschwinde, ist unter solchen Gesichtspunkten erst recht begreiflich. „Schmerz", das bedeutet die Existenz eines Bedürfnisses und bevor ein solches befriedigt wird, kann viel Zeit vergehen, falls es überhaupt befriedigt wird. So

kann ein bestimmter „Schmerz", ein bestimmter „Kummer" durchs ganze Leben eines Menschen hindurch andauern[1]).

Die „Freude", die „Lust" jedoch sind Zerfallsprodukte, Trümmer eines untergehenden Bedürfnisses, die bald allesamt in die Tiefen des Unbewussten sich verlieren.

Unter Bedürfnis verstehe ich demnach ein System, in das die drei hier generell untersuchten Erscheinungen als Elementarfunktionen eingehen.

II.

Was aber bedeuten die bisherigen Darlegungen dieses Kapitels für das Grundproblem vorliegender Untersuchung? Kann jetzt die Frage beantwortet werden, in welcher Art und in welchem Masse die Umwelt des Individuums und in welcher Art und in welchem Masse dieses selbst an der Erzeugung einer menschlichen Handlung bezw. des dieser vorausgehenden Bedürfnisses beteiligt sei? Es handelt sich mit anderen Worten um die Frage, welche Elementarfunktionen des Bedürfnisses als vom Menschen und welche als von der Umwelt generell beigebracht anerkannt werden müssen. Damit aber diese Frage exakt beantwortet werden kann, ist es notwendig, exakte Begriffe von Mensch und Umwelt beizustellen. Solche aber besitzen wir in den Sozialwissenschaften nicht.

„Mensch" bedeutet gewöhnlich die Erscheinung eines menschlichen Leibes zusammen mit jenen seelischen Tatsachen, die, als mit dem Leben dieses Leibes irgendwie verknüpft, angesehen werden: also der Mensch als psychophysische Organisation. Dann wäre als Umwelt des Menschen alles zu bezeichnen, was ihn im Raume umgibt, innerhalb dessen der menschliche Leib sich befindet. Diese Umwelt kann zunächst eine gewisse Gruppe von Formelementen der Bedürfnisse, gewisse Gruppen von

---

[1]) In der „Befriedigung" eines Bedürfnisses kommt neben dem Lustgefühl auch ein spezifisches Kontrastgefühl der Spannung, das Lösungsgefühl zur Geltung. Vgl. Wundt, Ph. Ps. II. Bd. S. 358, III. Bd. S. 261 f u. ö.

„Vorstellungen“, für sich in Anspruch nehmen: denn vor allem die im Raum gegebene Welt ist diejenige, welche der Mensch als „vor sich hingestellt“ vorfindet [1]).

Trifft dies aber zu, dann darf es keine räumliche Erscheinung geben, die davon ausgenommen wäre und damit nicht unter den Begriff der im Raum gegebenen Umwelt fiele. Damit ist gesagt, dass auch unser eigener Leib, eben als ein im Raum sich vor uns Hinstellendes oder Vorgestelltes zur Umwelt gezählt werden muss. Der praktische Mensch natürlich wird gewöhnlich bei dem ersten Begriff der Umwelt, der den eigenen Leib noch ausschliesst, verbleiben. Obwohl auch er dazu gelangen kann, jene Erweiterung des Begriffes vorzunehmen: z. B. wenn er von der Welt und auch von dem eigenen Leibe „erlöst“ sein will, wenn ihm der eigene Leib zur „Last“ wird, die er von „sich“ abschütteln möchte. Aber unter theoretischen Gesichtspunkten ist es von vornherein zulässig, auch den Leib in den Begriff der im Raum befindlichen, vorstellungsmässigen Welt aufzunehmen [2]). Das Individuum wäre hier eigentlich auf das „Seelische“ auf die „geistige Persönlichkeit“ restringiert.

Doch auch dabei kann nicht stehen geblieben werden.

Man scheidet gewöhnlich vom Reiche der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit die Welt der Erinnerung. Soweit diese vorstellungsmässige Bestandteile (zunächst räumlichen Charakters) enthält, müssen diese dem Begriffe der Umwelt zugeteilt werden; denn auch die im Raum gegebene „wirkliche“ Welt gibt sich uns doch nur dadurch kund, dass sie sich uns vorstellt, wir wissen von ihr nur als von einer vorgestellten. Freilich trägt sie den Charakter der „Wirklichkeit“ im Gegensatz zu den Erinnerungsvorstellungen: aber dies ändert nichts an der Tatsache, dass sie Vorstellung ist, gleich diesen letzteren. Und übrigens nehmen die

---

[1]) Vgl. auch H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis, ferner H. Rickert, Die Grenzen der naturwiss. Begriffsbildung 1902 S. 159 u. öfter.

[2]) Vgl. W. Wundt, Physiol. Psychol. V. Aufl. 1. Bd. S. 345/46.

Erinnerungsvorstellungen im Traume den Charakter der Wirklichkeit an, der ihnen erst beim Erwachen entschwindet. Auch im wachen Zustande können die Erinnerungsvorstellungen diesen Wirklichkeitscharakter annehmen (Illusion, Halluzination dgl.), wie dies auch GOETHE bezeugt: „Was ich besitze, seh' ich wie im weiten, und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Dennoch ist hier eine die Sachlage klärende Auseinandersetzung anzubringen.

Dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäss wurde in vorliegender Untersuchung selbst öfter die Redeform gebraucht: „in welcher Art und in welchem Mass die Umwelt an der Erzeugung des Bedürfnisses beteiligt sei", womit auf einen Dualismus zwischen Umwelt und umweltlichem Erzeugnis hingedeutet scheinen konnte. Und nachdem jetzt die Vorstellung oder das Formelement des Bedürfnisses, als Beitrag der Umwelt zum Zustandekommen des Bedürfnisses bezeichnet wird [1]), müsste hier die Vorstellung als Formelement des Bedürfnisses von der Umwelt als der Erzeugerin des ersteren unterschieden werden. Damit aber wäre das Reich der Erinnerungsvorstellungen vom Begriffe der Umwelt ausgeschlossen und hätte nur Verwandtschaft mit den Erzeugnissen der Umwelt.

Es soll auf die erkenntnistheoretischen Probleme, die sich hier der Aufmerksamkeit aufdrängen, nicht näher eingegangen werden, denn diese Probleme fallen ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit.

Nur so viel sei bemerkt:

Ob man auf dem Boden des erkenntnistheoretischen naiven Realismus steht, der eine unabhängig vom Bewusstsein existierende Welt annimmt, die sich durch Vorstellungen, die sie in unserem Bewusstsein erzeuge, in diesem kundgebe,

[1]) Dieser Teil des Satzes antizipiert erst später Ausgeführtes: dass nämlich nicht nur die Vorstellungen aus den Gebieten des Gesichts- und Tastsinns, sondern auch aus allen übrigen Sinnesgebieten dem Begriffe der Umwelt untergeordnet werden müssen.

oder ob man auf dem Boden einer kritischen Theorie der Erfahrung steht, zu der wesentlich durch HUME und KANT die Grundlagen geschaffen wurden, einer Theorie, der vielmehr das dem Bewusstsein unmittelbar Gegebene lediglich Vorstellung ist, und der es daher umgekehrt zum Probleme wird, wie wir dazu gelangen, aus diesen Vorstellungen eine objektive, dingliche Welt zu bauen, an deren von unserem Bewusstsein unabhängige Existenz wir glauben: in jedem dieser Fälle ist es doch die Vorstellung, durch die allein wir von der Umwelt wissen.

Nenne man nun die Vorstellung Umwelt oder Erzeugnis der Umwelt, in jedem Falle gehört die Vorstellung auf die eine oder andere Weise zur Umwelt und nicht zum Individuum. Und das ist hier das Wichtige.

Die Begriffe Individuum und Umwelt werden durch Abstraktion aus dem Gesamt-Weltinhalte gewonnen und ergänzen demnach einander. Dort, wo das Reich der Umwelt beginnt, endigt das Reich des Individuums und umgekehrt. Und sofern die Erinnerungsvorstellungen auch Vorstellungen sind, eignet ihnen derselbe Charakter des Nicht-Individuellen, d. h. nicht zum Menschen-Individuum Gehörigen.

Fügen wir — wie wir wohl müssen — zu den Vorstellungen des Gesichts- und des Tastsinns noch die Gehörs-, die Geruchs- und die Geschmacksvorstellungen hinzu — dieselben tragen alle den Charakter von Formelementen des Bedürfnisses — so erhalten wir einen Umweltbegriff, der alle vorstellungsmässigen Bestandteile des Bewusstseins, mithin alle Formelemente der Bedürfnisse, — das Gesamtsystem letzterer heisst eben Bewusstsein — umfasst.

Und Nicht-Umwelt, d. h. aber zum Individuum gehörig, wäre das, was sonst noch im Bedürfnisse vorhanden ist, nämlich das Begehrens- oder Willenselement und das Gefühlselement der Lust und Unlust[1]). In ihnen findet und weiss sich das „Ich“ unmittelbar.

---

[1]) Vgl. auch W. WUNDT a. a. O. 3. Band S. 375.

Damit wären die reinen theoretisch-exakten Begriffe von Umwelt und Individuum gewonnen, und alle übrigen Umwelt- und Individuumbegriffe, die noch gebildet werden können — und sie werden gebildet, ist ja auch in dieser Darstellung selbst von einem solchen Begriffspaar ausgegangen worden — sind nur Variationen jenes exakten Begriffspaares, Variationen, die dadurch entstehen, dass man aus irgendwelchen Gründen praktischer Natur — also auch aus Gründen wissenschaftlicher Praxis — aus dem Bereiche der Umwelt Bestandteile nimmt, um sie dem Begriffe des Individuums unterzuordnen.

Ist aber das theoretisch-reine Menschenindividuum als Begehrens- und Fühlenssubjekt zu definieren, dann ergibt sich aus der vorher versuchten Funktionalanalyse des Bedürfnisses, dass der Mensch unter allen Umständen der wesentliche Faktor menschlicher Handlungen ist, sofern das Begehren (zusammen mit dem Fühlen) das konstitutive Element des Bedürfnisses ist.

Sofern weiter die Definition der Elemente eines Bedürfnisses aus ihrer Funktion im Ganzen des Bedürfnisses erfolgte, und sofern jedes dieser Elemente als Elementarfunktion durch eine andere Elementarfunktion nicht vertreten werden kann, diese daher unauswechselbar sind, ist ihre Selbständigkeit, d. h. gegenseitige funktionale Unabhängigkeit festgestellt; sie ergänzen einander nur. Und somit stünde auch der Mensch als von der Umwelt wesentlich unabhängiger Erzeuger seiner Taten da[1]. Nur akzidentiell — nämlich nur hinsichtlich der Formung und Gestaltung seines Begehrens — erscheint er und damit sein Handeln von der Umwelt abhängig.

---

[1]) D. h. sofern zwischen diesen und Bedürfnissen ein Kausalzusammenhang angenommen wird.

III.

Ist mit den letzten Sätzen das Grundproblem dieser Untersuchung in sicherer Weise entschieden? Ist damit in unbezweifelbarem Beweise eine allgemeingültige Formel, ein Gesetz festgestellt, in welcher Art und in welchem Mass sowohl das menschliche Individuum als auch die jeweilige Umwelt eines solchen an der Erzeugung eines Handlungsmotives und damit mittelbar an der Verursachung menschlicher Handlungen beteiligt sei?

Nein!

Und zwar aus folgendem Grunde: Man kann nämlich bei jedem System, d. h. einem Ganzen einheitlich zusammenwirkender Teile, nicht nur nach der funktionellen Bedeutung jedes Teils in diesem Zusammenhange, sondern auch nach seiner Genesis, seiner Herkunft fragen.

Das deutlichste Beispiel gibt hier der Begriff des Mechanismus.

Wie steht es nun mit dem System, das oben Bedürfnis genannt wurde. Seine Elemente können auf dem Boden reiner Erfahrung — und dieser ist wohl für alle Wissenschaft gültig — auf nichts anderes, was ausserhalb ihrer läge, zurückgeführt werden. Aber ist es nicht möglich, eine Reduktion innerhalb dieser Elemente vorzunehmen, so dass z. B. das Begehren als Erzeugnis des Vorstellungselementes erschiene? Diese Frage ist nicht zu beseitigen etwa dadurch, dass man auf die Analyse des Bedürfnisses hinweist, die jedes Element in seiner funktionalen Unersetzlichkeit und damit Unabhängigkeit von den anderen aufzeigt. Denn hier handelt es sich nicht um die funktionale, sondern um die genetische Betrachtungsweise, die sich um den Prozess des Entstehens einer Tatsache kümmert, während erstere das Bestehen voraussetzt und nur um die Stellung und Tätigkeit (Funktion) des bereits Bestehenden innerhalb eines grösseren Ganzen frägt.

Eine grobe Verdeutlichung für das Verhältnis dieser Betrachtungsweisen gibt ein Hinweis auf die Familie. Die bereits konstituierte, bereits bestehende Vollfamilie im heutigen Sinne ist ein System zusammenwirkender Individuen, deren wesentliche Vater, Mutter und Kind genannt werden. Diese Individuen sind eigenartig, untereinander nicht vertretbar, unabhängig in diesem Sinne, solange man die konstituierte Familie im Auge hat. Der anderen Frage nach der Genesis dieser Familienelemente stellt sich eines — das Kind — als Produkt beider anderer dar[1]).

Und so beim Bedürfnis. Es zeigt sich zumeist, dass die Setzung desselben von der Setzung einer Vorstellung abhängig ist, die im Bedürfnisse die Rolle des negativen Formelementes inne hat. Die populäre Sprechweise bezeichnet die Vorstellung als Ursache des Begehrens. Das Feuer z. B., das einen Körperteil trifft, „erzeugt" Schmerz oder Unlust und das Begehren, dem Schmerz-Erzeugenden zu entweichen[2]).

---

[1]) Die methodologische Erkenntniss, dass grundsätzlich jede Erscheinung, die als Teilinhalt eines grösseren Ganzen aufgefasst werden kann, einer zweifachen gedanklichen Erfassung zugänglich ist, erwuchs mir aus der konsequenten Bearbeitung des dieser Untersuchung zugrunde liegenden materialen sozialwissenschaftlichen Problems. Inzwischen war — völlig unabhängig von mir — mein Freund Dr. Othmar Spann zu derselben Erkenntnis gekommen, aber im Unterschiede von mir nicht gelegentlich der Behandlung eines materialen sozw. Problems, sondern auf Grund der von vornherein methodologischen Frage nach der Eigenart sozialwissenschaftlicher Begriffsbildung. Daraus erklärt sich auch vor allem unsere verschiedene Behandlung dieser Erkenntnis: während ich sie in der Bearbeitung eines bestimmten Problems zur praktischen Durchführung brachte, hat er in erster Linie — und zwar in ausgezeichneter Weise — ihre erkenntnistheoretische Begründung geleistet, die bei mir nur in den allergröbsten Umrissen vorliegt und hat weiter ihre fundamentale Bedeutung speziell für die sozialwissenschaftliche Begriffs-Bildung nachgewiesen. Vergl. Dr. Othmar Spann, Zur Logik der sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung, in den Festgaben für Friedr. Jul. Neumann, Tübingen 1905, auch separat erschienen.

[2]) Vgl. auch W. Wundt, Physiol. Ps. III Bd. S. 112 f.: („Es ist) charakteristisch . . ., dass bei den direkten Sinnesvorstellungen die Gefühlskomponente dem objektiven Eindruck nachzufolgen pflegt . . . . . . Offenbar ist es dies regelmässig bestehende Verhältnis, in welchem die schon in der gewöhnlichen Auffassung des seelischen Lebens entstandene und dann auch in der Psychologie weit verbreitete Ansicht wurzelt, dass sich überhaupt Vorstellung und ihr Gefühlston wie Ursache und Wirkung zueinander verhielten."

Wenn auf dem Gebiete der Raumwelt, im Sinne des naiven Kausalbegriffs, eine besonders ins Auge fallende Bedingung eines Ereignisses mit der Bedingungsgesamtheit des letzteren identifiziert wird, dann ist es gereifterer Betrachtungsart leicht, auf die Vorbedingungen hinzuweisen, die das naive Auge ganz übersah.

Hinsichtlich der vorliegenden Frage würde nun die Sachlage prinzipiell dieselbe sein, wenn das Begehren vor den Vorstellungen, die es formen, gegeben wäre. (Ähnlich der ruhenden Kugel, ehe diese der Stoss trifft.) Dann wäre die Behauptung, die Vorstellung rufe alle übrigen Elemente des Bedürfnisses hervor, sei mithin Bedingungsgesamtheit für ein Bedürfnis, leicht abzuweisen, bezw. dahin einzuschränken, die Vorstellung sei eine Bedingung für das Zustandekommen des Bedürfnisses, dessen andere Bedingungen, unabhängig von den Vorstellungen, im Fühlen und Begehren gegeben seien.

In der Tat ist eine solche Argumentation für den positiven Pol des Bedürfnisses möglich; Begehren und Fühlen sind hier früher da als das endgültige Formelement.

Anders jedoch beim negativen Pole: hier ist die Setzung der Vorstellung zumeist Setzungsbedingung des Begehrens. Demnach hat die Unabhängigkeit des Begehrens (seiner Genesis oder Setzung nach) von der Vorstellung am positiven Pole des Bedürfnisses keine Bedeutung gegenüber der Frage nach der Genesis des Begehrens (und Fühlens) überhaupt, solange die genetische Beziehung zur Vorstellung am negativen Pole noch ungeklärt ist.

Hier muss nun gesagt werden, dass uns von Vorbedingungen (im bezeichneten Sinne) für die Setzung des Begehrens- und Fühlenselementes ausser den Vorstellungen nichts bekannt ist[1]. Wenn aber solcherart ausser den Vorstellungen nichts anderes als Vorbedingung für die Setzung des Begehrens und Fühlens hingestellt werden kann, so ist damit noch nicht die

---

[1]) Von der transzendentalen Apperzeption Kants kann hier abgesehen werden.

Vorstellung (negatives Formelement) als Bedingungsgesamtheit jener anderen Elementarfunktionen hingenommen.

Denn einmal zugegeben, (obwohl die reine Erfahrung dies nicht lehrt) dass die Vorstellung Begehren und Fühlen durchaus „erzeuge", „verursache", also deren Bedingungsgesamtheit sei: was wäre damit gewonnen?

Aus Nichts wird Nichts. Soll die Vorstellung Bedingungsgesamtheit des Begehrens (und Fühlens) sein, dann muss sie es aus sich hervorbringen. Von naheliegenden Schwierigkeiten solchen Gedankens abgesehen, so ist ja dessen logischer Gehalt dahin zu bestimmen, dass in der Vorstellung in potentia, der Möglichkeit nach, zunächst nur latent, das Begehren (und das Fühlen) schon gegeben sei, das dann in einem bestimmten Momente hervortrete und sich der Vorstellung gegenüberstelle als durchaus eigenartige, durch jene unersetzbare Elementartatsache, d. h. der Gedanke, der die Frage nach der Genesis des Begehrens und Fühlens beantworten will durch Behauptung einer Erzeugerrolle des Vorstellens gegenüber Fühlen und Wollen erweist sich als unvollziehbar. Die Erklärung des Entstehens von Fühlen und Wollen aus der Vorstellung ist in der Tat keine solche Erklärung; denn sie setzt das Bestehen jener Tatsachen immer schon voraus. Konsequent durchgeführt lässt jener Gedanke uns dort, wo wir schon im Momente der Fragestellung gewesen. Die Teilinhalte oder Elementarfunktionen des Bedürfnisses sind nicht nur funktional von einander unabhängig, sondern auch genetisch nicht auseinander ableitbar[1].

Aber nicht nur ist die Vorstellung nicht als Bedingungsgesamtheit des Begehrens anzuerkennen, sondern sofern sie überhaupt noch als eine Setzungsbedingung anerkannt werden

---

[1]) Ich beabsichtige hier nicht alle Theorien, die die Phänomene des Begehrens und Fühlens auf Vorstellungsphänomene reduzieren wollen, zu widerlegen. Für die Zwecke dieser Untersuchung genügt die Widerlegung der einen im Texte bezeichneten Theorie.

muss, hat dies in rein zeitlichem Sinne zu geschehen. Es ist wichtig, dies zu bemerken; denn auf dem Gebiete der Raumwelt ist jede Bedingung auch von quantitativ-qualitativer Bedeutung für das Ereignis, was aus der qualitativ-quantitativen Variation des Vorbedingungskomplexes durch Hinzutreten der Komplementärbedingung ersichtlich ist. Bei den Phänomenen des Begehrens und Fühlens kennen wir aber (ausser den Vorstellungen) keine Vorbedingungen, d. h. wir kennen keine Bedingungen, die vor dem Eintritt der nach populärem Sprachgebrauch das Begehren „hervorrufenden" Vorstellung gesetzt wären. Selbst wenn also die Vorstellung nicht nur von zeitlicher, sondern auch von materialer Beutung für die Setzung, die Genesis des Begehrens wäre, so könnte doch diese Bedeutung kein Gegenstand möglicher Erfahrung sein.

Daraus ergibt sich, dass die als — eigentlich so zu nennende — psychische Inhalte von den physischen, objektiven, vorstellungsmässigen Inhalten der Welt zu scheidenden Phänomene des Fühlens und Begehrens (oder Wollens) auf dem Boden reiner Erfahrung als ein der Genesis nach qualitativ-quantitativ Unbedingtes, Unbeeinflussbares erscheinen.

Alles Bisherige kurz zusammenfassend, kann gesagt werden:

1) sofern Bedürfnisse als Ursachen menschlicher Betätigungen gelten,

2) sofern konstitutive Elemente eines Bedürfnisses Begehren und Fühlen sind,

3) sofern diese Elemente dem Begriffe des Individuums untergeordnet werden müssen, dessen Selbständigkeit zunächst auf die selbständige Funktionalität jener seiner Bauelemente im Ganzen des Bedürfnisses sich gründet,

4) soferne diese Bauelemente des Individuums nur in zeitlicher Hinsicht von dem Formelement des Bedürfnisses, der Vorstellung, genetisch abhängig gedacht werden müssen,

5) sofern weiter das bereits entstandene Begehren durch Hinzutreten der Vorstellung aus dem Zustand der

Vagheit in den der Geformtheit, der Gestaltetheit übergeht, ergibt sich der Begriff eines menschlichen Individuums, das seiner Setzung oder seinem Sein nach nur als durch sich determiniert angenommen werden muss, und nur seinem Jetztsein und Sosein d. h. der Setzungszeit und der konkreten Formung seines Begehrens nach als durch die übrige Welt, seine Umwelt, determiniert erscheint.

Wesentlich ist daher das menschliche Individuum, als Begehrens- und Fühlenssubjekt bestimmt, von seiner Umwelt unabhängiger Schöpfer seiner Taten. In ihm liegen deren wesentliche Entstehungsbedingungen.

---

3. Kapitel.

Das Problem des Systems der Bedürfnisse.

I.

Das individuelle psychische Leben lässt sich auffassen als der Inbegriff aller Bedürfnissetzungen und Bedürfnisaufhebungen, d. h. des Werdens und Vergehens von Bedürfnissen [1]).

Geburt und Sterben der Bedürfnisse findet fortwährend statt. In einem bestimmten Momente wird dieses Bedürfnis geboren; aber es ist noch nicht vollendet, noch fehlt ihm die positive Polformung: das positive „Objekt" des Begehrens. Im selben Momente hat ein anderes Bedürfnis jene positive Polformung erlangt. Und im selben Momente wird gerade ein anderes Bedürfnis befriedigt, d. h. es beginnt, in dem Masse als die Befriedigung fortschreitet, sich aufzulösen: der negative Pol verschwindet sofort, das Lustgefühl des positiven Poles wird damit freigesetzt und erscheint [2]) als „Befriedigungsgefühl"; bald aber legt sich auch diese Erregung: relative Indifferenz tritt ein. Und so geht es fort und fort.

Wie aber steht es mit den Beziehungen der Bedürfnisse untereinander? Besitzen sie vielleicht keine anderen als die der blossen zeitlichen Koexistenz und Sukzession, und wäre damit das System der Bedürfnisse ein rein zeitlicher Zusammenhang?

Diese Frage geht zunächst auf den Funktionalzusammenhang der Bedürfnisse, d. h. gemäss der oben gegebenen Definition der Funktionalität auf die Beschaffenheit

---

[1]) Eine genaue Darlegung und Begründung dieser Auffassung kann in diesem Zusammenhange nicht versucht werden.

[2]) Zusammen mit dem Lösungsgefühl.

des Zusammenhangs bereits bestehender Bedürfnisse. Es wird gefragt, wie sich bereits bestehende Bedürfnisse zueinander verhalten, ob sie gegeneinander gleichgültig sind oder ob sie vielleicht zusammenwirken, und welcher Art solches Zusammenwirken sei.

Schon im oben gegebenen Beispiel einer Flucht aus einem brennenden Hause ist ein recht deutliches Beispiel eines Funktionalzusammenhanges von Bedürfnissen gegeben. Dieser ist hier doppelter Art: Es handelt sich einmal um die Beziehung der Teilbedürfnisse oder Zweigbedürfnisse zum Hauptbedürfnisse und ferner um die Beziehung jener untereinander. Im ersten Falle handelt es sich um ein Füreinanderwirken einseitiger Art: um eine Funktion der Stellvertretung, der Substitution. Im zweiten Falle handelt es sich um ein Zusammenwirken; die Teilbedürfnisse vereinigen sich zu einem System und damit zu einer Gesamtleistung.

Es kann nun, so wichtig an sich die Fragen der Funktionalzusammenhänge innerhalb eines Bedürfnissystems sind, an diesem Orte nicht näher darauf eingegangen werden, weil es gegen die Ökonomie dieser ganzen Untersuchung verstossen würde. Es musste überhaupt nur auf die Frage solcher Funktionalzusammenhänge hingewiesen werden, um damit die hier weit wichtigere Frage nach dem genetischen Zusammenhange der Bedürfnisse schärfer herauszustellen. Sind Bedürfnisse gegeben, die ihrer Existenz, ihrem Entstehen, ihrer Setzung nach als abhängig von anderen Bedürfnissen zu denken sind? Kann ein Bedürfnis zur Ursache für das Entstehen eines andern werden? Und wenn dies der Fall, in welcher Art und in welchem Mass ist solche Ursächlichkeit gegeben?

Auch hier sei, als auf ein elementares Beispiel, auf das soeben benützte verwiesen.

Zunächst ist ja das Bedürfnis mit der negativen Polformung „Zimmer“ und der positiven „freier Platz vor dem Hause“ gegeben. Diesem Bedürfnisse entsprechend soll nun

gehandelt werden. Aber kaum hat man das Zimmer verlassen, so schlägt einem schon Rauch und Feuer entgegen. Unwillkürlich muss man Halt machen und denkt wohl: „O, wär ich nur schon bei der Treppe!“ Damit tritt das erste Bedürfnis, zeitweilig etwas verblasst, in den Hintergrund, und dies neue Bedürfnis steht im Vordergrunde: negative Polformung „gefahrbringender Rauch und ebensolches Feuer“, positive Polformung die Vorstellung der Treppe.

In welcher Beziehung stehen nun beide Bedürfnisse?

Der Rauch und das Feuer sind das Hindernis, das sich der Befriedigung des ersten Bedürfnisses entgegensetzte. Dies Hindernis wird nun zur negativen Polformung des zweiten Bedürfnisses. Mit der Setzung dieses Hindernisses ist das neue Bedürfnis gesetzt. Das Hindernis ist aber etwas Vorstellungsmässiges. Mithin ist die Abhängigkeit des Gesamtbedürfnisses von ihm durch die im ersten Abschnitte dieses Teils versuchte Problemlösung entschieden.

Das heisst aber: Die Frage nach der genetischen Abhängigkeit von Bedürfnissen untereinander, (wo letztere überhaupt besteht,) ist gleichzusetzen der Frage nach der genetischen und der funktionalen Abhängigkeit des Begehrens- und Fühlenselementes vom Vorstellungselemente. Ein seiner Setzung nach von einem anderen Bedürfnisse abhängiges Bedürfnis ist von jenem nur in der Art und in dem Masse abhängig wie von seinem negativen Formelement. Eine andere Frage ist dann die nach der Abhängigkeit einzelner Bedürfnisse von anderen nicht ihrer Setzung, sondern ihrer Vollendung[1]) nach: also hinsichtlich des positiven Formelements.

Ein Beispiel in groben Umrissen: Jemand hat sich aus ursprünglich reinem Wissensbedürfnis heraus der Lösung eines naturwissenschaftlichen Problems hingegeben, und hat die Lösung schliesslich auch zustande gebracht, d. h. sein in Frage stehendes intellektuelles Bedürfnis erhielt die

[1]) Genetische Abhängigkeit im weitern Sinn.

Formung des positiven Pols. Bei intellektuellen Bedürfnissen bedeutet die positive Polformung gleichzeitig Aufhebung des Bedürfnisses, d. h. die positive Polformung als solche (also gegenüber der Nichtgeformtheit) ist selbst Befriedigungsmittel.

Nun bestehe gleichzeitig in jenem Manne ein Bedürfnis nach materiellem Wohlstand, das aber nicht durchaus als „frommer Wunsch“ charakterisiert werden könne, sondern sich bereits auf ein Substitutionsbedürfnis stütze, das selbst ein bestehendes technisches Problem zum negativen Formelement habe. Die vorhin erwähnte Lösung des rein naturwissenschaftlich gestellten Problems erweise sich nun aber gleichzeitig als die Lösung dieses von vornherein als technisches gestellten Problems (man denke an irgend ein neues Beleuchtungssystem) d. h. verleihe dem Substitutionsbedürfnisse jenes Wohlstandsbedürfnisses die positive Polformung.

Also sowohl seiner Setzung wie seiner Vollendung nach ist die genetische Abhängigkeit eines Bedürfnisses von anderen innerhalb der Abhängigkeiten des Begehrens- und Fühlenselementes vom Vorstellungselemente gelegen. Ein von anderen Bedürfnissen seiner Entstehung nach abhängig zu denkendes Bedürfnis weist solche Abhängigkeit nicht auf hinsichtlich seiner wesentlichen konstitutiven Bestandteile: des Fühlens- und Begehrenselementes.

Nur hinsichtlich seiner Entstehungszeit und seiner akzidentiellen Bestandteile (Vorstellungs- oder Formelemente) ist eine genetische Abhängigkeit eines Bedürfnisses von anderen anzunehmen.

II.

Jeder einzelne der gesellschaftlich verbundenen Kulturmenschen weist die mannigfachsten Bedürfnisarten auf, d. h. sein Verhältnis zur Umwelt, das ein Begehrensverhältnis ist, erscheint in verschiedene Kategorien gegliedert, so dass

man neben wirtschaftlichen rechtliche, politische, religiöse und andere Bedürfnisarten unterscheiden kann.

Mit den verschiedenen Bedürfnisarten sind nun aber verschiedene Tätigkeitsarten gesetzt, die als Befriedigungsinstitute der in den Bereich jener fallenden Bedürfnisse aufgefasst werden können.

Diese verschiedenen Tätigkeitskategorien der Menschen setzen entsprechend verschiedene Erscheinungskreise — die Wirtschaft usw. — die auch Kulturgebiete genannt werden; in ihrer Gesamtheit bilden sie das Reich der menschlichen Kultur.

Seit altersher hat man nun Beziehungen zwischen den verschiedenen Kulturgebieten bemerkt: den Einfluss der Wirtschaft auf das politische, sittliche, religiöse Leben und umgekehrt den Einfluss dieser letzteren auf das erste Gebiet usw. Dieser Einfluss bedeutet Abhängigkeit der einzelnen Kulturgebiete voneinander hinsichtlich weiterer Entwicklung und manchmal sogar der Entstehung.

Der Voraussetzung nach sind aber die die Kulturgebiete setzenden Tätigkeiten unmittelbar von Bedürfnissen abhängig. Wenn daher die Abhängigkeit von Kulturgebieten untereinander bemerkt wird, so muss sie sich auf die Abhängigkeit der jene Kulturgebiete setzenden Bedürfnisse gründen [1]).

Diese Abhängigkeit kann wieder zweifacher Art sein:

1) kann sie sich beziehen auf die Entstehung des Bedürfnisses: also z. B. auf die Entstehung der die wissenschaftliche Tätigkeit setzenden Bedürfnisse;

2) kann sie sich beziehen auf die Wirksamkeit bereits als bestehend gedachter Bedürfnisse: so kann z. B. gefragt werden, ob im wirtschaftlichen Handeln der Menschen nur wirtschaftliche Bedürfnisse sich geltend machen, oder ob nicht neben diesen auch Bedürfnisse anderer Art

---

[1]) Abgesehen von den rein dinglichen oder sachlichen Beziehungen der Kulturgebiete.

zur Wirksamkeit gelangen und das freie Walten jener anderen Bedürfnisse einschränken[1]).

Grundsätzlich ist die zweite Frage nur von sekundärer Bedeutung gegenüber der ersten Frage, deren Beantwortung darüber entscheidet, ob die in ihrer Entstehung von anderen abhängig gedachten Bedürfnisse überhaupt selbständig sind und damit selbständige Kulturgebiete setzen. Ist z. B. das religiöse Bedürfnis in seiner Entstehung gänzlich von wirtschaftlichen Bedürfnissen bedingt, dann ist auch die Religion nichts anderes als eine Entäusserung des wirtschaftlichen Lebens in eine andere Form.

Nun wurde für die Frage der genetischen Abhängigkeit von Bedürfnissen untereinander eine Lösung allgemeinst schon zu bieten versucht: Nur hinsichtlich seiner Entstehungszeit und seiner akzidentiellen Elemente (Formung) ist eine genetische Abhängigkeit eines Bedürfnisses von anderen möglich.

Dabei sind jedoch wieder zwei Formen unterscheidbar: eine unmittelbare und eine mittelbare.

Unmittelbar ist die erste Form zu nennen, weil die genetische Abhängigkeit eines Bedürfnisses von anderen gleichzeitig einen ausdrücklich teleologischen Charakter an sich trägt, wie z. B. anfänglich bei vielen Wissensbedürfnissen, die im Dienste besserer Befriedigung der materiellen Elementarbedürfnisse entstanden.

Eine mittelbare (nicht in jenem Sinne teleologisch charakterisierte) Abhängigkeit besteht aber vielfach zwischen den letztgenannten Bedürfnissen und solchen künstlerischer Art.

Im ersten Falle handelt es sich um Tatsachen aus dem Gebiete der Herstellung materieller Güter, die zu Objekten des Denkens, d. h. (als Bewusstseinsinhalte) zu Formelementen intellektueller Bedürfnisse werden. Im zweiten Falle handelt es sich darum, dass — nach verbreiteter Sprechweise — die

[1]) Vgl. hierzu z. B. Ad. Wagner, Grundlegung der Polit. Ökonomie I. Teil, 1. Halbband, S. 83 ff. über „Differenzierung und Kombination der Motive im wirtschaftlichen Handeln“.

Kunst aus der Gestaltung jenes Lebensgebietes „Motive“ empfängt, d. h. also Tatsachen jenes Lebensgebietes zur eigenartigen künstlerischen Aneignung vorfindet. In beiden Fällen aber ist die Abhängigkeit der Bedürfnisse von jenem Lebensgebiete, bezw. den dieses setzenden Bedürfnissen gleich der Abhängigkeit von den eigenen Vorstellungs- oder Formelementen, die eben jenem Gebiete entstammen, während das konstitutive Begehrens- (bezw. Fühlens-)element der wissenschaftlichen und künstlerischen Bedürfnisse aus jenem Vorstellungselement und damit aus dem betreffenden fremden Lebensgebiet kausal nicht hergeleitet werden kann.

Das Problem der genetischen Abhängigkeit von Bedürfnissen untereinander erweist sich somit als eine bloss spezielle Form der im vorigen Kapitel behandelten allgemeinen Frage nach dem Verhältnisse des Individuums zur Umwelt hinsichtlich der Entstehungsbedingungen seiner Handlungen.

Sofern das konstitutive Element des Bedürfnisses Begehren (und Fühlen) ist, und sofern dieses konstitutive Element selbst wieder dem Begriffe des Individuums untergeordnet werden muss, dieses als theoretisch-reines Individuum Begehrens- und Fühlenssubjekt ist, pulst in jedem Bedürfnis gleichermassen jene spontane individuelle Kraft, die von allem, was nicht sie selbst ist, also auch von jedem anderen Bedürfnis desselben empirischen Menschen nur insofern und insoweit abhängig sein kann, als es durch die allgemeine Problemlösung entschieden wurde:

Nur hinsichtlich der Setzungszeit und der konkreten Formung des Begehrens, in dem es sich manifestiert. Sofern nun jede Kategorie des Kulturlebens einem Bedürfnis (bezw. Bedürfnisart) seine Setzung verdankt, dessen konstitutives Element das individuelle Begehren (und Fühlen) ist, waltet auch in der Entfaltung jedes Kulturgebiets dieselbe treibende Macht, die dessen wesentliche Selbständigkeit gegenüber allen anderen Kategorien des Kulturlebens garantiert.

Diese Selbständigkeit äussert sich

1) darin, dass selbst dann, wenn im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung die Gestaltung aller übrigen Kategorien des Kulturlebens von der Gestaltung der Wirtschaft (bezw. der Produktivkräfte) zu allen Zeiten abhängig wäre, diese Abhängigkeit (abgesehen von der oben berührten sekundären) nur eine solche hinsichtlich der nicht-konstitutiven, nicht-wesentlichen Elemente der in jenen Kategorien zum Ausdruck gelangenden Bedürfnisse sein würde;

2) darin, dass die Entfaltung jeder Kulturkategorie, wenn sie überhaupt in diesem Sinne von der Entfaltung anderer Kategorien abhängig ist, doch grundsätzlich nicht von bestimmten anderen Kategorien (z. B. der Wirtschaft) abhängig sein muss:

3) darin, dass jede Kulturkategorie grundsätzlich — ob es nun tatsächlich-historisch geschieht oder nicht — sich umgestalten kann, unabhängig davon, ob andere Kulturgebiete dies tun.

Demnach kann jede Kulturkategorie, auf Grund der in ihr waltenden treibenden Begehrensmacht der menschlichen Individuen, grundsätzlich die Rolle übernehmen, die die materialistische Geschichtsauffassung allein der Wirtschaft zuspricht:

Unabhängig Variable des Kulturlebens zu sein, zu der alle übrigen Kategorien abhängig variabel sich verhalten; dies letztere zunächst (abgesehen von der berührten sekundären Abhängigkeit) in der Art und in dem Masse, wie es durch die grundsätzlichen genetischen Beziehungen zwischen Bedürfnissen möglich ist[1]).

---

[1]) Neben der genetischen Abhängigkeits-Beziehung zwischen Bedürfnissen wurde oben noch eine zweite Abhängigkeitsbeziehung, nämlich eine solche zwischen bestehenden Bedürfnissen, erwähnt. Es fragt sich also, ob in den Handlungen, die einem bestimmten Kulturgebiet angehören, neben den dieses Kulturgebiet eigentlich setzenden Bedürfnissen noch andere mit zur Wirksamkeit gelangen, also z. B. Einfluss religiöser Bedürfnisse auf die künstlerische Produktion; und ferner ob solcher Einfluss zwischen allen Gebieten, also gegenseitig, mehr oder weniger auftrete.

Die Beantwortung dieser Frage ist für die Entscheidung der in dem letzten Kapitel behandelten Frage nach der grundsätzlichen Selbständigkeit aller Kulturgebiete bedeutungslos. Das erhellt schon daraus, dass die materialistische Geschichtsauffassung, die diese Grundfrage verneint, die Frage der Wechselwirkung in dem dargelegten Sinne bejaht. Engels sagt in einem, ebenfalls aus seiner letzten Lebenszeit stammenden Briefe: (Veröffentlicht im Sozialist. Akademiker Jhrgg., 1895, S. 351/53.)

„Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion des wirklichen Lebens . . . die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Ueberbaues — politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate — Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse aufgestellt usw. — Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schliesslich als Notwendigkeit die ökonomische Bewegung sich durchsetzt.“

Es findet also der m. G. zufolge eine Wechselwirkung aller Lebensgebiete (auch der „nicht-wirklichen“) statt*). Da aber dem Grundbegriffe dieser Theorie zufolge alle übrigen Lebensgebiete nur als Entäusserungen der Oekonomie in andere Formen gelten, ist die Wechselwirkung zwischen den einzelnen „Momenten des Ueberbaus“ eigentlich nur ein Schattenspiel, und die (in einem anderen Briefe ausdrücklich erwähnte) Rückwirkung des Ueberbaues auf die ökonomische Basis nur die Art und Weise, wie die in jene Ueberbauformen entäusserte Oekonomie auf sich selbst (in ihrer reinen Urgestalt) zurückwirkt.

*) Die oben angeführten ähnlichen Aeusserungen Engels' zitiert P. Barth in seinem Werke „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie“, I. Leipzig, 1897, S. 327 f.

Über die Bedeutung des erkenntnistheoretischen Solipsismus und über den Begriff der Induktion.

Von **Richard v. Schubert-Soldern**, Görz.

Inhalt:

I. 1. Es gibt kaum eine philosophische Ansicht, die leichter missverstanden werden kann, als die des erkenntnistheoretischen Solipsismus; ich möchte daher mit einigen Worten seine Bedeutung möglichst klar legen. Ich habe schon an andrer Stelle[1]) darauf hingewiesen, dass der erkenntnistheoretische Solipsismus jede metaphysisch-transzendente Auslegung ausschliesst. Er will nicht behaupten, dass ich allein auf der Welt existiere oder dass ich die Welt bin, sondern nur, dass alle Erkenntnis in mir beschlossen ist, dass ich in keiner Weise zur Erkenntnis von irgend etwas gelangen kann, was ausserhalb meines Bewusstseins im weitesten Sinne liegt. Die erste Ansicht müsste behaupten, dass die Welt mein Produkt ist, wenigstens in dem Sinn, in dem es meine Vorstellungswelt im Gegensatz zur sogenannten Aussenwelt ist. Die Welt ist aber nicht mein Produkt, sie ist nicht abhängig von meinem Denken, Fühlen und Wollen, wenn

---

[1]) Vergl. meine Arbeit: „Das menschliche Glück und die soziale Frage" Einleitung p. X ff.

sie auch stellenweise durch diese beeinflusst werden kann. Vielmehr ist die Welt eine gesetzmässige Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge von Daten, die ganz unabhängig von meinem Ich, d. h. von meinem individuellen Ich ist. Um dieses klarer zu machen, muss natürlich der Begriff des Ich zuerst analysiert und festgestellt werden.

2. Will man das Ich durch seinen Inhalt allein bestimmen, dann ist es in der Tat alles oder nichts, denn alles muss Inhalt meines Ich sein, muss mir gegeben sein, wenn ich überhaupt nur davon reden soll. Dieses Ich ist aber nicht etwa ein allgemeines Ich, ein allgemeines Bewusstsein, weder Mann noch Weib, weder Fisch noch Fleisch, aus dem erst die besondern Ich, man weiss nicht auf welche Weise, hervorgehen sollen. Dieses Ich ist vielmehr mein ganz individuelles Ich, das sich hier an diesem Ort und zu dieser Zeit mit diesem meinem bestimmten und zum Ich gehörenden Leibe vorfindet. Diesem meinem individuellen Ich muss alles gegeben sein, über das ich überhaupt irgend etwas aussagen will. Es ist das nicht etwa das Ergebnis eines Schlusses sondern eine, wie mich dünkt, unumstössliche Tatsache. Doch alle diese Daten sind eben Inhalte meines Ich, nicht in dem Sinn, dass das Ich ein Gefäss wäre, das sie umfasst, sondern in dem Sinn, dass sie alle in einem Zusammenhange stehen, der mein Ich ausmacht. Entfernt man in abstracto (und man kann es nur in abstracto tun) allen Inhalt aus diesem Zusammenhang, dann bleibt eben nur dieser Zusammenhang in abstracto übrig. Doch auch alle Teilzusammenhänge selbst, alle Beziehungen und Verhältnisse können als Inhalte des Ich aufgefasst werden. Was bleibt dann für das Ich als solches? Nichts? Doch nicht ganz! Alles was gegeben ist, ist in einer Gegenwart gegeben, in der alles wechselt, nur sie selbst nicht. Vergangenheit und Zukunft mit ihren jeweiligen Inhalten sind immer in einer Gegenwart, einem gegenwärtigen Augenblick gegeben, sie sind zeitliche Beziehungen in ihm. Ist nun diese ewige

Gegenwart das eigentliche reine Ich? Auch das nicht![1]) Es ist nur der einzig ständige Kern, um den sich der ganze Zusammenhang des individuellen Ich gruppiert, alles andre wechselt, wie ja auch im Leibe alles wechselt und dieser doch derselbe bleibt und seine wesentlichen Eigenschaften behält. Man kann diesen Zusammenhang analysieren, in seine Bestandteile zerlegen, aber dann hat man eigentlich das zerstört, was den Zusammenhang des individuellen Ich ausmacht; diesen Zusammenhang in concreto erlebt man jeden Augenblick, aber man zerstört ihn, wenn man ihn in abstracto zergliedert. Nicht als ob es einen über alle Inhalte sich erstreckenden Zusammenhang eigener Art gäbe, den man als den individuellen Ichzusammenhang bezeichnen könnte im Gegensatz zu allen andern Zusammenhängen, sondern das Verhältnis der verschiedenen Zusammenhänge und ihrer Inhalte zueinander bilden einen jeweils wechselnden Gesamtzusammenhang, eben den Zusammenhang des individuellen Ich, meines Ich.

In diesem individuellen, stets vorhandenen und überall vorausgesetzten individuellen Ichzusammenhang wurzelt der erkenntnistheoretische Solipsismus oder vielmehr er ist es selbst. Dieser Ichzusammenhang der individuellsten Art kann nie durchbrochen werden, denn jeder Durchbruch erweitert ihn nur. So scheint es tatsächlich, dass Ich, mein individuelles Ich die Welt ist und die Welt nichts andres als mein individuelles Ich mit seinen wechselnden Inhalten und Zusammenhängen ist. Der Erkenntnis nach ist das auch unleugbar, denn ich kann mit meinem Erkennen nicht über mein Erkennen hinaus, ich kann mich nicht, wie weiland Freiherr von MÜNCHHAUSEN, aus dem Sumpfe meines Erkennens beim eigenen Zopf herausziehen.

3. Es gibt aber innerhalb dieser Zusammenhänge, die das individuelle Ich ausmachen, einen Zusammenhang, der

[1]) Vergl. F. MARSCHNER, „WILHELM SCHUPPE u. RICHARD v. SCHUBERT-SOLDERN — zwei Denker der Gegenwart“ in der Oesterr.-Ung. Revue Bd. 32, 1904, p. 89.

eine von allen andern Zusammenhängen unabhängige Gesetzmässigkeit zeigt. Er ist nicht das Produkt der andern Zusammenhänge, sie erscheinen vielmehr von diesem einen Zusammenhang abhängig und ihm unterworfen. Nur der Gesamtzusammenhang des individuellen Ich erscheint ihm als solcher nicht unterworfen und bildet die stete Voraussetzung jenes hervorgehobenen gesetzmässigen und unabhängigen Zusammenhanges. Mit andern Worten: Der Zusammenhang der Wahrnehmungsinhalte zeigt allen andern Inhalten und Zusammenhängen gegenüber eine ihm immanente unabhängige Gesetzmässigkeit, die zwar dem Gegebensein d. h. der Erkenntnis nach jenen individuellen Ichzusammenhang überall voraussetzt, aber keineswegs sein Produkt ist. Diese Gesetzmässigkeit tritt überall in scharfen Gegensatz zum übrigen individuellen Zusammenhang und erscheint doch stets als ein Teil des individuellen Ganzen.

Doch nicht nur die Gesetzmässigkeit der sogenannten Wahrnehmungswelt erscheint kausal unabhängig von jenem individuellen Ichzusammenhange, sondern ebenso auch die Zusammenhänge der erschlossenen Ich, mögen sie aus welchen Gründen immer erschlossen sein, also sowohl der gegenwärtigen als der vergangenen. Auch sie sind Ausgangspunkte einer Kausalität, die von meiner individuellen Kausalität unabhängig ist, obgleich sie sich in Wechselwirkung mit ihnen befindet. Noch mehr! In kausaler Beziehung erscheint mein Ich als ein Resultat dieser Wechselwirkung zwischen der Aussenwelt, den fremden Ich und mir. Ich kann nur dieses individuelle Ich sein durch die kausale Gemeinschaft mit fremden Ich), ich bin ihr Produkt und es ist sehr fraglich, ob irgend ein Inhalt meines individuellen Ichzusammenhanges mir allein angehört mit Ausnahme des individuellen Ichzusammenhanges in abstracto selbst, der nicht als Resultat jener Wechselwirkung begriffen werden kann, weil er zu ihrer Erkenntnis überall schon vorausgesetzt werden muss.

So reicht der kausale Zusammenhang des Gegebenen weit über meine individuelle Kausalität hinaus, ja mein Ich erscheint dem Universum gegenüber als eine fast punktuelle kausale Existenz. Dennoch durchbricht jener kausale Weltzusammenhang an keiner Stelle den erkenntnistheoretisch solipsistischen Zusammenhang, er ist erkenntnistheoretisch stets in dem letzten enthalten. Wer darin einen Widerspruch sieht, sieht einen Widerspruch in den Tatsachen selbst, denn dieses Verhältnis jener Zusammenhänge ist nicht erschlossen, sondern unmittelbar als Tatsache gegeben. Wer sich bei dieser Tatsache nicht beruhigen will oder kann, mag immerhin die Ableitung dieser beiden Arten von Zusammenhängen aus einem dritten nicht gegebenen, transzendenten versuchen ich halte diesen Versuch für aussichtslos. Doch vor diesem Versuch muss, meines Erachtens, will man wissenschaftlich verfahren, von jenem erkenntnistheoretisch-solipsistischen Zusammenhange ausgegangen werden, weil er die Grundlage jeder wie immer gestalteten Erkenntnis bildet. Er hat aber selbst, und das kann nicht oft genug betont werden, weder einen transzendenten noch einen kausalen Wert, sondern ist nichts anderes als eine Methode der Forschung. Weil jede Erkenntnis auf jenem erkenntnistheoretisch-solipsistischen Zusammenhang beruht, so müssen die Elemente aller kausalen Zusammenhänge in dem ersten auffindbar sein, es kann kein Element und keinen elementaren Zusammenhang im Gebiete aller Wissenschaften und des ganzen praktischen Lebens geben, die nicht in dem erkenntnistheoretisch-solipsistischen Zusammenhang vorhanden wären. Da aber die Erforschung welcher kausalen Zusammenhänge immer doch vor allem die Elemente und elementaren Beziehungen dieser Zusammenhänge kennen muss oder wenigstens sollte, ehe sie an die Ermittelung ihrer kausalen Kombinationen herangeht, so ist in diesem Sinn der erkenntnistheoretische Zusammenhang die Voraussetzung jeder Forschung und jeder Forschungsmethode. Selbst dann, wenn eine transzendente Erklärung der Tatsachen möglich wäre, was

ich entschieden bezweifele, müssen doch zuerst die Tatsachen ihrem elementaren Zusammenhang nach in jenem erkenntnistheoretischen Zusammenhang erforscht sein, ehe man an eine transzendente Erklärung herantreten kann. Niemals dar aber ein transzendenter Zusammenhang bei der Forschung vorausgesetzt werden, das hiesse in der Forschung vom Nichtgegebenen zum Gegebenen fortschreiten, was höchstens in der Darstellung schon abgeschlossener Forschungsresultate wissenschaftlich gestattet sein kann.

Wenn nun MARSCHNER[1]) meint, dass SCHUPPE mit AVENARIUS und MACH nicht auf gemeinschaftlicher Basis stände, so hat er unrecht. Der Ausgangspunkt ist für alle drei derselbe, aber weder sie noch irgend einer ihrer Anhänger hat rücksichtslos die vollen Konsequenzen dieses Standpunktes gezogen und so blieb SCHUPPE in idealistischen, es blieben AVENARIUS und MACH[2]) in materialistischen Anschauungen befangen. Wer aber die vollen Konsequenzen jenes Standpunktes zieht, kann der Methode nach weder idealistisch noch materialistisch vorgehen, sondern nur solipsistisch, wie ich mich ausdrücken will, weil ich mich vor Worten nicht fürchte. Doch ich sage nur der Methode nach, das Resultat kann idealistisch oder materialistisch oder irgendwie ausfallen, darüber hat die Methode nicht zu entscheiden[3]).

Dabei will ich durchaus nicht leugnen, dass die erkenntnistheoretisch-solipsistische Methode nirgends rein anwendbar ist, nicht einmal in der reinen Erkenntnistheorie, weil sie auch hier schon die Voraussetzung der kausalen Gleichwertigkeit fremder Forschungen machen muss. Ich kontrolliere die Erforschung meines unmittelbaren Ich-

---

[1]) F. MARSCHNER l. c. p. 80.

[2]) AVENARIUS durch seine Ausschaltung der Introjektion und MACH stimmt ihm bei, vergl. die Analyse der Empfindungen, 4. Aufl. p. 42 f.

[3]) Materialistisch im nicht transzendenten Sinne nenne ich jede Auffassung der Welt, die nur vom objektiven (kausalen praktischen) Zusammenhang ausgeht; idealistisch jene, die den solipsistischen Zusammenhang als solchen nicht für ableitbar aus dem ersten ansieht.

zusammenhanges durch die Erforschungen der erschlossenen individuellen Ich, und umgekehrt, weil ich sie alle als kausal gleichwertig ansehe; also auch hier wieder dieses, wenn man will, geheimnisvolle Zusammensein jener dargelegten beiden Arten von Zusammenhängen.

4. Das bisher dargelegte ist aber meines Erachtens von der höchsten Bedeutung sowohl für das theoretische wie für das praktische Gebiet unseres Wissens und Handelns.

Für die theoretischen Wissenschaften (ebenso auch für das praktische Gebiet) ergibt sich daraus die Notwendigkeit einer erkenntnistheoretischen Analyse ihrer Begriffe von jenem Standpunkte aus, denn auch sie sind erkenntnistheoretisch nur in einem individuellen Ichzusammenhange denkbar und ihre Elementarbegriffe müssen hier auffindbar sein, soweit sie nicht auf unbewiesenen oder (und) transzendenten Voraussetzungen beruhen. Unbewiesene Voraussetzungen müssen aber, was wohl allgemein zugestanden werden wird, von der Forschung ausgeschieden werden. Durch eine solche Analyse wird man zwar in der Regel nicht die Methode der Forschung der einzelnen Wissenschaften unmittelbar beeinflussen wollen, wohl aber ihre Elementarbegriffe und Elementarprobleme einer schärferen Fassung entgegenführen können, was mittelbar auch auf die Methode der Forschung einwirken kann. Die Elemente aller Wissenschaften müssen also im solipsistischen Zusammenhang auffindbar sein und dieser ist deswegen ihre gemeinsame erkenntnistheoretische Voraussetzung.

Die einzelnen Wissenschaften behandeln einzelne Gebiete des unendlichen Kausalzusammenhanges der Welt, aber wenn sie auch vielfach aneinandergrenzen und sich voraussetzen, so bilden sie doch kein sich von selbst ergebendes Ganzes und geben vor allen kein gemeinsames Endresultat. Es ist aber stets das theoretische Bedürfnis vorhanden gewesen (wenn es auch zeitweise stark zurücktrat), einer Zusammenfassung alles Wissens unter gemeinsame theoretische Prinzipien. Diese gemeinsamen theoretischen Prinzipien sind

niemals Gegenstand der einzelnen nicht philosophischen Wissenschaften, weil jede dieser Wissenschaften ein bestimmtes Gebiet des menschlichen Wissens nicht aber das gesamte menschlische Wissen behandelt, also eine Seite der Welt betrachtet, nicht aber die Welt als Ganzes, eine wissenschaftliche Teilansicht nicht aber eine Weltansicht gibt. Die Naturwissenschaft hat freilich versucht, alle anderen Wissenschaften in sich aufzulösen und so eine gemeinsame naturwissenschaftliche Weltanschauung zu begründen. Ist es ihr aber gelungen, die Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften zu einem Ganzen zu verschmelzen? Ich glaube, diese Frage braucht heute gar nicht beantwortet zu werden. Es muss also eine eigene Wissenschaft geben, die jenen Versuch macht und das kann selbstverständlich nur die Philosophie sein. Selbst COMTE, der in seinen Ansprüchen ein Ganzes der Wissenschaft herzustellen, mehr als bescheiden war (er begnügte sich fast nur mit einer festgestellten Reihenfolge von Wissenschaften) konnte doch nicht umhin, eine Art Philosophie ausserhalb der einzelnen Wissenschaften zu begründen. Die Philosophie bedarf aber mehr wie jede andere Wissenschaft der Erforschung des früher dargelegten erkenntnistheoretischen Zusammenhanges alles Gegebenen, weil sie von seinen letzten unauflösbaren Elementen ausgehen muss; ohne eine mehr oder weniger gründliche Analyse des Gegebenen, kann sie nicht einmal ihre Arbeit anfangen. Sie kann also nur unter Zugrundelegung des solipsistischen Zusammenhanges, der erkenntnistheoretisch alle Wissenschaften umfasst, einen Zusammenhang aller Wissenschaften begründen und vielleicht zu einem Gesamtresultat derselben gelangen, zu einer idealistischen oder materialistischen (?) Weltanschauung.

Doch ehe ich weiter gehe, möchte ich einem Missverständnis vorbeugen. Man könnte nach dem Vorangehenden glauben, dass etwa nur die Elemente alles Gegebenen im solipsistischen Zusammenhang aufzufinden wären. Das ist auf keine Weise der Fall! Es sind vielmehr auch alle

Kombinationen dieser Elemente im solipsistischen Zusammenhang gegeben, derart, dass jedes Datum gleichzeitig im solipsistischen Zusammenhang und im kausalen Zusammenhang vorkommt. Der Schreibtisch, an dem ich hier sitze, gehört als Teil der Aussenwelt dem kausalen Zusammenhang an und ist gleichzeitig meine Wahrnehmung oder wenn man will meine Wahrnehmungsvorstellung. Es sind hier nicht zwei zusammengesetzte Daten, der Schreibtisch als Gegenstand der Wahrnehmung und der Schreibtisch als meine Vorstellung (eines Teiles der Wahrnehmungswelt), sondern es ist nur ein Schreibtisch gegeben, gleichzeitig im Zusammenhang meines individuellen Ich und im Zusammenhang der Welt, der mir unabhängig von meiner individuellen Kausalität gegeben ist. Der naive Realismus stellt deswegen die Sache so dar, als ob der Schreibtisch der Wahrnehmungswelt meine Vorstellung des Schreibtisches hervorrufen würde; tatsächlich ist nur ein Schreibtisch gegeben, der einmal als Teil der Wahrnehmungswelt und einmal als Teil meines individuellen Ichzusammenhanges erscheint, jenachdem in welchem Zusammenhang ich ihn betrachte.

Deswegen ist auch der erkenntnistheoretische Wert aller Daten verschieden vom kausalen. Den erkenntnistheoretischen Wert aller Daten bestimmt ihre Stellung im solipsistischen Zusammenhang, ob sie unmittelbar gegeben, erschlossen als Vorstellung, Erinnerung, Phantasie, Begriff usw. gegeben seien; ihren kausalen Wert bestimmt aber ihre Stellung im kausalen Zusammenhang, ob sie den kausalen Wert von Wahrnehmungen, Vorstellungen (im engern Sinn) Abstraktionen usw. besitzen. So ist das fremde Ich erschlossen und meine Vorstellung hat aber einen ganz verschiedenen kausalen Wert, wenn man es etwa mit meiner Vorstellung des Ich eines Romanhelden vergleicht. Beide sind Vorstellungen, aber mit ganz verschiedenen kausalen Werten.

Man kann also jedes Datum als beiden Zusammenhängen angehörig betrachten und sehr oft ist das auch von

grossem Gewinn für die Methode der Forschung. Weil aber der kausale und erkenntnistheoretische Wert eines zusammengesetzten Datums seltener verwechselt wird (z. B. die Vorstellung des fremden Ich und das sogenannte wirkliche fremde Ich, meine Vorstellung eines Baumes und der wirkliche Baum) so erscheint die Aufsuchung eines Datum des kausalen Zusammenhanges im solipsistischen meist nur in seinen Elementen notwendig; diese Elemente, die nur in abstracto denkbar sind, können leicht mit andern Abstraktionen verwechselt werden, wenn man sich nicht der erkenntnistheoretischen Stellung beider bewusst wird. So sind die Atome, wie immer man sie auch denken mag, Abstraktionen nur im erkenntnistheoretischen nicht im kausalen Sinn, d. h. im kausalen Zusammenhang (der sogenannten Wirklichkeit); ihre Geltung im letzten Sinne müsste daher erst nachgewiesen oder bewiesen werden. Dabei ist, wie schon gesagt, alles Gesagte nicht etwa ein Schluss, sondern nur eine Beschreibung von tatsächlich Gegebenem. Jeder möge das Gesagte gewissenhaft und voraussetzungslos bei sich selbst untersuchen und er wird seine Richtigkeit bestätigen müssen. Ist nun einerseits der Solipsismus nur Methode der Forschung und nur eine Analyse des unmittelbar und mittelbar Gegebenen ihren erkenntnistheoretischen Werten nach, so lässt er doch andererseits auch eine Metaphysik zu, ja er fordert sie bis zu einem gewissen Grade. Nur kann diese Metaphysik keine transzendente sein und wird voraussichtlich immer mehr oder weniger Hypothese und Glauben bleiben. Doch selbst, wie schon gesagt, wenn man eine transzendente Metaphysik aufbauen will, muss man doch vom unmittelbar Gegebenen d. h. eben jenem solipsistischen Zusammenhang ausgehen, der in seinem Zusammen und Ineinander mit dem kausalen diesen zwar umfasst, dabei aber das eine und einzige Welträtsel bildet.

Nach dieser Abschweifung kann ich an die Darstellung der praktischen Bedeutung des erkenntnistheoretisch-solipsistischen Zusammenhanges herangehen. Abgesehen davon,

dass die Erkenntnis der Grenzen und der Elemente unserer Erkenntnis uns manche unnötige Arbeit und Untersuchung ersparen muss und dadurch von praktischem Wert wird; abgesehen davon, dass jene Erkenntnis auch unser praktisches Urteil schärfen und läutern muss, gibt es auch einen allgemeinen praktischen Zusammenhang alles Wissens und Könnens, der im Begriff der Gesellschaft begründet ist, deren Elemente ebenfalls wieder in jenem solipsistischen Zusammenhang wurzeln. Man mag nämlich immerhin die Erforschung der Wahrheit für einen Selbstzweck halten (was für ihren Anfang wenigstens m. E. unrichtig ist), so kann man doch nicht leugnen, dass sie mindestens auch praktische Zwecke hat, dass sie das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen leiten soll. Die theoretische Erforschung der Wahrheit, angewendet auf das praktische Können der Menschen führt zum Begriff der praktischen Wissenschaften (Nationalökonomie, Rechtswissenschaft usw.). Auch diese aber sollen (es ist das heute mehr als je ein Bedürfnis) ein Ganzes bilden, in dem den einzelnen theoretischen und praktischen Wissenschaften ihr Wert für die Gesellschaft bestimmt wird, wie auch umgekehrt wieder die Gestaltung der Gesellschaft von der Wissenschaft (der praktischen und theoretischen) beeinflusst erscheint. Jene praktische Wissenschaft, in der alle anderen Wissenschaften ihren praktischen Zwecken nach gleichsam einmünden, ist die Gesellschaftswissenschaft. Auch der Begriff der Gesellschaft wurzelt aber seinen Elementen nach in jenem solipsistischen Zusammenhang. Wie das Individuum aus der Gesellschaft hervorgeht und die Gesellschaft doch wieder nur im Individuum lebt[1]), ist nur aus dem Verhältnis des solipsistischen Zusammenhanges zum kausalen klar ersichtlich. Überhaupt ist dieser Zusammenhang der beiden Zusammenhänge nicht bloss praktisch sondern auch theoretisch sehr

---

[1]) Vergl. meine Arbeit: „Zur erkenntnistheoretischen Betrachtung der Elemente der Gesellschaft des Staates“ usw. in der Zeitschr. f. d. ges Staatsw. 60. Jahrg. p. 2 f.

wichtig, denn er bestimmt die Methode der Analyse des Gegebenen sowohl zu praktischen wie zu theoretischen Zwecken, weil die Analyse des solipsistischen Zusammenhanges den Ausgangspunkt zur Erforschung des kausalen bildet, durch diesen aber bestimmt erscheint, wo die Analyse des solipsistischen Zusammenhanges einsetzen soll. Ich bin überzeugt, dass jeder, der bei seinen Forschungen in den theoretischen und praktischen Wissenschaften ihre Wurzeln im solipsistischen Zusammenhange aufsucht, zu ihm neuen und fruchtbaren Einsichten gelangen wird.

II. Einen Einwand gegen die dargelegte Methode sehe ich voraus, sie wird gar vielen zu deduktiv erscheinen. Wir leben in einem induktiven Zeitalter und man verlangt heute wenigstens vorzugsweise immer eine induktive Begründung von Ansichten. Ich kann mich nun der Ansicht nicht entschlagen, dass es nur eine wissenschaftliche Methode der Erforschung des kausalen Zusammenhanges gibt, die nur durch ihre Gegenstände modifiziert erscheint und dass die sogenannten falschen Deduktionen (ebenso wie die falschen Induktionen) nur falsche Anwendungen dieser einen Methode sind. Ich möchte darüber einige Bemerkungen machen, die nicht abschliessende sein sollen, sondern nur gewisse wesentliche Punkte der Induktionslehre zu erörtern haben.

Zwei Probleme scheinen mir nun besonders wichtig für die ganze Lehre von der Induktion und ihrem angeblichen Unterschied zur Deduktion zu sein: 1. Die Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung und 2. die Beobachtung der Häufigkeit irgendwelcher Aufeinanderfolge zur Feststellung des Ursachenverhältnisses.

Was den 1. Punkt anbelangt, so habe ich ihn schon vor langer Zeit einmal erörtert[1]) und kann mich im wesentlichen auf diese Erörterungen auch heute noch berufen. Mit der Ursache muss gleichzeitig auch die Wirkung gegeben sein, eine Ursache die nicht wirkt und dabei doch die ganze

---

[1]) Vergl. meine Erkenntnistheorie p. 248 ff.

Ursache sein will, zu der nichts weiter hinzuzukommen braucht, ist ein Unding. Die Ursache aber, die zusammengesetzt ist, bedarf zu ihrer Entwicklung immer der Zeit und auch oft des Raumes. Erst durch zeitlich-räumliche Entwicklung vollendet sie sich und indem das letzte sie vollendende Element (die letzte Veranlassung) hinzukommt, tritt gleichzeitig die Wirkung ein. Nur dadurch entsteht eine Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung, wo also die ganze Ursache mit einemmal gegeben ist, muss auch gleichzeitig die Wirkung da sein.

Zu dieser Art der Aufeinanderfolge tritt dann noch eine zweite, auf die KANT hingewiesen hat, die aber nicht eigentlich eine zeitliche Folge, sondern ein Verhältnis der Abhängigkeit ist. Mit der ganzen Ursache a ist nämlich gleichzeitig b als Wirkung gegeben; aber mit b als Wirkung ist nicht notwendig gleichzeitig die Ursache a gegeben. Die Ursache a muss dagewesen sein, aber sie muss nicht mehr dasein, obgleich die Wirkung b noch da ist, sei es dass sie irgendwie ganz oder teilweise in der Wirkung aufgegangen oder in irgendwelcher Weise verschwunden ist (der Wirkung gegenüber nämlich). In dem Sinn kann man sagen, mit der Ursache ist die Wirkung gegeben, nicht aber stets mit der Wirkung die Ursache.

2. Das zweite Problem der Häufigkeit der Aufeinanderfolge zum Zweck der Feststellung von Ursache und Wirkung geht auf HUME zurück; er beobachtete jedenfalls, dass es notwendige und nicht notwendige Aufeinanderfolgen gebe und fragte sich, wieso kann denn eine Aufeinanderfolge notwendig sein. Man kann sich tatsächlich jede Aufeinanderfolge auch umgekehrt vorstellen, nicht aber das notwendig gleichzeitig Zusammenhängende auch anders vorstellen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass ein in die Höhe geworfener Stein in der Luft hängen bleibt, ich kann mir aber nicht Röte ohne Flächenhaftigkeit vorstellen. Die HUME'sche Lösung des Problems scheint mir aber ein sehr zweifelhaftes Verdienst zu sein. Die durch die Häufigkeit der Aufeinander-

folge erzeugte Gewohnheit, die man mit der Notwendigkeit verwechselt, setzt eine Kausalität voraus, durch die erst Kausalität entstehen soll. Da ist die Kausalität als Denkungs- und Auffassungsweise des Menschen (nach KANTS Ansicht) eine viel einfachere und natürlichere Ansicht, wenn man nur ihre ganz unnötige metaphysisch transzendente Grundlegung beiseite lässt. Doch wie dem auch sei, es gibt notwendige Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung und es ist, glaube ich, angezeigt, die Erklärung dieser Notwendigkeit (wenn sie überhaupt auf etwas anderes zurückgeführt werden kann) vorläufig beiseite zu lassen und lieber zuerst die Frage zu behandeln, wie kommt man zu dieser notwendigen Aufeinanderfolge, wann ist die Aufeinanderfolge notwendig. Vielleicht ergibt sich aus der Beantwortung dieser Frage auch die der ersten, was diese Notwendigkeit selbst sei.

Nun behauptet die induktive Schule der logischen Wissenschaft, die Notwendigkeit einer Aufeinanderfolge sei überall da zu finden, wo man eine regelmässige ausnahmslose Aufeinderfolge bisher gefunden habe; allerdings könne eine negative Instanz die ganze Notwendigkeit zerstören, dennoch sei jene ausnahmslose Aufeinanderfolge das Kriterium ihrer Notwendigkeit. Man bedarf also zu ihrer Feststellung immer mehrerer Fälle und die Überzeugung von der Notwendigkeit (die subjektive Notwendigkeit) einer Aufeinanderfolge nimmt zu, je häufiger sie beobachtet wurde.

Diese Ansicht hat auch im wesentlichen St. MILL, sie scheint mir jedoch mit der Aufstellung seiner 5 resp. 4 Methoden nicht recht übereinzustimmen, wie ich im folgenden noch kurz darzustellen gedenke.

Zunächst möchte ich mich aber überhaupt dagegen wenden, dass überall eine solche Häufigkeit von Fällen oder Beobachtungen an vielen Gegenständen einer Klasse gegeben sei, obgleich man nicht ansteht, von einer induktiven Notwendigkeit zu sprechen. Ich will nicht darauf hinweisen, dass auch ein einziges aufgefundenes Exemplar eines vorwelt-

lichen Tieres eine Menge von induktiven Schlüssen zulässt, deren Notwendigkeit niemand bestreitet, denn man würde mir darauf antworten, dass hier eben eine Menge schon durch Häufigkeit der Fälle begründeter induktiver Schlüsse vorhergegangen ist, an die man eben nur anzuknüpfen braucht, das ganze wissenschaftliche System zoologischer Erfahrungen steht einem hier zur Verfügung. Mir scheint zwar eine solche Antwort nicht ganz zutreffend; denn entweder ich erfahre durch irgend einen Fall oder Gegenstand einen neuen notwendigen Zusammenhang oder ich finde in ihm nur die Bestätigung von schon vorhandenen notwendigen Zusammenhängen. Ist das erste der Fall, dann bedarf es nach der landläufigen Ansicht der Häufigkeit von Beobachtungen. Ist nun in dem erwähnten Fall wirklich kein neuer notwendiger Zusammenhang auffindbar, kann er nur als Bestätigung der alten dienen? Das wäre von den Fachleuten zu beantworten, die allein über die Anknüpfung des Neuen an das Alte vollständig orientiert sein können.

Ich frage nun, ist es wirklich notwendig, dass ein Experiment möglichst häufig wiederholt werde, um daraus ein Gesetz abzuleiten? Erhält das Gesetz erst dadurch die nötige Gewissheit, dass das betreffende Experiment so und so oftmal wiederholt wurde? Genügte nicht ein einziges Experiment, wenn man sicher wüsste, dass dabei kein Fehler begangen wurde? Man könnte vielleicht auch hier einwenden, dass nur die schon vorausgegangenen induktiven Forschungen durch viele Fälle es jetzt ermöglichen, durch ein Experiment oder einige wenige ein neues Gesetz zu gewinnen, weil dieses eben nur eine Bestätigung von alten Gesetzen oder ihre Modifikation ist. Dagegen sprechen aber zwei Gründe: 1. Ist das Resultat wirklich neu, dann bedarf es auch einer neuen Begründung; und 2. kann es nur Bestätigungen und Modifikationen von alten Gesetzen geben, dann gibt es keinen Fortschritt mehr in der Wissenschaft. Ich leugne auch weiter, dass die ersten Erfahrungen über Ursache und Wirkung durch die Häufigkeit gleicher Fälle gemacht werden. Das

Kind braucht nur einmal eine für sein Wohl und Wehe wichtige Beobachtung gemacht zu haben und es wird dieselbe sofort verallgemeinern, es wird nicht der Form aber dem Wesen nach ein Gesetz aus ihr machen. Erst spätere Erfahrungen stürzen dieses „Gesetz" um oder modifizieren es, und auch hier genügt dann ein Fall oder einige wenige[1]). Das alles spricht dafür, dass nicht die Häufigkeit von Fällen ein Gesetz, ein allgemeines ursächliches Verhältnis begründet, sondern dass diese Begründung wo anders zu suchen sei. Meine Ansicht geht dahin, dass die Notwendigkeit, die Zukunft analog der Vergangenheit zu denken, die ursprünglichste Grundlage des Kausalitätsgesetzes bildet[2]); doch wenn diese Ansicht auch falsch wäre, so wäre damit doch noch nicht die Häufigkeit von gleichen Fällen als diese Grundlage erwiesen.

Dagegen spricht auch, dass bei St. Mill's induktiver Logik die Brücke von der inductio per enumerationem simplicem zu seinen vier Methoden fehlt. Denn die diesen Methoden zugrunde liegende Methode ist weder jene enumeratio noch eine Modifikation derselben. Die vier Methoden setzen überhaupt irgend eine Häufigkeit von Fällen gar nicht voraus. Auch hier will ich meine Ansicht nur skizzieren in der Hoffnung, sie später einmal ausführlicher darlegen zu können.

3. Meiner Ansicht nach liegt der sogenannten Induktion, wie sie St. Mill in seinen vier Methoden darlegt, folgendes zugrunde.

Den Ausgangspunkt bildet ein Komplex von Daten wobei die Voraussetzung gemacht wird, dass sich dieser Komplex nicht ändern kann ohne Hinzutritt neuer Daten, die eben die Ursachen seiner Veränderung sind (freilich gibt es keine Daten, die nicht in Veränderung begriffen sind, doch kann ihr stabiler Zustand wenigstens relativ gelten

---

[1]) Vergl. meine Erkenntnistheorie p. 243.
[2]) Meine Erkenntnistheorie p. 238 ff.

oder annäherungsweise künstlich hergestellt werden). Zu einem Komplex von Daten treten also neue Daten hinzu (die auch nur in einer räumlichen Veränderung der alten bestehen können), wodurch gleichzeitig mit dem letzten notwendig hinzutretenden neuen Datum (was allerdings erst erforscht werden muss) die Veränderung der alten eintreten muss. Ich habe also einen Komplex von Daten a b c d und hinzu treten neue Daten e f g, worauf die Veränderung der alten, mag sie wie immer beschaffen sein, eintritt; ich will diese Veränderung y nennen. Wiederhole ich experimentell diesen Fall tausendmal oder beobachte ich ihn tausendmal in der Natur, so habe ich immer nichts weiter, als dass mit dem Eintritt von a b c d + e f g die Veränderung y auftrat. Ich setze voraus, dass in a b c d + e f g die Ursache dieser Veränderung liege, sei es dass sie ein Teil von a b c d + e f g sei oder das Ganze. Zu demselben Resultat komme ich aber auch bei einem einzigen Experiment und einer einzigen Beobachtung, wenn ich nur zweierlei sicher weiss, dass erstens vor der Veränderung wirklich nur der Komplex a b c d gegeben war und dass zweitens zu ihm wirklich nur die neuen Daten e f g hinzutraten; denn eigentlich liegt nicht in e f g die Gesamtursache von y, sondern in a b c d unter Hinzutritt von e f g. Weiss ich beides mit Sicherheit, dann brauche ich nicht viele Fälle sondern nur einen Fall von Experiment oder Beobachtung, um sicher zu wissen, dass in den vorangehenden Daten die Ursache von y zu suchen sei. Nun hilft mir aber auch eine tausendfältige Beobachtung oder Wiederholung von Experimenten nicht weiter, ich weiss immer nur in a b c d + e f g steckt die Ursache, aber nicht welche. Finde ich aber durch Experiment oder Beobachtung, dass irgendwelche Daten wegfallen können, ohne dass die Veränderung y ausbleibt, so weiss ich jetzt, dass diese Daten nicht die Ursache von y sind und zwar genügt hier auch eine einzige Beobachtung und ein einziges Experiment. Mache ich aber die Erfahrung, dass auch nur in einem Fall mit dem Fehlen von einem

oder mehrern jener Daten auch das Ausbleiben von y eintrat, so bin ich ganz sicher, dass diese Daten zur Ursache von y gehören. So komme ich durch direkte oder indirekte Elimination von einer Veränderung vorhergehender Daten dazu, die Ursachen dieser Veränderung zu bestimmen. So verfährt auch das Kind und nicht nur der Mann der Wissenschaft. Hat das Kind das erstemal ein Stück Zucker gekostet, so wird es sich einen Komplex von Tatsachen merken, mit denen der Geschmack des Süssen verbunden war; es wird die Erwartung haben, dass mit diesen Tatsachen auch der süsse Geschmack eintritt. Führt es später ein Stück Kreide zum Mund, so wird es sich enttäuscht fühlen und sofort schliessen, dass nicht alle weissen Sachen Zucker sind; es wird die weisse Farbe von den Ursachen des Süssen ausschliessen. So lässt es eine seiner Erfahrungen durch die andere modifizieren, ohne dass die Häufigkeit der Fälle dabei eine Rolle spielen würde. Für das Kind wie für den Mann der Wissenschaft würden stets einzelne Fälle genügen, wenn nicht gewisse Umstände vorhanden wären, die aber mit der Begründung des Ursachverhältnisses nichts zu tun haben, was später noch kurz zu erörtern sein wird.

Wiederholen wir also noch einmal den Vorgang bei Feststellungen eines Ursachverhältnisses. Wir haben einen Komplex von Tatsachen, einen Eintritt neuer Tatsachen und damit eine Veränderung des ganzen Komplexes von Tatsachen. Dass in dem vorhergehenden Komplex von Tatsachen die Ursache der Veränderung enthalten sei, ist eine vorhergehende Überzeugung, die nicht durch Häufigkeit gleicher Fälle entstanden ist, denn sie tritt beim Kind gleich nach dem ersten Fall auf. Durch weitere Experimente oder Beobachtungen wird nun festgestellt, welche Daten in jenem Komplex von Tatsachen der Veränderung vorangehen müssen oder auch fehlen können, d. h. ob das Fehlen eines Datum auch das Fehlen der Veränderung zur Folge hat oder nicht. Auch hier genügt prinzipiell je ein einzelnes Experiment oder eine einzelne Beobachtung. Doch muss jeder derartigen

Untersuchung erstens eine gründliche Analyse und zweitens eine möglichste Isolierung des zu untersuchenden Tatsachenbestandes vorangehen. Die Analyse hat den Zweck, den gesamten Datenbestand vor der Veränderung festzustellen, damit nicht ein Datum der Gesamtursache übersehen oder falscher Weise mit einbezogen werde. Die Isolierung kann erst in einem fortgeschrittenen Stadium wissenschaftlicher Forschung eintreten und führt zur Vereinfachung der Untersuchung. Weiss ich nämlich aus früheren Untersuchungen, dass gewisse Daten keineswegs Ursache der zu untersuchenden Veränderung sein können, so werde ich sie von vornherein aus der Untersuchung ausschliessen und mein Verfahren so vereinfachen. Sind aber einer Untersuchung noch keine Untersuchungen auf diesem Gebiete vorangegangen, so kann ich auch keine Isolierung der zu untersuchenden Tatsachen vornehmen, ich muss den ganzen Komplex vorangehender Tatsachen analysieren und in angegebener Weise untersuchen. Nur nach Massgabe vorangegangener Untersuchungen kann also eine gegenwärtige Untersuchung isoliert werden [1].

Trotzdem wird man stets oder fast stets sich nicht mit einem Experiment oder einer Beobachtung begnügen, doch keineswegs deswegen, um auf die Häufigkeit gleicher Beobachtungen oder Experimente die Begründung des Ursachverhältnisses zu basieren. Die Wiederholung von Beobacht-

---

[1]) Es liegt mir vorläufig fern, mich mit meinen philosophischen Richtungsgenossen hier im Einzelnen auseinanderzusetzen, doch glaube ich weder mit SCHUPPE noch mit MACH, noch mit den Neukantianern mich in einem prinzipiellen Gegensatz zu befinden. Die möglichst genaue Beschreibung eines Vorganges, die Gedankenanpassung an Tatsachen (MACH Analyse d. Empf., p. 241 ff.) führt schliesslich doch darauf hinaus, dass ein Beispiel für viele steht d. h. auf das Prinzip der Analogie und die Wiederholung in der Aufeinanderfolge von Daten spielt bei MACH auch keine Rolle. Was die Isolierung von Ursache und Wirkung anbelangt zum Zweck der Untersuchung, so ist es ja richtig (vergl. MACH l. c. p. 73 f.), dass die Ursache eigentlich der vorhergehende Weltzustand die Wirkung der nachfolgende ist; diese Schwierigkeit trifft aber meines Erachtens auch den Funktionsbegriff, der übrigens meiner Auffassung des Ursacheverhältnisses durchaus nicht widerspricht.

ungen und Experimenten dient nur dazu, Fehler in der Durchführung der Methode zu vermeiden, also zu verhüten, dass ich nicht unrichtig analysiert habe, dass die Einschliessung oder Ausschliessung eines fraglichen Faktors der Ursache nicht bloss scheinbar erfolgt ist. Jedes nachfolgende Experiment kontrolliert die vorangehenden Experimente desselben Beobachters; tatsächlich sind nur so viel Experimente notwendig als es Faktoren (Daten) der fraglichen Ursachen gibt, die auf ihr Fehlen und nicht Fehlen hin untersucht werden müssen. Hier genügt immer je ein Experiment resp. je eine Beobachtung, sie werden nur wiederholt, um Beobachtungsfehler zu vermeiden. Da aber jeder Experimentator und Beobachter seine eigenen Beobachtungsfehler hat, die teils auf seiner physischen Beschaffenheit teils auf seinen wissenschaftlichen Vorurteilen (Theorien) beruhen, so muss neben der Kontrolle eines Experimentes durch ein anderes desselben Beobachters auch noch eine Kontrolle verschiedener Beobachter untereinander durch wiederholte Experimente stattfinden. Nirgends aber bildet die Häufigkeit dieser Experimente einen Bestandteil in der Begründung des Ursachverhältnisses sondern nur in seiner Aufsuchung.

4. Die Mathematik wendet aber keine andere Methode an als die eben angegebene. Sie hat nur vermöge des Tatsachengebietes, das sie zu untersuchen hat, gewisse Vorteile voraus. Bisher haben wir angenommen, dass die Ursache sich zeitlich entwickelt in einer Aufeinanderfolge ihrer Bestandteile, was denn auch eine zeitliche Aufeinanderfolge der Wirkung und ihrer Bestandteile mit sich bringt Nehmen wir nun an, die Ursache wäre ohne zeitliche Entwicklung, dann muss gleichzeitig mit der Ursache auch die Wirkung gegeben sein und vermöge dieser Gleichzeitigkeit ist auch mit der Wirkung gleichzeitig die Ursache gegeben, d. h. Ursache und Wirkung können nicht mehr als solche unterschieden werden, sie bedingen und fordern sich nicht nur gegenseitig sondern auch gleichzeitig. Die Mathematik behandelt aber das Gleichzeitige im Gegensatz zum Auf-

einanderfolgenden[1]), sie untersucht also nicht, was aufeinander folgt, sondern was sich gleichzeitig gegenseitig fordert. Im übrigen verfährt sie in der oben angegebenen Weise. Sie analysiert und isoliert einen Tatbestand in der Anschauung, sie untersucht weiter was für Folgen (im logischen Sinn) das Fehlen eines Bestandteils dieses Tatbestandes für das Vorhandensein oder nicht Vorhandensein oder die Veränderung von anderen gleichzeitigen Bestandteilen dieses Tatbestandes hat, indem sie diesen oder jenen Bestandteil eliminiert, einführt oder sich verändern lässt. Sie kann diese Experimente alle in der Phantasie, unterstützt durch Zeichnung und Hilfslinien vollführen und zwar was Analyse und Isolierung anbelangt, so genau wie keine andere. Wir nehmen zum Beispiel ein ebenes gleichschenkliges Dreieck. Der Tatbestand ist schnell analysiert, drei sich schneidende Linien, die eine Fläche einschliessen, je zwei anstossende Seiten bilden einen Winkel, zwei Seiten sind gleich. Ebenso leicht erfolgt die Isolierung von allen räumlichen Gebilden ausserhalb der so begrenzten Fläche, des Dreiecks. Wir vergrössern nun die zwei gleichen anstossenden Seiten in unserer Phantasie und finden, dass dadurch der Winkel zwischen ihnen immer spitzer wird, wir verkürzen sie und finden dass er immer stumpfer wird, bis die beiden Seiten in die dritte Seite hineinfallen. Wir haben da eine gleichzeitige Abhängigkeit von Bestandteilen des Dreiecks voneinander gefunden, die nun allgemein gilt: bleibt die Grösse der einen Seite des Dreiecks gleich, so nimmt die Grösse des ihr gegenüberliegenden Winkels unter sonst gleichen Umständen mit der Länge der beiden anderen gleichen Seiten ab; nur kann man hier ebenso gut sagen, die Folge des Spitzerwerdens des Winkels sei die Verlängerung der Seiten wie umgekehrt, weil bei der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Bestandteile voneinander die Zeit keine Rolle spielt. Wir haben also hier auch Analyse, Isolierung und Elimi-

---

[1]) Vergl. meine Erkenntnistheorie p. 350 ff. und „Das menschl. Glück" usw. p. XXV ff.

nierung oder Einführung eines Bestandteils (resp. Verhältnisses) wie bei der sogenannten Induktion, nur vollzieht sich diese ganze Untersuchung in der Phantasie, unterstützt durch Zeichnung, und kann daher jederzeit von jedem Kundigen zur Kontrolle beliebig wiederholt werden. Die Mathematik untersucht also was gleichzeitig miteinander vorgestellt werden muss resp. nicht vorgestellt werden kann, wobei sie nur zeitliche und räumliche Grössen und Verhältnisse zu ihrem Gegenstande macht und dadurch eben den grossen Vorteil erreicht, von aller Untersuchung einer zeitlichen Folge, die immer auch anders vorgestellt werden kann, befreit zu sein.

5. Eine Wissenschaft scheint jedoch gerade die Häufigkeit von Fällen zur ausschliesslichen Begründung ihrer Urteile zu machen, es ist das die Statistik. Es ist das zwar richtig, doch sie untersucht eben gar nicht das Ursachverhältnis in der Aufeinanderfolge von Tatsachen. Sie fusst vielmehr auf der Schlussfolgerung: beruht eine Aufeinanderfolge auf dem Verhältnis von Ursache und Wirkung, dann muss sie sich überall vorfinden, wo sich dieses Ursachverhältnis vorfindet; wo sich daher eine durchgängige Aufeinanderfolge vorfindet, da ist auch ein Ursachverhältnis zu vermuten, dass aber kein unmittelbares sein muss und auch in der Statistik selten ist. Dieses eigentliche Ursacheverhältnis wird vielmehr statistisch gar nicht erforscht und kann wohl meistens gar nicht erforscht werden. Wenn statistisch festgestellt wird, dass mit dem Steigen der Getreidepreise die Heiraten abnehmen, so ist damit die Vermutung begründet, dass zwischen beiden ein näher oder weiterliegendes ursächliches Verhältnis bestehe. Dieses Verhältnis ist aber mit dieser Aufeinanderfolge nicht festgestellt und auch durch sie nicht feststellbar; sie macht mich nur auf ein ursächliches Verhältnis aufmerksam, das erst zu erforschen ist. Erforschen kann ich dieses Verhältnis nur, indem ich eine solche einzelne Folge untersuche: wie hat in dem Fall die Höhe der Getreidepreise auf die Entschliessung

der sich Liebenden A und B eingewirkt; untersuche ich das auch nur in einem Fall ohne Fehler, so habe ich ein ursächliches Verhältnis für alle gleichen Fälle (unter gleichen Umständen) festgestellt und kann es nun vermutungsweise auf alle statistischen Fälle ausdehnen; vermutungsweise nur weil ich diese Fälle im einzelnen nicht kenne, ihre Analogie mit dem untersuchten Fall daher nur vermuten kann.

Die Statistik schliesst also allerdings aus der Häufigkeit der Fälle auf ihre ursächliche Verknüpfung, sie kann aber diese mittelst ihrer Methode nicht feststellen; sie macht vielmehr nur den Rückschluss, weil ursächliche Verknüpfungen in allen gleichartigen Fällen sich bewahrheiten müssen, so weist eine grosse Häufigkeit von Aufeinanderfolgen, (eine Gleichartigkeit der Aufeinanderfolge) auf eine ursächliche Verknüpfung hin. Sie bietet vielmehr die besten Beispiele, das regelmässige Aufeinanderfolge noch keine Begründung eines unmittelbaren Ursachverhältnisses ist, sondern nur zu seiner Auffindung anregt und natürlich auch ohne diese von grosser praktischer Wichtigkeit sein kann.

Die introspektive Methode in der modernen Psychologie.

Von **H. Reybekiel-Schapiro**, Warschau.

Von der sehr ausgedehnten Literatur des Problems der Introspektion wollen wir nur diejenigen Autoren behandeln, die für den jetzigen Stand der Frage die am meisten charakteristischen Züge zur Darstellung gebracht haben.

§ 1. FRANZ BRENTANO.

In seinem Hauptwerke „Psychologie vom empirischen Standpunkte“ charakterisiert BRENTANO seinen Standpunkt, der in ähnlicher Form von allen Anhängern dieser Richtung eingenommen wird, in folgenden Worten: „die Grundlage der Psychologie bilden Wahrnehmung und Erfahrung; und zwar ist es vor allem die innere Wahrnehmung der eigenen psychischen Phänomene, welche für sie eine Quelle wird. Was eine Vorstellung, was ein Urteil, was Freude und Leid sind, davon würden wir niemals eine Kenntnis gewinnen, wenn nicht die innere Wahrnehmung in den eigenen Phänomenen es uns vorführte“[1]). Der Psychologe bevorzugt diese Methode zur Erforschung des menschlichen Geistes, „weil sie im Gegensatz zu der Methode der äusseren Wahrnehmung, welche bloss relative Wahrheit zu geben imstande ist, wahr in sich selbst ist“[2]). Seine Ansicht von der unmittelbaren Wahrheit der inneren Wahrnehmung hat BRENTANO unterlassen, mit Gründen zu unterstützen; wie die

---

[1]) FR. BRENTANO, „Psychologie vom empirischen Standpunkte“. Wien 1874. S. 35.

[2]) Ebend. S. 43.

meisten, die dieser Ansicht huldigen, stellt er sie einfach als selbstverständlich hin: „die Richtigkeit der inneren Wahrnehmung ist in keiner Art erweisbar, aber sie ist mehr als dies — sie ist unmittelbar evident"[1]).

Wir sehen also, dass BRENTANO die absolute Realität unserer seelischen Vorgänge und den Wahrheitsgrad unserer inneren Wahrnehmungen für die Grundvoraussetzung aller wissenschaftlichen Psychologie erklärt.

Die innere Wahrnehmung unterscheidet BRENTANO scharf von der inneren Beobachtung. Die innere Wahrnehmung liefert nur zufällige, ohne Absicht gewonnene Data; die willkürliche Lenkung der Aufmerksamkeit auf den beobachteten psychischen Vorgang bildet das charakteristische Merkmal der Selbstbeobachtung. Die Selbstbeobachtung ist, nach BRENTANO, als methodologisches Prinzip zu verwerfen, weil die willkürliche Richtung der Aufmerksamkeit auf den psychischen Vorgang denselben ganz entstellt oder sogar ganz verschwinden lässt. „Die innere Wahrnehmung und die innere Beobachtung sind wohl zu unterscheiden. Ja die innere Wahrnehmung hat das Eigentümliche, dass sie nie innere Beobachtung werden kann. Gegenstände, die man, wie man zu sagen pflegt, äusserlich wahrnimmt, kann man beobachten; man wendet, um die Erscheinung genau aufzufassen, ihr seine volle Aufmerksamkeit zu. Bei Phänomenen, die man innerlich wahrnimmt, ist dies aber vollständig unmöglich. Dies ist insbesondere bei gewissen psychischen Phänomenen, wie z. B. beim Zorne, unverkennbar. Denn wer den Zorn, der in ihm glüht, beobachten wollte, bei dem wäre er offenbar bereits gekühlt und der Gegenstand der Beobachtung verschwunden. Dieselbe Unmöglichkeit besteht aber auch in allen anderen Fällen. Es ist ein allgemein gültiges psychologisches Gesetz, dass wir niemals dem Gegenstande der

---

[1]) Ebend. S. 43 u. f.

inneren Wahrnehmung unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden vermögen"[1]).

Der Charakter der Zufälligkeit der inneren Wahrnehmung, bei welcher die fixierende und unterscheidende Tätigkeit der willkürlichen Aufmerksamkeit nicht hinzukommt, scheint nach BRENTANO ein wesentlicher Nachteil für diese psychologische Erkenntnisquelle zu sein. „Es ist offenbar", sagt er: „dass mit Annahme dieser Methode die Psychologie den allgemeinen Wissenschaften gegenüber in grossem Nachteil erscheint. Denn ohne Experiment sind zwar manche unter ihnen, ohne Beobachtung aber ist keine"[2]). Den Ersatz für den Mangel dieser Methode findet der Psychologe, „bis zu einem gewissen Grade wenigstens, durch die Betrachtung früherer psychischer Zustände im Gedächtnisse"[3]).

Er lässt mit HERBART und besonders mit J. ST. MILL das Gedächtnis Dienste bei der Erforschung der psychischen Tatsachen leisten in der Weise, „dass wir reflektieren auf das, was wir getan, wenn der Akt vorüber, aber sein Eindruck noch frisch im Gedächtnis ist". Dann hören wir weiter, wie das Gedächtnis bei der psychologischen Erforschung in Betracht kommt: „. . . Vermittelst des Gedächtnisses gelingt es wirklich, dem vergangenen psychischen Phänomene sowie einem gegenwärtigen physischen mit Aufmerksamkeit sich zuzuwenden und es in dieser Weise sozusagen zu beobachten . . . Wir können dabei absichtlich durch mannigfache Mittel gewisse Seelenerscheinungen in uns hervorrufen, um zu erfahren, ob sich diese oder jene Erscheinung als Folge daran knüpfe, indem wir dann das Resultat des Versuches mit aller Ruhe und Aufmerksamkeit im Gedächtnisse betrachten. Das Gedächtnis, wie es in allen Erfahrungswissenschaften die Ansammlung beobachteter Tatsachen zum Behuf der Feststellung allgemeiner Wahr-

---

[1]) Ebend. S. 35, 36.
[2]) Ebend. S. 42.
[3]) Ebend. S. 43.

heiten möglich macht, ermöglicht in der Psychologie zugleich die Beobachtung der Tatsachen selbst"[1]).

„Das Gedächtnis bietet aber kein volles Äquivalent für die eigentliche Beobachtung gegenwärtiger Ereignisse, denn es ist in vorzüglichem Masse Täuschungen unterworfen, während die innere Wahrnehmung untrüglich ist und jeden Zweifel ausschliesst. . . Es kommt mit den Erscheinungen, die das Gedächtnis bewahrt, zugleich Unsicherheit und die Möglichkeit vielfältiger Selbsttäuschungen in das Gebiet"[2]).

Obgleich die Feststellungen des Gedächtnisses nicht einwandsfrei sind, so sind sie doch für die psychologische Forschung von grossem Werte, denn „wäre das Zeugnis des Gedächtnisses für die Wissenschaft unbrauchbar, so würden mit der Psychologie auch alle anderen Wissenschaften unmöglich werden"[3]).

Die innere Wahrnehmung und die Betrachtung der eigenen psychischen Phänomene im Gedächtnisse bilden die grundlegende, direkte Methode der Psychologie; „die Erfahrungsgrundlage dieser Wissenschaft", fügt Brentano aber hinzu, „würde eine ebenso ungenügende als unzuverlässige, wenn sie sich allein auf diese direkte Methode beschränkte." Dieses jedoch ist nicht der Fall. Zu der direkten Wahrnehmung unserer Eigenschaften kommt eine indirekte Erkenntnis fremder psychischer Phänomene[4]). Was versteht Brentano unter dieser indirekten Erkenntnis?

A. Sprachliche Äusserungen anderer Menschen über die Beobachtung ihres psychischen Geschehens; dazu gehört auch Studium der Selbstbiographien[5]).

---

[1]) Ebend. S. 43.
[2]) Ebend. S. 44.
[3]) Ebend. S. 44.
[4]) Ebend. S. 47.
[5]) Ebend. S. 47. 48, 52.

B.[1]) Beobachtung der psychischen Zustände anderer, die sich ohne sprachliche Mitteilung äusserlich kundgeben, dazu gehören:

1. die Handlungen und das willkürliche Tun; „verba docent, exempla trahunt", darin stimmt BRENTANO mit den Alten überein;
2. unwillkürliche physische Veränderungen, welche gewisse psychische Zustände naturgemäss begleiten oder ihnen nachfolgen, die jetzt sogen. Ausdrucksbewegungen;
3. Beobachtung der Neugeborenen, der Kinder, der Erwachsenen bei Naturvölkern kann uns einen Einblick in die Zustände eines einfacheren Seelenlebens als das unsrige verschaffen — also die jetzt sich ausbildende Kinder-, Völker- und Tierpsychologie;
4. Beobachtung der Tiere als Hilfswissenschaften der Individualpsychologie.

C.[2]) Aufmerksame Verfolgung krankhafter Seelenzustände.

D.[3]) Kenntnisnahme der allgemeinen kulturgeschichtlichen Phänomene.

Das methodologische Facit von BRENTANO stellt sich folgendermassen dar:

„Das Gesagte genügt, um zu zeigen, welchem Kreise der Psychologe die Erfahrungen entnimmt, die er seiner Forschung nach den psychischen Gesetzen zugrunde legt. Wir fanden für sie als erste Quelle die innere Wahrnehmung, welcher der Nachteil anhaftete, dass sie nie Beobachtung werden kann. Zu ihr kam das Betrachten unserer früheren psychischen Erlebnisse im Gedächtnis, und hier war eine Hinwendung der Aufmerksamkeit und sozusagen eine Beobachtung möglich. Das bis dahin auf die eigenen inneren Phänomene beschränkte Feld der Er-

[1]) Ebend. S. 48—51.
[2]) Ebend. S. 51, 52.
[3]) Ebend. S. 52, 53.

fahrung erweiterte sich dann, indem uns die Äusserungen des psychischen Lebens anderer indirekt einen Einblick in fremde psychische Phänomene gewährten. Gewiss wurde hierdurch die Zahl der für die Psychologie wichtigen Tatsachen tausendfach vermehrt. Aber diese letzte Art von Erfahrungen setzte die Beobachtung, sowie diese die innere Wahrnehmung gegenwärtiger psychischer Erscheinungen voraus, welche sonst für beide die letzte und unentbehrliche Vorbedingung bildet"[1]). Wir wollen noch die Stellungnahme BRENTANOS zu denjenigen Psychologen hervorheben, welche die Erforschung und Erklärung der psychologischen Vorgänge von der Psychologie erwarten, wie MAUDSLEY und HORWICZ; wir gewinnen damit zugleich die von BRENTANO gezogenen Grenzen der Leistungsfähigkeit der inneren Wahrnehmung, als methodologischen Prinzips. Wir werden später auf die oben erwähnte Betrachtungsweise näher eingehen, vorläufig begnügen wir uns mit der Angabe des Standpunktes BRENTANOS in dieser Frage. Seine Entscheidung hinsichtlich der Möglichkeit einer Auflösung der psychischen Reihe in die physiologische oder hinsichtlich der Einmischung der physiologischen Betrachtungen in die psychologischen Untersuchungen gipfelt im Satze: „auf einer Stufe der ps. Erkenntnis kann dieser Versuch dienlich sein, während er auf einer anderen nachteilig ist"[2]). Von besonderer Wichtigkeit sind die physiologischen Leistungen:

1. bei der Untersuchung über die ersten psychischen Elemente, vorzüglich über die Empfindungen, die für alle anderen psychischen Phänomene eine oder sogar die einzige Quelle sind. „Die Empfindungen sind Folgen psychischer Einwirkungen. Ihre Entstehung ist also ein psycho-physischer Prozess, und daher kommt es, dass die Physiologie, ins-

---

[1]) Ebend. S. 54.
[2]) Ebend. S. 82.

besondere die Physiologie der Sinnesorgane, der Psychologie hier wesentliche Hilfe leistet"[1]);

2. bei der Feststellung und Erklärung der obersten und allgemeinsten Gesetze der psychischen Phänomene ist „die genaue Analyse der physiologischen Zustände, an welche sie sich knüpfen" von grosser Bedeutung. „Sie (die Analyse) soll bestehen in nichts anderem, als in einer Angabe der nächsten und unmittelbaren physiologischen Vor- oder Mitbedingungen sowie in deren genauester Präzision mit Ausschluss jedes nicht unmittelbar beteiligten Moments. Da, wo es sich um den Einfluss früher aufgetretener psychischer Erscheinungen auf ein Phänomen späterer Zeit handelt, nachdem vielleicht ein längeres Interwall alle physische Lebenstätigkeit gänzlich unterbrochen hat, würde es nötig sein, die rein physiologischen Prozesse, die sich inzwischen vollzogen, soweit sie das Verhältnis zwischen der früheren psychischen Ursache und ihrer späteren psychischen Wirkung beeinflussen, in Rechnung zu ziehen. Wäre dies erreicht, so würden wir höchste psychische Gesetze von einer Fassung erhalten, welche zwar nicht dieselbe durchsichtige Klarheit, wohl aber dieselbe Schärfe und Genauigkeit wie die Axiome der Mathematik besässen, höchste psychische Gesetze, welche als Grundgesetze im vollen Sinne des Wortes zu betrachten wären. Unsere jetzigen höchsten Gesetze aber würden in etwas veränderter Form als derivative Gesetze wiederkehren, und der grösste Teil, wenn nicht das Ganze der Psychologie einen halb und halb psychophysischen Charakter erhalten".[2])

Und an einer anderen Stelle wiederum äussert sich BRENTANO in bezug auf die Notwendigkeit der Zuhilfenahme der physiologischen Forschung für Feststellung der allgemeinen psychischen Gesetze folgendermassen: „die innere Wahrnehmung zeigt uns zwar den früheren und den späteren psychischen Zustand und lässt uns einen gesetzmässigen

[1]) Ebend. S. 58.
[2]) Ebend. S. 59, 60.

Zusammenhang zwischen ihnen erkennen, aber über alles, was etwa zwischen beiden vermittelt, gibt sie uns keine Andeutung. „Anders würde es sein, wenn wir die physischen Phänomene kennten, welche man unter geeigneten Bedingungen in der Zwischenzeit im Gehirn aufeinander folgen sähe. Wir hätten dann eine Reihe von Zeichen, welche in ihrer Aufeinanderfolge der Aufeinanderfolge des unbekannten wirklichen Seins entsprechen würden, und könnten in Relation zu diesen Zeichen verschiedene vermittelnde Glieder zwischen den beiden innerlich bewussten Phänomenen einschalten. So würden wir das psychisch gefundene Gesetz in einer ähnlichen Weise erklären, wie anderwärts ein Naturgesetz, wenn wir bei einem mittelbaren Zusammenhang von Ursache und Wirkung Zwischenglieder entdecken. Und da es sich zeigt, dass jene vermittelnden physischen Phänomene nicht immer gleichförmig verlaufen, und dass an die Verschiedenheit ihres Verlaufes eine Verschiedenheit der späteren psychischen Erscheinungen sich knüpft, so würde die Vermehrung unserer Kenntnisse von noch grösserer Wichtigkeit sein. Wenn in jedem Falle das empirische Gesetz für den Zusammenhang der beiden psychischen Phänomene durch die physiologischen Entdeckungen eine Erklärung und vollkommenere Sicherung gefunden hätte, so würde ihm nun zugleich eine genauere Präzision gegeben werden. Denn die Abweichungen von einer strengen Regelmässigkeit offenbaren sich allerdings auch dem bloss psychisch Betrachtenden, aber er kann ihnen nicht anders Rechnung tragen, als indem er sein Gesetz durch ein „gewöhnlich“ und „ungefähr“ abschwächt. Der durch die Physiologie unterstützte Psychologe dagegen wird mit der Erklärung des Gesetzes auch die genauere Angabe der Fälle von Ausnahme und Modifikation zu verbinden imstande sein“.[1])

Er gesteht mit MAUDSLEY, dass dem psychischen Leben materielle Bedingungen zugrunde liegen und deshalb „die

[1]) Ebend. S. 78, 79.

bloss auf dem psychischen Wege gefundenen Gesetze der Sukzession keine eigentlich letzten Grundgesetze sind und eine Erklärung zu wünschen übrig lassen, die nur mittelst physiologischer Forschung erreichbar ist".[1])

Wir sehen also, dass BRENTANO der physiologischen Untersuchung einen sehr grossen Raum gewährt; damit sind zugleich die Grenzen der Methode der inneren Wahrnehmung gezogen.

Wenn wir jetzt resumierend die für unsere Betrachtungen wichtigen Anschauungen von BRENTANO herausheben und kritisch beleuchten wollen, so ergibt sich:

I. BRENTANO hat recht in bezug auf das Wesen der inneren Wahrnehmung, indem er sagt:

A. Positiv: die innere Wahrnehmung gibt uns die unmittelbare Kenntnis unserer psychischen Akte.

B. Negativ: Sie soll nicht mit der Selbstbeobachtung identifiziert werden. Das unterscheidende Merkmal der Selbstbeobachtung bildet die Lenkung der Aufmerksamkeit auf den beobachteten psychischen Vorgang; innere Wahrnehmung dagegen liefert zufällige, ohne Absicht gesammelte Kenntnis der psychischen Vorgänge.

II. In bezug auf die Anwendung der inneren Wahrnehmung als methodologischen Prinzips.

A. Sie ist die unerlässliche Quelle jeder psychologischen Forschung.

B. Sie ist die direkte subjektive psychologische Methode.

C. Die Methode der inneren Wahrnehmung ist mit Mängeln behaftet, die ihr nicht erlauben, als die einzige Methode zu gelten.

a) Diese Mängel bestehen:

1. in der Zufälligkeit der durch innere Wahrnehmung gewonnenen psychologischen Data;
2. in der Unvollständigkeit der auf diesem Wege gewonnenen Resultate. Diese entsteht dadurch,

---

[1]) Ebend. S. 79.

dass die Methode nur auf Erforschung des einen Bewusstseins angewiesen ist;

3. in der Unzuverlässigkeit, die durch die Unmöglichkeit der Kontrolle der eigenen Bewusstseinsaussagen durch andere Menschen bedingt ist.

D. Sie zeigt sich für die Feststellung der elementaren psychischen Phänomene und ebenso der allgemeinen psychischen Gesetze unzureichend.

E. Sie muss deshalb, um sichere Resultate zu gewähren, auf die objektiven, oder wie BRENTANO sie nennt, indirekten Methoden rekurrieren.

a) Die wichtigsten von diesen indirekten psychologischen Qullen sind:

1. Völker-, Kinder-, Tierpsychologie
2. Allgemeine und spezielle Pathologie
3. Physiologie
4. Experimentelle Methode.

Unrichtig scheint uns in BRENTANO'S Ausführungen A. seine Auffassung der Selbstbeobachtung als methodologischen Prinzips. Wir geben die Kritik dieses Punktes an der Hand der Ausführungen von Comte.

B. BRENTANO geht auf die Frage nicht ein: wie kommt es eigentlich, dass die unzuverlässige, von Mängeln behaftete Methode der inneren Wahrnehmung durch die Zuhilfenahme anderer psychologischen Erkenntnisquellen zu allgemeingültigen wissenschaftlichen Resultaten führen kann? Wir treten dieser Frage näher bei der Darstellung (der Ansichten von WUNDT).

§ 2. AUGUSTE COMTE.

Wir gehen jetzt zur Behandlung von COMTE über, der mit seiner Kritik der Methode der Selbstbeobachtung zur Charakterisierung und Beleuchtung unseres Problems beigetragen hat.

Wie bekannt, spricht COMTE der Psychologie das Recht ab, einen Platz in den Reihen der Einzelwissenschaften zu behaupten. „Von den psychischen Phänomenen

behauptet er, kennen wir entweder Ursachen oder Wirkungen"; ihr Erforschungsgebiet gehört deshalb der Biologie, speziell der Phrenologie an. Ist diese Lehre Comtes, die Auflösung der Psychologie in die Phrenologie, als antiquiert anzusehen, so ist seine Stellungnahme gegenüber der Methode der Selbstbeobachtung von Wichtigkeit für uns. Wir stellen seine hierauf bezüglichen Ansichten dar, um dann die Haltbarkeit der Argumente, die von Comte und von den an seine Anschauungen sich Anschliessenden gegen die Selbstbeobachtung ins Feld geführt werden, zu prüfen.

Comte wirft der Methode der Selbstbeobachtung vor, dass bei dieser Art der Betrachtung der psychischen Phänomene das beobachtende Subjekt und das beobachtete Objekt identisch seien, woraus sich selbstverständlich ergibt, dass die Richtung der Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen diese selbst verändert. Er sagt darüber in seinem „Cours de philosophie positive": Illusorisch ist die Psychologie, welche den Anspruch erhebt, die Grundgesetze des menschlichen Geistes, indem sie ihn in sich selbst betrachtet, zu entdecken . . . Das denkende Subjekt kann sich nicht in zwei zerteilen, von welchen das eine nachdenkt, während das andere es nachdenken sieht. Das Organ, welches beobachtet, und das, welches beobachtet wird, sind in diesem Fall identisch, wie könnte also die Beobachtnng stattfinden? Und zu welchen ganz widersprechenden Weisen des Verfahrens wird man nicht allsogleich dadurch geführt! Auf der einen Seite wird man angewiesen, sich von jeder äusseren Wahrnehmung möglichst zu isolieren und insbesondere jede intellektuelle Arbeit sich zu untersagen; denn was sollte, wenn man sich auch nur mit dem einfachsten mathematischen Exempel beschäftigte, aus der inneren Erfahrung werden? Auf der anderen Seite, wenn man endlich durch solcherlei Massnahmen zu diesem Zustand vollkommenen intellektuellen Schlafes gelangt ist, soll man sich mit der Betrachtung der Tätigkeiten abgeben, die

sich im Geiste abspielen, wenn nichts mehr in ihm vorgeht. Unsere Nachkommen, ohne Zweifel, werden ein Unternehmen wie dieses zu ihrer Belustigung einmal auf die Bühne gebracht sehen . . . Diese angebliche psychologische Methode ist also schon von der Wurzel aus nichtig in ihrem Prinzip"[1]).

Eine ähnliche Kritik dieser Methode finden wir bei MAUDSLEY, WAITZ, HORWICZ, VOLKMANN, F. A. LANGE und mit gewissen Einschränkungen auch bei W. WUNDT[2]). Auch KANT nennt unter den Gründen, warum er der Psychologie den Rang einer eigentlichen Wissenschaft absprecho, den Umstand, „dass hier die Beobachtung an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriert und verstellt"[3]).

Die Bestätigung der COMTE'schen Argumentation wollen manche von den oben erwähnten Psychologen in der Tatsache erblicken, dass Stimmungen und stürmische Gefühle sich durchaus nicht mit der Selbstbeobachtung vertragen: entweder werden sie durch die Lenkung der Aufmerksamkeit zerstört oder sie verhindern ihrerseits ihr Aufkommen. Fordern wir z. B. einen Zornigen auf, sich selbst zu beobachten, so legt sich der Zorn, sobald man es zu tun versucht; man könnte in diesem Fall den psychischen Vorgang nur in der Erinnerung beobachten.

Der Kernpunkt aller dieser Einwände liegt also darin, dass 1. die Selbstbeobachtung eine Art von unmöglicher Zweiteilung des Forschenden verlangt und

2. die auf den psychischen Zustand gerichtete Aufmerksamkeit ihn verändert oder zum Stillstand bringt. WUNDT'S kurze Formulierung dieses Einwandes lautet:

---

[1]) COMTE AUG.: „Cours de philosophie positive." 2. Ausg. I, S. 30 u. 32.

[2]) V. VOLKMANN: „Psychologie" I. Bd. S. 42. A. HORWICZ: „Methodologie der Seelenlehre" S. 168. WAITZ: „Psychologie als Naturwissenschaft" S. 16. W. WUNDT: „Logik" 2 Bd. S. 482. Grundr. d. Psych. 2. Aufl. S. 24, 25.

[3]) I. KANT: Genauer ausgeführt i. d. „Anthropologie" S. 4 „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" S. 310.

„Man kann keinen Vorgang beobachten, der im Augenblicke der Beobachtung nicht mehr da ist.“

Kritisch lässt sich zu diesen Einwänden folgendes sagen:

ad. 1. Unrichtig ist, dass die Selbstbeobachtung eine Art der Selbstverdoppelung des Psychologen zur Voraussetzung habe: die Möglichkeit der Richtung der Aufmerksamkeit während des Verlaufes des psychischen Vorganges auf den Bewusstseinsvorgang beruht darauf, dass das Bewusstsein eine äusserst komplizierte Grösse ist, und dieser ihrer Beschaffenheit wegen das Vorhandensein zweier psychischer Vorgänge zu gleicher Zeit ermöglicht. Beispiele hierfür finden wir auf jedem Schritte in der täglichen Erfahrung. Wir sind z. B. imstande, eine bestimmte Empfindung zu beobachten und zugleich die Aufmerksamkeit auf ein sinnliches Gefühl zu richten: wenn wir etwa beim eifrigen Gespräch zugleich die Kälte des Wetters empfinden, über die möglichen Konsequenzen der Erkältung nachdenken und in derselben Zeit die Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Gesprächs lenken[1]).

In der geschichtlichen Beleuchtung dieser Frage sehen wir zuerst J. St. Mill, der die Behauptungen Comte's zu widerlegen sucht. Er bezeichnet Comte's Ansichten als eine ernste Verirrung. Er fragt, wie man denn die Äusserungen des Seelenlebens Anderer solle zu deuten wissen, ohne zuvor durch die Erkenntnis des eigenen Selbst gelernt zu haben, welches ihr Sinn sei. Er beruft sich auf Condillac und William Hamilton zur Bekräftigung der Tatsache, dass der Geist sich mehr als eines Eindruckes, ja einer beträchtlichen Anzahl von Eindrücken zugleich bewusst sein und — mehr als dieses — denselben zugleich seine Aufmerksamkeit widmen könne. Freilich werde dieselbe durch diese Teilung geschwächt und darin liege aller-

[1]) Vergl. G. Störring: „Vorlesungen über Psychopathologie“ I. Vorl. Fr. Brentano: „Psychologie v. emp. Standp.“ S. 52 u. f. Schrader: „Zur Grundlegung der Psychologie des Urteils“ S. 48.

dings eine Schwierigkeit der inneren Beobachtung. „Allein eine Schwierigkeit ist nicht eine Unmöglichkeit“[1]).

Diese Ansichten MILLS sind in der neueren psychologischen Literatur recht einflussreich geworden.

ad 2. Es ist richtig in diesen Einwänden hervorgehoben, dass die Lenkung der Aufmerksamkeit an und für sich ein gewisses Quantum vorhandener psychischen Energie beansprucht. Falsch ist dagegen die Behauptung, dass jeder psychische Vorgang den Umfang der Aufmerksamkeit in solchem Grade fülle, das für die psychologische Analyse keine Energie übrig bleibe. Es gilt das höchstens von den Affekten in ihren stärksten Intensitätsgraden, deren Analyse in der Tat aus diesem Grunde der Selbstbeobachtung nicht gelingt. Es ist deshalb bei Anwendung dieses methodologischen Prinzips nur anzustreben, dass das Quantum psychischer Energie, welches die Beobachtung an sich beansprucht, möglichst gering sei. Je mehr Lenkung der Aufmerksamkeit ein psychischer Vorgang verlangt, um so tiefgehender ist der gestaltende Einfluss des fraglichen psychischen Vorganges auf die folgenden Bewusstseinserscheinungen. Je mehr psychischer Energie dementsprechend von der Selbstbeobachtung in Anspruch genommen wird, umso stärker wirkt sie verändernd auf den Verlauf des beobachteten Vorgangs. Das Raisonnement der psychologischen Selbstbeobachtung, um es bildlich auszudrücken, darf daher nur wie vorübergehend, den Blickpunkt des Bewustseins erfüllen. Die zu ihm gehörigen psycho-physiologischen Prozesse müssen mit so geringer Intensität verlaufen, dass sie zumeist ausserhalb des Blickfeldes des Bewusstseins verbleiben oder nur in dessen periphere Regionen vordringen. Dieser Vollzug des Mechanismus muss durch Übung erzielt werden.

---

[1]) MILL: „AUGUSTE COMTE und der Positivismus“ Ueb. E. GOMPERZ S. 44 u. ff.

§ 3. B. Erdmann und Joh. Rehmke.

Im Zusammenhange mit Comte's Kritik der Selbstbeobachtung, wollen wir auch andere Einwände, die gegen diese Methode erhoben worden sind, kennen lernen und sie kritisch beleuchten.

Man hat der introspektiven Methode vorgehalten, dass ihre Ergebnisse zu individuell seien und deshalb keinen Anspruch auf wissenschaftliche Allgemeingültigkeit erheben dürfen. Man gebraucht dabei den Begriff der Individualität der Selbstbeobachtung in diesem Sinne, dass 1. zu viel von der momentanen, psycho-physischen Konstellation des Beobachters und 2. von seinen vorgefassten theoretischen Ansichten abhängt. Diese Einwände treffen wir bei B. Erdmann[1]), auch bei J. Rehmke[2]). Dieser letzte bespricht in seiner Psychologie das Verhältnis von Naturwissenschaft und Psychologie und äussert sich bei dieser Gelegenheit auch zum Thema der Selbstbeobachtung. „Die Gesetzmässigkeit der Veränderungen, welche man das Seelenleben nennt, klar zu begreifen, ist die Aufgabe der Psychologie. Von den Naturwissenschaften unterscheidet sich diese Fachwissenschaft dadurch, dass der psychologische Gegenstand dem Forscher immer nur in einem und demselben Exemplar ein unmittelbar Gegebenes ist, während der naturwissenschaftliche Gegenstand in einer Mehrzahl von Exemplaren unmittelbar gegeben sein kann. Eine andere Verschiedenheit bietet sich darin, dass für die psychologische Forschung das einzige unmittelbar gegebene Exemplar immer nur einem Forscher unmittelbar gegeben, dem anderen Forscher dagegen eben dasselbe Exemplar nur mittelbar gegeben sein kann, während das einzelne Exemplar des naturwissenschaftlichen Gegenstandes doch einer Mehrzahl von Forschern unmittelbar gegeben sein kann.“ Durch diese Eigenart der Psychologie können die auf introspektivem

[1]) B. Erdmann: „Zur Theorie der Apperception.“ Vierteljahr. für wissenschaftl. Philos. Bd. 10 S. 30.

[2]) J. Rehmke: „Psychologie“ S. 10.

Wege gewonnenen Resultate keine wissenschaftliche Allgemeingültigkeit beanspruchen. Wir glauben, dass diese gegen die introspektive Methode erhobenen Einwände gar nicht zu recht bestehen, denn

1. jede Beobachtung ist ihrem Wesen nach individuell d. i. subjektiv bedingt; sollte also durch den Einwand der Individualität die Methode der Selbstbeobachtung getroffen sein, so müsste man auch der äusseren Beobachtung jede Allgemeingültigkeit versagen. Wir sehen z. B., dass die Astronomen dies allgemeine Schicksal jeder Beobachtung vorzüglich verstehen, sie suchen deshalb auf dem Wege der persönlichen Äquation die Resultate ihrer Untersuchungen zu vergleichen, um den Mängeln der Subjektivität zu entgehen. Auch die Naturforscher auf allen anderen Gebieten sind sich der Subjektivität der von ihnen gewonnenen Resultate wohl bewusst; sie ergreifen wie bekannt, so oft sie sich den verwickelten Phänomenen der Forschung nähern, die schärfsten Massregeln, um die subjektiv gewonnenen Tatsachen, für die sie wissenschaftliche Geltung beanspruchen, sei es auf Grund gleichzeitiger Wahrnehmung, sei es auf Grund nachträglicher Prüfung zu kontrollieren und nötigenfalls die subjektiven Fehler zu verbessern.

2. obgleich der Vorzug der naturwissenschaftlichen Beobachtung, wie Rehmke richtig bemerkt, darin besteht, dass das erforschende Objekt dem Beobachter in mehreren Exemplaren vorliegt, dass dasselbe einer Anzahl von Forschern gleichzeitig gegeben sein kann, und auf diese Weise die Möglichkeit der persönlichen und gegenseitigen Kontrolle vorliegt, so ist die Möglichkeit der Kontrolle und der Aufstellung von Korrekturen auch bei der rein introspektiven Methode geboten. Wenn auch der Mensch über sein eigenes Bewusstsein nicht hinauskommt, besitzt er doch in der Betrachtung seiner Vergangenheit die verschiedensten Elemente, um Vergleichungen aufzustellen. Seine Existenz besteht nicht aus einem einzigen Augenblick und seine Kenntnis beschränkt sich nicht auf ein einziges Phänomen

der Gegenwart; im Gegenteil, sie kommt weder in einer Menge von sukzessiven Vorgängen zum Vorschein, unter welchen sich Ähnlichkeiten aufstellen lassen und aus welchen durch nötige Korrekturen die allgemeinwissenschaftlichen Zeichen der ähnlichen psychischen Phänomene sich ergeben. So kann z. B. der Psychologe im Gefühl des Vergnügens oder des Kummers die Elemente der primären Zuneigung, der mehr oder weniger periodischen Notwendigkeit, des Verlangens, der Leidenschaft usw. unterscheiden; daraus werden die charakteristischen Eigenschaften des betreffenden psychischen Vorgangs deutlich.

Wenn ein auf solchem Wege gewonnener psychischer Vorgang auf Grund meiner Beschreibung die Zustimmung der kontrollierenden Mitforschenden erlangt hat und die Zahl der Menschen, die ihn anerkennen, sehr gross ist, so lässt sich nicht einsehen, warum die Zuverlässigkeit der Beobachtung des psychischen Phänomens, als einer wissenschaftlichen Tatsache, derjenigen der naturwissenschaftlichen Forschung nachstehen sollte. Endlich sind wir imstande, in der Beobachtung unserer Nächsten, in ihren Gebärden, in ihren Gesprächen, Handlungen, Erzählungen, Biographien und auf eine allgemeinere Weise in der Völkerpsychologie, Anthropologie die Verifizierung unserer inneren Beobachtungen zu erlangen. Wo die Kontrolle, im Falle des Widerspruchs der gewonnenen Resultate, eine derartige Bestätigung nicht liefern kann, lehnen wir das Zeugnis unserer Selbstbeobachtung als Fiktion oder Illusion ab. Auf diese Weise sind wir imstande, auf rein introspektivem Wege zu allgemeingültigen wissenschaftlichen Ergebnissen zu gelangen. Wir sagten, dass die Beschreibung der erlebten psychischen Vorgänge ein wichtiges Moment für die Kontrolle der Tatsachen der inneren Beobachtung bildet: entweder ich teile anderen eigene psych. Beobachtungen mit, oder gelange auf Grund der Beschreibung anderer zur Kenntnis der von ihnen erlebten Bewusstseinsvorgänge.. Auf diese Art wird eine Kontrolle und Möglichkeit der gegenseitigen Korrekturen

geboten. Wir wollen deshalb an diesem Orte auf den Faktor der Sprache, inwieweit sie für die Methode der inneren Beobachtung in Betracht kommt, eingehen.

§ 4. Die Sprache.

Unter allen Zeichen, die zur Beschreibung von psychischen Tatbeständen dienen, erfreut sich die Sprache der grössten Verbreitung und Wertschätzung. Die Vorzüge der Sprache, die sich dabei von Bedeutung zeigen, sind

1. Biegsamkeit und Nuancenreichtum d. i. die Fähigkeit der Sprache, jede psychische Regung in ihrer Besonderheit auszudrücken.

2. Konstanz und Präzision der Sprache. Sie erlauben uns, die erlebten Data zu fixieren, und auf diese Weise können wir von den Nachteilen der Erinnerung befreit sein.

3. Die leichte und schnelle Mitteilbarkeit der sprachlichen Symbole. Bei dem raschen Ablauf und der Geschwindigkeit im Wechsel der psychischen Vorgänge ist es nötig, dass die Aussagen bei Mitteilung mit entsprechender Schnelligkeit folgten. Ausserdem aber bewirkt die grosse Einübung der sprachlichen Symbole, dass die Aufmerksamkeit durch sie nicht wesentlich von den Erlebnissen absorbiert wird, dass mit einer fast automatischen Sicherheit die Verknüpfung der Worte von statten geht.

Besitzt die Sprache einerseits die Vorzüge eines Interpretationsmittels der geistigen Vorgänge, so liegt in ihr anderseits die Gefahr, Quelle vieler Irrtümer und unvollständiger Kenntnisse der psychischen Tatsachen zu sein; nämlich:

1. die sprachlichen Symbole sind auf verschiedener Stufe der Entwickelung nicht eindeutig. Es muss deshalb dafür gesorgt werden, dass die sprachlichen Ausdrücke bei der Beschreibung der gewonnenen Resultate nicht missverstanden werden, weil die Treue und das Verständnis der ganzen Mitteilung vollständig davon abhängt.

2. das psychische Leben ist kontinuierlich, die Sprache aber ist diskret. Ihre Berichte müssen eo ipso lückenhaft sein. Bei dem grössten Reichtum an Ausdruckssymbolen, bei der feinsten Sprachnuancierung, lässt sich die aus dem kontinuierlichen Fluss des inneren Geschehens erwachsende Schwierigkeit — den stetigen Änderungen desselben gerecht zu werden — nicht überwinden. Wir sind in diesen Fällen, um die Lücken zu erfüllen, auf andere Interpretationsmittel, wie graphische Zeichen, Musik, Gesang usw. angewiesen.

3. wie die neuesten experimentellen Untersuchungen gezeigt haben, ist etwa $^1/_{10}$ aller sprachlichen Mitteilungen falsch[1]).

Alle diese Fehlerquellen müssen natürlich durch die Wiederholung der Beobachtungsversuche und durch gegenseitige Kontrolle zu beseitigen versucht werden, wenn die gewonnenen psychischen Resultate als Tatsachen im Sinne der Wissenschaft gelten sollen.

Bei den bisher erwähnten Autoren haben wir die innere Wahrnehmung als methodologisches Prinzip, den Unterschied derselben von der Selbstbeobachtung kennen gelernt, die Einwendungen gegen die introspektive

---

[1]) Vergl. Marie Borst: Beiträge zur Psychologie der Aussage, 1904, 120 und Art. Wreschner: „Ps. der Aussage“ Archiv für gesamte, Psychologie 1904.

Methode und deren Stichhaltigkeit geprüft; jetzt wenden wir uns zur Behandlung 1. von J. Volkelt, dessen Ansichten für die Unterscheidung der inneren Wahrnehmung und der Selbstbeobachtung dargelegt und für die Ausgestaltung der Selbstbeobachtung im einzelnen von Bedeutung sind, 2. zur Darstellung des einseitigen Standpunktes des methodologischen Materialismus, der negativ zur Beleuchtung unseres Themas beiträgt und 3. zur Betrachtung der Wundt'schen Anschauungen in dieser Frage.

§ 5. Johannes Volkelt

äussert sich zu unserem Thema in drei Artikeln: „Psychologische Streitfragen". Wichtig ist für uns in seinen Anschauungen, wie wir schon oben gesagt haben, was er über den Unterschied von innerer Wahrnehmung und Selbstbeobachtung bezw. gegen die Entgegensetzung beider als Quellen psychologischen Tatsachenmaterials sagt: „Brentano und Wundt heben hervor, dass die letzte Quelle des psychologischen Erkennens in der inneren Wahrnehmung liege, und beide wollen diese von der Selbstbeobachtung streng unterschieden wissen. Indessen verstehe ich nicht, wie die innere Wahrnehmung Grundlage unseres Erkennens werden kann, wenn sich nicht die unterscheidende und fixierende Aufmerksamkeit auf den Inhalt der inneren Wahrnehmung gelenkt hat, d. h. die innere Wahrnehmung zur Selbstbeobachtung verschärft worden ist"[1]. Auch die Selbstbeobachtung während des Experiments vermag er betreffs ihrer Gültigkeit nicht völlig von der sonstigen inneren Beobachtung zu isolieren. Er sagt: „Leidet wirklich die Selbstbeobachtung an vernichtenden Mängeln, so ist damit auch die experimentelle Methode tödlich getroffen"[2]. Nach Volkelts Ansicht werden alle Schwierigkeiten überwunden, wenn die Selbstbeobachtung unwillkürlich ausgeführt wird. Er verdeutlicht seinen Gedanken durch einen Vergleich: „der Botaniker der zum Vergnügen durch die Fluren schweift, wird, ohne sich jedesmal dazu den Anstoss zu geben, rechts

[1] J. Volkelt: „Psychol. Streitfragen" Zeitschr. für Phil. u. philosoph. Kritik Bd. 90, 92, 102.

[2] a. a. O. S. 25.

und links seine Beobachtungen machen"[1]). Beobachtung sei „die mit Absicht des Unterscheidens und Festhaltens auf einen Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit". Jedoch sei ein Vorsatz zum Hinwenden der Aufmerksamkeit nicht notwendig. Die der willkürlichen Selbstbeobachtung innewohnenden Gefahren erkennt auch VOLKELT an: „Ist die Selbstbeobachtung ein inneres Spähen und Lauern, sagt man sich jedesmal: „jetzt will ich beobachten, was in meinem Bewusstsein vorgeht", dann ist ihr Zweck von vornherein vereitelt. Dagegen fällt der störende Einfluss weg oder wird wenigstens unerheblich, wenn der Ausübung der Selbstbeobachtung im einzelnen Fall der Vorsatz, sie auszuüben, nicht vorangeht. Denn dann kommt auch die erwartende, lauernde Haltung der Aufmerksamkeit in Wegfall"[2]). Wir wollen aus VOLKELT'S Darlegungen noch die Stelle anführen, wo er sich über die Art, wie man an das Beobachten seiner selbst herantreten muss, sich ausspricht: „Zunächst muss der Vorsatz, genaue Selbstbeobachtungen anzustellen, mit dem Nebengedanken gefasst werden, dass dies so oft als möglich zur Ausübung kommen solle. Geschieht das Fassen dieses Vorsatzes je nach Bedürfnis von Zeit zu Zeit, und gesellt sich eine oftmalige Wiederholung von vorsätzlich ausgeübten Selbstbeobachtungen hinzu, so wird unser Bewusstseinsleben sich derart verschärfen, dass die von dem Anstoss gebenden Vorsatze ein für allemal ins Auge gefassten seelischen Vorgänge, besonders soweit sie nicht heftiger, aufgeregter Natur sind, unwillkürlich von Fall zu Fall von so viel Aufmerksamkeit begleitet werden, dass wir sie nicht bloss einfach haben, sondern von ihnen genau wissen. Die Selbstbeobachtung läuft hier also darauf hinaus, dass wir, indem dieses oder jenes in unserem Bewusstsein, zugleich unwillkürlich mit unserer unterscheidenden und fixieren wollenden Aufmerksamkeit sozusagen darüber schweben, und so mit dem Haben der Bewusstseinsvorgänge zugleich ein bestimmtes Auffassen

---

[1]) a. a. O. S. 9 (Bd. 90).
[2]) a. a. O. S. 10.

derselben vor sich geht"[1]). Kritisch lässt sich zu den Anschauungen von VOLKELT folgendes sagen:

1. was seinen Unterschied zwischen innerer Wahrnehmung und Selbstbeobachtung betrifft, so sehen wir, dass trotz seiner Polemik gegen BRENTANO und WUNDT der Gegensatz von innerer Wahrnehmung und innerer Beobachtung in seiner Entgegensetzung der vorsätzlichen und der unvorsätzlichen Selbstbeobachtung wiederkehrt. Auf den Namen kommt es ja nicht an, und der sachliche Unterschied scheint uns wirklich in beiden Fällen ganz ähnlich zu sein. Man kann bei jedem Vorsatz Intensitätsabstufungen unterscheiden. Während nun BRENTANO, wie wir gesehen haben, alle Grade absichtlichen Vorgehens verwirft, konzediert VOLKELT der Selbstbeobachtung die untersten Stufen desselben, nämlich diejenigen, auf welchen keine vorausgehende Absicht vorhanden ist. Das ist kein Unterschied des Prinzips. Aber allerdings hat VOLKELT durch die Kritik seiner Vorgänger zur Beleuchtung unseres Problems beigetragen. Er hat gezeigt, dass die früheren Ansichten gewissermassen über sich selbst hinausdrängen, entweder zu der vollen Verwerfung auch der inneren Wahrnehmung im Sinne COMTE'S oder zu einer Anerkennung auch der Selbstbeobachtung, einer Anerkennung, die aber nun nicht mehr auf der naiven, kritiklosen Hinnahme des von dieser gegebenen, sondern auf eingehender Prüfung beruht;

2. was die Art des Verfahrens der Selbstbeobachtung betrifft, so hat VOLKELT recht, dass

a) bei Anstellung der Selbstbeobachtungen eine gewisse Übung in dieser Richtung vorhanden sein muss, um zu richtigen Ergebnissen zu gelangen,

b) der Mechanismus der Selbstbeobachtung an und für sich ein gewisses Quantum psychischer Energie verlangt, welches desto geringer wird, je unwillkürlicher der Prozess vonstatten geht;

---

[1]) a. a. O. S. 11.

3. seine Definition der Selbstbeobachtung scheint uns zutreffend zu sein.

§ 6. Der methodologische Materialismus in der Psychologie der Gegenwart.

Wenn wir von materialistischer Richtung der Psychologie sprechen, so sehen wir von allen älteren Formen des Materialismus ab, wenig kommt auch für uns in Betracht der Materialismus der Mitte des 18. und vorigen Jahrhunderts, eines LA METTRIE, C. VOGT, MOLESCHOTT, BÜCHNER und CZOLBE, deren Standpunkt als überwunden angesehen werden muss; was die materialistisch gesinnte Psychologie der Gegenwart als ihre Behauptung gelten lassen will, ist die Tatsache der Übertragbarkeit der biologisch-physikalischen Erklärungsprinzipien und Methoden auf das psychische Gebiet. Die unverkennbare Abhängigkeit der psychischen von den physiologischen Prozessen hat zu dem Gedanken geführt, dass eine psychische Erscheinung hinreichend erklärt sei, wenn nur ein physiologisches oder hirnanatomisches Korrelat für dieselbe gefunden wird. Sobald es gelungen ist, die physiologische oder anatomische Begleiterscheinung des zu erklärenden psychischen Zustandes in einen Kausalzusammenhang einzureihen, soll der Psychologe seine Aufgabe als gelöst ansehen. Aus diesen Prämissen einen konsequenten Schluss ziehend, fordern sie statt der introspektiven Methode, „deren Aussagen mit den Bekenntnissen einer sentimentalen Seele gleichwertig sein sollen"[1]), das Experiment ohne jede Zuhilfenahme der Introspektion.

Die Ansichten der Anhänger dieser Richtung lassen sich in drei Standpunkte zusammenfassen:

1. die Psychologie ist von der Physiologie abhängig so z. B. HORWICZ, MAUDSLEY;

2. die Psychologie ist von der Hirnanatomie abhängig, S. EXNER.

3. die Psychologie wird nach dem Vorbilde der biologischen Wissenschaften auf objektive Konstatierung der Tatsachen überhaupt beschränkt, so W. HEINRICH[2]).

Wir machen uns mit den Ansichten der Anhänger dieser Richtung an der Hand von Ausführungen von HORWICZ und EXNER bekannt.

A. HORWICZ.

HORWICZ erwartet von der Physiologie die volle Aufklärung über die psychischen Vorgänge, weil „sie uns die speziellen Bedingungen des Vorkommens der Seele im Organismus sowie des Wechselverkehrs beider

---

[1]) W. HEINRICH: „Zur Prinzipienfrage der Psychologie" S. 68.

[2]) Genaue Darstellung und Kritik dieses Standpunktes findet sich bei ELSENHANS „Selbstbeobachtung und Experiment" S. 12 u. f.

liefert[1])", daraus schöpft er „die methodologische Überzeugung, dass die Organisation der Seele derjenigen des Leibes entsprechen müsse"[2]). Wir können nach ihm auf die Frage „nach der allgemeinen Organisation und Gliederung des Seelenlebens" eine Antwort nur dann erhalten, „wenn wir zuvor die Organisation und Gliederung des leiblichen Lebens studieren"[3]). Und so haben wir zunächst eine Rundschau über die Physiologie des Leibes zu halten und dann zu versuchen, ob diese uns einen gesicherten Überblick über die Gesamtorganisation der Seele gestattet. Für die Vollständigkeit der Aufzählung der verschiedenen Seelenprozesse bürgt ihm „die physiologische Grundlage, wenn es irgend richtig ist, dass kein seelischer Prozess ohne stoffliches Substrat sich vollziehen kann[4]). Aehnlich ist ihm bei allen folgenden Untersuchungen die Physiologie „nicht nur ein nützliches Beiwerk, sondern das methodologische Vehikel der Forschung[5])", und er hofft namentlich, durch die physiologische Vergleichung aller Lebensprozesse „den Leitfaden zu finden, der uns zu den gesuchten einfachen Seelenelementen führt, von welchen aus dann die Entwickelung genetisch erfolgt"[6]).

Eine tiefer und sicherer begründete Psychologie hoffte er nach der physiologischen Methode zu geben, aber statt dessen hält er sich an oberflächliche Aehnlichkeiten und baut Hypothesen auf Hypothesen. Ein Beispiel für viele sind die zwei „wichtigen Analogien des seelischen Lebens mit dem leiblichen"[7]), welche er in seinen psychologischen Analysen am „Ariadnefaden des Nervensystems" findet. Die eine ist die zwischen der Verdauung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die aus den von aussen aufgenommenen Rohstoffen durch allmähliche Umwandlung und stufenweise Erhebung das arterielle Blut und aus ihm unsere Muskeln, Sehnen, Knochen, Nerven usw. bildet, und der tropisch sogenannten Verdauung auf dem Gebiete des Seelenlebens. Der Assimilationsprozess, meint er, sei hier ganz ähnlich. „Von aussen treten die Einwirkungen der Dinge als Reize an die Perzeptionsorgane der sensiblen Nerven. Aus ihnen, als dem Rohmaterial, nimmt die Seele (was wir nun einmal so nennen) ihre Nahrung in Form von Empfindungen auf. Wir sagen mit Recht, wenn uns eine Menge ganz fremder Eindrücke auf einmal trifft, wir müssten das erst verdauen. Die Seele aber verdaut, indem sie das ihr durch die Nerven zugeführte Rohmaterial zu Empfindungen und zu seelischen Produkten immer höherer Art, als Vorstellungen, Begriffe, Urteile, Schlüsse, Gefühlsrichtungen, Entschlüsse, Pläne, Maximen usw. verarbeitet." Die andere Analogie soll die zwischen dem Gegensatze sensibler und motorischer Nerventätigkeit, welcher das ganze Nervensystem beherrsche, während das sogenannte Zentralorgan nur in Einschaltungsstücken zwischen diesen polarisch entgegengesetzten Strömen bestehe, und dem „ebenso polarisch feindlichen, ebenso tief und ebenso allgemein durchgreifenden" in verschiedenen Formen sich offenbarenden Gegensatze der seelischen Prozesse sein. Es ist dies der Gegensatz zwischen theoretischer und praktischer Grundrichtung, welcher, wie Horwicz glaubt, das ganze Gebiet des Seelenlebens durchsetzt. Auf diese

[1]) Horwicz: „Methodologie der Seelenlehre" S. 189.
[2]) Horwicz: „Methodologie der Seelenlehre" S. 189.
[3]) Methodologie der Seelenlehre S. 187.
[4]) Ebend. S. 190.
[5]) Horwicz: „Psych. Analysen" S. 175.
[6]) Horwicz: „Method. der Seelenlehre" S. 189.
[7]) Horwicz: „Psych. Analysen I" S. 148 ff.

beiden Analogien gestützt, kommt er nach physiologischer Methode zu seiner Grundeinteilung der psychischen Phänomene, von der er selbst sagt, dass sie mit dem „eigentlich ganz richtigen Skelett des Seelenlebens, das WOLFF aufstellte", wesentlich zusammentreffe. Die psychischen Phänomene zerfallen einerseits in niedere und höhere, andererseits in Phänomene des Erkennens und Begehrens, und beide Einteilungen kreuzen sich. Nur gibt es, wie zwischen den niederen und höheren Phänomenen, so auch zwischen denen des Erkennens und denen des Begehrens Übergangsstufen, und hier findet die Klasse der Gefühle, welche neuere Psychologen zu unterscheiden pflegen, ihre Stelle. Auf sie weisen jene Einschaltungsstücke des Zentralorgans hin. Und so gelangen wir denn auf Grund physiologischer Betrachtungen ziemlich zu den gemeinüblichen Grundeinteilungen, nur vermöge eines exakteren Verfahrens, das, was es lehrt, auch sichert und erklärt.

Uns scheint, dass diese und ähnliche[1]) rohen Analogien nicht nur nicht die angestrebte Begründung und Sicherung gewähren können, sondern vielmehr die Beigabe einer ganzen Zahl gewagter Hypothesen bewirkten, die auch nicht die geringste Bekräftigung, geschweige Ersatz für das, was man auf dem Wege psychischer Beobachtung findet, brachten.

Übrigens bekennt HORWICZ selbst die Nichtigkeit seiner Methode. So sagt er einmal: „Die Physiologie vermöge nicht in das feinere Detail der Seelenprozesse einzudringen" (Psych. Analysen S. 156). Wie helles Licht sie auf die höchsten Klassifikationen geworfen, haben wir gesehen. Er anerkennt, dass die physiologischen Bedingungen des Schlafes unbekannt (S. 235) seien, was bei HORWICZ soviel bedeutet, dass wir nicht einmal von der Existenz eines so merkwürdigen Phänomens eine Kenntnis gewinnen würden. Und wieder (S. 175) bekennt er, „dass es zur erklärenden Zurückführung eines seelischen Gebildes auf physiologische Grundlagen vorläufig immer noch an sehr wesentlichen Bindegliedern fehlt". Er stellt (S. 183) der Physiologie „die grosse Aufgabe", die ganze Mannigfaltigkeit der Empfindungen und Bewegungen aus einem einzigen Erregungszustand der Nerven abzuleiten, aber er gibt zu, dass wir von diesem Ziele noch weit entfernt sind. „Auf Grund der Physiologie (S. 288) können wir", meint HORWICZ, „zwar einiges als irrig bezeichnen, aber was die Wahrheit sei, keineswegs bestimmen". Sehr offen und umfassend endlich ist das Geständnis, dass er (S. 288) gelegentlich der Phänomene der Erinnerung ablegt: „Wir erinnern, dass es sich bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nur um Hypothesen und denkbare Möglichkeiten handeln kann. Es kann bei einer Materie, bei welcher Messer und Nadel so vollständig im Stiche lassen, selbstverständlich nicht darauf ankommen, zu sagen, wie die Dinge wirklich sein müssen; was man eben nicht weiss". Bei Gelegenheit der Anerkennung der Einheit des Bewusstseins äussert sich HORWICZ (S. 315 ff.) „die physiologische Seite liegt hier noch zu sehr im Dunkeln". Das einzige zur Zeit Erreichbare sei, „anzugeben, auf welche physiologisch denkbare Weise es sich verhalten könnte, was in dieser Hinsicht physiologisch möglich wäre." Er wolle, sagt er, nicht mehr, als andeuten, „wie ungefähr die Theorie beschaffen sein müsse, welche die

[1]) Vergl. „Psych. Analysen" S. 223, 250, 148 u. ff.

Erscheinungen auch physiologisch denk- und begreifbar mache", er suche sich „nur ein Bild zu machen, eine Vorstellung zu gewinnen, wie die Sache physiologisch sich verhalten könne".

Bei seiner durch und durch physiologischen Betrachtung des Bewusstseins, sieht Horwicz sich doch zur Annahme der inneren Analyse genötigt. „Das Selbstbewusstsein," wie er sich ausdrückt, „soll dem Forscher einen vorläufigen, rohen Ueberblick über das Ganze der Seelentätigkeit gewähren." (S. 187.)

Betreffs der Anschauungen von Horwicz genügt die Hervorhebung folgender Punkte, um ihn kritisch abzulehnen:

1) Seines Versuchs, an und für sich alle psychische Tatsachen physiologisch zu erklären und seines Strebens, die exakte naturwisschaftliche Methode auf das psychische Gebiet zu übertragen.
2) Seines Zugeständnisses, dass er doch ohne die innere Beobachtung nicht auskommen kann.
3) Seines Arbeitens mit Hypothesen und Analogien bei der Erklärung der psychischen Tatsachen trotz der Voraussetzung einer exakten, physiologischen Methode.

So viel Horwicz im Jahre 1872.

B. S. Exner.

Wir gehen jetzt zur Behandlung von S. Exner, der neuerdings den Standpunkt einer naturwissenschaftlichen Psychologie vertritt; sie soll ausschliesslich auf dem Boden des Experiments und der Hirnanatomie gegründet sein. Seine Aufgabe formuliert Exner folgendermassen: „Das nachstehende Werk[1]) stellt sich die Aufgabe, die Erklärbarkeit der psychischen Erscheinungen zu erweisen. Unter einer Erklärung der psychischen Erscheinungen verstehe ich eine Zurückführung derselben auf uns anderweitig bekannte physiologische Vorgänge im Zentralnervensystem. Die Erklärbarkeit aber glaube ich dann dargetan zu haben, wenn ich die psychischen Erscheinungen auf solche physiologische Vorgänge zurückgeführt habe, deren Bestand zwar nicht nachgewiesen, aber, ohne mit Bekanntem in Widerspruch zu geraten, angenommen werden kann. Ich betrachte es also als meine Aufgabe, alle psychischen Erscheinungen auf die Abstufungen von Erregungszuständen der Nerven und Nervenzentren, demnach alles, was uns im Bewusstsein als Mannigfaltigkeit erscheint, auf quantitative Verhältnisse und auf die Verschiedenheit der zentralen Verbindungen von sonst gleichartigen Nerven und Zentren zurückzuführen"[2]).

Auf welche Weise ist die physiologische Erklärbarkeit der psychischen Tatsachen gegeben?

Den physiologischen Mechanismus bilden 1. das Zentralorgan, als die Ursprungsstätte der Impulse und 2. Nerven, als Leitungsbahnen. Durch die Nerven stehen die einzelnen Sinnesorgane des Körpers mit dem Zentralorgan in Verbindung, und auf diese Weise werden alle Lebenserscheinungen, des menschlichen Organismus reguliert.

Nach Exner gibt es dreierlei Arten solcher Regulierungen[3]), die bewirken, dass die Lebensäusserungen im Sinne der Erhaltung des Individuums der Nachkommenschaft und der Genossenschaft zweckmässig sind, nämlich

[1]) S. Exner, „Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen." 1894. Einleit. S. 1.
[2]) Ibidem. S. 1.
[3]) Ibid. S. 6.

1) die Regulierung durch sensorische Eindrücke, die vom Willen vollständig unabhängig ist; sie ruft die Bewegung hervor oder beeinflusst das Zustandekommen derselben; ihr Sitz ist das Rückenmark und die dem Rückenmark analogen Teile des Gehirnstammes.
2) Die Regulierung durch angeborene Verbindungen zahlreicher Zentralorgane; sie bewirkt die koordinierten Kontraktionen ganzer Muskelgruppen oder die in bestimmter Zeitfolge aneinandergereihten Aktionen. Auch diese Bewegungskombinationen und Sukzessionen sind sensorisch beeinflusst. Der Ort, wo sie zustande kommen, ist das Gebiet der Stammganglien und des Kleinhirns.
3) Die Regulierung durch sensorische Eindrücke, welche nicht unmittelbar, sondern lange vor der auszuführenden Bewegung eingewirkt haben. Sie bilden den im Gedächtnis angehäuften Schatz der Erfahrungen, nachdem sie in die Form von Vorstellungen, Begriffen und Urteilen gebracht worden sind. Auch diese Regulierung wird sensorisch beeinflusst, nicht nur durch unmittelbare Sinneseindrücke, sondern auch durch die Instinktgefühle verschiedener Art. Der Ort der Regulierung ist die Hirnrinde.

Die Regulierung findet, wie wir gesagt haben, mittels der Nerven statt. Die Nerven sind also Leitungsbahnen, durch welche die Eindrücke aufgenommen und mit dem Zentralorgan in Verbindung gebracht werden. Die Erregung[4]) einer Nervenfaser ist qualitätslos (kennt keine Qualitäten); ihre Quantität dagegen ist grossen Schwankungen unterworfen. Von anderen charakteristischen Daten einer Nervenerregung ist bekannt, dass sie in den motorischen Nerven diskontinuierlich ist. Diese Diskontinuität der Nervenerregung ist von der Summe der Einzelerregungen gebildet — die dauernde Kontraktion des Muskels ist ein Effekt von rasch aufeinander folgenden Reizimpulsen. Die dauernde Kontraktion ist nur der Ausdruck davon, dass die Muskelfasern in den kurzen Pausen zwischen den Einzelerregungen nicht Zeit haben zu erschlaffen[5]). So viel, was die Erregung der motorischen Nerven anbetrifft.

Wenden wir uns zur Betrachtung der sensorischen Nerven, so wird die Sache weniger klar. Dieselben sind, wenn auch nicht direkt, so doch durch ihre Endorgane geeignet, kontinuierliche Eindrücke als Reize zu verarbeiten, und es ist keine Tatsache bekannt, dass die kontinuierlichen Reize diskontinuierliche Erregungen in den Nervenfasern hervorrufen (S. 40). Die Uebertragung eines Reizes von einer uns bekannten Bahn auf eine andere, oder der sogenannte zentrale Umsatz, geschieht in der grauen Substanz des Zentralnervensystems. Diese sensorischen, von der Peripherie kommenden, und in die graue Substanz eintretenden Nervenfasern verzweigen sich daselbst mit oder ohne Vermittlung von Nervenzellen vielfältig. Die Verzweigungen schlagen ihren Weg nach verschiedensten Richtungen ein und stehen wenigstens stellenweise mit motorischen Nervenfasern in Verbindung, die also die Erregung zur Peripherie zu leiten vermögen (S. 43). Damit haben wir die Reflexverbindung. Im einfachsten Falle würde sie, wenigstens theoretisch, aus einer sensorischen Faser einer Spinalganglienzelle und einer motorischen Faser bestehen, oder, anders ausgedrückt, haben wir hier mit einer Uebertragung der Erregung von einer zentripetalleitenden Bahn auf eine zentrifugale zu tun (S. 44).

---

[4]) Ibid. S. 38—39.
[5]) Ibid. S. 40.

Die andere Art des zentralen Umsatzes, durch welche die sogenannten **Mitempfindungen** ausgelöst werden, ist in der Uebertragung einer Erregung von einer zentripetalen Bahn auf eine andere zentripetale gegeben.

Auf welche Weise funktioniert eine solche Nervenleitung in der grauen Substanz? EXNER schildert es folgendermassen: „Jene sich schnell von Stelle zu Stelle in der Nervenfaser fortpflanzende molekulare Zustandsänderung, als welche wir die Erregung im peripheren Nerven kennen gelernt haben, tritt, nachdem sich die Faser ein- oder mehreremal oder auch gar nicht geteilt hat, in das Endbäumchen an einer Ganglienzelle. Sie setzt hier den Inhalt der Zelle auch in einen veränderten Zustand, dessen Folge es wieder ist, dass die abgehenden Fortsätze der Zellen wahrscheinlich in eine ähnliche Erregung geraten, wie der periphere Nerv. Diese Erregungen pflanzen sich ihrerseits wieder fort, passieren die Grenzen zwischen den Gebieten verschiedener Ganglienzellen (Neuronen) und diese letzteren selbst bis wenigstens eine solche Erregung bei jener Ganglienzelle oder bis mehrere solche Erregungen bei jener Gruppe von Ganglienzellen ankommen, von welcher die motorischen Nervenbahnen zu den Muskeln abgehen. Es werden auch diese Ganglienzellen durch die erregten Endbäumchen in den veränderten Zustand versetzt, teilen denselben ihren Axenzylinderfortsätzen mit, so dass die Muskeln zur Kontraktion angeregt werden"[1]).

Dies ist der Status bei genügend starken Reizen.

Es gibt aber auch schwache Reize, die unmittelbar keine Bewegung erzeugen. Sie reichen nicht aus, die Reflexbewegung zu veranlassen, bringen aber in der grauen Substanz, wahrscheinlich in den Ganglienzellen derselben, eine Veränderung hervor, durch welche sie jenem Zustande näher gerückt werden, indem sie ihren Fortsätzen eine Erregung erteilen. Diese Erscheinung wird als „die **Summation der Reize**" bezeichnet (S. 54).

Die Erregung der Zelle, welche wahrscheinlich auf einem Auslösungsvorgange beruht, ist eine **Entladung**. Die Endigungen der sensiblen Nerven geben eine grosse Anzahl von Aesten ab. Die Ganglienzellen in den Kernen geben auch mehrere Abzweigungen ab, was alles zur grossen Verbreitung der Erregung beiträgt. Von diesen vielen Bahnen werden einige für die Erregung leicht passierbar, andere schwieriger. Man kann also annehmen, „dass die an einer bestimmten Stelle liegenden motorischen Ganglienzellen durch eine an einer anderen bestimmten Stelle in das Grau eintretende Erregung deshalb leichter in Tätigkeit versetzt werden, weil die Erregung eben dahin leichter vordringt, also geringeren Widerstand findet, als nach einer anderen Richtung"[2]).

Da das Leitungsvermögen der grauen Substanz in mancherlei Weise erhöht und herabgesetzt werden kann, so hat es nichts Widersinniges anzunehmen, dass gewisse Bahnen dauernd von höherer Leitungsfähigkeit sind als andere[3]). Wenn man zwei motorische Ganglienzellen vor sich hat, welche mit der sensorischen (s) in physiologischer Beziehung stehen, die eine (a) durch einen starken, keinen oder nur wenig verschiedenen Funktionen dienenden Nervenfaden, die andere (b) durch einen feinen Nervenfaden, der das Resultat vielfacher Teilung des ursprünglich aus der Zelle entspringenden ist, so wird wohl die Erregung, die bei s eintritt, voraussichtlich mit einem grösseren Anteil in a als in b ankommen. (S. 58).

[1]) Ibid. S. 53—54.
[2]) Ibid. 56—57.
[3]) Ibid. 58.

Erregungen, welche eine Masse der grauen Substanz treffen, können in derselben neue Erregungsquellen hervorrufen. Andererseits gibt es Erregungen, welche den Ablauf anderer Erregungen hemmen; wir haben in diesen beiden Fällen mit dem Phänomen der zentralen Bahnung und Hemmung zu tun (S. 69). Unter Hemmung versteht Exner sowohl die Verzögerung des Auftretens, als die Verlangsamung des Verlaufes, als auch die vollständige Unterdrückung der Erregung (70). Ausserhalb der zentralen grauen Masse gibt es noch andere Hemmungsmechanismen, deren bekanntester im Herzen liegt. Die Hemmungserscheinungen sind mannigfach. Im Grau des Gehirns und des Rückenmarks werden Auslösungen von Reflexen willkürlich verzögert oder gar gehemmt. Auch die sensorischen Impulse können in ihrem Verlauf nach dem Grosshirn durch die, anderen Bahnen zugehörigen sensorischen Impulse gehemmt werden (71). So wie eine Erregung im Zentralnervensystem den Ablauf einer anderen Erregung schwächen oder gänzlich hemmen kann, so können auch Erregungen fördernd auf den Ablauf anderer wirken, indem sie gleichsam die Bahn frei machen. Diese Erscheinung nennt Exner „Bahnung" (76). Die Bahnung beruht nicht nur auf Ladung von Zentren, sondern auch auf der Herabsetzung von deren Entladungsschwelle.

Diese nach Exner skizzierten anatomisch-physiologischen Annahmen reichen nach seiner Ansicht hin, um die Erscheinungen des Nervensystems und damit natürlich die des psychischen Lebens zu begreifen und zu erklären.

Wenn man die Frage aufwirft, wie weit die Erklärung reichen kann, so antwortet Exner: „sie umfasst jede Aeusserung des menschlichen Lebens."

Von der äusseren Reizeinwirkung bis zu der komplizierten Aeusserung werden sich alle Stufen verfolgen lassen müssen.

Exner gibt eine ganze Reihe wohl zum ersten male versuchter und sehr geistreich ausgeführter Erklärungen sowohl für einfache, als auch für komplizierte Reaktionen (wir kommen noch unten zu deren Besprechung). Von Stufe zu Stufe nehmen diese an Kompliziertheit zu. Der relativ einfache Bau der niederen Zentren wird desto verwickelter, je mehr man zu den höheren Zentren hinaufsteigt. Verwickelter, er bleibt jedoch generell ähnlich. Die niederen und höheren Zentren des Nervensystems weisen anatomisch keine wesentlichen Unterschiede auf. Die physiologischen Gesetze, welche für die niederen Zentren angenommen wurden, gelten in demselben Masse auch für die höheren. So müssen auch die Erklärungen der Veränderungen, welche bei den niederen Zentren versucht wurden, für die höheren ihren Charakter bewahren. Die Erregungen der Rinde können sich ihrem allgemeinen Charakter nach von denjenigen der niederen Zentren gar nicht unterscheiden. Der Ablauf derselben muss ganz in derselben Weise begriffen werden, wie der Ablauf der Erregung in den niederen Zentren.

Ist es nun so, dann muss die Aufgabe, die psychischen Erscheinungen auf die Abstufungen der Erregungszustände zurückzuführen, eine unlösbare sein: das Nervensystem und dessen Aenderungen können nur physische Erklärungen zulassen. Dies ist jedoch die Meinung Exner's nicht. Für ihn sind die Erregungen der Gehirnrinde bewusste Erregungen, im Gegensatze zu denjenigen der subkortikalen Zentren.

Das sind die Grundlinien des Exner'schen physiologischen Entwurfes, wir gehen jetzt zur Behandlung der einzelnen Probleme über.

Wir schliessen uns dabei der Reihenfolge der Ausführungen des Werkes von Exner an.

Die Aufmerksamkeit. Das Wesen der Aufmerksamkeit besteht nach Exner in der Wechselwirkung verschiedener Teile des Zentralnervensystems, in welchen durch einen Willensimpuls Veränderungen hervorgerufen werden können, welche bewirken, dass eine Erregung einen Weg A geht, und dass sie, wenn statt jener Veränderung willkürlich eine andere gesetzt wurde, den Weg B geht.

„Sei es, dass die Aufmerksamkeit den Sinneseindrücken oder Bewegungen oder Erinnerungsbildern zugewandt ist, immer bewirkt sie, dass gewisse Bahnen des Nervensystems besonders fahrbar werden und in diesem Zustande längere oder kürzere Zeit verbleiben; dabei bewirkt sie aber weiter, dass eine grosse Anzahl anderer Bahnen in ihrem Leitungsvermögen herabgesetzt wird. Je intensiver die Aufmerksamkeit, desto geringer die Erregbarkeit dieser anderen Bahnen. Doch gelingt die Steigerung der Erregbarkeit nur in einem gewissen Bahnbezirke, dessen Grösse nicht unter ein gewisses Mass sinken kann"[1]).

Physiologisch gedeutet, mögen die Verhältnisse nach Exner folgende sein[1]):

„Wird die Aufmerksamkeit einer Empfindung zugewandt, so beruht dies darauf, dass die betreffende Leitung in der oben angedeuteten Weise gebahnt wird. Dabei steigt aber auch der Tonus in den dieser Leitung verwandten Bezirken und zwar um so mehr, je näher verwandt sie sind. In den nicht verwandten Bahnen aber tritt eine Hemmung ein."

Dieser Zustand wird als Attention bezeichnet und von attentioneller Bahnung und attentioneller Hemmung gesprochen. „Ich stelle mir unter attentioneller Hemmung" — sagt Exner — „einen Zustand der Zentren vor, wie er etwa in einem Reflexorgan oder in einem den instinktiven Bewegungen dienenden Zentrum herrscht, das durch den adäquaten Reiz zur Aktion angeregt, durch den Willen aber an derselben gehindert wird: ein gesteigerter Tonus der Zellen, trotzdem aber die Entladung erschwert"[1]).

Empfindungen. Was versteht Exner unter einer Empfindung?

„Jeder tatsächliche Sinneseindruck lässt sich durch das Bewusstsein in Teile zerlegen. Einen solchen nicht weiter zerlegbaren Anteil eines Sinneseindruckes, der nur mehr Qualität, Intensität und eventuell Lokalzeichen unterscheiden lässt, nenne ich Empfindung" (177).

Er unterscheidet primäre und sekundäre Empfindungen (S. 179—180). Den Stempel jeder wahren Empfindung, einer primären oder einer sekundären bildet das Merkmal, „dass sie sich im Bewusstsein nicht mehr in Teile zerlegen lässt" (181).

Für die Verschmelzungserscheinungen der Empfindungen, die einen Gesamteindruck bedingen, werden wiederum zur Erklärung Willensimpulse und die Tatsachen des Bewusstseins in Anspruch genommen. „Der einheitliche Eindruck der Teilempfindungen beruht auf dem, was ich das Prinzip der neutralen Konfluenz nennen möchte. So wie eine Willkürbewegung in der Regel eine Menge Nervenfasern in Aktion setzt, und es uns nur durch Uebung und teilweise gelingt, (z. B. beim Lernen des Klavierspielers) die anscheinende Einheit des Willensimpulses in ihre Anteile zu zerlegen, ebenso konfluieren eine Anzahl der Empfindungen, die der Grosshirnrinde zufliessen, im Bewusstsein zu einer Einheit, deren Anteile wir nur unsicher und durch Uebung, oder auch gar nicht trennen können"[2]).

---

[1]) S. 162 u. ff.

[2]) Ibid. S. 166.

Die Gefühle werden folgendermassen charakterisiert: „Mit dem Namen der Gefühle will ich im Anschluss an den üblichen Sprachgebrauch jene Empfindungen bezeichnen, welche, an innere Organe geknüpft, sekundär teils infolge zentripetaler, teils infolge zentrifugaler Erregungen entstehen, und dann wie andere Empfindungen dem Organe des Bewusstseins zufliessen" (202). „Ihr physiologischer Mechanismus ist subkortikal gelegen und steht mit der Hirnrinde, als dem Organ des Bewusstseins in inniger funktioneller Verbindung. Es ist wahrscheinlich, bei Tieren wohl zweifellos, dass die Gefühlszentren Verbindungen mit subkortikalen Zentralorganen haben, doch ist die Verbindung mit der Hirnrinde jedenfalls die für die psychischen Erscheinungen wichtigste. Und zwar werden die Gefühlszentren von der Rinde und die Rinde von den Gefühlszentren beeinflusst" (332).

Das Charakteristische der Gefühle, das zur Erklärung derselben beiträgt, soll merkwürdigerweise die verpönte Selbstbeobachtung angeben (205). Auf Grund der Selbstbeobachtung werden Lust und Unlust als die wesentlichsten Gefühlsqualitäten angenommen. Näheres darüber finden wir an folgender Stelle: „Indem ich Lust- und Unlustgefühl wesentlich auffasse: 1. als in der Brusthöhle infolge von Zirkulationsänderungen auftretende Empfindungen, 2. als Muskelgefühle und die in letzterer Beziehung in Betracht kommenden Muskelgruppen nicht ganz, wohl aber teilweise identisch sind, erklärt es sich mir, dass die beiden Gefühle sich gegenseitig nicht ganz ausschliessen. Sie tauchen als Wehmut, Weltschmerz u. dergl. gleichzeitig auf."

Eine Wahrnehmung unterscheidet Exner von einer Empfindung. „Ich nenne Wahrnehmung einen einheitlichen Erregungskomplex, der durch das Bewusstsein in Empfindungen aufgelöst werden kann" (224). Z. B. rot ist eine Empfindung, ein rotes Feld, insofern es als begrenzt und lokalisiert gesehen wird, liefert eine Wahrnehmung, da ausser der Rotempfindung noch andere Empfindungen mitspielen.

Er unterscheidet primäre und sekundäre Wahrnehmungen (233 bis 235). Die letzteren ermöglichen durch Bildung von Vorstellungen und Assoziationen und durch die Tätigkeit des Gedächtnisses das Erkennen der Objekte (235).

Die Vorstellung. „Die Vorstellung ist, wie die Wahrnehmung, ein vom Bewusstsein erfasster Erregungskomplex in der Gehirnrinde" (269). Der Unterschied zwischen Vorstellung und Wahrnehmung liegt in zwei Punkten:

1. „In dem vom Bewusstsein erfassten Erregungskomplex der Wahrnehmung findet sich stets die Einstrahlung der Sinnesnerven in die Hirnrinde miterregt. Das ist bei der Vorstellung nicht der Fall. Es ist also die Vorstellung eine Wahrnehmung minus gewisser Erregungen im Organ des Bewusstseins. Diese Erregungen sind es gerade, in welchen die Sinnesempfindungen noch am reinsten, am wenigsten psychisch verarbeitet vorhanden sind.

2. Das Ergebnis der attentionellen Bahnung ist bei Vorstellung und Wahrnehmung ein entgegengesetztes. Wir haben bis jetzt bei jeder Definition des psychischen Vorgangs mit dem Begriffe des Bewusstseins operiert; wir wollen hören, was Exner darunter versteht: „indem eine Wahrnehmung oder Vorstellung sich assoziativ mit gewissen anderen Vorstellungen verbindet, die im Gedächtnisse ruhen, sagen wir, sie trete ins Bewusstsein oder werde vom Bewusstsein erfasst. Diese Gruppe anderer Vorstellungen bilden das Bewusstsein. Es wird desto mehr den Namen Selbstbewusstsein verdienen, je enger die erweckten Vorstellungen mit

den Erfahrungen des Individuums verknüpft sind und je mehr sie den Stempel des Selbsterlebten tragen" (274). Und an einer anderen Stelle: „Wiederholt habe ich im Vorstehenden von einer Rindenerregung den Ausdruck gebraucht, sie werde „vom Bewusstsein erfasst". „Es ist hier der Ort, mitzuteilen, wie ich mir diesen Zustand einer Erregung oder Vorstellung denke, denn die Tatsache selbst ist ja allgemein bekannt. Wenn durch die Mannigfaltigkeit der erregten Fasern auch die Erregung selbst im interzellulären Tetanus an Intensität zunimmt, somit dieser Erregungskomplex die schon oft erwähnte Eigentümlichkeit angenommen hat, schwächere Erregungen zu hemmen, dann sage ich, die Vorstellung ist im Bewusstsein" (279). Die Erscheinungen der Intelligenz, wie Begriff, Urteil, Schluss entstehen wiederum durch attentionelle Bahnungen und Hemmungen der unzähligen Rindenfasern und durch Auffassung der Differenzen in den Vorstellungen durch das Bewusstsein (315).

„Die Erregung einer Anzahl von Rindenfasern, welche mehreren Vorstellungen gemeinsam ist, ist ein Begriff und kann als solcher das Rindenorgan der Sprache in jener Weise erregen, dass ein Wort als Bezeichnung für denselben in das Bewusstsein tritt.

Die auf einen Teil der Bahnen einer Vorstellung beschränkte Erregung, sofern sie als Teilerregung erkannt wird, bildet ein Urteil, gleichgiltig, ob die Erregung des betreffenden Faserkomplexes assoziativ eine Erregung jener Fasern des Sprachzentrums zur Folge hat, die bei dem Aussprechen des Urteiles in Betracht kämen oder nicht. Beide psychischen Vorgänge sind also nicht notwendig an die Sprache gebunden. Es geht das schon daraus hervor, dass auch die Tiere Begriffe haben und Urteile fällen" (316).

„Die wichtigsten Denkvorgänge lassen sich auf eine Kombination der Rindenprozesse zurückführen. Erst der „Einfall" d. i. die Herstellung einer Assoziation, dann die Kritik derselben d. i. die experimentelle Denkmethode der Bahnung aller näher oder ferner verwandten Rindenfasern und Komplexe, bei Beachtung etwa auftretender Widersprüche, oder eintretender, zuvor dem Bewusstsein nicht gegenwärtig gewesener Assoziationen. Es liegt auf der Hand, dass das endliche Urteil umsomehr Wahrscheinlichkeit hat zutreffend zu sein, je reicher das Assoziationsgebiet war, das zur Prüfung desselben gedient hat. Darin liegt der Wert der Kenntnisse; denn diese erwerben, heisst das Assoziationsgebiet erweitern. Deshalb sind auch die Kenntnisse um so wertvoller, je reichhaltiger die Assoziationen zwischen jeder erkannten Vorstellung und anderen schon vorhandenen gestaltet sind" (326).

Diese Assoziationen, wie schon hervorgehoben worden ist, suchen wir durch attentionelle Bahnung zu gewinnen; damit wird uns zugleich Klarheit und Verständnis des Vorganges geboten. „Letzteres behaupten wir dann erreicht zu haben, wenn alle unsere attentionellen Bahnungen zu Urteilen führen, die mit keinem auf anderem Wege gefundenen Urteile in Widerspruch stehen" (326).

In inniger Beziehung mit Vorgängen der Intelligenz stehen die sog. Instinkte. Ihr Wesen besteht darin, „dass eine Verbindung eines Rindenkomplexes von bestimmter Art mit den zentrifugalen Fasern, die zu den Gefühlszentren gehen, wenn diese Verbindung durch nach vielen Tausenden von Jahren rechnende Zeitläufte eine bedeutende physiologische Rolle gespielt hat, schliesslich in die vererbbaren Nervenbahnen aufgenommen wird" (334).

Exner schreibt diesen auf dem Wege der Verbindung gewonnenen Instinkten eine grosse Rolle im psychischen Leben zu; sie dienen nämlich:

1. zum Schutze des Individuums
2. zum Vorteile der direkten Nachkommenschaft
3. zum Vorteile der Sozietät.

Wir wollen nicht näher auf den Anteil der Instinkte in den hervorgehobenen Punkten eingehen, möchten nur betonen, dass „die Begriffe von Gut und Schlecht, von Lasterhaft und Tugendhaft nach Exner auf Empfindungen beruhen, die den sozialen Instinkten der Menschen angehören" (350). „Der Mensch besitzt überhaupt die Tätigkeit, Vorgänge in und an seinen Genossen mit moralischen Empfindungen, mit Instinktgefühlen zu verknüpfen." „Die Fähigkeit einer solchen Verknüpfung von Vorstellung und Empfindung ist angeboren" (349).

Die Kausalität ist die Assoziation zwischen der Empfindung der Veränderung und irgend einem unbestimmten Verändernden (Ursache), nebst der Neigung, die Aufmerksamkeit letzterem zuzuwenden, wenn die erstere gegeben ist (368). Sie ist dem Menschen angeboren. Exner sagt darüber: „Ich bin der Anschauung, dass in der menschlichen Hirnrinde angeborenerweise Verwandtschaften bestehen, welche bewirken, dass die Empfindung einer Veränderung, die an sich schon die Aufmerksamkeit erweckt, und indem sie als Wahrnehmung zum Bewusstsein kommt, einen Anteil des motorischen Rindengebietes in sich fasst, jene anderweitigen wesentlich motorischen Bahnen in Erregung versetzt, welche dem Streben und Suchen dienen, die Veränderung zu erforschen d. h. Assoziationen für dieselbe zu gewinnen. Als solche können, soweit es sich um Veränderungen handelt, nur sogenannte Ursachen gefunden werden. Dieses angeborene Suchen nach den Assoziationen für die Veränderung bezeichnen wir als das Gesetz des kausalen Denkens" (369).

Die Kausalität stört Exner nicht, die Annahme des freien Willens zu akzeptieren: „wir arbeiten psychisch mit dem Phänomen des Kausalitätsgesetzes und benützen es als Instrument zur Erforschung der Erscheinungen, weil es uns erfahrungsgemäss vortreffliche Dienste leistet, und so lange die Menschheit denkt, geleistet hat; wir arbeiten nolens volens ebenso lange mit dem Phänomene des freien Willens, weil uns dieses in ganz anderen Gebieten, z. B. der Erziehung von Individuen und Völkern, ebenso vortreffliche Dienste leistet. Wenn das Nachgrübeln (!) über diese Phänomene einen Widerspruch ihrer Konsequenzen ergibt, so folgt daraus durchaus nicht, dass wir dekretieren müssen, eines derselben sei über Bord zu werfen, und alle unsere Handlungen nach dem anderen einzurichten" (372—373).

Im Begriff des Willens überhaupt liegt 1. die Vorstellung einer Wahl, 2. die Vorstellung einer gewissen Energie im Handeln.

Auf physiologischer Seite entspricht dem Willen eine Entladung der motorischen Zentren und assoziative Bahnung der Rindenerregungen (S. 374/5).

Kritik.

Von besonderer Wichtigkeit scheint uns die Hervorhebung folgender Punkte im Exner'schen System:

1. Alle psychischen Vorgänge von den einfachsten bis zu den kompliziertesten sind auf Verbindungen und Wechselwirkungen der Neuronen im Zentralnervensystem und in den Sinnesorganen zurückgeführt. Wenn es gelingt, jede Aeusserung des bewussten Lebens auf entsprechende physiologisch-anatomische Korrelate zurückzuführen, so ist damit die Erklärung der psychischen Tatsachen gegeben. Das psychologische Problem verwandelt sich auf diese Weise in kausalerklärendes physiologisches Problem.

2. Die Lösung seiner Aufgabe will EXNER auf dem Wege der ausschliesslich experimentellen Methode erreichen.

ad 1. Die Schwäche des oben geschilderten Standpunktes ist klar: wir haben einerseits eine kausalerklärende physische Reihe; aus dieser Reihe entstehen auf unerklärlichem Wege, plötzlich, ganz heterogene Vorgänge, die mit dem Stempel des Bewusstseins gekennzeichnet sind. Wie kommt das zustande? Hier liegt der Uebergriff der materialistischen Psychologie. Indem sie ganz einfach der Gehirnrinde die Fähigkeit des Bewusstseins beilegt, geht sie zu den willkürlichen, unexakten Annahmen über. Was von diesem Standpunkt unerklärlich bleibt, ist die Tatsache, dass aus physiologisch-anatomischen Daten nicht nur körperliche Wirkungen, sondern ausser diesen auch Bewusstseinserscheinungen folgen. Durch Umsatz in andere Formen physischer Energie erzeugt eine physische Kraftäusserung alle die Wirkung, die ihr den allgemeinen Naturgesetzen gemäss zukommt. Wie ist dann das Plus, das Neue, die Bewusstseinserscheinungen, zu erklären? Hierauf gibt EXNER ebenso wie die übrigen Materialisten keine Antwort. EXNER nimmt das Bewusstsein einfach als etwas Selbstverständlich-Vorhandenes an[1]), verwendet es überall bei der Konstatierung und Erklärung jedes psychischen Vorganges[2]) und behauptet dabei, den ausschliesslich physiologisch-hirnanatomischen Boden nicht verlassen zu haben.

Wie viel man auch tut, um die materialistische Hypothese auszufüllen, es bleibt immer eine grosse Kluft offen zwischen der Reihe der Bewusstseinstatsachen und der der physisch-physiologischen Erscheinungen, und man kann weder einen Uebergang von der einen zur anderen einräumen, noch auch die Existenz einer von beiden leugnen, ohne mindestens zu Annahmen zu gelangen, welche mit der Erfahrung und den grundlegenden Prinzipien der Naturwissenschaften nicht mehr vereinbar sind. Die biologischen Prozesse lassen sich auf chemische zurückführen und diese sind ihrerseits eine besondere Aeusserung der allgemeinen physischen Erscheinungen: diese Tatsache ist ein für die biologischen Wissenschaften unantastbarer Grundsatz. Anderseits hat die Psychologie unwiderleglich bewiesen, dass alle seelischen Vorgänge, von den Empfindungen angefangen bis zu den verwickeltsten und höchsten Bewusstseinsinhalten, einen qualitativen, ihnen eigentümlichen Charakter haben, welcher absolut hindert, sie mit physiologischen Vorgängen zu verschmelzen Nehmen wir nun irgend einen in Worten auszudrückenden Denkakt, so ist ein solcher ein uns bewusster, psychischer Vorgang — während die ihm korrespondierenden Prozesse im Zentralnervensystem, ebenso wie die vielleicht begleitenden Lautbewegungen zugleich physiologische und physische Vorgänge sind. Die Empfindungen rot und grün z. B. sind toto genere von den langsameren oder schnelleren Molekularbewegungen in der Gehirnrinde, speziell in den Sehzentren verschieden.

So sind die physiologischen Prozesse etwas ganz anderes als die psychischen Prozesse, trotzdem diese nicht ohne jene zustande kommen können. Die Psychologie hat nicht, wie EXNER will, die psychischen Tatsachen auf physiologische zurückzuführen, sondern allein die Bildung und Entwickelung der psychischen Reihe zu erforschen und auf jene physiologischen nur insofern zu achten, als sie Beziehungen zu derselben hat und der Psychologe indirekt fehlende Daten zu ergänzen vermag. Wenn von der physiologischen Seite her irgend welches Licht auf das psychologische Tatsachengebiet geworfen werden kann, so wäre es unverantwortlich, diese

---

[1]) [2]) Vergl. oben EXNER's Darlegungen über das Bewusstsein und die Definitionen der wichtigsten psychischen Gebilde.

Hilfsquelle nicht zu benützen, aber neben der Aufstellung der physiologischen Kontinuität müssen die feinsten Grade und Nuancen des Bewusstseinlebens beachtet werden, um der Kontinuität auf dem psychischen Gebiete möglichst weit nachzuspüren.

ad 2. a) Obgleich EXNER von der Voraussetzung ausgeht, bloss mit der experimentell physiologischen Methode auskommen zu können, zeigt sie sich doch unzureichend, und der Psychologe sieht sich gezwungen, neben den Erfahrungstatsachen einen metaphysischen Faktor, den Willensimpuls (vergl. die Bedeutung desselben bei willkürlichen Bewegungen 146 u. ff. bei Gefühlen, bei Kausalität etc.), dem bei Erklärung der psychischen Prozesse ein grösserer Raum als den physiologischen Gesetzen gewährt wird, anzunehmen, wenn man auch nicht weiss, wie seine Wirkung zu verstehen ist.

b) Bei allen psychischen Erscheinungen sieht er sich genötigt, auf das Bewusstsein, zu dessen Tatsachen wir nur auf dem Wege der Selbstbeobachtung zu gelangen imstande sind, zu rekurrieren.

c) EXNER's „exakte" Neuronentheorie hat den Wert einer heuristischen Hypothese in der Physiologie: mit ihr ist aber keine Erklärung der psychischen Tatsachen gegeben.

Wenn wir jetzt nach der Bedeutung EXNER'S für die Systematik unseres Problems fragen, so ergibt sich:

1. Negativ. EXNER hat Unrecht,

a) wenn er behauptet, dass alle psychischen Vorgänge durch die Zurückführung auf physiologische Phänomene sich erklären lassen. Wir sagen dagegen, dass man an die Erforschung des psychischen Lebens nicht herantreten kann, ohne in letzter Linie an die Tatsache des unmittelbaren Erlebens oder des Bewusstseins zu gelangen; also wiederum bildet die unmittelbare Wahrnehmung alles Erlebten die Grundlage der psychischen Kenntnis und Forschung.

b) Wenn er behauptet, dass jede Erklärung der psychischen Phänomene auf Grund der ausschliesslich physiologisch-experimentellen Methode ermöglicht wird.

2. Positiv. EXNER, wie überhaupt die Anhänger der methodologischen Materialismus, haben insofern Recht, als eine tiefere Kenntnis der Nerven- und Gehirnfunktionen zum Verständnis und zur Beleuchtung der psychischen Prozesse beiträgt.

I. Wilhelm Wundt.

Schon in seiner Definition der Psychologie, als „einer Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung", ist zugleich die Hauptmethode derselben angegeben[1]). Demgemäss behauptet Wundt: „Auf der inneren Wahrnehmung beruht die ganze Psychologie. Sie ist das unerlässliche Hilfsmittel, das zu jeder objektiven Beobachtung, die wir im psychologischen Interesse verwerten wollen, hinzugezogen werden muss"[2]). „In Wahrheit stehen der Individualpsychologie nur zwei Hilfsmittel zu Gebote: die innere Wahrnehmung und die experimentelle Methode. Unter ihnen erfüllt die innere Wahrnehmung teils eine vorbereitende, teils eine ergänzende Funktion[3])." Die Hauptregel für die Verwertung der inneren Wahrnehmung besteht darin, „dass man so viel wie möglich nur zufällige, nicht erwartete und nicht absichtlich herbeigeführte Erfahrungen benutzt[4])." Über die Leistungsfähigkeit derselben hören wir bei Wundt folgendes: „Dieses Hilfsmittel gestattet vermöge seiner spezifischen Eigentümlichkeiten leider nicht die Ausbildung von Methoden, mit denen sich die Analyse des psychologischen Tatbestandes ins Werk setzen liesse[5])." In dieser Beziehung befindet sich die Psychologie zu den Naturwissenschaften im Gegensatz[6]."

Es gibt aber nach Wundt gewisse Unterregeln, die erlauben, die innere Wahrnehmung doch für die Psychologie fruchtbar zu machen. „Erstens wird es zweckmässig sein, sich auf die Erinnerung und nicht auf die unmittelbare Wahrnehmung zu verlassen. Denn nur wenn wir uns Vorgänge, bei deren Ablauf jede Absicht der Selbstbeobachtung ausgeschlossen war, vergegenwärtigen, wird der störende Einfluss dieser möglichst zum Verschwinden kommen. Der

---

[1]) W. Wundt, „Philosophische Studien," Bd. 12, Ueber die Definition der Psychologie," S. 12.
[2]) W. Wundt, „Logik" II², S. 482 u. ff.
[3]) W. Wundt, „Logik" II₂, S. 170.
[4]) W. Wundt, „Logik" II₂, S. 482.
[5]) [6]) W. Wundt, „Logik" II₂, S. 482.

grosse Gegensatz zur physikalischen Beobachtungskunst tritt in dieser Regel deutlich zutage. Um sich die notwendige Unbefangenheit zu sichern, muss die Psychologie die Unsicherheit des Gedächtnisses mit in Kauf nehmen[7]).“

„Zweitens, wird die innere Wahrnehmung vorzugsweise zur Auffassung der klar bewussten und namentlich der willkürlichen Geistesakte sich eignen; die unwillkürlichen und die dunkler bewussten inneren Vorgänge müssen ihr dagegen fast völlig entgehen, weil sie durch den Versuch der unmittelbaren Selbstbeobachtung am meisten beeinträchtigt werden, und weil sie am schnellsten dem Gedächtnis entschwinden, so dass gerade für sie die Regel, sich nicht der unmittelbaren Wahrnehmung, sondern der Erinnerung an frühere Erlebnisse zu bedienen, unanwendbar wird[8]).“

Obgleich die Erinnerung ein Hilfsmittel für die Beseitigung der Mängel der inneren Wahrnehmung sein kann, ist sie allein nicht imstande, die innere Wahrnehmung auf die Stufe der wissenschaftlichen Beobachtung, wie sie in den Naturwissenschaften gehandhabt wird, zu stellen; denn „immer bleibt die Analyse der Erinnerungsbilder ein von der planmässigen Beobachtung des Gegenstandes selbst sehr verschiedener Vorgang. Das Erinnerungsbild kann der ursprünglichen Wahrnehmung keine Elemente des realen Vorgangs hinzufügen, die nicht dort schon empfunden werden; wohl aber können durch Assoziationen mit ähnlichen Vorstellungen Elemente sich einmengen, die weder in der Wahrnehmung noch in dem Vorgange selber enthalten waren. Auf diese Weise ist die Reproduktion immer zugleich eine Quelle der Täuschung, während die Beobachtung vielmehr die bei der ursprünglichen Wahrnehmung vorgekommenen Täuschungen zu beseitigen strebt. Wenn daher unsere Kunstausdrücke einmal die Bestimmung haben, Verschiedenes auch in der Bezeichnung zu trennen, so sollte man, wie ich meine, einen Prozess wie den hier geschilderten nicht mit dem sonst

---

[7]) [8]) W. Wundt, „Logik“ Bd. II[2], S. 171.

wesentlich anders beschaffenen Vorgange der eigentlichen Beobachtung zusammenwerfen. Es braucht ja die innere Wahrnehmung darum, weil man ihr die wesentlichen Eigentümlichkeiten der Beobachtung abspricht, deshalb noch nicht niedrig gestellt oder verächtlich behandelt zu werden. Letzteres wäre gewiss um so weniger gerechtfertigt, weil, vor allem in der vorhin beschriebenen Verbindung mit der Reproduktion, die innere Wahrnehmung nicht nur ein unerlässliches Hilfsmittel, sondern sogar das Fundament der ganzen Psychologie ist[1]."

Wir sehen also, dass WUNDT mit BRENTANO darin übereinstimmt, dass er den Begriff der inneren Wahrnehmung nicht nur auf die Analyse der innerlich wahrgenommenen Vorgänge während ihres unmittelbaren Verlaufes im Bewusstsein beschränkt, sondern denselben auch auf die Analyse der reproduzierten Bilder ausdehnen will, ohne bei den Erinnerungstatsachen schon die Selbstbeobachtung, wie VOLKELT es will, gelten zu lassen.

Die innere Wahrnehmung unterscheidet WUNDT von der Selbstbeobachtung. Er nennt sie „die wissenschaftliche Beobachtung" und definiert sie „als die planmässige Richtung der Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen"[2].

WUNDT stimmt mit VOLKELT darin überein,

1. dass er unter der Selbstbeobachtung nicht nur ausschliesslich die experimentelle Beobachtung gelten lassen will: „. . . Ich würde es für eine ganz ungebührliche Verengerung des Begriffes der Beobachtung halten, wenn man nur die unter willkürlicher Beeinflussung der Objekte stattfindende d. h. die experimentelle Beobachtung als solche gelten lassen wollte. Muss doch selbst diejenige Naturwissenschaft, in der die Beobachtungskunst vielleicht zur höchsten Ausbildung gelangt ist, die Astronomie, ganz auf das Experiment verzichten[3]."

---

[1]) W. WUNDT, „Selbstbeobachtung und innere Wahrnehmung," Phil. Stud. 1887. S. 299.
[2]) W. WUNDT, Ibid. S. 293.
[3]) Ibid. S. 293—294.

2. dass eine vorausgehende Absicht durchaus nicht zu aller Beobachtung erforderlich ist, sondern dass die Absicht vielfach erst in dem Moment entsteht, wo sich die Aufmerksamkeit dem Objekte zuwendet (S. 295, Selbstb. u. inn. Wahrn.). Derselbe Gedanke tritt an folgender Stelle hervor: „Um die Beobachtung von der blossen Wahrnehmung zu trennen, genügt es, wie ich glaube, sie als eine absichtliche Richtung der Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen zu definieren, wobei dahingestellt bleiben mag, ob diese Richtung dem Eintritt der Erscheinungen vorausgeht oder sie begleitet [1]."

3. dass eine allmähliche Disposition zur Selbstbeobachtung entsteht, die durch Übung verstärkt wird (S. 300 Ibid.). Unter welchen Bedingungen kann nach WUNDT die Selbstbeobachtung zu einer wissenschaftlichen Methode werden? „Der einzige Weg sie zu ermöglichen besteht in dem psychologischen Experiment." „Das Experiment hat den Vorzug, dass es eine Beobachtung im wissenschaftlichen Sinne, insofern man darunter die planmässige Verfolgung der Erscheinungen mit der Aufmerksamkeit versteht, überhaupt erst möglich macht. Der Naturforscher kann beobachten, ohne zu experimentieren, weil die Naturgegenstände von ihm unabhängige Objekte sind; der Psychologe kann es nicht, weil für ihn Objekt und Subjekt der Beobachtung zusammenfallen. Aber indem er einen zuerst nur zufällig wahrgenommenen Vorgang experimentell nach Willkür wiederholt und, wenn es die Zwecke der Beobachtung wünschenswert machen, verändert, verwandelt sich auf diesem Wege von selbst die zufällige Wahrnehmung in die Beobachtung. Denn jene willkürliche Erzeugung und Veränderung der Erscheinungen gestattet es ihm nun, von Anfang an denselben so seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, dass eben damit auch die für die Beobachtung wesentliche planmässige Richtung der Aufmerksamkeit vorhanden ist oder, wo sie es bei einem

[1]) Ibid. S. 296.

ersten Versuche nicht sein sollte, bei künftigen Versuchen erzielt werden kann[1]).“

WUNDT wirft dann die wichtige Frage auf, warum die so gestaltete Beobachtung die Irrungen der bloss subjektiven Methode vermeiden und auf Probleme antworten kann, die für innere Wahrnehmung allein unlösbar waren. Oder anders ausgedrückt, auf welche Weise die Mängel der inneren Beobachtung durch die Zuhilfenahme des Experiments sich beseitigen lassen. Seine Antwort lautet: „Das Experiment vermag die Irrungen der subjektiven Methode zu vermeiden dadurch, dass es nicht bloss das Erinnerungsbild des entschwundenen Vorganges, sondern den Vorgang selbst mit allen den Bedingungen zurückruft, unter denen es vorher stattgefunden hat“[2]). „Nur die experimentelle Beherrschung der Bedingungen gestattet es, auch über die dunkleren, nicht im Blickpunkte des Bewusstseins stehenden Vorstellungen bis zu einem gewissen Grade Rechenschaft zu geben. Nicht das Experiment an sich, und als ein objektives Verfahren, vermag dies natürlich zu leisten, sondern das Experiment als ein Hilfsmittel, den nämlichen inneren Zustand genau unter willkürlich abgeänderten Bedingungen zu erneuern. Ja noch mehr, dasselbe (das Experiment) macht es möglich, die subjektiven Empfindungen und Gefühle, welche den Vorgang begleiten, nicht bloss an schwachen Erinnerungsbildern der zufällig wahrgenommenen Erlebnisse zu studieren, sondern sie mit diesen selbst so oft zu wiederholen, als es uns belieben mag“[3]). Und an einer anderen Stelle: „Ich meine, in der Sache sind VOLKELT und ich ganz einverstanden, und bezüglich der Hilfsmittel besteht ein Unterschied zwischen uns nur darin, dass VOLKELT eine unmittelbare Selbstbeobachtung für möglich hält, während mir eine solche nur mit Hilfe der experimentellen Methode ausführbar scheint, weshalb ich auch die letztere als das sicherste Hilfsmittel

---

[1]) W. WUNDT, „Logik,“ Bd. II_2, S. 174.
[2]) W. WUNDT. Selbst. u. inn. Wahrn. S. 302—303.
[3]) Sbid. S. 302.

für die empirische Analyse des Bewusstseins ansehe. Ich behaupte, die Anwendung der experimentellen Methode ermöglicht nicht nur selbst erst eine relativ exakte Selbstbeobachtung, sondern sie ist auch das beste, durch anderes kaum zu ersetzende Übungsmittel für die Schärfung der Aufmerksamkeit gegenüber den Objekten der inneren Erfahrung"[1]).

Über das Verhältnis dieser „subjektiven" Methode zur objektiven, wie man das Experiment öfters nennt, drückt sich WUNDT folgendermassen aus: „Ich habe mich gelegentlich der Ausdrücke subjektive und objektive Methode als abgekürzter Bezeichnungen bedient. Ich habe aber unter der objektiven Methode niemals eine solche verstanden, die bloss objektiv wäre, d. h. die Selbstbeobachtung ausschlösse. Eine derartige Methode für die Psychologie verlangen, hiesse meines Erachtens eine Sinnlosigkeit verlangen"[2]) . . . „Man bringt das Experiment in einen Gegensatz zur Selbstbeobachtung, während es eigentlich nur eine durch objektive Hilfsmittel verschärfte und streng genommen sogar erst ermöglichte Methode der Selbstbeobachtung ist"[3]). Was uns in den Ansichten von WUNDT von Bedeutung scheint ist folgendes:

I. Was das Wesen der introspektiven Methode anbelangt. WUNDT hat Recht, indem er positiv sagt:

A. 1. durch die innere Wahrnehmung bekommen wir die unmittelbare Kenntnis von unseren psychischen Prozessen;

2. diese Kenntnisse sind zufällige, nicht erwartete und nicht absichtlich herbeigeführte Erfahrungen.

3. negativ: Diese Erkenntnisquelle gestattet vermöge ihrer Eigentümlichkeit nicht die Ausbildung von Methoden, mit denen sich eine Analyse des psychischen Tatbestandes ins Werk setzen liesse.

---

[1]) Ibid. S. 306—307.
[2]) Ibid. S. 304.
[3]) Ibid. S. 307.

4. sie darf nicht mit Selbstbeobachtung identifiziert werden.

B. Die Selbstbeobachtung ist die absichtliche Richtung der Aufmerksamkeit auf die psychischen Erscheinungen.

II. Was die Anwendung A. der inneren Wahrnehmung, B. der Selbstbeobachtung, als methodologischer Prinzipien anbetrifft:

ad A. 1. Die innere Wahrnehmung bildet die Grundlage unserer psychischen Kenntnisse.

2. Sie ist mit Mängeln behaftet, die ihr gleichen Schritt mit der wissenschaftlichen Beobachtung zu halten nicht erlauben.

3. Sie muss deshalb durch die Analyse der Erinnerungsbilder unterstützt werden.

4. Da die Erinnerungsbilder öfters Quelle der Täuschungen sind, so kann man überhaupt von der inneren Wahrnehmung, als von einer wissenschaftlichen Methode nicht sprechen

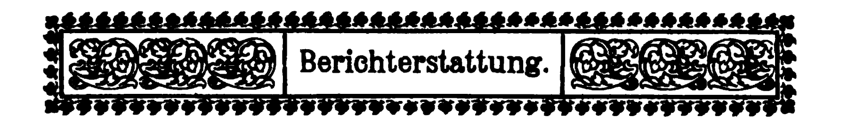
ad B. 1. Die wissenschaftliche Beobachtung der psychischen Vorgänge wird möglich, wenn das Experiment zu Hilfe genommen wird.

2. Da das Experiment sich a) willkürlich herstellen, b) wiederholen, c) abändern lässt, so kann dadurch

3. a) die direkte Beobachtung des psychischen Vorgangs stattfinden,

b) ist die Möglichkeit einer Kontrolle gegeben, können wir bei Möglichkeit der Wiederholung eines Bewusstseinsaktes unsere Aufmerksamkeit allmählich den verschiedenen Teilinhalten zuwenden und auf diese Weise ein zuverlässiges Beobachtungsmaterial bekommen.

C. **Die introspektive Methode muss nicht in Gegensatz zu sog. objektiven Methoden gestellt werden, sondern Selbstbeobachtung und Experiment bilden eine einzige psychologische Beobachtungsmethode.**



I.

Besprechungen.

Dr. W. Schallmayer: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Fischer, Jena, 1903. — 386 S.

Bekanntlich wurde dieser Schrift im Preisausschreiben „Natur und Staat“ aus 60 eingesandten Manuskripten der erste Preis zuerkannt. Die Preisrichter waren die Herren Professoren H. E. Ziegler, Conrad und Schäfer. Unter gewöhnlichen Umständen würde diese Bekrönung eine genügende und würdige Empfehlung des Werkes enthalten. Dem Verfasser wurde die Ehre aber in der unwürdigsten Weise streitig gemacht und zwar durch einige unzufriedene Mitbewerber. Leider hielten die Herren sich nicht zu gut für eine solche Bekämpfung. Glücklicherweise hat Dr. Schallmayer sich in dem Nachtrage zu einem zweiten Buche: „Beiträge zu einer Nationalbiologie“ 1905 in einer jedem Unbefangenen überzeugenden Weise verteidigt. Die ganze Sache wirft kein schmeichelhaftes Licht auf die literarische Kritik in Deutschland.

Die unverzeihliche Sünde Sch.'s war, dass er bei dieser Veranlassung nicht im Chor der Germanen- resp. Arierschwärmer mitgesungen hatte. Gewiss hat er dadurch seinem Buche wissenschaftlich keinen Schaden zugefügt. Eine bloss negativ-kritische Behandlung dieser fast immer fanatisch und oberflächlich verteidigten anthropo-soziologischen Lehren war kaum nötig, seitdem wurde das von Hertz ausreichend besagt. Eine positive Untersuchung über den m. E. bestehenden sehr gesunden Kern der Theorie hätte ein eigenes Buch gefordert. Dr. Schallmayer zog es vor, mit der Tat zu beweisen, dass die Bedeutung von Vererbung und Auslese für die Vergangenheit und Zukunft der Menschheit und ihrer höchsten Güter keineswegs durch die Rassentheorie erschöpft wird.

Sch. geht von einer Besprechung der Weismann'schen Vererbungslehre aus und behandelt die erblichen Anlagen des Menschen, wobei er den grossen Wert der geistigen Anlagen und ihrer Vererbung betont. Hieran schliesst sich die Erörterung der Frage des möglichen Fort- oder Rückschrittes der geistigen Anlage und die der Bedeutung des Daseinskampfes hierfür. Die grossen Unterschiede der verschiedenen Kulturstufen in dieser Beziehung werden illustriert, und schliesslich behandelt der Verfasser die Bedingungen der generativen Völkerentwicklung und ihre Geschichte. Sehr anregend ist seine Vergleichung der griechisch-römischen und der chinesischen Kultur in dieser Beziehung. Es versteht sich, dass dabei ein scharfes Licht auf unsere eigenen generativen Verhältnisse fällt, die gerade keine glänzenden Symptome aufzeigen. Diese ruhige, verständige Erörterung verdient allgemeine Beachtung. Im zweiten Teile bespricht Sch. die Traditionswerte und wie auch sie durch die Auslese unter

ihren Trägern von der Selektion umgeändert werden. Die Politik wird von diesem Standpunkte aus gewürdigt, das Wertverhältnis von Vererbung und Tradition wird festgestellt; die Untersuchung ihrer Wechselwirkung gehört zu den besonders anziehenden Partien des Buches. Schliesslich werden mehrere moderne Reformbedürfnisse an den erlangten Resultaten geprüft und wird festgestellt, was von diesem Standpunkte von den politischen Parteien Deutschlands zu erwarten ist.

Die Preisfrage lautete: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" Ich glaube, dass die Frage schwerlich in mehr wissenschaftlicher und verständiger Weise beantwortet werden könnte als von Dr. Schallmaier geschah, und dass ihm, soweit das unparteiische Publikum urteilen kann, nach Kenntnisnahme der im Sammelwerk veröffentlichten bekrönten Antworten und der sonst publizierten Schriften, die an der Mitbewerbung teilnahmen, der erste Preis ohne jeden Zweifel gebührte.

Selbstverständlich wird diese der allgemeinen Erörterung gewidmete Schrift über jene wenig untersuchten, kaum als solche erkannten Probleme vielfache Kritik, vielleicht selten ungeteilte Zustimmung finden. Wäre denn aber etwas anderes zu erwarten? Das Buch musste die Grundfragen besprechen, die allgemeinen Probleme erörtern, künftige Detailforschung, die sehr not tut, vorbereiten. Ich kenne keine Schrift, die diese Aufgaben besser erfüllte. Eine vorläufige Zusammenfassung und eine Anregung zu neuen Arbeiten enthält sie in vorzüglicher Weise. Die Wissenschaft wird sich jene Probleme nicht mehr vom Halse schieben können. Das Publikum ist eingeführt, die Fragen sind an der Tagesordnung. Das wurde doch mit dem Preisausschreiben und an erster Stelle mit diesem schönen Buche erreicht.

S. R. Steinmetz.

Walter Pater, Plato und der Platonismus, Vorlesungen. Aus dem Englischen übertragen von H. Hecht. Mit Buchornamenten von P. Haustein, Jena, E. Diederichs 1904 VII. 340 S. 8°. M. 6.

Man erkennt nicht recht, warum — bei der Ueberfülle von Büchern unsrer Tage — dieses Werk veröffentlicht werden musste. Wie der Herausgeber selbst p. V. anerkennt: Es enthält stofflich alte Wahrheiten, ist weder ein Lehr- noch ein Lernbuch im genauen Sinne des Wortes, es entscheidet... keine Fragen der Platokritik noch regt es neue Diskussionen an...

Auf welche Leser ist es denn dann berechnet? Entweder auf solche, die Plato nicht kennen, obwohl sie sonst gewisse philosophische und literarische Vorbedingungen zum Verständnis dieses Denkers entgegenbringen. Dann aber hat vorliegende Arbeit den Fehler, nicht direkt genug in den Stoff einzuführen. Die Vergleiche mit anderen Erscheinungen auf dem Gebiete des Denkens werden gehäuft, ehe noch das Platonische darstellend mitgeteilt wird. Oder es werden Leser vorausgesetzt, die Plato's Lehre kennen. Dann muss eingewendet werden, dass die Darstellung zu skizzenhaft ausfällt, vor allem dass eben nichts Neues dabei herauskommt. Ernste Platoforscher werden beim besten Willen nicht das buntscheckige Zusammenstellen philosophischer Lehren von überall her sehr geniessbar finden. Dazu kommen noch inhaltliche Mängel und positive Fehler. An ein paar Stellen erscheint der griechische Text nicht in getreuer deutscher

Uebersetzung. Ob das vielleicht daher kommt, dass wir es in der deutschen Ausgabe des Werkes mit einer doppelten Uebersetzung zu tun haben, einer ersten aus dem Griechischen ins Englische, einer zweiten aus dem Englischen ins Deutsche? Der Heraktitspruch, den Diels: Die Fragmente der Vorsokratiker, Berlin 1903, als Fr. No. 91 anführt, wird z. B. S. 13 folgendermassen wiedergegeben: „Nie ist jemand zweimal über denselben Strom gegangen.“ Aber die richtige Uebersetzung ist: „In denselben Fluss kann man nicht zweimal steigen.“ Auf S. 10, wo geschichtliche Tatsachen angeführt werden, die auf Heraklit's Gemüt eingewirkt haben mögen, lesen wir: „Kaiserreiche (!) hatten ringsum gelebt und waren dahin (!) gestorben.“ S. 101 lesen wir ferner: „Nur hatte gerade die Gründlichkeit der Selbsterkenntnis, die er (nämlich Sokrates) forderte, sozusagen etwas Sakramentales in sich: „wenn sie ihnen (den Jünglingen) nicht zum Guten gereichte, richtete sie empfindlichen Schaden an.“ Ist das etwas speziell Sakramentales?

Die Darstellung wird manchmal wirr und ist im Allgemeinen nicht so schön, wie sonst in gelehrten englischen Büchern, denen man gewöhnlich mit Grund Klarheit und Uebersichtlichkeit nachsagt. Auch ein Mangel der Uebersetzung? Jedenfalls ist ein Abschnitt wie der folgende S. 10 fg. einfach nicht zu verstehen: „In diesem Zeitalter ungezügelter Jugendlichkeit, griechischer Jugendlichkeit, verficht Heraklit, einer der hochmütigsten dieser Klasse und weil er zugleich ein Aristokrat von der Natur Gnaden, ein Mann von gewaltigen Geistesgaben war, die angeborene Gedankenfreiheit unter allen Umständen, fühlt sich in Wahrheit von der Blässe seiner philosophischen Fragestellung angekränkelt.“ Dunkel ist der Rede Sinn.

Gewisse sachliche Fehler geben auch kein sicheres Vertrauen zum Urteil des sonst gelehrten Autors. Die „goldenen Verse des Pythagoras“, von denen der Autor S. 58 spricht, sind literarische Phantome. S. 72 wird die Lehre von der Metempsychosis dargestellt: „Der Wanderung der Seelen durch verschiedene Formen des körperlichen Lebens unter einem Gesetze der moralischen Wiedervergeltung.“ Es wird sodann behauptet, vgl. S. 86 fg. 105, diese Lehre sei mit der Autorität des Sokrates unauflöslich verbunden, der sich im Phaedo mit grosser Ausführlichkeit über diese trostreiche Theorie auslässt und sogar . . . den Mut findet, unmittelbar an der Schwelle des Todes, persönliche Hoffnung aus ihr zu schöpfen.“ Aber wer zweifelt heutzutage daran, dass die Unsterblichkeitsbetrachtungen im Phaedo nicht Sokrates, sondern allein Plato in Rechnung zu stellen sind?

Am besten ausgefallen scheint mir der Nachweis im 1. Kap., dass Plato sowohl was Lehren wie was Darstellung betrifft, auf Vorgängern gebaut hat. Auch das 5. Kap.: Plato und die Sophisten, und das 6. Kap.: Der Genius Platos, lesen sich nicht übel.

Halle a. S. A. Aall.

Heinrich Gomperz, Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit. Jena und Leipzig. E. Diederichs Verlag. 1904. VI. 322 S. 8⁰. M. 8.

Der Autor hat hier 12 Vorlesungen zu einem Buch zusammengestellt, dessen Zweck es ist, diejenigen sachlich zu orientieren, die die Geschichte der griechischen Philosophie einigermassen kennen; auch sollen diese Ausführungen dazu dienen, das persönlich menschliche Verständnis jener alten Denker zu fördern. Dies Verständnis bezieht sich nun, wie schon der Titel ausdrückt, auf die praktischen Lehren und Ideale, das Leben und

Streben jener Griechen. Näher angesehen kann ich aber nicht finden, dass der vom Verfasser gewählte Gesichtspunkt ein für das Verständnis des griechischen Wesens recht fruchtbarer ist. Ein Studium der Lebensauffassung jener alten Denker regt solche Fragen an wie: Welches waren nach deren Urteil die religiösen Voraussetzungen der Sittlichkeit? Welches die Motive des sittlich Guten, die Grundlagen der Tugend? Welche begrifflichen Elemente stecken in dem, was die griechischen Denker für gut und für böse ansahen? Gibt es in der Geschichte des Griechentums verschiedene Perioden mit verschiedenen Lebensidealen? Wie wurde im allgemeinen der Mensch moraltheoretisch geschildert in seinem Verhältnis zu den Göttern, zu den Verstorbenen, zu dem öffentlichen und privaten Leben, zur Familie und Fremden gegenüber? Die schöne Arbeit L. Schmidts: Die Ethik der alten Griechen, 2 Bde., Berlin 1882, schneidet mehrere von diesen Fragen an, wäre aber jetzt in vielen Punkten zu ergänzen. Gomperz lässt zu sehr eine Analyse des Moralproblems und des moralgeschichtlichen Begriffs vermissen. Das Ideal der inneren Freiheit gibt einen zu allgemeinen, zu abstrakten Gesichtspunkt an. Manche seiner Definitionen und Aufstellungen bezüglich der prinzipiellen Fassung der Probleme muss ich als unzutreffend abweisen. So z. B. die Ansicht (S. 9): „Jede Weltanschauung — im strengen Sinne — sei entweder eine solche der Verzweiflung oder eine solche der Erlösung. Die Ethnologie weiss anders zu berichten. Und auch auf die griechische Lebensanschauung wenigstens in ihrer primitiven Form passt das Urteil nicht. Die Art, in der der Autor ferner das System moralischer Werturteile von einem solchen ethischer Werturteile unterscheiden will, ist völlig misslungen, und wenn er weiter S. 20 fg. behauptet, in gewissen Ausnahmefällen möge die moralische Mehrwertigkeit zugleich ethische Minderwertigkeit sein, dann ist das Beispiel, das er zum Beweis seiner These heranzieht: Verzweifelung über fremdes Unglück, sehr schlecht ausgefallen; nicht besser steht es um die Begründung der wunderlichen These auf S. 222 fg.

G. teilt sich den Stoff nach 4 Perioden ein. Die 1., die Periode vom 6. bis gegen den Ausgang des 5. Jahrhunderts, bezeichnet als die Periode der Vorläufer. Hierzu werden gerechnet Pythagoras, Empedokles, Heraklit, Anaxagoras, Demokrit und die Sophisten. 2. Periode: Blütezeit des ethischen Denkens, umfasst das Wirken des Sokrates, die sieben grossen Systeme des Sokrates; die 7 Systeme sind im grossen und ganzen bald nach dem Jahre 300 v. Chr. fertig. 3. Periode: Die der Epigonen: die skeptisch-eklektischen Richtungen werden tonangebend. 4. Periode: Endgültiger Sieg der orphisch-pythagoreischen Unterströmung.

Es fragt sich bei dieser Einteilung, ob nicht die 3. und 4. Periode besser zu einer zusammengefasst wären. Die Fäden laufen, seitdem der Eklektizismus aufkam, einander beständig parallel; höchstens könnte man die Neuerung im Neuplatonismus betonen; aber es wird gerade in der vorliegenden Arbeit eine inhaltliche Darstellung vermisst, wie bei Plotin von religiös-mystischem Standpunkt aus die Moralbegriffe, das ethische Bewusstsein neu konstruiert wurde. — Wäre es nicht auch richtiger, die Sophisten mit in die zweite Periode hinüberzuziehen? Durch sie wurde doch manches für die Blütezeit des ethischen Denkens sehr Wesentliches erst angeregt — was G. m. E. nicht hinlänglich gewürdigt hat —. Es finden sich bei ihnen schon solche Probleme angeschnitten, wie das von der Moralsanktion; der ethische Gesichtspunkt der Subjektivität kommt zum Durchbruch; solche Fragen werden behandelt, wie die, ob die Kulturgüter von Natur oder durch Satzung begründet sind u. s. w. G. will allerdings nicht zugeben, dass

die Sophisten geschichtlich schon so viel bedeuteten, wie allgemein angenommen wird (S. 54 fg.). So bestreitet er, dass Plato und ähnlich Aristoteles den Sophisten mit Recht Anwendung der Eristik auf moralwissenschaftliche Gegenstände beilegt. Aber der Zweifel daran ist gewiss unbegründet. Um nicht des Protagoras bekannte Lobpreisung der Rhetorik zu erwähnen als eine Kunst: aus schwarz weiss zu machen, so liegt die ganze raison d'être der Aristophanischen Komödie: Die Wolken in dem Mitbewusstsein der Zeitgenossen von einem entsprechenden eristischen Wesen der sophistischen Tugendlehrer.

Es fällt auf, dass G. Aristoteles als Ethiker nicht viel gelten lässt (S. 273 ff.); richtig ist andererseits die hohe Schätzung der Stoa, in der G. überhaupt gar keinen Verfall griechischer Philosophie anerkennt. Etwas befremdend ist das abschätzige Urteil über Epikur. G. spricht von der „Grobheit und Plumpheit seiner Naturphilosophie." S. 241. Wie ganz anders würdigt F. A. Lange, Geschichte des Materialismus I, S. 75 ff., diesen materialistischen Theoretiker. Kann übrigens eine Naturphilosophie grob und plump sein?

Die Darstellung G.'s ist im allgemeinen frisch und anschaulich, und muss man auch daran Verschiedenes aussetzen, so enthält sie auch manches Treffliche.

Zutreffend, obwohl nicht neu, ist die doppelte Charakteristik (S. 31) der griechischen Welt: bei der Herrenklasse ein Festhalten an dem Ideal des selbstgewissen Ebenmasses, bei der unteren Klasse die Hegung des Heiligkeitsideals; schön ist auch der Nachweis (S. 33), wie das Ideal des Menschenwürdigen sich aus dem praktischen Standesbewusstsein, aus der Gefühls- und Denkweise der Aristokratie zu allgemeingiltigen Werten herausgebildet habe. — Ausführlich hält sich G., wie zu erwarten war, bei Sokrates auf. Zwei Vorlesungen sind diesem griechischen Lehrhaupt gewidmet; sehr richtig schliesst G. (S. 111), dass die verschiedene Auslegung des Tugendideals in den verschiedenen Sokratischen Schulen darauf hindeute, dass der Zentralbegriff des Sokrates: das Wissen, zunächst ein formales war, dem jeder bestimmte Inhalt fehlte. Auffallen muss es andererseits, dass G. Xenophon als Quelle für den Lehrgehalt der Sokratik gar nicht gelten lassen will. S. 62 ff. Die Vielseitigkeit Plato's, seine enthusiastische Natur wird S. 157 in anschaulicher Weise geschildert und aus der Lehre des grossen athenischen Denkers werden mehrere Züge in angemessener Weise hervorgehoben. Als besonders beachtenswert möchte ich die Ausführung S. 178 erwähnen. Hier wird richtig darauf hingewiesen, dass Plato sowohl im Gorgias, wie im Staate die Jenseitsvorstellungen wie geflissentlich erst nach Abschluss der eigentlichen Untersuchung gewissermassen als Zugabe ausführt, während die geschichtliche Interpretation das Verhältnis umgekehrt: das innere vernunftmässige Erlösungsprinzip übersehen und gierig die mystischen Anschauungen obenangestellt hat. Der Mystik, zumal in ihrer Beziehung zur Ethik, widmet G. schliesslich in einem Anhang eine besondere Untersuchung, indem er neben der ethischen auf die erkenntnistheoretische und religiöse Quelle der mystischen Welt- und Gottesauffassung hinweist.

Halle a. S. A. Aall.

E. Janssens: Le Néo-Criticisme de Charles Renouvier, 1904. — Paris. — Bibliothèque de l'Institut supérieur de Philosophie de Louvain. — Felix Alcan.

Die Studie zerfällt in sieben Kapitel: Biographisches, Renouvier und Kant, Stellung der Erkenntnistheorie und der Gewissheitstheorie im neokritischen Systeme, Erkenntnistheorie, Gewissheitstheorie, Kritik der Erkenntnis- und Gewissheitstheorien, Schluss. Folgt ein Verzeichnis der Werke und der verschiedenen Schriften Renouvier's, und noch ein anderes der Studien über seine Philosophie.

Wie man aus den Titeln der Kapitel ersehen kann, umfasst der Verfasser in seinem Buch nicht das ganze System des grossen französischen Philosophen: er beschränkt sich auf Renouvier's Lehren, die sich beziehen auf die Erkenntnis und die Gewissheit.

Nach dem Verfasser fängt Renouvier seine philosophische Tätigkeit mit einer Revision Kant's an: diese Revision führt ihn zur Annahme des Phänomenalismus, als Ausgangspunktes seiner Philosophie.

Von diesem Standpunkt ausgegangen, entwickelt Renouvier zwei Prinzipien: Das Gesetz der Quantität und das Prinzip der Relativität, stellt seine Kategorien auf und verwirft die Kant'schen Kategorien.

Die anderen wesentlichen Punkte des Renouvier'schen Systems, die der Verfasser betrachtet, sind: die Theorie des Personalismus und diejenige der Freiheit. Die anderen auch sehr wichtigen Punkte der Renouvier'schen Philosophie, nämlich: die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz Gottes, der Ursprung des Uebels, die Philosophie der Geschichte mit der Verneinung des Fertschritts, liegen ausserhalb des Inhalts dieses Buches. Die Kritik des Verfassers, die der Darstellung des Systems Renouvier's folgt, ist sehr negativ: der Verfasser findet in den von ihm betrachteten Lehren Renouvier's Widersprüche, Inkonsequenzen und Mangel an Zusammenhang.

Alles in allem: die Schrift von Janssens, wenn nicht das beste Buch, welches über Renouvier geschrieben worden, ist für das Verständnis des Renouvier'schen Systems ein gutes und nützliches Buch.

Palermo. E. Di Carlo.

Selbstanzeige.

Dilles, Ludwig, Dr.: Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. II. Teil. Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip. Grundlinien der Ethik. 250 S. Frommanns Verlag (E. Hauff). Stuttgart 1906.

Das Endziel dieser Arbeit ist die Erlangung wissenschaftlich sicherer Ergebnisse über die wichtigsten Fragen des Daseins. Als Ausgangspunkt dient die Wahrheit, dass die Totalität des Seins von nichts ausserhalb ihrer abhängig sein kann, da es ausser ihr eben nichts gibt. Die Seinstotalität resp. der Kern derselben muss also absolut unabhängig existieren. Ferner wird die Tatsache herangezogen, dass wir hinsichtlich unserer Sinnesempfindungen und Raumvorstellungen absolute Erkenntnis

besitzen. Das Wesen des Erkennens wird zugleich erörtert, namentlich das absolute Erkennen in der Geometrie. Hieraus folgert sich das erste Hauptergebnis. Es besteht in der Beweisführung, dass der Kern des Seins-Alls selbstverständlich existiert, d. h. bei absoluter Erkenntnis als selbstverständlich existierend befunden werden müsste. (Nachweis der Spinozischen Grundkonzeption.) Ganz unvermutet löste sich bei dieser Gelegenheit das hartnäckige Kausalproblem. Das kausale Bewusstsein ruht nämlich auf der Intuition, dass uns bei absoluter Erkenntnis alles Geschehen, in das kein reiner Freiheitsakt hereinspielt, als selbstverständlich, als vorausberechenbar, d. i. notwendig erscheinen müsste. Weitere zahlreiche Ergebnisse, darunter: Nachweis des All-Einen, Ursprung der Lebensurtätigkeit, Wesen der Notwendigkeit und der Freiheit, Lösung des Freiheitsproblems der menschlichen Handlungen, Wesen des Sittlichen, die richtigen Grundgedanken der ethischen Systeme, Möglichkeit sittlichen Fortschrittes, die metaphysisch-psychologische Entstehung des Sittlichen, Widerlegung des antimetaphysischen Standpunktes Mach's.

Die Möglichkeit exakter Metaphysik darf nicht von vornherein bestritten werden. Es ist nämlich doch möglich, dass das Immanente mit etwas Transszendentem wesentlich, gleichsam organisch zusammenhängt. Dann aber mag sehr wohl in dem Wesen der uns vorliegenden Wirklichkeit manche unzweifelhafte, obgleich indirekte Selbstmanifestation uns nicht vorliegender Wirklichkeitsgebiete enthalten sein. (Beispiel: Der Schmerz und sein Hinweis auf etwas ihn Erleidendes.) — Das Vorwort gibt eine kurze Skizze der Methode und ihres Verhältnisses zur Kant'schen Kritik.

L. Dilles.

II.

Philosophische und soziologische Zeitschriften.

Archiv für Philosophie, I. Abteilung (Berlin, Reimer).

Bd. 19, Heft 1. (N. F. XII, 1).

K. Weidel, Mechanismus und Teleologie in der Philosophie Lotzes.
R. Salinger, Kants Antinomien und Zenons Beweise gegen die Bewegung.
Jahresbericht.

Bd. 19, Heft 2. (N. F. XII, 2).

F. Tönnies, Hobbes-Analekten II.
W. R. Newbold, Philolaus.
M. Frankl, Zum Verständnis von Spinozas „Ethik".
Jahresbericht.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Leipzig, Voigtländer).

Bd. 127, Heft 1.

H. Siebeck, Ueber musikalische Einfühlung.
K. Andresen, Zur Begründung des Theismus.
W. Pailler, Das Raumproblem.
Chr. D. Pflaum, Bericht über die italienische philosophische Literatur der Jahre 1903 und 1904.
Rezensionen. — Selbstanzeige. — Notizen. — Neueingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. (Leipzig, J. Ambr. Barth).

Bd. 40, Heft 3.

R. Saxinger, Beiträge zur Lehre von der emotionalen Phantasie.
St. Loria, Untersuchungen über das periphere Sehen.
W. Lohmann, Ueber den Wettstreit der Sehfelder und seine Bedeutung für das plastische Sehen.
Literaturbericht.

Bd. 40, Heft 4.

Clifton O. Taylor, Ueber das Verstehen von Worten und Sätzen.
G. H. Schneider, Die Orientierung der Brieftauben.
Literaturbericht.

Archiv für die gesamte Psychologie (Leipzig, Engelmann).

VI. Bd. 3. Heft.

W. Ament, Ein Fall von Ueberlegung beim Hund?
J. Segal, Die bewusste Selbsttäuschung als Kern des ästhetischen Geniessens.
E. Dürr, Zur Frage der Wertbestimmung.
F. Kiesow, Ueber einige geometrisch-optische Täuschungen.
L. Botti, Ein Beitrag zur Kenntnis der variabeln geometrisch-optischen Streckentäuschungen.
G. Störring, Experimentelle Beiträge zur Lehre vom Gefühl.

F. Kiesow, Ueber sogenannte „frei steigende" Vorstellungen und plötzlich auftretende Aenderungen des Gemütszustandes. Sind die Verbindungsglieder, welche hierbei in Frage kommen, unbewusst oder unbemerkt?
Das Projekt eines Kongresses für Kinderkunde, Kindererziehung und Jugendfürsorge.
Literaturbericht.

Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften (Dresden, Boehmert).

I, Heft 10.

I. Teil. Besprechungen.

I. Encyklopädien etc. II. Geschichte der sozialen Wissenschaften etc.: K. Diehl. III. Allgemeine Soziologie. IV. Soziologie der einzelnen Sozialgebilde u. s. w.: Reininghaus, Baumann, Baumgarten, Esche, Kambli, Naudin, Frank, Woodruff, V. Theoretische Sozialökonomie: Bebel. VI. Praktische Sozialökonomie u. s. w.: Tille, Hoffmann, Gordon, Mundy, Hindenberg, Nauticus, Cattell, Wendtland, Malagodi, Hager, Albert, de Lapiade, Handelskammer Dresden, Vergleichende Uebersichtstafeln: Köppe. VII. Sozialpolitik, Steuergesetzgebung: Strong, Bahr, Vogt, Hardegg, Jensen und Borgbjerg, Adam, Wikmark, Schaidler, Spann. VIII. Finanzwissenschaft und Finanzpolitik: Nina, Meyer. IX. Statistik: Böhmert, Behre. X. Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik: Girault, Schlettwein. XI. Sozialgeschichte, insonderheit Wirtschaftsgeschichte: Averdunk, Jander. XII. Rechtswissenschaft: Schmitz und Wichmann. XIII. Handelswissenschaften u. s. w. XIV. Völkerkunde und Anthropogeographie. XV. Wirtschaftsgeographie: Kraus. XVI. Philosoph. Disziplinen. XVII. Verschiedenes.

II. Teil. Bibliographie.

I. Heft 11 und 12.

I. Teil. Besprechungen.

I., II., III.: Tugan-Baranowsky, Hartmann. IV. Forel, Sohnrey, Hepner, Morsch, Winter. V., VI.: Steinert, Orth, Tugan-Baranowsky, Petrunkjewitsch, Hübner, Vreeland, Sieveking, Hirschauer, Manes. VII. v. Finckh, Heiss, Crick. — Jahrbuch für den Alkoholgegner 1906. — Forel, Vambery, Cramer, Bussen, v. Körösy, Rosenfeld, Mündnich, Best, Perks, Meakin. VIII. v. d. Borght. IX., X., XI., XII.: Mommsen, Aymard, Tiefert. XIII, Arndt. XIV., XV., XVI.: Swoboda. XVII.

II. Teil. Bibliographie.

II. Heft I.

I. Teil. Literaturkritische Abhandlungen.

Klumker, Neuere Strömungen im Armenwesen.
Liefmann, Die wirtschaftl. Entwickelung des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus.
Broda, Negerkultur und Soziologie.
Varlez, Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenversicherung.

II. Teil. Einzelbesprechungen.

I., II., III.: Tietze, Meyer. IV. Clement, Bie. V. American Economic Association. VI. van der Borght, J. Méline, Mammen, Hoermann, Guêne et Gouget, Musset, Metschke, Lustig. VII. Politik: Redlich, v. Reinhardt. VIII. Sozialpolitik: Heiss, Webb, Ballerstedt, Laresse, Wetzlar, Hanauer, Rennert, Singer, Reinhardt, Feld. IX. Finanzwissenschaft und Finanzpolitik: Hegedüs. X. Statistik. XI. Bevölkerungslehre und -Politik. XII. Kolonialwesen. XIII. Sozialgeschichte, insonderheit Wirtschaftsgeschichte: Widmann, Fischer, Felten. XIV. Rechtswissenschaft. Kriminologie. Epstein Goetz, Frese. XV. Handelswissenschaften. XVI. Technik. XVII. Wirtschaftsgeographie. XVIII. Völkerkunde und Anthropogeographie. XIX. Philosoph. Disziplinen: Wüst, Lefèvre. XX. Verschiedenes: v. Grotthuss, Krahmer; Carnegie Institution of Washington.

III. Teil. Bibliographie.

II. Heft II.

I. Teil.

E. Biermann, zur Geschichte und Kritik d. neuesten Handelspolitik.
G. K. Anton, Neuere koloniale Literatur.
H. Dorn, Das humanistische und realistische Bildungsprinzip.
M. Fürst, Arbitrage.

II. Teil.

I., II.: Kelsen, Ringier, Enfantin. III. Asturaro, Carini, Biermann, Diehl. IV. Boutet, Caspary, Schwimmer, Hermann, Popper, Hue, Hervé, Kossmann, Friedländer, Frankl,

Pinkus, Chamberlain. V. Jevons, Pohle. VI. Paasche, Mombert, Beck, Koehler, Eselen, Hohenblum, Pape, Rocke, Grambow. VII. Hasse, Melnik, Graf Hue, de Grais, Käser, v. Vogl. VIII. Guimard, Milhand; Grossstadt-Dokumente; Fürth, Fischer, Kamp, Wolf, Stümcke, Baumann; Raydt, Kossatz, Lischnewska, Keysser, Petersilie, Klumker, Spann, Scholl. IX., X., XI.: Mombert. XII., XIII.: Rohmeder, Guillaume. XIV. Lohring, Pfleghart, Loergel. XV., XVI.: Eyth. XVII. Wolff u. Pflug. XVIII., XIX.: Simmel, Wüst. XXS.

III. Teil. Bibliographie.

Zeitschrift für Aesthetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. (Stuttgart, Enke).

I. Bd. 1. Heft.

Th. Lipps, Zur ästhetischen Mechanik.
R. Lange. Die ästhetische Illusion im 18. Jahrhundert.
H. Riemann, Die Ausdruckskraft musikalischer Motive.
G. Simmel, Ueber die dritte Dimension in der Kunst.
H. Spitzer, Apollinische und dionysische Kunst (Forts. folgt).
Th. Poppe, Von Form und Formung in der Dichtkunst.
Besprechungen. — Schriftenverzeichnis.

The Monist. (Chicago, The Open Court Publishing Co.).

Vol. XV, No. 4.

Ch. S. Peirce, The issues of pragmatism.
Editor: Chinese Occultsm.
W. S. Andrews, Magic Squares.
H. B. Mitchell, The problem of unity and the noetic power of the heart.
A. H. Godbey, The semitic City of refuge.
R. W. Mc Farland, A mathematical analogy in theological reasoning.
Criticisms and Discussions.
Book reviews.

Mutterschutz. (Frankfurt/M., Sauerländer).

I, Heft 3.

Das Reden über die Liebe.

Kromayer, Mutterschutz und Arzt.
A. Schreiber, Was tut Paris für uneheliche Mütter und Kinder?
Literarischer Bericht. — Zeitungsschau. — Aus der Tagesgeschichte.

I, Heft 4 und 5.

Der Segen der Form.

M. Lischnewska, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder.
R. Ruben, Mutterschutz in Hamburg.
C. Hagemann, Frauentracht und Sittlichkeit.
Literarische Berichte. — Zeitungsschau: Zur Kritik der sexuellen Reformbewegung. — Aus der Tagesgeschichte: Oeffentliche Häuser zum Wohle der Kirche und Schule. — Mitteilungen des Bundes für Mutterschutz. — Sprechsaal.

I, Heft 6.

Havelock Ellis, Die Bedeutung der Schwangerschaft.
Thal, Hygiene contra Ethik?
Streitberg, Müttersterblichkeit.
Literarische Berichte.
Zeitungsschau. — Aus der Tagesgeschichte. — Mitteilungen des Bundes für Mutterschutz. — Statuten.

The Philosophical Review.

Vol. XIV, No. 6.

Wilbur M. Urban, Appreciation and description and the psychology of values.
J. A. Leighton, The psychological self and the actual personality.
B. H. Bode, The Concept of pure experience.
G. H. Sabine, Discussion: Radical empiricism as a logical method.
Reviews of books. — Notices of new books. — Summaries of articles. — Notes.

The Psychological Review (New-York und London, Macmillan Co.).

Vol. XII, No. 6.

J. H. Leuba & W. Hyde, Studies from the Bryn Mawr College Laboratory.
G. M. Parker, A study of the motor Phenomena in Chorea.

Studies from the Mount Holyoke College Laboratory: The effect of the brightness of background on the extent of the color-fields and on the color-tone in peripheral vision.
Editor's announcement.

Monograph Supplements (vol. VII, No. 2).

C. A. Dubray, The theory of psychical dispositions.

Philosophical society of Washington.

Bulletin, Vol. XIV.

Obituary notices.

Rivista Filosofica (Pavia).

Anno VII, Vol. VIII. Fasc. III.

G. Vailati, L'influenza della Matematica sulla teoria della-conoscenza nella Filosofia moderna.
B. Varisco, La fine del positivismo.
G. Bonfiglioli, Tertulliano e la filosofia Pagana.
Rassegna Bibliografica. — Notizie e pubblicazioni. — Il V. Congresso internazionale di Psicologia. — Sommari delle riviste straniere. — Libri ricevuti.

Anno VII, Vol. VIII, Fasc. IV.

E. Juvalta, Per una scienza normatila morale.
G. Bonfiglioli, La psicologia di Tertulliano nei suoi rapporti colla psicologia Stoica.
A. Pagano, Vicende del termine e del concetto di legge nella filosofia naturale.
S. Montanelli, Il mecanismo delle emozioni.
F. Bonatelli, Multa Renascentur (Apologo).
Rassegna Bibliografica etc.

Revue Néo-Scolastique (Louvain, Institut supérieur de Philosophie).

12 Année, No. 4.

S. Deploige, Le conflit de la Morale et de la Sociologie.
E. Janssens, Un problème „pascalien". Le plan de l'Apologie.
F. van Cauwelaert, Quelques theories contemporaines sur les rapports de l'âme et du corps.
C. Sentroul, Encore un mot à propos de la règle: Utraque si praemissa neget, nihil inde sequetur".
J. Cevolani, Réponse aux objections de M. C. Sentroul.
Mélanges et documents. — Bulletin de l'Institut de Philosophie. — Comptes rendus. — Ouvrages envoyés à la Rédaction.

Annales de Philosophie Chrétienne (Paris, Blond & Co.).

77. Année, No. 1.

Notre programme.

L. Birot, Le rôle de la philosophie religieuse au temps présent.
P. Duhem, Physique de croyant.
F. Mallet, L'oeuvre du Cardinal Dechamps et la méthode de l'Apologétique.
Bibliographie.

Revue de Philosophie (Paris, Chevalier et Rivière).

6. Année, No. 1.

E. Boutroux, L'expérience religieuse de M. William James.
V. Delbos. Léon Ollé-Laprune et son enseignement à l'E'cole Normale.
A. Eymieu, Comment l'idée incline à l'acte.
C. Boucaud, L'initiative personelle et l'autorité sociale (Fin.).
Analyses et comptes rendus. — Périodiques. — L'enseignement philosophique.

6. Année, No. 2.

A. Sertillanges, Agnosticisme, ou anthropomorphisme?
L. Baille, Genèse des premiers principes.
M. Gossard, Linéaments d'une synthèse scolastique des moeurs.
J. Gardair; — A. Charousset, La formation des idées.
Analyses etc.

Revue Philosophique (Paris, Alcan).

30. Année, No. 11.

G. Richard, Les lois de la solidarité morale.
Dugas, Sur les abstraits émotionels.
P. Gaultier, La moralité de l'art.
C.-G. Picavet, Le matérialisme historique et son évolution.
Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux.

30. Année, No. 12.

G. Dumas, Le préjagé intellectualiste et le préjugé finaliste dans les théories de l'expression.
Luquet, Réflexion et introspection.
Revault D'Allonnes, Rôle des sensations internes dans les émotions et dans la perception de la durée.
Dr. E. Tardieu, La haine: étude psychologique.
Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux.

31. Année, No. 1.

B. Bourdon, L'effort.
R. de Fursac, L'avarice: essai de psychologie morbide (1. article).
G. Prévost, La religion du doute.
Revue générale. — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers.

31. Année, No. 2.

A. Lalande, Pragmatisme et pragmaticisme.
Palante, L'ironie: étude psychologique.
Dr. Rogues de Fursac, L'avarice: essai de psychologie morbide.
Dr. Baudin, Sur l'inhibition exercée par la pensée sur la tonicité et les réflexes musculaires.
Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux.

The Psychological Bulletin (Lancaster, Pa., New-York, Macmillan Comp.).

Vol. II, No. 10.

G. A. Tawney, The nature of crowds.
Psychological literature. — Books received. — Notes & news.

Vol. II, No. 11.

F. Arnold, Interest and attention.
Psychological literature. — Discussion etc.

Vol. III, No. 1.

J. M. Stratton, The difference between the mental and the physical.
Psychological literature etc.

The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods (Lancaster, Pa., The Science Press).

Vol. II, No. 22.

Shepherd Ivory Franz, The reeducation of an aphasic.
Discussion etc.

Vol. II, No. 23.

K. Gordon, The relation of feeling to discrimination and conception.
Irving King, The real and the pseudo psychology of religion.
W. P. Montague, Panpsychism and Monism.
Discussion etc.

Vol. II, No. 24.

K. Gordon, Feeling and conception.
W. S. Monroe, Mental elements of dreams.
Discussion etc.

Vol. II, No. 25.

F. Arnold, Association and atomism.
L. Pearl Boggs, The psychical complex called an interest.
Discussion etc.

Vol. II, No. 26.

F. C. French, The relation of psychology to the philosophy of religion.
Discussion etc.

Vol. III, No. 1.

W. E. Hocking, The transcendence of knowledge.
J. A. Leighton, Psychology and the logical judgement with reference of realism.
Societies. — Reviews etc.

Vol. III, No. 2.

H. Rutgers Marshall, The nature of feeling.
J. Dewey, The terms „conscious" and „consciousness".
Discussion etc.

Vol. III, No. 3.

H. N. Gardiner, The definition of „feeling".
M. Floy Washburn, The term „feeling".
Discussion etc.

III.

Bibliographie.

I. Geschichte der Philosophie.

Dowden, E., Michel de Montaigne. London, 1905. 8°. 384 pp. 7.20 M.

Hunzinger, A. W., Lutherstudien. 1. Heft. Luthers Neuplatonismus in der Psalmenvorlesung von 1513—1516. Leipzig, 1906. 8°. X, 111 pp. 2.25 M.

Mino-Bezzi., La vita considerata secondo il sistema cartesiano. Vol. I. Milano, 1905. 8°. XXVIII, 192 pp. 4 M.

Schreiber, Hm., Schopenhauer's Urteile über Aristoteles. Breslau, 1905. 8°. 64 pp. 1.20 M.

Studien, Berner, zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von L. Stein. XLII. Bd. Darstellung und Kritik der naturalistischen Weltanschauung Heinrich Czolbes. Von P. Friedmann. Bern, 1905. 8°. 77 pp. 1.50 M.

Unger, Rdf., Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. Grundlegung zu einer Würdigung der geistesgeschichtlichen Stellung des Magus im Norden. München, 1905. 8°. VIII, 272 pp. 6.50 M.

Freytag, W., Die Entwicklung der grichischen Erkenntnistheorie bis Aristoteles. In ihren Grundzügen dargestellt. Halle, 1905. 8°. IV, 124 pp. 3 M.

Popper, Jos. (Lynkeus). Voltaire. Eine Charakteranalyse, in Verbindung mit Studien zur Aesthetik, Moral und Politik. Dresden, 1905. 8°. VIII, 391 pp. 6 M.

Chamberlain, H. S., Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. München, 1905. 8°. XI, 786 pp. Mit Fig. u. Bildnis. 10 M.

Haldane, E. S., Descartes, his Life and Times. London, 1905. 8°. 428 pp. 18 M.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Hyslop, J., H., Problems of Phisolophy, or Principles of Epistemology and Metaphysics. New-York, 1905. 8°. 14, 647 pp. 30 M.

Picard, E, La Science moderne et son état actuel. Paris, 1905. 18°. 3.50 M.

Guastella, C., Saggio sulla teoria della conoscenza. Saggio secondo: Filosofia della metafisica. 2 vol. Palermo, 1905. 16°. CCXXV, 1476 pp. 20 M.

III. Allgemeine Philosophie und Mataphysik.

v. Blomberg, Hs. Hm., Gedanken der Stille. Altenburg, 1905. 8°. VIII, 247 pp. 3 M.

Bohatec, Jos., Zur neuesten Geschichte des ontologischen Gottesbeweises. Leipzig, 1906. 8°. 63 pp. 1.20 M.
Momigliano, Fel., Giuseppe Mazzini e le idealità moderne. Milano, 1905. 16°. X, 474 pp. 3.50 M.
Ashcroft, E., A., Worlds Desires, or Results of Monism. London, 1905. 8°. 452 pp. 12.50 M.
Perry, R., B., An Approach to Philosophy. New-York, 1905. 12°. 448 pp. 9 M.
Renner, Hg., Das Wesen der Philosophie und die Kultur. Prolegomena zu einem System des positiven Kritizismus. Leipzig, 1905. 8°. 77 pp. 1.20 M.
Adamski, J. S., Substancyalność i nieśmiertelność duszy ludzkiej w świetle rozumu. Część I. Warschau, 1905. 8°. 431, VIII pp. 12 M.
Die Substantialität und Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der Vernunft.
Dreyer, Hs., Personalismus und Realismus. Berlin, 1905. 8°. VIII, 119 pp. 2 M.
Eisler, Rdf., Kritische Einführung in die Philosophie. Berlin, 1905. 8°. VIII, 470 pp. 7.50 M.
Mc Cormick, C., N., Neurology and Metaphysics. Chicago, 1905. 8°. 8, 318 pp. Illustr. 100 M.

IV. Psychologie und Sprachwissenschaft.

Palme, Ant., J. G. Sulzers Psychologie und die Anfänge der Dreivermögenslehre. Berlin, 1905. 8°. 63 pp. 1.50 M.
Studien, psychologische. Herausgegeben von W. Wundt. I. Band. 3. u. 4. Heft. Neue Folge der philosophischen Studien. Leipzig, 1905. 8°. 4 M.
Binet, A., L'Ame et le corps. Paris, 1905. 18°. 3.50 M.
Fränkl, E., Ueber Vorstellungs-Elemente und Aufmerksamkeit. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie. Augsburg, 1905. 8°. VIII, 256 pp. Mit 40 Kurven auf 4 Taf., 6 Seiten Zeichngn. e. schwachsinn. Versuchsknaben, 1 Fig.-Taf. mit 8 Fig., 1 Fig. im Text und 63 Tab. 8.50 M.
Lagerborg, R., Das Gefühlsproblem. Studien zum peripherischen Mechanismus des Bewusstseinslebens. Leipzig, 1905. 8°. VI, 141 pp. 3 M.
Javel, E., Physiologie de la lecture et de l'écriture. Paris, 1905. 8°. 6 M.
Ach, N., Ueber die Willenstätigkeit und das Denken. Göttingen, 1905, 8°. X, 294 pp. 10 M.
Untersuchungen, psychologische. Herausgegeben von Thdr. Lipps. I. Bd. 1. u. 2. Heft. Leipzig, 1905. 8°. 9 M.
Inhalt: I. 1. Bewusstsein und Gegenstände. Von Thdr. Lipps. p. 1—208. 5.60 M. — 2. Untersuchungen über den logischen Gehalt des Kausalgesetzes. Von E. v. Aster. p. 205—323. 3.40 M.
Wundt, W., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. II. Bd. Mythus und Religion. I. Tl. Leipzig, 1905. 8°. XI, 617 pp. Mit 53 Abbildgn. S. 1901 Nr. 279. 14 M.
Liebmann, Alb., Vorlesungen über Sprachstörungen. 6. Heft. Kinder, die schwer lesen, schreiben und rechnen lernen. Berlin, 1906. 8°. 132 pp. 2.40 M.
Ayrer, Sm., Das Problem der Willensfreiheit mit besonderer Berücksichtigung seiner psychologischen Seite. Stuttgart, 1905. 8°. IV, 133 pp. 3 M.

Gutberlet, Cst., Psychophysik. Historisch-kritische Studien über experimentelle Psychologie. Mainz, 1905. 8°. XI, 664 pp. 9 M.

Salomon, M., L'esprit du temps. La philosophie. La littérature. L'art. L'opinion et les mœurs. La religion. Paris, 1906. 16°. 3.50 M.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Jordan, W., G., Self-Control, its Kinship and Majesty. London, 1905. 8°. 192 pp. 4 20 M.

Lichtig, L., Darstellung und Kritik der Grundprinzipien der Ethik Wundt's. Ersekujvàr, 1905. 8°. VI, 128 pp. 4 M.

Cosentini, Fr., La filosofia positiva del diritto penale. Torino, 1905. 8°. 60 pp. 2 M.

Zenker, E. Vct., Soziale Ethik. Leipzig, 1905. 8°. XI, 284 pp. 6 M.

Christ, P., Grundriss der Ethik. Berlin, 1905. 8°. VIII, 210 pp. 5.50 M.

Salvadori, G., Das Naturrecht und der Entwicklungsgedanke. Einleitung zu einer positiven Begründung der Rechtsphilosophie. Leipzig, 1905. 8°. VIII, 108 pp. 3 M.

VI. Aesthetik.

Göller, Adf., Das ästhetitsche Gefühl. Eine Erklärung der Schönheit und Zergliederung ihres Erfassens auf psychologischer Grundlage. 1. u. 2. Buch. Stuttgart, 1905. 8°. XII, 351 pp. Mit 1 Fig.-Taf. 6 M.

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Kleinert, P., Die Profeten Israels in sozialer Beziehung. Leipzig, 1905. 8°. V, 168 pp. 3.50 M.

Spranger, Ed., Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Eine erkenntnis-theoretisch-psychologische Untersuchung. Berlin, 1905. 8°. XI, 147 pp. 3 M.

Dunning, W., A., History of political Theories from Luther to Montesquieu. London, 1905. 8°. 12.50 M.

Egerton, H., Patriotism. Essay towards a constructive Theory of Politics. London, 1905. 8°. 352 pp. 6 M.

Lagarde, Edm., La revanche de Proudhon, ou l'Avenir du socialisme mutualiste. Paris, 1905. 8°. V, 530 pp. 6 M.

Scherma, Gius., La teoria economica della cooperazione. Vol. I. Palermo, 1905, 8°. XI V, 250 pp. 4 M.

Studien. Wiener staatswissenschaftliche, herausgegeben von Edm. Bernatzik und Eug. v. Philoppovich. VI. Bd. 3. Heft. Die Staatslehre des Dante Alighieri. Von Hs. Kelsen. Wien, 1905. 8°. IV. 152 pp. Subskr.-Sr. 4 M; Einzelpr. 5 M.

Biermann, W., E., Anarchismus und Kommunismus. Leipzig, 1906. 8°. VII, 177 pp. 2.70 M.

Cathrein, V., Het socialisme. Leiden, 1905. 8°. 4, 161 pp. 4.75 M.

Mariani, M., Il fatto cooperativo nell'evoluzione sociale. Bologna, 1905. 8°. 301 pp. 5 M.

Small, A., W., General Sociology. London, 1905. 8°. 21 50 M.

Bruce, W., S., Social Aspects of Christian Morality. London, 1905. 8°. 416 pp. 12.50 M.

Dole, C., F., Theology of Civilisation. London, 1905. 8°. 4.20 M.

Scherrer, Hs., Soziologie und Entwicklungsgeschichte der Menschheit. 1. Tl. Innsbruck, 1905. 8°. VI. 190 pp. 4 M.

Sergi, Gius., Fatti e pensieri di coltura e politica sociale. Milano, 1905. 16°. XII, 501 pp. 7 M.

Farjenel, F., La morale chinoise. Fondement des sociétés d'Extrême-Orient. Paris, 1906. 8°. 5 M.
Grinnell, W., M., Sozial Theories and social Facts. London, 1905. 8°. 4.80 M.
Loria, A., La morphologie sociale. Paris, 1906. 8°. 5 M.

VIII. Religionsphilosophie und Theosophie.

Krarup, F., C., Religionsfilosofi. En Bog om det religiøse Livs Væsen og Ret. Kjøbenhavn, 1905. 8°. 478 pp. 9.75 M.
Farnell, L., R., Evolution of Religion. London, 1905. 8°. 244 pp. 6 M.
Schmid, Rdf., Das naturwissenschaftliche Glaubensbekenntnis eines Theologen. Stuttgart, 1906. 8°. VII, 166 pp. 3 M.
Hatch, D., Patterson., Scientific Occultism. A hypothetical Basis of Life. Los Angeles, Cal., 1905. 8°. 3, 95 pp. 5 M.
Jordan, L., H., Comparative Religion, its Genesis and Growth. London, 1905. 8°. 688 pp. 14.40 M.
Kalthoff, Alb., Die Religion der Modernen. Jena, 1905. 8°. 311 pp. Mit Buchornamenten von H. Kirchmayr. 4 M.
Duhem, P., Théorie physique, son objet et sa structure. Paris, 1905. 8°. 450 pp. 8 M.
Schell, Hm., Apologie des Christentums. II. Bd. Jahwe und Christus. Paderborn, 1905. 8°. XI, 577 pp. S. 1901 Nr. 3183. 7.40 M.

IV. Naturphilosophie.

Boltzmann, L., Populäre Schriften. Leipzig 1905. 8°. VII, 440 pp. 8 M.
Bölsche, W., Naturgeheimnis. Jena, 1905. 8°. VIII, 311 pp. Mit Buchornamenten von Anna Gramatyka.
Krecker, R., Des Gesetzes Erfüllung. Eine naturwissenschaftliche Begründung der organischen, gesellschaftlichen und sittlichen Bildung des Menschen. Halle, 1905. 8°. VII, 595 pp. 12 M.
Němec, B., Studien über die Regeneration. Berlin, 1905. 8°. III, 387 pp. Mit 180 Abbildgn. 9.50 M.
Brugia, R., I problemi della degenerazione. Bologna, 1905. 8°. XXVI, 430 pp. e 12 tav. 10 M.
Cassaigneau, M., Essai sur un quatrième état de la matière. Paris, 1905. 18°. 226 pp. 3.50 M.
Freimann, Mx. Ueber den physiologischen Stumpfsinn des Mannes. Leipzig, 1905. 8°. 192 pp. 2.50 M.
Sollas, W., J., The Age of the Earth, and other geological Studies. New-York, 1905. 8°. 328 pp. 18 M.

X. Allgemeine Pädagogik.

Hergel, Gst., Willensstärke und Urteilskraft. Eine sozial-pädagogische Studie. Wien, 1905. 8°. VIII, 100 pp. 2.50 M.
Tauro, G., Introduzione alla pedagogia generale. Roma, 1905. 8°. 288 pp. 5 M.
Walsemann, Hm., Pädagogische Psychologie. Potsdam, 1905. 8°. IV, 196 pp. Mit 19 Fig. im Text und zahlreichen Anwendungsaufgaben. 2.50 M.
Lichtwark, Alfr. Der Deutsche der Zukunft. Die Grundlagen der künstlerischen Bildung. Berlin, 1905. 8°. VIII, 243 pp. 5 M.
Cesca, G., Le antinomie psicologiche e sociali della educazione. Messina, 1906. 8°. 172 pp. 2.50 M.
Romano, Pt., La psicologia pedagogica. Torino, 1906. 8°. XXVIII, 364 pp. 4 M.

Notiz.

Mit dem vorliegenden Hefte tritt an Stelle des Herrn Hofrat Professor Dr. **E. Mach** Herr Professor Dr. **Friedrich Jodl** als Mitherausgeber der Vierteljahrsschrift ein. Die Herausgeber und der Verleger derselben heissen ihn freudig willkommen. Zugleich sprechen sie Herrn Professor Mach ihren ergebensten Dank aus für das warme Interesse, das er der Vierteljahrsschrift viele Jahre hindurch bewiesen hat, und wünschen ihm von Herzen, dass ihm seine Gesundheit, deren wegen er jetzt zurücktritt, durch eine glückliche Wendung noch ein recht langes Wirken im Dienste der Wissenschaft gestatten möge.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.



Über naturwissenschaftliche Hypothesen.

Von **Emil Koch**, Kiel.

Inhalt.

Einleitung.

1. In den letzten Jahrzehnten ist die Diskussion über die Hypothesen im Zusammenhang mit der Frage nach Art und Ziel wissenschaftlicher Arbeit besonders lebhaft gewesen. Dieser Zusammenhang brachte es mit sich, dass das Hauptinteresse sich auf die Untersuchung des Wertes oder Unwertes der Hypothesen richtete. Die Antworten bewegen sich zum Teil in völlig entgegengesetztem Sinn. Auf der einen Seite hält man die Hypothesen für absolut notwendig, für das eigentliche Klärende und Erklärende, auf der andern erblickt man in ihrer Elimination den wahren Fortschritt wissenschaftlichen Denkens. Zwischen diesen Extremen bestehen mannigfache Übergänge. Man hält an der Notwendig-

keit der Hypothesen fest, aber nicht deshalb, weil in ihnen allein das erklärende Moment stecke, sondern von der Voraussetzung aus, dass jede Verallgemeinerung schon eine Hypothese sei und ohne Verallgemeinerung die Arbeit der Wissenschaft nicht getan werden könne [1]). Oder man lässt die Notwendigkeit der Hypothesen fallen, sieht in ihnen aber bequeme Hilfsmittel beim ersten Vordringen in ein unbekanntes Tatsachengebiet und bezeichnet sie unter diesem Gesichtspunkt als Arbeitshypothesen. Man legt ihnen dann nur einen heuristischen [2]) Wert bei und ist jederzeit bereit, sie durch ein besseres Wissen zu ersetzen.

Für unsere Absicht handelt es sich nicht um eine Diskussion des Wertes oder Unwertes der Hypothesen, sondern um die Herausstellung derjenigen ihrer Merkmale, die ein psychologisches Interesse haben. Wenn auch die bisherigen Erörterungen nicht ausdrücklich von diesem Interesse geleitet wurden, so zeitigten sie doch manche Überlegungen, die auch für unsere Betrachtungsweise nicht ohne Bedeutung sind.

I. Kritische Bemerkungen.

2. Es wird allgemein zugestanden, dass die Hypothesen über das Tatsächliche, das Gegebene hinausgehen. Wie vollzieht sich nun dies „Hinausgehen?“ Man antwortet: durch Annahmen, Voraussetzungen oder Vermutungen. Was dabei am bemerkenswertesten erscheint, ist der Mangel völliger Gewissheit, der den Hypothesen immer eignet. Über diesem rein negativen Merkmal gelangen die positiven gar nicht zur Darstellung. Auch die Art, wie wir die Hypothesen mit dem Tatbestand, den sie „erklären“ sollen, in Verbindung bringen, bleibt ohne jede Berücksichtigung.

3. Meinong macht darauf aufmerksam, dass jemand beim Versuch, eine Hypothese, mit der er sich beschäftigt,

---

[1]) H. Poincaré, Wissenschaft und Hypothese, deutsch von F. u. L. Lindemann, Leipzig 1902. S. 152.

[2]) Von den Schriften, die hier aufzuzählen wären, erwähnen wir Kleinpeter, Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart. Leipzig. 1905. S. 126.

zu verifizieren, ihr gegenüber leicht aus dem Zustande des Annehmens in den des Vermutens übergeht[1]). Wer diesen Übergang vollzieht, der wird — wenn wir einmal von den übrigen unterscheidenden Merkmalen der Annahmen bezw. Vermutungen absehen dürfen — zum mindesten in den Graden der Gewissheit eine Verschiebung bemerken. Eine solche macht sich ebenfalls geltend, wenn man dazu übergeht, mit HEYMANS[2]) den Hypothesen die Charakteristik von Gegenständen „möglicher Erfahrung" beizulegen. Diese Charakteristik hat im übrigen viel Unbestimmtes an sich. Ist schon der Begriff „Erfahrung" derart, dass er ohne genaue Determination nach allen Seiten hin schillert, so noch mehr der einer „möglichen" Erfahrung. HEYMANS sucht ihn dadurch zu präzisieren, dass er hinzufügt, wir abstrahierten bei ihm „von der räumlichen und zeitlichen Beschränkung, sowie der beschränkten Leistungsfähigkeit der Sinnesorgane". Etwas mehr als negative Merkmale enthalten aber diese Bestimmungen auch nicht. Indirekt freilich weisen sie darauf hin, dass es sich bei den Hypothesen um Vorstellungen handelt, ein Resultat, dessen Ausarbeitung diese Zeilen besonders geben sollen. Wir lassen einmal seine Richtigkeit gelten. Wir verstehen dann aus früherer Erfahrung heraus leicht, wie derartige Vorstellungen und Annahmen zu Vermutungen aufrücken, wie sich schliesslich mit ihnen die Gewissheit verbindet, dass es nur einiger günstiger Umstände bedarf, um aus den Vorstellungen Wahrnehmungen werden zu lassen. Alle diese Charakterisierungen können dann aber nur von sekundärer Bedeutung innerhalb dessen, was wir unter „Hypothesen" verstehen, sein.

4. Näher kommt dem Vorstellungscharakter aller Hypothesen WILH. OSTWALD[3]). Hypothesen sind ihm alle die Annahmen, „die über den nachweisbaren Tatbestand

---

[1]) A. MEINONG, über Annahmen, S. 40. Leipzig 1902.

[2]) HEYMANS, über Erklärungshypothesen und Erklären überhaupt. Annalen der Naturphilosophie. I. 473 ff.

[3]) WILHELM OSTWALD, Vorlesungen über Naturphilosophie. Leipzig 1902.

der darzustellenden Erscheinung hinausgehen und deren Richtigkeit sich nicht experimentell prüfen lässt"[1]). Er betrachtet es als einen Vorzug der energetischen Darstellung der Erscheinungen, dass sie einen hypothesenfreien Ausdruck gestattet und zwar dadurch, „dass jeder für diese Darstellung eingeführte Begriff eine aufweisbare und messbare Grösse oder Stärke hat, und dass nichts von den Körpern behauptet wird, was man nicht durch Versuch oder Messung prüfen oder nachweisen kann"[2]). Auch die mathematischen Einkleidungen können nach ihm den Hypothesen keine Bedeutung verleihen. Treten in einer mathematischen Formel nur Grössen auf, die für sich messbar sind, „so handelt es sich um die dauernde Formel oder ein Naturgesetz (vorausgesetzt, dass sie wirklich die erfahrungsmässigen Beziehungen der enthaltenen Grössen darstellt), treten dagegen in der Formel Grössen auf, welche nicht messbar sind, so handelt es sich um eine Hypothese in mathematischer Form, und in der Frucht sitzt der Wurm"[3]). Ostwald unterscheidet dabei zwischen den Hypothesen im eigentlichen Sinn und den Abstraktionsprodukten, wie sie die Mechanik in den Massenpunkten, unausdehnbaren Fäden, absolut reibungslosen Flüssigkeiten u. a. besitzt. Diese Abstraktionen brauchen nach ihm nicht zugleich mit den Hypothesen der Elimination zu verfallen. Wenn die Vertreter der Notwendigkeit der Hypothesen auch in den Abstraktionen nichts als „hypothetische Grenzfälle" erblicken, so übersehen sie nach seiner Meinung, dass diese nur etwas von den Erscheinungen weglassen, während die eigentlichen Hypothesen etwas zu ihnen hinzufügen[4]). Als Bilder oder Modelle der wirklichen Erscheinungen, „welche gewisse Seiten der letzteren in übertragener Weise darstellen", bringen die Hypothesen in diese Erscheinungen Bestandteile, „die dem Bilde angehören,

[1]) a. a. O. S. 399.
[2]) a. a. O. S. 181.
[3]) S. 214.
[4]) S. 207.

nicht der Erscheinung selbst"[1]). Zwischen diesen fremden Bestandteilen und den entsprechenden Eigenschaften der Erscheinungen stellt sich dann früher oder später ein Widerspruch ein, bis die Erscheinung schliesslich nur durch sich selbst abgebildet ist. So trägt die Hypothese notwendig den Keim der Vergänglichkeit in sich[2]). Wer sie trotzdem als Stütze, als Arbeitshypothese gebrauchen will, mag wohl bedenken, dass sie morsch ist.

Ganz ähnliche Gedanken verfolgt WOLFGANG OSTWALD[3]). Er unterscheidet zwischen prüfbaren und nicht prüfbaren (oder doch nur teilweise prüfbaren) Bestandteilen in den Wissenschaften. Überall spricht man nach ihm dort von Theorie, wo die Bestandteile prüfbar, aber noch nicht geprüft, dort von Hypothese, wo nur ein Teil oder gar nichts prüfbar ist[4]). Hypothesen können nie zu Theorien oder Gesetzen werden, während die Theorie eine Vorstufe des Gesetzes ist. Vergänglichkeit ist deshalb das Schicksal jeder Hypothese. Auch ihr Arbeitswert ist zu bestreiten, selbst für den methodischen Gang. Unter der „Prüfbarkeit" versteht er des näheren die „Deduzierbarkeit". Er meint, wir hätten bei jeder neuen Erscheinung „immer irgendeinen wenn auch zuweilen sehr allgemeinen Oberbegriff", unter den wir sie unterordneten und fährt fort: „Diese wenn auch noch so lose Einreihbarkeit unter einen allgemeineren Begriff wird wahrscheinlich sogar zu dem Bewusstwerden einer Erscheinung überhaupt gehören"[5]). Auch die Definitionen, Gesetze, Theorien und Hypothesen stellen solche Oberbegriffe nach ihm dar, und ihre Prüfbarkeit oder „Deduzierbarkeit" besteht nun in dem Nachweis, „dass alle Eigenschaften oder Bestandteile des Oberbegriffs auch in den

---

[1]) S. 212.
[2]) S. 211.
[3]) WOLFGANG OSTWALD, über die Bildung wissenschaftlicher Begriffe. Annalen der Naturphilosophie. I. 385 ff. 1902.
[4]) Das Verhältnis von Theorie und Hypothese werden wir am Schluss dieser Arbeit besprechen.
[5]) Annalen der Naturphilosophie. I 393.

Unterbegriffen, d. h. in den einzureihenden Erscheinungen vorhanden sind"[1]).

Es gereicht sicherlich diesen letzten Darlegungen, die wir zunächst ins Auge fassen, nicht zum Vorteil, dass sie sich des logischen Schemas bedienen, das in seiner Einfachheit und Starrheit niemals der tatsächlichen Mannigfaltigkeit der Vorgänge gerecht werden kann. Man wird ferner bezweifeln müssen, ob wir bei jeder neuen Erscheinung derartige Oberbegriffe zur Verfügung haben, vollends, dass wir zu ihrem Bewusstwerden solcher Oberbegriffe bedürfen. Wie wenig voreilig man mit derartigen Hineintragungen sein darf, zeigen die Untersuchungen WATTS, in denen der Oberbegriff nicht einmal zur Reproduktion eines koordinierten Begriffs absolut nötig war, obwohl er ein bestimmtes Stadium derartiger Reproduktion bilden kann — wir fügen hinzu: besonders bei grösseren Zeiten zwischen dem Reizwort und der Reproduktion. In vielen Fällen bildete nach WATT gewissermassen eine Gesichtsvorstellung den Oberbegriff und vermittelte. Wo aber wirklich ein Oberbegriff auftrat, hatte er eine nebensächliche Bedeutung[2]). Und diese Erfahrung schaltet jede Wahrscheinlichkeit, dass der Oberbegriff schon beim Bewusstwerden der Erscheinungen eine Rolle spiele, erst recht aus. Die ganze Argumentationsweise erinnert lebhaft an eine bekannte Fassung der „Relativität", nach der erst durch Unterscheidung und Beziehung aufeinander die Empfindungen zum Bewusstsein kommen sollen. Das Einreihen unter Begriffe ist ein sekundärer Akt. Selbst dort, wo wir eine mehr oder weniger ausgearbeitete Hypothese auf eine Erscheinung anwenden, ist zum mindesten in den meisten Fällen nichts derartiges zu konstatieren. Es heben sich allmählich die Merkmale der Erscheinungen heraus. Die Denkgewohnheiten[3]) machen sich geltend. Die Vorstellungen eilen dem

---

[1]) a. a. O. II. 508.

[2]) WATT, experimentelle Beiträge zu einer Theorie des Denkens. Archiv für die gesamte Phychologie IV 1905. S. 334—336.

[3]) Sie leisten in vieler Hinsicht dasselbe, was wir sonst nur unter dem Drucke einer gestellten „Aufgabe" leisten.

wahrgenommenen Vorgang schon voraus und erzeugen die Erwartung neuer Wahrnehmungen im Anschluss an frühere Erfahrung. Ja, sie bringen auch hypothetische Züge ins „Bild“ hinein, und zum Schluss mag man einordnen und unterordnen, um sich des neuen Besitzes zu erfreuen.

Trotz aller logischen Distinktionen bleibt das Kriterium der Prüfbarkeit das „Aufweisen“, wie es beim Wahrnehmen stattfindet, und von neuem werden wir auf den Vorstellungscharakter der Hypothesen aufmerksam gemacht. Man wird es zugeben, dass diese „Bilder“ gerne ihre individuellen Züge behalten und andererseits Umformungen erfahren, die schliesslich nur zu deutlich ihre Abweichung von allem der Wahrnehmung Zugänglichen dokumentieren. Das Schlimme dabei ist nicht, dass ein Begriff, der für eine bestimmte Gelegenheit gebildet war, für eine andere abgeändert wird, sondern dass er Bestandteile erhält, die als solche oder deren Kombination niemals der Wahrnehmung zugänglich gemacht werden können. So kommen die Hypothesen in Misskredit. Andrerseits fordert die andauernde Verfeinerung der Messungen die Vorstellungen geradezu zur Verdichtung dieser Erfahrungen auf, denn jede Erscheinung bietet nicht sofort die Bestandteile dar, welche eine solche Verdichtung ermöglichten. Wollte man sich nur mit denen begnügen, die sie aus sich heraus darbietet, so müsste man sich zum mindesten des Vorzugs der Detaillierung und Durchsichtigkeit begeben. Man gebe sich zum Beispiel mit der Volum- und Formenergie zufrieden, spreche jedem Körper eine spezifische Aufnahmefähigkeit für sie zu[1]) und vergleiche damit die anschauliche Detaillierung, welche die Molekularhypothese den Gegenständen und Vorgängen der experimentellen Erfahrung durch ihre Auflösung in kleinste Teilchen und deren Wirkungsweisen angedeihen lässt.

Die Abstraktionen, besonders der Mechanik, welche Wilh. Ostwald in einen gewissen Gegensatz zu den Hypo-

---

[1]) Wilh. Ostwald, a. a. O. S. 183.

thesen im eigentlichen Sinne stellt, sind auch Hypothesen, sobald man sie „Bilder“ der Wirklichkeit sein lässt. Wenn man leicht dazu neigt, sie von Hypothesen zu unterscheiden, so rührt das daher, dass man sie gewöhnlich von vornherein nicht als derartige „Bilder“ auffasst, sondern als Modelle, an denen man die mathematischen Verhältnisse wirklicher Vorgänge, etwa der Bewegung, veranschaulicht. Man stattet sie später dann mit den Eigenschaften der Wirklichkeit aus, ohne diesen einen Einfluss auf die vorher dargelegten Verhältnisse einzuräumen, oder doch nur den einer Störung des „reinen Falls“. Verlässt man aber diesen rein provisorischen Gebrauch und benutzt sie als „Bilder“, so macht es nichts, ob man sie durch Abstrahieren oder Hinzufügen von Merkmalen aus Gegenständen der Erfahrung gewann. Auch das Abstraktionsprodukt kann durchaus erfahrungsfremd sein.

Eine Art Pendant zu den Hypothesen führt Wilh. Ostwald in den Protothesen ein[1]). Sie stellen Annahmen über die Funktionalbeziehung zwischen beobachteten Veränderungen dar. Man wird zugeben müssen, dass man sich leichter zu derartigen Annahmen hinsichtlich der quantitativen Verhältnisse verstehen wird, wie zu solchen der Hypothesen. Aber die quantitative Fixierung ist nicht alles bei der Aufklärung; neben ihr steht gleichberechtigt die qualitative. Liegt so schon kein prinzipieller Unterschied vor, der im 1. Fall zu Annahmen berechtigte, im 2. nicht, so bleibt das, was wir vorhin sagten, hier ebenfalls zu bedenken: die Verfeinerung der Messungen, der quantitativen Bestimmungen fordert qualitative Fixierungen heraus. Man denke daran, dass die Darstellung der neueren Forschungen nicht mehr mit Molekular- und Atomvorgängen auskommt, sondern zu „unteratomigen“ Prozessen ihre Zuflucht nehmen muss.

5. Als Zweck der Hypothesen gilt das Erklären. Man hat dem Erklären die verschiedensten Deutungen gegeben

---

[1]) Ostwald a. a. O. S. 399.

und daraus neue Merkmale für die Hypothesen zu gewinnen versucht. Einige, die wir zunächst ins Auge fassen wollen, hat HEYMANS[1]) zusammengestellt.

Die erste sieht im Erklären „ein Zurückführen des Unbekannten auf Bekanntes". HEYMANS erledigt diese Deutung durch den Hinweis darauf, dass einer genaueren Überlegung schliesslich das „Bekannte", durch dessen Heranziehung man einen Tatbestand erklärt, sich als ein höchst Unbekanntes, selbst der Erklärung Bedürftiges erweist, wie z. B. die Gravitation, die man bei der Erklärung von Ebbe und Flut in Anspruch nimmt. Die Bemerkung ist richtig. Man braucht nicht zu übersehen, dass immerhin in der Erklärung durch den Rückzug auf ein Bekanntes ein Fortschritt erzielt, wenn auch noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Und man braucht nicht zu leugnen, dass die Hypothesen mehr oder weniger „bekannte" Bestandteile darstellen oder solche doch ihren Zwecken angepasst benutzen. Aber das ist nichts ihnen Eigentümliches. Wir verwenden das Bekannte als das am nächsten zur Verfügung Stehende und Bequemste. Wir verlassen erst dann diesen bequemen Weg, wenn die Spannungen, die die „unerklärten Tatsachen" innerhalb der intellektuellen Situation des Nachdenkens zeitigen, immer mehr und mehr wachsen. Das Zurückgehen auf bekannte Vorstellungen oder Vorstellungselemente charakterisiert also nicht die Hypothesen, sondern die Art unseres Vorstellungsverlaufs.

6. Als zweite Deutung des Erklärens zählt HEYMANS das Verallgemeinern, d. h. das Erkennen einer Erscheinung als des Spezialfalles eines allgemeinen Gesetzes auf. Ähnlich sieht HELMHOLTZ in jeder „richtig gebildeten Hypothese" eine Vorstufe zu einem Naturgesetz, das erlaubt, die Erscheinungen in allgemeinerer Weise zusammenzufassen, als es vordem geschah"[2]). Hypothesen würden also insofern erklären, als sie verallgemeinern. Es ist unzweifelhaft, dass

---

[1]) HEYMANS a. a. O.
[2]) Reden und Vorträge 2. Aufl. I, 18; II, 242.

sie Verallgemeinerungen ermöglichen. Aber auch diese Fähigkeit gibt kein charakteristisches Merkmal gerade für sie ab. Und andererseits erhebt HEYMANS mit Recht Einspruch gegen eine Identifikation des Erklärens mit dem Generalisieren wie früher gegen die mit einer Zurückführung auf Bekanntes. Ist auch die NEWTON'sche Generalisation bei der Erklärung der Mondbewegung insofern ein Fortschritt, als sie die Zusammengehörigkeit dieser Bewegung mit der des Falls aufdeckt, so ist deswegen doch die Bemühung um eine Erklärung der Gravitation nicht unnötig gemacht. Beide Deutungen sind sehr verwandt. Ordnet die erste neue Erscheinungen alten, bekannten zu, so tut die zweite dasselbe. Im 1. Fall sind diese alten Erscheinungen womöglich nicht geordnet, im 2. bilden sie ein wohlgeordnetes Inventar oder Reihen, deren Glieder nur durch geringe Modifikationen sich unterscheiden und leicht ihre nahe Verwandtschaft zeigen. Infolgedessen können wir auch von dieser zweite Deutung sagen, sie charakterisiere nicht die Hypothesen, sondern den Vorstellungsverlauf.

7. Alledem gegenüber besteht nach HEYMANS' eigener Anschauung das letzte Ziel alles Erklärens in nichts anderem als darin, „empirisch gegebene Zusammenhänge logisch zu durchleuchten"[1]. Das gälte denn auch von den Erklärungshypothesen. Auf diese Art und Weise soll die Möglichkeit und Notwendigkeit desjenigen nachgewiesen werden, „was sich, so wie es gegeben ist, als unmöglich und unwahrscheinlich darbietet." Eine solche Unwahrscheinlichkeit liege in jedem Kausalgesetze vor, und trotz HUME bleibe die Forderung bestehen, jedes kausale Verhältnis auf ein logisches zurückzuführen, solange bis die verschiedenen Tatsachen „als verschiedene Seiten einer einzigen Tatsache" nachgewiesen seien. Nach Erreichung dieses Zieles liege kein Grund mehr vor, von kausalen Verhältnissen zu reden, da man „nur die Beziehungen zwischen nicht als logisch verbundenen Tatsachen" als kausale bezeichne.

---

[1]) a. a. O. S. 483.

Hiermit mündet das Problem der Hypothesen in den breiten Strom des Kausalitätsproblems ein.

Für jetzt heben wir nur einen Punkt aus diesen Darlegungen hervor, um am Schluss unserer Überlegungen auf sie zurückzukommen. Wenn die Hypothesen wirklich etwas dazu beitragen, die Notwendigkeit der Erscheinungen darzutun, so kann das nicht in dem Sinne geschehen, dass die verschiedenen Tatsachen als Seiten einer einzigen Tatsache nachgewiesen sind. Diese „einzige Tatsache" würde dann mehr oder weniger die Rolle der alten Substanz spielen, die in ihrem Begriff alle Merkmale der Einzelerscheinungen zusammenfasste. An Stelle von Ursache und Wirkung träte die Entfaltung eines Begriffes. Trifft aber jener Sinn für Notwendigkeit nicht zu, was ist's dann um sie?

II. Hypothesen als das überwiegend visuell Vorstellbare.

8. Wir knüpfen wieder daran an, dass die Hypothesen über den Wahrnehmungsbestand hinausgehen und finden hinsichtlich der Art, in welcher sich dies Hinausgehen vollzieht, zweierlei. Einmal haben alle Hypothesen gegenüber dem Wahrgenommenen den Charakter des Gedachten oder Vorgestellten, genauer des nur Vorstellbaren. Alle Mittel, sie in Wahrnehmungen überzuführen, versagen. Würde das nicht der Fall sein, so würden die Hypothesen aufhören Hypothesen zu sein. Untersucht man alsdann die Qualität dieses Vorstellbaren, so stellt sich im Verlauf der historischen Entwicklung immer deutlicher das Übergewicht des Visuellen heraus.

Mach bemerkt einmal in seiner „Mechanik" [1], dass wir einen Vorgang dann für erklärt halten, „wenn es uns gelingt, in demselben bekannte einfachere Vorgänge zu erblicken." Wir erweitern die Geltung dieses Satzes, in dem wir hinzufügen, dass es sich bei diesem „Erblicken" nicht nur um wirkliches Sehen, sondern auch um die visuellen Vor-

[1] Die Mechanik in ihrer Entwickelung, 2. Aufl. S. 13.

stellungen reproduktiver und hypothetischer Art handelt. Von diesem Gesichtspunkt aus gewährt dann die Arbeit der Naturwissenschaften — auf ihre Gebilde wollen wir uns diesmal beschränken — einen leichten Überblick: diese Wissenschaften suchen zunächst unserem Auge die Vorgänge bis ins kleinste Detail hinein zugänglich zu machen. Sie verfeinern unablässig die experimentellen Methoden bis zur äussersten Grenze. Wo diese aber — für Vergangenheit und Zukunft, ferner in der Gegenwart für das Grösste und Kleinste — versagen, da setzen sie die visuelle Klärung in Gedanken fort und bauen eben die Hypothesen auf. Dem Visuellen kommt demnach in seiner doppelten Form als Wahrnehmung und Vorstellung eine überragende Bedeutung für das menschliche Weltbild zu. Die Wissenschaft ruht nicht eher, als bis sie die Phänomene durchschaut[1]) — in der Wahrnehmung oder, wenn es eben die Not gebietet, „nur“ in Gedanken oder in der Vorstellung.

9. Folgende Andeutungen mögen dem Gesagten zur Illustration dienen.

Auf die Herausarbeitung des visuell Zugänglichen an den Tatsachen — zunächst für die Wahrnehmung — geht die Wissenschaft selbst innerhalb der Gebiete aus, für die als die nächstliegenden Sinnesorgane ganz andere als das Auge in Betracht kommen wie in der Wärmelehre und Akustik. Seine Bedeutung wird zu einer ausschliesslichen für die Gebiete, für deren Vorgänge uns spezifische Sinnesenergien ganz fehlen wie für die des Magnetismus und der Elektrizität. Durch solches Zurückgreifen auf das Visuelle gewinnen alle Messungen an Kontrollierbarkeit und Feinheit[2]).

Die visuellen Bestandteile an den Gegenständen und an den Vorgängen sind für den Forscher das Ausschlag-

[1]) In den „Prinzipien der Wärmelehre“ (1. Aufl. S. 444ff.) gebraucht Mach zur Charakterisierung des Forschens den Ausdruck „Erschauen“. Dasselbe geht nach ihm nicht nur auf „unmittelbar Sinnfälliges“, sondern auch auf sehr abstrakte Verhältnisse, wie die geometrischen und arithmetischen. Es spielt bei der Deduktion ebenso eine Rolle wie bei der Induktion.

[2]) Eine Menge Beispiele könnte man O. Wiener, die Erweiterung unserer Sinne 1905, entnehmen.

gebende, wenn auch nicht das allein Existierende. Sie können mit solchen, die anderen Empfindungsgebieten angehören, zusammenbestehen und aus ihnen eine gewisse lebhafte Nuance beziehen. Doch das ist das Einzige. Die Bestimmung der Temperatur auf thermoelektrischem Wege mag hin und wieder die Vorstellung der Wärme hervorrufen, doch merkt man bald, wie das immer seltener wird. Die Ablesungen am Galvanometer gewinnen schliesslich etwas Selbständiges, der Temperaturzustand wird für den Experimentator durch den Skalenteil völlig hinreichend bestimmt, und wenn seine Gedanken eilen, diesen Temperaturzustand genauer zu fixieren, so tun sie das auf eine ganz andere Weise als durch Reproduktion von Wärmeempfindungen. Diese ist für ihn nur ein Anhängsel. Es würde ihm lästig sein, wenn man von ihm verlangte, dass er sie bei den minimalsten Bruchteilen von Graden oder bei sehr grosser Kälte und Wärme herstellen sollte. Selbst wenn er sich bemühte, einem solchen Verlangen nachzukommen, würde er bald bemerken, wie seinem Eifer die Schwierigkeit einer Reproduktion von Wärmeempfindungen und ihre geringe Diffenziertheit unüberwindliche Hindernisse bereiteten. Nur in einer geringen Anzahl von Fällen würde er mit der Reproduktion von Wärmeempfindungen den visuellen Angaben folgen können.

Aber wie würde er den Temperaturzustand weiter fixieren? Jedenfalls in der Art, wie es die Wärmetheorie tut und damit durch neue visuelle, diesmal aber nur vorstellbare Merkmale — also Hypothesen. Die Wärmetheorie sieht die Eigentümlichkeit des Wärmezustandes eines Körpers in den ungeordneten Bewegungen der Moleküle. Wird ein Körper in irgend einem Aggregatzustand erhitzt, so geraten die Moleküle in heftigere Bewegungen. So vermehrt sich einerseits ihre kinetische Energie, da die molekularen Geschwindigkeiten wachsen, andererseits ihre potentielle Energie, da gegen die molekularen Anziehungskräfte der Abstand der Moleküle vergrössert wird. Am glänzendsten bewährt

sich diese Vorstellung in der kinetischen Gastheorie. In einem Gasvolumen von bestimmter Temperatur und bestimmtem Druck machen die einzelnen Gasteilchen ihre ungeordneten Bewegungen, prallen dabei an die Wände des Gefässes, werden zurückgeworfen u. s. f. Der Druck auf die Gefässwand „erscheint“ nun demjenigen, der das alles in das Wahrnehmbare hineindenkt, einfach als die Summe des molekularen Bombardements. Bei dem Vorgang der Diffusion dringen die Teilchen aus einer Gasschicht in die andere: es findet eine Übertragung der Massen statt. Bei der Reibung in Gasen tritt etwas Ähnliches mit der Geschwindigkeit, bei der Wärmeleitung mit der lebendigen Kraft der Teilchen ein. So wird der „Wärmezustand“ in der Vorstellung in das Gewirre der Molekularbewegung aufgelöst, durch dasselbe ersetzt. Gleiche Temperatur ist gleiche lebendige Kraft der Moleküle. Daraus ergibt sich eine Gleichheit in der Stärke der Stösse. Soll nun der Effekt der Stösse bei gleichem Volumen der Gasmassen gleich sein, so folgt sofort die Regel Avogadros, nach der Gase von gleichem Druck und gleicher Temperatur eine gleiche Anzahl von Molekülen besitzen. Damit ist dann wiederum die Möglichkeit geboten, die Molekularbewegung selbst, die freie Weglänge, Stosszahl und den Durchmesser eines Moleküls quantitativ zu fixieren. Alle diese Angaben differenzieren für die Vorstellung den Vorgang so, dass demgegenüber das Zurückgreifen auf die Wärmewahrnehmung oder -vorstellung und ihre rohen Angaben eine Selbstbescheidung wäre, zu der man sich nur schwer entschliessen möchte. Jenen gegenüber besagen diese fast nichts. Wollen wir einem andern den Vorgang „beschreiben“, so greifen wir wiederum zu jenen gedachten Bestandteilen und Vorgängen und setzen beide so zusammen, dass die Summation all dieser minimalen Prozesse das wahrnehmbare Faktum des Drucks, der Diffusion, Reibung, Wärmeleitung plausibel macht. Es herrscht dabei das Bestreben, den Übergang von den gedachten Vorgängen zu den wahrnehmbaren so leicht wie möglich zu machen.

Die neuen Vorstellungsweisen, die in der Lehre von der Elektrizität aufgetreten sind, fasst die Jonen- und Elektronentheorie zusammen. Der Atomismus versucht sich damit an einem Gebiet, das ihm am fernsten zu liegen schien. Auch hier wieder das Hervortreten der visuellen Momente. Im Wasser gelöste Stoffe gewinnen die Fähigkeit, den elektrischen Strom zu leiten; ihr Molekularzustand muss eine Veränderung erlitten haben. Die Abscheidungen, die mit dem Durchgang des Stromes konstatiert werden, führen zur Vorstellung eines Zerfalls der Moleküle in positiv und negativ geladene Bestandteile, die Jonen. Der „Strom" ist für die Vorstellung nichts anderes als die Wanderung der Jonen, die durch die auf den Elektroden angehäufte freie Elektrizität nach den aus der Elektrostatik bekannten Gesetzen der Anziehung bezw. Abstossung erfolgt. Unmittelbar aus dieser Vorstellungsweise ergibt sich das Äquivalenzgesetz: bei der Trennung der Elektrizitäten können nur äquivalente Mengen entstehen. Der sprunghafte Wechsel der elektrischen Wertigkeit bei einem und demselben Element, etwa dem Eisenion, je nachdem es aus der Dissoziation von Ferrochlorid oder Ferrichlorid entsteht, ist freilich dabei etwas, was man als Unangenehmes mit in den Kauf nehmen muss. Hier stagniert vorläufig der Verlauf visueller Vorstellungen. Mit einer gewissen Leichtigkeit dagegen setzt er sich fort bei der Bestimmung des Dissoziationskoeffizienten aus Leitfähigkeit und osmotischem Druck, der Wanderungsgeschwindigkeit der Jonen, ihrer Reibung u. a.

Gerade das Konstante und das Sprunghafte in der elektrischen Wertigkeit der Jonen, das in so auffallender Beziehung zur chemischen Verbindungsweise der Elemente nach dem Gesetz der konstanten und multiplen Proportionen steht, hat zur Annahme der atomistischen Struktur auch der Elektrizität geführt. So feiert denn neuerdings das Elektrizitätsteilchen oder das elektrische Quantum in der Vorstellung der Forscher seine Auferstehung und hat schon viel dazu beigetragen, die MAXWELL'schen Vorstellungen

von der Ausbreitung der elektrischen und magnetischen Kräfte innerhalb eines Mediums zu detaillieren. Nicht mehr sind es die Schwingungszustände des Äthers allein, die bei der Ausbreitung der elektrischen und der mit ihnen aufs nächste verwandten optischen Erscheinungen in Betracht kommen. Die Erscheinungen beim Durchgang der Elektrizität durch Gase, die eigentümlichen Wirkungen der radioaktiven Körper führt man zurück auf Schleuderungen von elektrischen Teilchen, die mit elektromagnetischen Kraftfeldern umgeben sind. Diese Kraftfelder betrachtet die Cykeltheorie als ein System von Wirbelfäden, deren Axen die Kraftlinien sind. Die Geschwindigkeit der Teilchen — es handelt sich besonders um die negativen Elektronen — erreicht Werte, wie sie bei Massenteilchen sonst niemals vorkommen. Unter Umständen kommt sie der Lichtgeschwindigkeit sehr nahe. Die kinetische Energie dieser Teilchen genügt, um Gase zu ionisieren und damit leitfähig zu machen. Aus der Ablenkung der Elektronen im elektrischen und magnetischen Felde schliesst man zurück auf das Verhältnis ihrer Ladung (ε) zu ihrer Masse (μ), das im absoluten Masssystem $= 10^7$ ist. Die Ladung ist also ausserordentlich gross, die Masse dagegen klein, und zwar mindestens 1000 mal kleiner als die eines Wasserstoffatoms. Da sich $\frac{\varepsilon}{\mu}$ mit der Geschwindigkeit der Elektronen ändert und man vorläufig keinen Grund hat, eine Veränderlichkeit der Ladung infolge der Beschleunigung oder Verzögerung anzunehmen, so ist man auf den Gedanken gekommen, es möchte sich bei der Masse der Teilchen um eine Trägheit elektromagnetischer Art handeln, hervorgerufen durch den Einfluss des geschleuderten Elektrons auf den Äther. Im Anschluss besonders an die lichtelektrische Zerstreuung im elektrischen und magnetischen Felde hat man auch die Vorstellung über die Kurven, welche die Elektronen beschreiben, fixiert.

Eine sehr interessante Anwendung macht H. A. Lorentz von diesem Vorstellungskreise bei der Erklärung des Zeeman-

Effektes, der Spaltung der Spektrallinien im Magnetfelde. Er verfolgt die Schwingungen eines Elektrons unter dem Einfluss der magnetischen Kräfte, findet als Folge seiner Annahme eine periodische Ab- und Zunahme der Schwingungsamplitude, ersetzt diese „Schwebung“ durch Schwingungen von verschiedener Schwingungszahl und gelangt durch deren Einordnung ins Spektrum zu den von ZEEMAN beobachteten Daten.

10. Die mitgeteilten Gesichtspunkte finden eine weitere Bestätigung und Erläuterung in der Entwickelung des Massen- und Kraftbegriffs.

Beim ersteren tritt das visuelle Moment sofort heraus, wenn die Masse als die „Menge der Materie“, die den Raum in verschiedener Dichte erfüllen kann, definiert wird. Diese Interpretation ist eine Hypothese, weil eine derartige Verteilung kleinster Masseteilchen für uns nur etwas Vorstellbares ist. Man geht deswegen seit NEWTON dazu über, visuelle Momente wahrnehmbarer Art zur Charakterisierung der „Masse“ herauszuheben und findet sie in den „bewegungsbestimmenden Merkmalen“.

Ähnliches gilt vom Kraftbegriff. Kraft ist zunächst eine reine qualitas occulta, bei der überhaupt keine Abhebung visueller Art erfolgen kann. Auch sie erlangt durch das Merkmal der Geschwindigkeitsänderung eine „Klärung“.

Neuerdings hat HÖFLER[1]) darzulegen versucht, dass dieses Merkmal nicht ausreiche. Ihm ist Kraft die Arbeit verbrauchende Kraft, gegen deren „Widerstand“ gearbeitet wird. Die Hauptcharakteristik der Kraft scheint ihm so in der „Spannung“ zu liegen. Diese sei die phänomenale Grundlage für das kategoriale, d. h. nicht in die Erscheinung fallende Etwas, das man mit „Kraft“ meint, ebenso wie für die „Energie“. Beide seien nur Fähigkeiten, dispositionelle Teilbedingungen in der Gesamtursache. Diese „kategorialen

---

[1]) A. HÖFLER, zur gegenwärtigen Naturphilosophie, Abhandlungen zur Didaktik und Philosophie der Naturwissenschaft, Heft 2, Berlin 1904, S. 17 ff.

Quanten“ würden dabei den ihnen korrespondierenden phänomenalen masszahlengleich gesetzt. — Das Moment „Spannung“ ist kein visuelles, sondern ein taktiles bezw. kinästhetisches. Es ist nicht ausgeschlossen, dass man es reproduziert, um sich etwa den Zug in Richtung der Kraftlinien und den Druck quer zu ihnen recht lebendig zu vergegenwärtigen. Etwas Unvollziehbares aber wird verlangt, wenn man aufgefordert wird, im Anschluss an die Spannung etwas „Kategoriales, Dispositionelles“, was eben nicht in die Erscheinung fällt, sich auszudenken. Andrerseits machen es uns die Beschleunigungen bei ihrer relativ bequemen Reproduzierbarkeit leicht, jeden Spannungszustand in einen Bewegungszustand in Gedanken aufzulösen. In diesem Fall tun wir weiter nichts, als dass wir den „phänomenalen“ Vorgang, den jene Spannung nach sich zu ziehen imstande ist, mit all seinen visuellen Elementen in Gedanken nachbilden und in den fraglichen Spannungszustand hineinprojizieren. Die gespannte Feder sehen wir in Gedanken ein bestimmtes Gewicht auf eine bestimmte Höhe heben. Das Kraftliniensystem erscheint uns durch solche Reproduktion wie ein elastischer Körper, der in der Richtung der Kraftlinien eine Dehnung, senkrecht dazu eine Kompression erlitten hat und nun nach der ersten Richtung sich zusammenzuziehen, nach der zweiten sich auszudehnen strebt, es in der Vorstellung auch wirklich tut.

Durch derartige Auflösungen oder Überführungen — wie man auch sagen kann — bekommen die Begriffe Kraft, Spannung, aber auch Vermögen, Fähigkeit, Disposition, Tendenz erst ihren Inhalt. Wir lassen Personen oder Gegenstände, denen wir sie zuschreiben, in unseren Gedanken nach einer bestimmten Richtung hin in Aktion treten und verlegen dieses Wirken in ihr — für den Augenblick — „ruhendes“ Bild.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch daran erinnern, wie Galilei, der von dynamischen Untersuchungen ausging, alle dort gewonnenen Anschauungen in die statischen Er-

scheinungen in Gedanken hineinsah und alle Statik zur Dynamik machte. Umgekehrt verwandelte LAGRANGE alle Dynamik in Statik. Nach d'ALEMBERTS Vorgang veränderte er jeden Bewegungszustand durch Hinzufügen von Kräften solange, bis sich ihm der Gleichgewichtszustand ergab. Sein Prinzip der virtuellen Verschiebungen erlaubte ihm dann, mit beiden Betrachtungsweisen nach Belieben abzuwechseln, d. h. einmal von gegebenem Gleichgewicht zu Bewegungen, das andere Mal von gegebenen Bewegungen zum Gleichgewicht in Gedanken überzugehen.

11. Sind die hypothetischen Elemente visuell so unbestimmt, dass sie nichts zur Detaillierung und Bereicherung der Beschreibung der Vorgänge nach Qualität und Quantität beitragen, so spricht man von Umschreibungshypothesen. Bekannt als solche sind die vis dormitiva des Opiums, die Lebenskraft in ihren verschiedenen Formen, etwa als nisus formativus[1]. Dahin gehört auch die vis inertiae. Alle Anstrengungen, bei ihnen etwas Visuelles zur Abhebung zu bringen — nicht nur als Wahrnehmbares, sondern auch als rein Vorstellbares, misslingen, und das hinterlässt jedesmal ein Gefühl der Unzufriedenheit. Etwas besser wenigstens schon steht es, wenn die Hypothese andeutet, nach welcher Richtung hin man bei der Deutung der Erscheinungen zu suchen habe. Von dieser Art ist etwa diejenige, welche die Verschmelzung von konsonanten Intervallen mit relativ einfachen Schwingungszahlverhältnissen aus einer spezifischen „Synergie" von Gehirnprozessen erklärt, wobei über diese Synergie sich nichts Genaueres sagen lasse. Die vorsichtige Reserve lässt das rein Umschreibende deutlich werden, während andrerseits unserem Nachdenken ein Anhaltspunkt, dessen genauere Untersuchung sich vielleicht lohnen könnte, geboten wird.

Das, was die Hypothesen nicht einfach umschreibender Art immer innerhalb des wissenschaftlichen Betriebes lebens-

[1]) H. DRIESCH, der Vitalismus als Geschichte und Lehre. Leipzig, 1905.

fähig erhalten wird, ist der Umstand, dass sie die Beschreibung der Vorgänge detaillieren und bereichern nach Qualität und Quantität. STALLO[1]) trifft sicherlich einen wunden Punkt, wenn er darauf hinweist, dass Molekül- und Atomhypothese im letzten Grunde doch nur idem per idem erkläre. Sein Vorwurf würde auch bei der Jonen- und Elektronentheorie zutreffen. Aber er übersieht, dass mit dem Rückgang auf die kleinsten Teilchen mit ihren Kräften und dem Hervorgehenlassen der wirklichen Erscheinungen aus ihnen ein Verfahren fortgesetzt wird, das gegenüber den mikro- und makroskopischen Erscheinungen immer als das nächstliegendste und unanfechtbarste eingeschlagen wird.

III. Eigenschaften der Hypothesen, die aufs engste mit ihrem Vorstellungscharakter zusammenhängen.

12. Wenn wir die Hypothesen unter die Vorstellungen rechneten, so ist dabei der Ausdruck „Vorstellung" im weitesten Sinne genommen, in dem er alle Erlebnisse zusammenfasst, die keine Wahrnehmungen sind, die sich ihnen auch nicht nähern, wie die Gebilde des Traumes oder der Halluzination; in diesem Sinne hebt er alle Merkmale heraus, die den Reproduktionen wie den Fantasiebildern gemeinsam sind. Auch der Ausdruck Gedankenbild würde nicht unbrauchbar sein, wenn man sich daran gewöhnen wollte, dabei vom Denken als einer „höheren Funktion" zu abstrahieren. Der gewöhnliche Sprachgebrauch verwertet gern die Wendung „an etwas denken". In diesem harmlosen Sinn wäre dann auch das Wort „Gedankenbild" seinem ersten Bestandteil nach zu nehmen. Vielfach erscheint noch die Rücksicht auf das Merkmal der Zusammengesetztheit und Einfachheit massgebend genug, um die zusammengesetzten Bewusstseinsvorgänge als Vorstellungen zu bezeichnen und ihnen als die einfachen Elemente des Bewusstseins die Empfindungen gegenüberzustellen, selbst mit dem Vorbehalt, dass man die

---

[1]) J. B. STALLO, die Begriffe und Theorien der modernen Physik, S. 93 u. a.

Empfindungen niemals als „reine“ Produkte erhalten könne. Die Vorstellungen teilt man dann weiter in Wahrnehmungen und reproduzierte Vorstellungen ein — unter diesen die Reproduktionen im eigentlichen Sinn, Fantasiebilder und Halluzinationen zusammenfassend. Nun aber bedeutet es eine Härte für den Sprachgebrauch, von unmittelbar gegebenen Inhalten als „Vorstellungen“ zu sprechen[1]). Man wird diese Härte nicht mildern durch den Hinweis, dass wir die Vorstellungen „ohne wirklich existierende Objekte“ ebenso wie „die unmittelbaren Sinnesvorstellungen“ als Gegenstände mit objektiv gegebenen Eigenschaften auffassten und dass sie ferner in ihrer Totalität oder ihren einzelnen Teilen auf früher vorhandene unmittelbare Sinnesvorstellungen zurückgingen, „insofern mindestens die Empfindungen, aus denen sie sich zusammensetzen, irgend einmal durch Empfindungsreize entstanden sein müssen, um dem Bewusstsein verfügbar zu bleiben“[2]). Man wird die Gleichartigkeit von „Sinnesvorstellungen“ und reproduzierten Vorstellungen hinsichtlich der „Beziehung auf ein Objekt“ gern zugestehen, man wird zur Not seine Zweifel gegenüber der mechanischen Auffassung der „Zusammensetzung des Bewusstseins“ aus den Empfindungen als Elementen unterdrücken können — trotzdem wird die durch den Sprachgebrauch geschaffene Gewohnheit, die immer wieder durch den der Erfahrung primär erscheinenden Gegensatz des Gedachten zum Wahrgenommenen bestärkt wird, nach neuer Bezeichnungsweise suchen lassen. Auch die Verwendung des Terminus „reproduzierte Vorstellung“ für Erinnerungvorstellungen, Fantasiebilder, sogar Halluzinationen macht den Eindruck des Gezwungenen. Identifiziert man „reproduziert“ nicht direkt mit „zentral erregt“, sondern nimmt es in seinem engeren psychologischen Sinn, so scheiden sofort die Halluzinationen aus. Aber auch bei den Fantasiebildern und der grossen Menge von Bildern, die Produkte

[1]) Nachman Syrkin, Empfindung und Vorstellung, 1903, S. 38.
[2]) W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 5. Aufl. 1902, II. S. 371.

der Abstraktion sind und zwischen den Reproduktionen und Fantasiebildern rangieren könnten, findet man nichts von jener engen „Beziehung auf frühere unmittelbare Sinnesvorstellungen“, wie wir sie den Reproduktionen beilegen.

Freilich bietet sich mit der Aufdeckung der Schwierigkeiten nicht ohne weiteres eine Nomenklatur dar. Nur bestärkte sie uns, bis zu weiteren Versuchen nach dieser Richtung hin den primären Gegensatz des Gedachten zum Wahrgenommenen in dem bequemen und naheliegenden Ausdruck „Vorstellung“ festzuhalten.

13. Im Anschluss an diese, die Terminologie berührenden Bemerkungen erörtern wir eine Frage, deren Besprechung zwar das Thema nicht direkt weiterführt, ihm aber eine breitere Grundlage sichert. Es ist dies die Frage nach den unterscheidenden Merkmalen von Wahrnehmung und Vorstellung.

Als das grundlegende derselben bezeichnet man noch vielfach den Intensitätsunterschied. Es ist nicht ohne weiteres klar, was man mit dem Ausdruck meint. Wir setzen das Negative voran. Man kann bei akustischen und optischen Eindrücken von Intensitätsunterschieden sprechen, sofern die verschiedenen Töne lauter oder leiser, die Farben von grösserer oder geringerer Helligkeit und Sättigung sind. Jeder weiss nun aus eigener Erfahrung, wie wenig treu die Reproduktionen sind, wenn Einflüsse der Zeit oder anderer Art sich geltend machen, wie es besondere Schwierigkeiten bereitet, die äussersten Intensitäten nach oben oder unten sich vorzustellen. Bei erneuter Wahrnehmung des vorher reproduzierten Gegenstandes fällt diese Diskrepanz sofort auf. Aber diese Abweichungen liegen niemals in einer einzigen Richtung: die Reproduktion irrt einmal in der Richtung des Zuviel, das andere Mal in der des Zuwenig. So kann denn mit dem Ausdruck „Intensitätsunterschied“ nicht diese Tatsachengruppe gemeint sein, und in der Tat soll er auch nicht nur auf ein Merkmal am Wahrgenommenen bezw. Vorgestellten gehen, sondern auf beide Vorgänge als Totalerscheinungen.

Man bemerkt, dass es beim Abklingen eines Tones zuletzt Mühe bereitet zu entscheiden, ob man ihn noch wirklich hört oder nur vorstellt. Prüft man ferner die Unterschiedsempfindlichkeit an 2 Schallreizen nach der Methode der richtigen oder falschen Fälle, so macht sich ein Einfluss der Zeitlage geltend. Die Schätzung auf Gleichheit der beiden Eindrücke erfolgt geradeso, als ob der zuerst gebotene einen Intensitätsverlust erlitten hätte[1]). Man interpretiert diese Erscheinungen durch die Annahme, dass der erste Eindruck nach seinem Austritt „aus dem Blickpunkt des Bewusstseins" nur noch als Erinnerungsbild fortbestehe und als solches eine geringere Intensität besitze. Dieselbe müsste ganz in der Nähe des Schwellenwertes der Empfindungen liegen, und man könnte sich die weitere Frage vorlegen, ob sie nach unten noch weiter veränderlich sei oder immer denselben Wert habe[2]). An all solchen Annahmen und Zusatzannahmen hat

---

[1]) Lorenz, die Methode der richtigen und falschen Fälle in ihrer Anwendung auf Schallempfindungen. Philosoph. Studien II, 432 ff.

[2]) Bei den Untersuchungen über Reproduktion verfällt man leicht der Gefahr, von individuellen Eigentümlichkeiten aus so schnell wie möglich zu verallgemeinern. Das tut besonders Stricker, der bei Bewegungs- und Sprachvorstellungen immer wieder das motorische Element findet und nicht müde wird, ihm gegenüber dem visuellen bezw. akustischen eine umfassendere Bedeutung beizulegen. (Studien über Sprachvorstellungen 1880, Studien über Bewegungsvorstellungen 1882, Assoziation der Vorstellungen 1883, Studien über Assoziation der Vorstellungen 1883). Es erscheint nicht ausgeschlossen, dass derartige Eigentümlichkeiten durch ihre stete Beachtung tatsächlich ein Uebergewicht erlangen können. In anderen Fälle behaupten aber gerade die visuellen bezw. akustischen Momente den ersten Platz. Es ist sicher, dass man zuzeiten grosse Mühe hat, sich Intensitätsabstufungen akustischer Art vorzustellen, etwa ein crescendo oder sein Gegenteil zu reproduzieren. Nicht zu lange nach vielem Spielen jedoch scheint mir diese Reproduktion glatt von statten zu gehen. Ich vollziehe sie dabei auf doppelte Art, einmal als ob ich den Ton sänge, das andere Mal als ob ich ihn auf einem Instrument erklingend vernähme. In diesem letzteren Falle bemerke ich nichts von Innervationen in Schlund und Kehlkopf; der Eindruck erscheint rein oder doch vorwiegend akustisch, und ich lokalisiere ihn dabei ausserhalb des Kopfes, nicht innerhalb desselben wie im ersten Falle. Ich darf noch hinzufügen, dass mir bei der zweiten Art die Reproduktion eines polyphonen Satzes keine besonderen Schwierigkeiten bereitet, während bei der ersten die Singstimme durchaus prävaliert und die Reproduktion der Begleitung fast vollständig unmöglich macht. Aehnliches finde ich nachträglich bei Wallaschek, Psychologie und Pathologie der Vorstellung, Leipzig 1905, S. 131 bemerkt.

man ein besonderes Interesse, weil sie für die Konstruktion eines „Kontinuums der psychischen Vorgänge“ die Grundlage schaffen müssen. Die geringste Intensität besitzen danach die Vorstellungen. Von hier aus wächst diese an einerseits in durchaus normaler Weise beim sog. Sinnengedächtnis, bei den Träumen und den Empfindungen mit ihren Nachbildern, andrerseits in abnormer Weise bei den Illusionen und Halluzinationen. Und diesen Reihen ergeht es dann wie so vielen andern. Die niederen Glieder müssen, soweit es eben geht, bei der Entstehung der höheren irgendwie beteiligt sein. Die Träume sind „Verbildlichungen“ von Vorstellungsfragmenten, die kurz vor der Entstehung des Traumes innerhalb ganz heterogener Vorstellungszusammenhänge auftreten, dann aber aus diesen losgelöst zu neuen Komplexen sich verbinden und dabei halluzinatorische Anschaulichkeit erhalten. Bei der Illusion „verschmelzen“ Wahrnehmung und Vorstellung miteinander, oder es findet bei ihr eine Verwechslung beider statt[3]). Auch bei den Halluzinationen sieht man das Primäre in den Vorstellungen, die nun in sinnlicher Deutlichkeit und Anschaulichkeit sich aufdrängen.

Aber all diese Schlüsse schiessen über das Ziel hinaus. Beim ersten Beispiel, dem Verwechseln des abklingenden Tones mit seiner Vorstellung, ist zu berücksichtigen, dass weder das Wahrgenommene in der Nähe des Schwellenwertes noch das Vorgestellte, das sich ihm im Verlauf des Abklingens hinsichtlich der Intensität anpasst, Merkmale aufzuweisen haben, die einer deutlichen Abhebung fähig wären. So sieht man ohne weiteres die Wahrscheinlichkeit der Verwechslung ein, die wegfallen würde, wenn der abklingende Ton mit einem reproduzierten von merklich grösserer Intensität verglichen werden sollte. Um eine bestimmte Tendenz der Verwechslung, wie man sie glaubte konstatieren zu können,

---

[3]) Wir unterlassen eine Aufzählung der Literatur über Schlaf und Traum, Illusionen und Halluzinationen. Von einer „Verwechslung zwischen Wahrnehmung und Vorstellung“ bei den Illusionen redet Nachman Syrkin, Empfindung und Vorstellung, Bern. S. 58.

plausibel zu machen, müsste man noch auf andere Faktoren zurückgreifen. Jedenfalls aber scheint doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, eine Aufklärung über diese Verhältnisse zu geben, ohne dass man den Bewusstseinsvorgängen als Vorgängen eine hypothetische Intensität zuschreibt.

Beim Einfluss der Zeitlage auf die Vergleichung zweier Schallintensitäten hat man zunächst daran festzuhalten, dass für das Zustandekommen der Vergleichung nicht immer ein „Erinnerungsbild" notwendig ist, für diese Fälle also jedenfalls die gegebene Auskunft nicht genügt. Für die übrigen Fälle, für die wir einmal die Existenz eines Reproduktionsbildes voraussetzen wollen, besagen die Versuche nur, dass die Vergleichungen innerhalb der untersuchten Zeiten eine bestimmte Tendenz zeigen, deren Grund festzustellen wäre, ebenso wie der für eine entgegengesetzte Tendenz, die Versuche anderer Art und mit andern Zeiten ergeben würden. Immer aber kommt es dann auf die Intensität als Merkmal des Wahrgenommenen bezw. Vorgestellten, nicht etwa der Vorgänge als solcher an.

Die Konstruktion eines Kontinuums auf Grund dieser Gedankengänge findet in der Erfahrung keine Stütze. Durch sie wird nur die Genesis der Illusionen und Halluzinationen in phantasievoller Weise mit einer Menge von „Zwischengliedern" belastet, die man unglücklicherweise dem Reich des Unbewussten zuweisen muss, deren Elimination aber das erste Geschäft der Kritik sein müsste.

14. Eine zweite Charakteristik stellt das Vorgestellte als Bild des Wahrgenommenen hin. Der Sprachgebrauch hat diese Anschauung in den Ausdrücken „Erinnerungsbild, Gedächtnisbild" usw. fixiert. Unserm Erleben bereitet es gar keine Schwierigkeit, jetzt etwas wahrzunehmen und in einem späteren Moment an „dasselbe" oder etwas ganz anderes zu denken. Der Übergang vollzieht sich leicht, oft ohne jedes Zutun, oft erst infolge unseres Wollens, in manchen Fällen sogar gegen dasselbe. Doch die Theorie sieht sich überall vor Schwierigkeiten gestellt. Soweit zu-

nächst die Reproduktionen in Betracht kommen, erwachsen diese Schwierigkeiten allerletzten Grundes aus dem Bewusstsein, dass Wahrgenommenes bezw. Vorgestelltes beide „dasselbe“ zu ihrem Gegenstand haben. Sinken vielleicht die Wahrnehmungen oder auch die ihnen zugehörigen Prozesse unter den Schwellenwert, um später wieder aufzutauchen, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen, so doch in nur wenig modifizierter Gestalt? Oder entsprechen der Wahrnehmung und Vorstellung zwei verschiedenartige Prozesse, deren Entstehungsbedingungen wesentlich andere sind? Aber woher stammt dann das Bewusstsein, dass es sich beide Male um „dasselbe“ Etwas handelt, woher stammt der „Hinweis“ auf das wahrgenommene Etwas, den man den Vorstellungen zuspricht?

Diese „Beziehnung“ oder diesen „Hinweis“ auf eine entsprechende Wahrnehmung meint man, wenn man den Vorstellungen den Charakter eines „Bildes“ oder, wie man sich auch ausgedrückt hat, „eine symbolische Funktion“[1] zuschreibt. Auch auf diejenigen Vorstellungen, welche nicht zu den eigentlichen Reproduktionen gehören, welche wir bei Annahmen, Vermutungen, Hypothesen haben, endlich auf die Phantasievorstellungen könnte man die Bezeichnungsweise ausdehnen von der Überlegung aus, dass sich in ihnen eine „Beziehung“ oder ein „Hinweis“ auf eine „mögliche“, vielleicht sogar recht unwahrscheinliche Wahrnehmung geltend mache.

Es ist sicher, dass bei vielen Vorstellungen, oft auch bei Reproduktionen dieser „Hinweis“ fehlt, ganz abgesehen davon, als was man ihn im Anschluss an die Erfahrung zu beschreiben hat. Wir haben die Vorstellungen und arbeiten mit ihnen, ohne dass etwas, was von ihrer früheren Wahrnehmbarkeit Zeugnis ablegt, bewusst würde. Die Vorstellungen, welche nicht zu den Reproduktionen gehören, treten nur in den selteneren Fällen mit der Andeutung ihrer mög-

[1]) H. Cornelius, Einleitung in die Philosophie, Leipzig 1903. S. 211 ff.

lichen Wahrnehmbarkeit auf. Für unsere alltägliche Erfahrung ist ja gerade dieser Mangel charakteristisch und bedeutsam. Er ist es, der eine besondere Veranlassung nötig macht, die uns auf den Unterschied zwischen Wahrgenommenem und Vorgestelltem hinweist. Wenn wir also im Anschluss an die herkömmliche Art von einem Gedächtnisbild oder Phantasiebild reden, so sind wir überzeugt, dass der Ausdruck „Bild“ dabei möglichst wenig besagt. Er mag zur Andeutung bringen, dass es uns erlaubt ist, beim Vorgestellten das Bewusstsein um seine wirkliche, mögliche, vielleicht rein fiktive Wahrnehmbarkeit zu haben. Eine eigentliche Beschreibung gibt er nicht.

15. Fallen so die Versuche, über den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung als Vorgänge etwas auszusagen, erfolglos aus, so hat andrerseits die Untersuchung des Details des Vorgestellten, wie es die Erfahrung an die Hand gibt, bessere Früchte gezeitigt, und auch allein von einer solchen werden wir für den Gegenstand unserer Arbeit etwas erwarten können. Die stete Berücksichtigung der individuellen Eigentümlichkeiten hat nicht verhindert, dass sich in qualitativer und quantitativer Hinsicht ein gewisses Durchschnittsbild der Abweichungen des Vorgestellten vom Wahrgenommenen herausstellte. Diese zuerst sich aufdrängenden Abweichungen wie die Verwaschenheit der Umrisse und Zeichnung, die Abgeblasstheit der Farben bis zu ihrem völligen Mangel, die Ungenauigkeiten hinsichtlich der Form, Grösse, Intensität u. a. kommen für die Hypothesen nicht so sehr in Betracht, da ihnen einmal durch häufige Wiederholung, zu der ja Zeit genug vorliegt, dann aber auch durch die Benutzung schematischer Zeichnungen entgegengearbeitet werden kann.

16. Eine grössere Bedeutung schon hat die Frage nach der Lokalisation der Gedankenbilder. Wir finden hierzu einige Bemerkungen bei Fechner[1]). Bei geöffneten oder ge-

---

[1]) Fechner, Elemente der Psychophysik 1860, II, S. 473 ff.

schlossenen Augen kann er sich ganz willkürlich etwas vor oder hinter sich denken. Diese Lokalisation bleibt dann dem Bilde auch meistens bei veränderter Kopfstellung. Ausdrücklich wird hinzugefügt, dass das Bild am deutlichsten wird, wenn die Aufmerksamkeit vom dunkeln Gesichtsfeld (bei geschlossenen Augen) abgelenkt ist[1]). Man wird eine Unabhängigkeit der Bildlokalisation vom dunkeln Gesichtsfeld leicht nachkonstatieren können. Freilich ist es der Willkür in gleicher Weise anheimgegeben, etwas ins dunkle wie ins helle Gesichtsfeld hineinzudenken. Aber man bemerkt eine unwillkürliche Ablenkung von beiden, wenn man eine Erinnerung pflegt oder sich abstraktem Denken und Phantasieen überlässt. Man darf wohl auf eine allgemeine Bestätigung dieser Erfahrung rechnen trotz J. MÜLLERS[2]) gegenteiliger Behauptung, nach der die Phantasie Formen erzeugt, „die, sobald sie vorgestellt werden, im lichten oder dunkeln Sehfeld vorgestellt werden müssen, wenn sie auch nicht sinnlicher Natur, sondern nur gedachte Grenzen sind.“ In Wahrheit können jene „Formen“ ebenso leicht oder noch besser hinter dem lichtem wie abseits vom dunkeln Sehfeld gedacht werden. Zum Hineindenken in beide, besonders ins dunkle, gehört eine besondere Richtung der Aufmerksamkeit.

Eine andere Seite an der Lokalisation der Gedankenbilder hebt MILHAUD[3]) heraus. Er findet 2 Haupttypen, mit denen man je nach Umständen wechselt. Einmal ist die Lokalisation der Gedankenbilder an der augenblicklichen Situation des „Denkenden“ orientiert. Es ist dabei das „Bewusstsein um ein Intervall“ vorhanden. Das andere Mal fehlt solche Orientierung. Nach MILHAUD denkt dann das Subjekt sich von seinem gegenwärtigen Standort anderswohin versetzt. Die eigene Erfahrung wird beide Typen bestätigen, nur lässt sie uns Bedenken tragen, im 2. Falle

---

[1]) a. a. O. S. 474.
[2]) J. MÜLLER, über die phantastischen Gesichtserscheinungen, Coblenz 1826 S. 20. 43.
[3]) Revue philosophique 38 S. 210ff.

von einem „Sichversetztglauben“ zu sprechen. MILHAUD selbst gibt zu, dass ein „Sichselbstbemerken“ nicht immer notwendig sei. Wir finden dasselbe in bezug auf die Ortsveränderung, wie sie im „Versetztwerden“ zum Ausdruck kommt. Verwehrt ist es unserer Willkür nicht, zu Zeiten die eigene Person an einen andern Ort, in einen bestimmten Gesellschaftskreis versetzt zu denken. Nur sind das eben spezielle Fälle. Für gewöhnlich hebt sich dann, wenn wir eine Vorstellungslokalisation nicht an unserer gegenwärtigen Situation orientieren, weder von unserer Person noch von einer Ortsveränderung derselben etwas ab. Es tritt einfach ein Abschnitt aus einer Gegend, ein Teil eines Gegenstandes, Vorganges, eines Phantasiebildes vielleicht mit einer ganz bestimmten Perspektive auf. Wir können diese Art und Weise nur negativ charakterisieren: bei ihr fehlt jede Folie der augenblicklichen Umgebung und Situation.

Für die hypothetischen Bilder ist gerade die Beziehung zum Subjekt, falls sie wirklich einmal da sein sollte, von ganz nebensächlicher Bedeutung. Bei ihnen handelt es sich in erster Linie um die Beziehung zum Gegenstand oder Vorgang, zu dessen „Erklärung“ sie aufgestellt sind. So denkt man nach der elektromagnetischen Lichttheorie in den für den Augenblick wahrgenommenen oder auch nur vorgestellten Lichtstrahl die elektromagnetischen Schwingungen hinein. Im Kathodenstrahl sieht man in Gedanken die bewegten Elektronen, verfolgt ihren Lauf, lässt sie auf die Gasmoleküle treffen und durch Abgabe ihrer kinetischen Energie deren Jonisation verursachen. Man kann dabei E. MACH nur zustimmen, wenn er sagt[2]): „Die Tatsachen würden nicht vollständig gedeckt, wenn man sagen würde, das Eingebildete lege sich über das Gesehene wie das Spiegelbild in einer unbelegten Glasplatte über die hindurchgesehenen Körper.“ Es findet keine Überdeckung von Wahrgenommenem und Vorgestelltem statt. Das Vor-

---

[2]) E. MACH, Beiträge zur Analyse der Empfindungen, 1. Aufl. 1886 S. 81.

gestellte entzieht dem Wahrgenommenen nur die Aufmerksamkeit. Andere Umstände erfordern natürlich eine Lokalisation der hypothetischen Bilder hinter oder vor dem Wahrgenommenen, bezw. in irgend einer andern Lage zu ihm. Im Spektrum des Algol verändern die Absorptionslinien, wie die Photogramme zeigen, periodisch ihre Stellung, und man schliesst daraus im Anschluss ans DOPPLER'sche Prinzip auf eine Kreisbahn dieses Sternes. Im Zentrum der Bahn denkt man sich einen dunklen Zentralkörper — dunkel, da jede Andeutung von Linien, die unverändert ihre Lage beibehalten, fehlt. Zu bestimmten Zeiten wird derselbe vor oder hinter den Algol treten, und man findet darin eine ungezwungene Aufklärung über den gleichfalls periodischen Wechsel von dessen Lichtstärke.

16. Das Zusammen von Wahrgenommenem und Vorgestelltem führt leicht dazu, dass letzteres eine gewisse Superiorität als das „Erklärende" erhält. Ganz abgesehen von den erkenntniskritischen Gründen, die dabei mitsprechen können, ist hierfür der Umstand massgebend, dass das Vorgestellte mehr auszusagen hat wie die „Erscheinung" und dass aus ihr die „Erscheinung" als Effekt jederzeit hergeleitet werden kann. Nicht die Lichterscheinungen mehr sind das Wichtige, sondern die periodischen Zustände des Mediums, nicht mehr die dem Auge auffallenden Fluoreszenzerscheinungen in den evakuierten Röhren, sondern die geschleuderten Elektronen und ihre Wirkung auf die Gasmoleküle. Von jenen wird mehr und mehr abstrahiert; das Vorgestellte nimmt die Aufmerksamkeit gefangen, bei ihm setzt der Gedankenverlauf immer von neuem an, um weiter zu kommen. Es wird so ein Bestandteil der Denkgewohnheit, die sofort allem Wahrgenommenen gegenüber, sofern sich ihr nur ein Angriffspunkt bietet, in Aktion tritt.

Umgekehrt kann die Wertschätzung des Vorgestellten zurückgehen. Die natürliche Überlegenheit des Wahrgenommenen wird dadurch unterstützt, dass die allmähliche Überleitung der vorgestellten Vorgänge in die wahrgenom-

menen Erscheinungen, die sie ja „erklären" sollen und deren Beobachtung mit der Zeit umfangreicher und genauer geworden ist, nicht mit aller Befriedigung gelingen will. Die Hypothesen gelten dann als Vermutungen, Annahmen, Voraussetzungen, „Arbeitshypothesen". Dieses Schicksal traf lange Zeit die „elektrischen Teilchen". Ihnen verhalf die Untersuchung der verschiedenen Strahlungsarten zu neuem Leben.

17. Wir kommen zu einem neuen Punkt im Anschluss an Mitteilungen, die BINET über einige Schachspieler macht[1]). Einer derselben stellt sich, wenn er blind spielt, das Schachbrett visuell vor, ohne Farben, nur in hell und dunkel, die Formen der Figuren auch nur undeutlich, von der Person des Gegners nichts. Das vorgestellte Brett ist dabei ziemlich klein gedacht, was ihm offenbar den Überblick über die gesamte Situation sehr erleichtern muss[2]).

Dieses Verkleinern und sein Pendant, das Vergrössern, spielt in der Gedankenarbeit, speziell auch bei den Hypothesen, eine grosse Rolle. HEYMANS erwähnt beides in seinem angeführten Aufsatz ganz vorübergehend, ohne näher

---

[1]) Revue philosophique Bd. 37 S. 222 ff.

[2]) Welcher Vorteil gerade den visuellen Vorstellungen gegenüber den akustischen aus dem Überblick erwächst, zeigte die Untersuchung der beiden Rechenkünstler INAUDI und DIAMANDI (BINET et HENNEGUY, Revue philosophique 34, S. 204 ff., ebenso Band 35; CHARCOT et BINET, Rev. phil. Band 36, BINET, Revue phil. Band 37). INAUDI führte 6 schwierige Rechenoperationen auf einmal aus; er merkte sich die Zahl als Wortvorstellungen, ohne ein gedrucktes Zahlenbild von ihnen zu haben. DIAMANDI stellte sich dagegen die Zahlen auf einer Tafel vor, in seiner Schreibweise. Man gab beiden Zahlen und Kolumnen zum Auswendiglernen. INAUDI lernte schneller (45'' : 3'), aber er war dann fast noch einmal so langsam im Wiederholen der Zahlen in umgekehrten, aufsteigenden und absteigenden Kolumnen, in Spiralen, schrägen Parallelen als sein Gegner. Der visuelle Typus war im Vorteil durch den Ueberblick, der ihm eine grössere Beweglichkeit verlieh. Dasselbe wird man bei der Reproduktion von Melodien konstatieren. Wer sie gedruckt in Gedanken vor sich sieht, wird mit geringer Mühe Teile aus ihrer Mitte heraus angeben können, während derjenige, der die Melodie im ‚Ohr' hat, damit nur schlecht, wenn überhaupt fertig wird. Letzterer muss gewöhnlich von vorn oder einem grösseren Absatz anfangen, um zur verlangten Stelle zu kommen. Aehnliches zeigt sich beim Hersagen von Gedichten usw.

darauf einzugehen. Er sagt: „Wir vergrössern und verkleinern Wahrgenommenes, bringen es in neue Verbindungen und sehen nach, was es zur Erklärung des Gegebenen leisten kann.[1]"

Es liegt nahe, dass das Verkleinern bei den Vorstellungen astronomischer Vorgänge sich bemerkbar macht. Die KEPLER'schen Gesetze, NEWTONS Gravitationsgesetz wird man sich in kleineren Dimensionen, vielleicht an der Hand von schematischen Zeichnungen bezw. deren Reproduktionen klar machen. Eine Vergrösserung der entsprechenden Prozesse und ihre Projektion an das gesehene Himmelsgewölbe macht dann nachher wenig Schwierigkeiten. Andererseits wird man bei der Verarbeitung von molekularen, atomigen und unteratomigen Prozessen zum Vergrössern greifen. LIEBENOW führt die geringere elektrische Leitfähigkeit der Legierungen auf die Entwicklung von Thermokräften und deren elektromotorischen Gegenkräften zurück. Wir zitieren einen Abschnitt aus der Darstellung, die NERNST von diesen Untersuchungen gibt, als weiteren Beleg für unsere Bemerkungen. NERNST[2]) schreibt: „Denken wir uns den Leiter der Einfachheit willen aus dünnen, abweckselnd aneinander gelagerten **Plättchen** der beiden Metalle, die die Legierung bilden, zusammengesetzt, so werden an den Berührungsstellen Peltiereffekte (Erwärmung resp. Abkühlung der Berührungsstellen) entstehen, d. h. es werden die Berührungsstellen abwechselnd erwärmt und abgekühlt, so dass der Leiter zu einer Thermosäule wird, deren elektromotorische Kraft dem Strom entgegenwirken muss; da diese Gegenkraft, wie leicht zu sehen, obenein der Stromstärke proportional sein muss, so ist der schliessliche Effekt einfach der, dass der Widerstand vergrössert erscheint. Derselbe Effekt muss auch dann eintreten, wenn die beiden Metalle nicht, wie eben angenommen, in Plättchenform,

---

[1]) a. a. O. S. 478.
[2]) W. NERNST, Theoretische Chemie, 4. Aufl. 1903 S. 406.

sondern wie es der Wirklichkeit entsprechen wird, in Gestalt sehr kleinen Teilchen ineinander eingelagert sind." — Um die diffuse Zerstreuung der Kathodenstrahlen zu erklären, denkt man sich die Massenteilchen der Gase, in die die Strahlung eintritt, als „Fixsterne oder Sonnen mit grossen, nur mit reinem Äther gefüllten Zwischenräumen; in den von ihnen erfüllten Raum dringt ein Bündel von kleinmassigen Kometen mit grosser Geschwindigkeit ein. Sowie ein solcher Komet (Kathodenstrahlteilchen) zufällig in die Nähe einer solchen Sonne (Massenteilchen) kommt, wird er aus seiner Bahn abgelenkt; je nach der Grösse der ablenkenden Kraft und der Grösse seiner Geschwindigkeit wird der Komet gezwungen, auf einer Ellipse kreisend bei seiner Sonne zu bleiben, oder er wird auf einer Parabel wieder in seine ursprüngliche Richtung zurückgeworfen oder lediglich auf den Ast einer Hyperbel abgelenkt"[1]).

Mit dem Vergrössern und Verkleinern in Gedanken können wir, wie es scheint, in willkürlicher Weise abwechseln. Durch beides legen wir uns Gegenstände und Prozesse in der bequemsten und übersichtlichsten Form zurecht. Für ihre Bearbeitung sind so die günstigsten Bedingungen geschaffen.

18. Es ist auffällig, mit wie geringen Vorstellungsfragmenten wir uns begnügen, vielfach ohne Schaden für das Verständnis. Besonders deutlich tritt dies Fragmentarische bei der Reproduktion des zeitlich Ausgedehnten an den Vorgängen hervor. Es kostet eine gewisse Anstrengung, ein langsam rotierendes Rad in Gedanken in den einzelnen Phasen seiner Bewegung zu verfolgen, um so mehr, je länger und detaillierter wir diese Reproduktion vollziehen sollen. FECHNER[2]) bemerkt wohl etwas übertrieben, er könne sich einen laufenden Menschen nur so vorstellen, wie ihn der Maler sich etwa zum Vorwurfe wählen würde. Wenn auch nicht an der Möglichkeit einer visuellen Reproduktion von Bewegungen zu zweifeln

[1]) J. STARK, Elektrizität in Gasen 1902 S. 329 ff.
[2]) FECHNER, Elemente der Psychophysik II, 1860, S. 470 ff.

ist, so deutet dieser Ausspruch auf die Schwierigkeiten derselben hin. Auch bei der Reproduktion eines schnell rotieren-Rades bemerkt man bald das Glitzern der Speichen, vielleicht mit den feineren Nuancen, wie sie die Stösse gegen das Pflaster in dasselbe hineinbringen; die Kontinuität geht aber auch hier leicht verloren. Jeder Gedanke an eine Entwickelung zeigt dieselben Eigentümlichkeiten. Nur einzelne Etappen kommen zum Bewusstsein; es bedarf einer Anstrengung, die Zwischenglieder bis ins einzelne sich zu vergegenwärtigen. Unter fortwährendem Aussetzen eilt der Vorstellungsverlauf vorwärts, um seiner Aufgabe notdürftig gerecht zu werden. Wenn möglich, sucht die Vorstellung für das Zeitliche räumliche Surrogate, an denen sie alles leichter übersehen kann. So erlaubt das Wellenschema, eine Folge periodischer Prozesse auf das Bequemste zu überblicken, ohne ihnen von Zeitpunkt zu Zeitpunkt folgen zu müssen. Die Zeit ist eliminiert. Hierhin gehört es auch wohl, dass derjenige, der lange über das Verhältnis von Ursache und Wirkung nach allgemeinen Gesichtspunkten nachdenkt, schliesslich beide räumlich nebeneinander oder ineinander vorstellt, die Zeit also eliminiert. Es ist von da nur ein kleiner Schritt, Ursache und Wirkung als „Seiten einer einzigen Tatsache zu betrachten und aufzuhören, von ihnen als kausalen Verhältnissen zu reden“[1]. An die Reihen als Surrogate für historische Epochen soll nur erinnert werden.

All diese Daten machen es uns verständlich, dass auch die Hypothesen zunächst die ruhenden Eigenschaften bevorzugen gegenüber den Bewegungsvorgängen. Man wird nicht mehr überrascht sein, zu sehen, welchen breiten Raum die Fluida — man denke an die Imponderabilien, aber auch an die Masse als „Quantität der Materie“ — innerhalb der Hypothesen einnehmen konnten. Es bedurfte eines längeren

[1] G. Heymans, über Erklärungshypothesen und Erklären überhaupt. Annalen für Naturphilosophie I 483. — P. Radestock, Schlaf und Traum, Leipzig 1879, S. 49 betont ebenfalls den „perennierenden“ Charakter der Reproduktionen.

Umgehens und einer grösseren Vertrautheit mit den Bewegungsvorgängen, bis man dazu überging, sie bei der Hypothesenbildung zu verwerten. Die Schwierigkeit der Reproduktion von Bewegungsvorgängen kommt so der naiven Hochschätzung des „Bleibenden", „Ruhenden" bei den Gegenständen der Wahrnehmung entgegen.

19. Das Fragmentarische, Diskontinuierliche ist teilweise auch eine Eigenschaft des Gedankenverlaufs. Die durchgängige Kontinuität einer Gedankenentwickelung resultiert erst aus einer längeren Verarbeitung derselben und wird für eine zusammenfassende Darstellung den Hauptgesichtspunkt abgeben. Sie ist nicht das Primäre.

Auf kleinere oder grössere Strecken hin kann sich der Gedankenverlauf dem Ideal der Kontinuität nähern. Das, was besonders in dieser Richtung hin wirkt, sind die Denkgewohnheiten. Sie arbeiten an den Fragmenten in derselben Weise, wie überhaupt Gewohnheiten auf bestimmte Reize antworten. Ihr Resultat ist zunächst die Heraushebung der qualitativen Eigenschaften, nicht nur sofern sie wahrnehmbar, sondern auch sofern sie rein vorstellbar sind. Man denke etwa an die atomistische Denkweise. Die Anwendung der mathematischen Hülfen bringt dann die quantitativen Momente in diesen ersten Entwurf. Ist der Verlauf bisher auch glatt gewesen, so wird doch schliesslich ein Punkt erreicht, der zunächst eine selbständige Erledigung erfordert, der nun seinerseits Ausgangspunkt für einen neuen daran sich anschliessenden Gedankenverlauf wird.

Ganz besonders werden neue Ausgangspunkte sich dort bilden, wo die Denkgewohnheiten nicht weit reichen und die Vergleichung erst einen Anhalt für die weitere Arbeit schaffen muss. Diese bedarf zu ihrem Vollzug nicht immer „gleichartiger Elemente", die sich sofort als solche heraushöben. Es mögen oft recht unbestimmte Eindrücke[1]) sein, die sie hervorrufen, und das Suchen nach bestimmten gleich-

[1]) Handbuch der Physiologie des Menschen, herausgegeben von W. Nagel, Band III, S. 25 ff.

artigen Elementen braucht nicht immer von Erfolg gekrönt zu sein. In andern Fällen dagegen wird das Gleichartige sich heraussheben. Die Vorstellung eilt dann dem Wahrgenommenen voraus, und es tritt die „Rapidität der Wissenserweiterung“ ein, die MACH der Idee zuschreibt[1]). Vielfach bedarf die Idee noch einer Verarbeitung ganz unabhängig von den Erscheinungen, die sie aufhellen soll, und erst nach Beendigung einer solchen ermöglicht sie, in die Erscheinungen hineingedacht, dem Forscher die Rückkehr zu diesen in kontinuierlicher Folge. Das gilt von jeder Idee, auch der hypothetischen.

IV. Beschreibung und Erklärung.

20. Unter Beschreibung versteht man die Heraushebung der wahrgenommenen oder doch überhaupt der wahrnehmbaren Bestandteile eines Gegenstandes oder Vorganges durch die sprachliche Wiedergabe. Die Beschreibung stellt also das dar, was an den beschriebenen Dingen im eigentlichen Sinn „vorgefunden“ wird, gleichviel ob die Darstellungsmittel, die Begriffe, sich an anderen Erscheinungen bildeten oder erst neu gebildet werden müssen. So tritt die Beschreibung in einen Gegensatz zur Erklärung, bei der es — zunächst rein negativ ausgedrückt — nicht allein auf eine Heraushebung von Wahrgenommenem ankommt.

KIRCHHOFF stellte der Mechanik die Aufgabe, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben.“ Hat man sich einmal auf die vorhin gegebene Bedeutung des Ausdrucks Beschreibung eingestellt, so fällt das Missverhältnis zwischen der Aufgabe und ihrer Lösung auf. Denn KIRCHHOFFS Darstellung beginnt „nicht bloss mit dem mathematischen Punkt, der nirgends in der Natur vorkommt, sondern sie zerlegt sofort die Geschwindigkeiten in drei Komponenten nach den Richtungen des Raumes und führt den Begriff der bewegenden Kraft ein“[2]).

[1]) E. MACH, Prinzipien der Wärmelehre, Leipzig, 1896, S. 399.
[2]) WUNDT, Logik 2. Aufl. 1894, 2. Band, 1. Abt. S. 345.

So blieb noch die Möglichkeit, „Beschreibung" in einem weiteren Sinn zu nehmen, und das tat E. MACH mit seiner Unterscheidung einer direkten und indirekten Beschreibung[1]). Die direkte benutzt nach ihm die „rein begrifflichen Mittel", die Abstraktionen, wie sie aus der Vergleichung der Erscheinungen nach ihren übereinstimmenden Merkmalen hervorgehen. Indirekt dagegen ist die Beschreibung des Mondes als eines gegen die Erde fallenden Körpers, des Lichts als einer Wellenbewegung oder elektromagnetischen Schwingung, des Magneten als eines mit gravitierenden Flüssigkeiten beladenen Körpers, kurz „jede theoretische Idee". Es ist das Ziel, die indirekte Beschreibung durch die direkte, „die nichts Unwesentliches mehr enthält und sich lediglich auf die begriffliche Fassung der Tatsachen beschränkt," zu ersetzen; diesem Ideal nähern wir uns nur allmählich.

Die direkte Beschreibung entspricht ganz dem geläufigen Sinn des Wortes. Die indirekte dagegen hat mit ihm nur noch die Heraushebung von Merkmalen überhaupt gemein. Sie sieht nicht mehr darauf, ob sie diese Merkmale ausschliesslich der beschriebenen Erscheinung entnommen hat. Sie zögert nicht, andere Merkmale durch Vergleichung und Analogie herbeizuschaffen. Sie beruft sich „gewissermassen auf eine bereits anderweits gegebene oder auch erst genauer auszuführende" Beschreibung. Sie ist ein „Aufbau der Tatsachen in Gedanken", bei dem die Bausteine nicht ausschliesslich der beschriebenen Tatsache entnommen sind oder auch entnommen werden könnten.

MACH nähert seine „indirekte" Beschreibung der direkten und eigentlichen dadurch, dass er die Bilder, die man bei jener in die Erscheinungen hineinprojiziert, als nebensächlich und unwesentlich bezeichnet, als etwas, was im letzten Grunde nicht mehr enthält als die Tatsachen selbst und was nur den Vorteil gewährt, das Tatsächliche an den Erscheinungen zur Darstellung zu bringen[2]). Bleibt man sich aber dieser

---

[1]) MACH, Prinzipien der Wärmelehre, 1896, S. 398 ff.

[2]) a. a. O. S. 425.

Entlehnung bewusst, so übt man eine Selbstkritik, die durchaus nicht selbstverständlich ist und der fortwährend dadurch entgegengewirkt wird, dass das Hineingedachte die Charakteristik des „Gegebenen" annimmt. Für den „Naiven" trägt die Hypothese den Erscheinungen ein Plus von Merkmalen zu, die nicht minder tatsächlich sind wie die wahrgenommenen. Hat so die Analogiebildung stets etwas in sich, was der „reinen Beschreibung" fremd ist, so wird sie auch schwerlich den Weg zu einer hypothesenfreien Darstellung der Physik"[1]) bezeichnen können. Sie mag wohl dazu mithelfen und anleiten, neue Merkmale zu suchen[2]), niemals jedoch kann sie eine Untersuchung des Tatsächlichen ersetzen.

21. Der Erweiterung des Begriffs Beschreibung stellt sich so eine Schwierigkeit entgegen, deren Beseitigung unmöglich erscheint. Die „indirekte" Beschreibung hebt in ihrem Zusatz ein ganz wesentliches Merkmal aller Beschreibung auf. Sieht man jedoch hiervon ab, so betont das, was ihr noch mit der „direkten" gemeinsam bleibt, die Detaillierung der Merkmale nach Qualität und Quantität, in der letzthin die ganze Kraft der Hypothesen liegt, aufs beste den Gegensatz zu der Ansicht, die in jeder Erklärung noch abgesehen von dieser Detaillierung etwas Besonderes enthalten sein lässt.

Man gibt zu, dass jede „Relation", auf die es die Wissenschaft absieht, in die Form einer Beschreibung gebracht werden kann, „wenn man nur dieser Bemerkung beifügt, dass die beschriebene Relation eine ausnahmslos giltige sei". „Aber dieser Zusatz" — so fährt man fort — „ist keine Beschreibung mehr, und das Wort Naturerklärung soll gar nichts anderes ausdrücken als die Feststellung der regelmässigen Beziehungen, welche sich durch die experimentelle und vergleichende Untersuchung zwischen den Objekten der Beschreibung ergeben"[3]).

---

[1]) a. a. O. S. 403.

[2]) E. Mach, Aehnlichkeit und Analogie als Leitmotiv der Forschung, Annalen der Naturphilosophie Band I S. 5 ff.

[3]) W. Wundt, Logik[2], 2. Band, 1. Abt. S. 346.

Im allgemeinen erfordert die Feststellung von reglemässigen Beziehungen nichts, was über die Macht der Beschreibung hinausginge. Aber diese Feststellung soll eine ausnahmslos, abgesehen von allen ferneren Erfahrungen und deren Wiedergabe gültige sein. Das geht — wie man meint — über die Beschreibung, das lasse sich nicht einfach den Tatsachen entnehmen, das sei eine Zutat unsers Denkens. Wir müssen darauf verzichten, allen feineren Nuancen dieses Standpunktes, wie sie in der Geschichte des Kausalitätsproblems auftreten, nachzugehen. Man sah in der notwendigen Verknüpfung von Ursache und Wirkung ein „Gesetz des Denkens", das unabhängig von aller Erfahrung am Wahrnehmungsbestande seine Arbeit tat. Neuerdings hat man aus dieser „Denknotwendigkeit" ein „Postulat des Denkens" gemacht, eine notwendige Annahme desselben, die selbst nie Gegenstand einer möglichen Wahrnehmung, doch nicht unabhängig „von dem Wahrnehmungsbestande der Voraussetzungen, die in der Gleichförmigkeit der Aufeinanderfolge liegen", ist[1]). Sie bleibe auch dann noch eine Tat des Denkens, die seiner „Organisation" entspreche und durch die es „der Erfahrung einen Zusammenhang, den sie für sich nicht zu bieten vermöchte"[2]), gebe.

Aber die „Denknotwendigkeit" scheint weder ein „Gesetz", eine „Organisation" des Denkens zu sein, noch ein „Postulat", mit dem sie an den Wahrnehmungsbestand herantritt, sondern das Bewusstsein eines Zwanges, das einmal hauptsächlich auf reproduktivem Wege entsteht, sodann aber auch ein ursprünglicher „Eindruck" sein kann, hervorgerufen durch die „intellektuelle Situation", in der wir uns gegenüber der Wahrnehmung oder Vorstellung von regelmässigen Beziehungen befinden.

Es besteht keine Hoffnung, das alles auf einmal zu entwirren. Wir heben nur einiges hervor.

---

[1]) B. Erdmann, über Inhalt und Geltung des Kausalgesetzes. Halle 1905. S. 37 ff.

[2]) a. a. O. S. 39.

Der Hauptsache nach reproduktiver Art ist das Zwangsbewusstsein dort, wo die kinästhetischen Momente von Zug und Druck reproduziert werden [1]). Diese Reproduktion wird, wie wir früher betonten, aus dem wissenschaftlichen Weltbild gern eliminiert.

Zum ursprünglichen Eindruck wird das Zwangsbewusstsein dann, wenn die „Summe der vorausgegangenen Erfahrungen“ [2]) sich als Gewohnheit bemerkbar macht. Nehmen wir einen Prozess wahr oder stellen ihn vor, so wird unser Vorstellungsverlauf in einer bestimmten Richtung vorwärts getrieben, oder es wird eine bestimmte Erwartung erzeugt. Diese Gewohnheit ist möglich, ohne dass die Fixierung der Bestandteile eines Prozesses nach Qualität und Quantität weit vorangeschritten zu sein brauchte. Es braucht nur angedeutet zu werden, wie wenig sicher eine Gewohnheit über „wirkliche“ Verursachung orientiert — aber nicht etwa deswegen, weil sie keine „notwendige“ Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung herstellte, sondern weil sie innerhalb der weitesten Grenzen von einer Fixierung der Bestandteile nach Qualität und Quantität unabhängig ist. Von diesem Zwang, den uns die Gewohnheit auferlegt, können wir uns frei machen, und man brauchte schliesslich von gar keiner „Denknotwendigkeit“ zu sprechen, wenn sie allein auf Gewohnheit und Erwartung sich gründete.

Aber wir sehen noch eine Möglichkeit, wie es zu einem Zwangseindruck kommen kann. Es ist sicher, dass uns der Druck auf die Gefässwände, die ein Gas einschliessen, notwendiger erscheint, wenn wir an das Hin und Her der mit bestimmten Geschwindigkeiten forteilenden Gasteilchen und ihren Anprall an die Wände denken als ohne diese Ausmalung. Je detaillierter unsere Vorstellungen von den

[1]) Wir haben hier die Möglichkeit einer derartigen Reproduktion einmal vorausgesetzt; vgl. dazu Ribot, recherches sur la mémoire affective, Revue philosophique Band 38, S. 376 ff., auch seine Psychologie des sentiments, Paris, Alcan. Ist die Reproduktion der kinästhetischen Momente nichts anderes als ein Wiederauflebenlassen derselben, so ist das Zwangsbewusstsein auch in diesem Fall kein „gedachtes“.

[2]) Mach, Wärmelehre S. 433.

einzelnen Bestandteilen, ihrer Quantität, ihrem Ineinandergreifen sind, um so deutlicher jener Eindruck des Zwangsmässigen im Ablauf der Erscheinung. Bilden wir einen Vorgang in Gedanken aus diesen in jeder Hinsicht genau fixierten „Elementen" nach — der Vorgang mag uns nun in einer Wahrnehmung vorliegen oder nicht — so lenkt deren stete Berücksichtigung unser Vorstellen in ganz feste Bahnen. Die Nachbildung bekommt so etwas Eindeutiges, und um so mehr, je genauer jene Fixierung vollzogen ist. Ein Abweichen von den festen Bahnen wird uns nur möglich, wenn wir die Fixierung der Bestandteile vernachlässigen. Wir merken bei einiger Selbstkritik sofort, dass wir in Gedanken aufbauten, indem wir anderswoher etwas hinzunahmen, trotzdem wir nach der Verpflichtung, die uns die Festsetzungen und Fixierungen der Bestandteile auferlegten, nichts hinzunehmen durften. Unsere intellektuelle Situation ist ebenso zwangsweise beeinflusst wie etwa unser Tun, wenn uns die Aufgabe gestellt wird, einen Gegenstand aus einem in jeder Hinsicht vorher festgesetzten Material herzustellen. Freilich wird für die genauere psychologische Analyse in beiden Fällen dieses Nichtanderskönnen eine etwas andere Färbung haben. Das liegt in der relativen Verschiedenheit der Situationen begründet.

22. Abgesehen also von den in jeder Hinsicht fixierten Bestandteilen hypothetischer oder nichthypothetischer Art fügt die Erklärung nichts zur Beschreibung hinzu, was unserer „Erkenntnis" einen „höheren" Wert verleihen könnte. Die Beschreibung steht der Erklärung darin vollständig ebenbürtig zur Seite; die Erklärung geht ihrerseits wieder so vor, „als ob" sie eine Beschreibung lieferte. Was sie von der Beschreibung unterscheidet, ist der Umstand, dass sie sich nicht nur der Bestandteile bedient, die die Wahrnehmung ihr gibt. Sie betrachtet sich nicht wie die Beschreibung als an die Wahrnehmung gebunden. Und wenn sie dieser Umstand verdächtig macht, so gibt ihr der andere,

dass sie die Beschreibung bereichert und weiterführt[1]), stets neue Lebenskraft.

V. Theorie und Hypothese.

23. Theorie und Hypothese werden vielfach ohne Unterscheidung benutzt, und das erschwert ihre Abgrenzung gegeneinander.

KLEINPETER[2]) versteht unter Theorie einen „erfahrungsgemäss belegten Zusammenhang", während die Hypothesen „provisorisch aufgestellte, mehr oder weniger weit ausgeführte Vermutungen" sind, „die einen Zusammenhang zwischen Erscheinungen konstruieren, der, durch die Erfahrung nicht gegeben, mit derselben lediglich nach dem momentanen Stande der Wissenschaft verträglich zu sein braucht". Eine Theorie „erlaubt die Prüfung durch die Erfahrung, denn sie gibt mir an, was unter gewissen Umständen eintreten muss, und ich kann mich durch Herstellung dieser Umstände davon überzeugen, ob das wirklich der Fall ist; eine Hypothese lässt sich durch die Erfahrung nicht prüfen," wie bis jetzt die Atomhypothese, die erst dann zur Theorie werden könnte, wenn der Nachweis der wirklichen Existenz von Atomen und Molekülen gelänge. So ist für KLEINPETER die NEWTON'sche Lehre von der Bewegung der Himmelskörper eine Theorie, ebenfalls die Wellentheorie des Lichts, „sofern man dabei nur an die Tatsache gewisser periodischer Zustandsänderungen denkt und von einem elastischen Äther als Träger absieht." Hypothesen sind die Atom-, Jonen- und Elektronentheorien.

---

[1]) MACH, Beiträge zur Analyse der Empfindungen, S. 153. MACH's inzwischen erschienene Schrift „Erkenntnis und Irrtum", Leipzig 1905, kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass der Hauptsache nach die lebendige Bereicherung es ist, durch die die Vorstellungen auf den Gang der Erfahrung wirken. — Wir haben es unterlassen, darauf einzugehen, dass jede Erklärung sich als Antwort auf ein Problem, ein „Rätsel" einführt und das vielfach schon in der Form, in der sie auftritt, zeigt. Der Beschreibung fehlt diese Färbung.

[2]) KLEINPETER, Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart, 1905, S. 125 ff.

Noch energischer trennt WOLFGANG OSTWALD zwischen Theorie und Hypothese. Der Theorie weist er die „Elemente“ zu, die prüfbar, aber infolge eigentümlicher Schwierigkeiten noch nicht geprüft sind, der Hypothese solche, die überhaupt nicht prüfbar sind. „Derartige wissenschaftliche Zusammenfassungen, bei denen einstweilen nur das Vorhandensein eines Teiles der Elemente des Oberbegriffes in den Einzelerscheinungen nachgewiesen worden ist, deren vollständige Deduzierbarkeit aber erhofft werden kann und durch den Fortschritt der Erkenntnis auch ununterbrochen gefördert wird und welche insbesondere Denkmöglichkeiten darstellen“, betrachtet er als Theorien[1]). Hypothesen dagegen sind Zusammenfassungen, „deren Oberbegriffe Bestandteile enthalten, welche sicher nicht in den Einzelerscheinungen vorhanden sind“. Sie entstehen auf Grund von Theorien oder Theoriekernen, können aber selbst nie zu Theorien werden.

KLEINPETER wie WOLFGANG OSTWALD suchen den Unterschied von Theorien und Hypothesen durch die Art der „Objekte“, die man jedem zuweist, zu charakterisieren. Dieser Gesichtspunkt scheint den Sachverhalt nicht zu treffen.

HÖFLER[2]) will nicht aus den „Objekten“, sondern aus den Leistungen ein unterscheidendes Merkmal für beide gewinnen. Die Theorie bezeichnet er als „einen systematischen, vereinheitlichenden Überblick über grosse, in sich zusammengehörige Gebiete von Tatsachen und Beziehungen“, und die Hypothese als eine unvermeidliche Vorstufe dort, wo es an solcher Vereinheitlichung fehlt. Also „die Hypothese ist Mittel, die Theorie Zweck.“

Vielleicht aber darf man den Verhalt noch anders auffassen. Der besondere Charakter der Theorie liegt in ihrem eigenartigen Verfahren, während es sich bei den Hypothesen nicht um ein Verfahren, sondern eben um „Objekte“, um die Bilder handelt.

---

[1]) Annalen der Naturphilosophie, Band II, S. 510.

[2]) A. HÖFLER, Zur gegenwärtigen Naturphilosophie; Abhandlungen zur Didaktik und Philosophie der Naturwissenschaft; Heft 2, 1904, S. 90.

Die Theorie ist zunächst nichts als der systematische Versuch, die Tatsachen in Gedanken nachzubilden. Sie tut das unter genauester Berücksichtigung der quantitativen Verhältnisse. Um diese nun durch mathematische Operationen besser fixieren zu können, macht sie in qualitativer Hinsicht die einfachsten Annahmen. Gerade dieser Umstand, dass die Theorie ihren Ausgangspunkt als Annahme einführt, die sie in ihrem weiteren Verlauf durch andere Zusatzannahmen ergänzt, scheint besonders charakteristisch. Diese Annahmen sind teils hypothetischer Art, teils Abstraktionsprodukte — man könnte sagen „höherer Ordnung", wie etwa der Massenpunkt. Im allgemeinen führt die Verarbeitung dieser einfachsten Annahmen zu Verläufen, die den „Erscheinungen" nur angenähert sind und die sog. „reinen" Fälle darstellen. Um den Erscheinungen noch „näher" zu kommen, müssen die „Störungen" berücksichtigt werden.

Geht die Theorie auch aus der Erfahrung hervor und zielt sie oft auf dieselbe wieder ab, so ist beides keine Notwendigkeit für sie. Sie kann durch Variation ihrer Annahmen, besonders der quantitativen, neue, vollständig imaginäre Fälle ausdenken. Ein Naturgesetz kann für sie zu einem „Fall" eines imaginären Gesetzes werden.

So ist die Theorie sowohl der Erfahrung wie der Hypothese in gewissem Sinne übergeordnet. Sie sucht „Denkmöglichkeiten" zu entwickeln, nicht nur solche, deren Verwirklichung eine geringere oder grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, sondern solche, die sich im Anschluss an ihre Definitionen ergeben. Dieser Betrachtungsweise erscheint es notwendig schief, wenn man fragt, ob eine Hypothese zur Theorie werden kann. Theorie ist ein Verfahren, das sowohl die Hypothese wie die Erfahrung je nach den Umständen mit der unumschränktesten Freiheit benutzt.

Zum Schluss sei noch eine kurze Bemerkung gestattet. Man hat jeder wissenschaftlichen Erklärung die Pflicht einer Beschränkung auf die raumzeitlichen Momente gemacht. Die Betonung der Bedeutung des Visuellen für alles naturwissenschaftliche Arbeiten — wir möchten nicht für andere Gebiete vorgreifen, wenn auch eine Ausdehnung des Gefundenen auf sie nahe liegt — gibt dieser Denkweise eine natürliche Begründung.

Der Wirklichkeitsgedanke.

(1. Artikel.)

Von **Georg Wernick**, Kiel.

Inhalt der ganzen Artikelreihe:

I.

Der Sinn des Problems, das uns beschäftigen soll, scheint zunächst äusserst klar zu sein: angesichts der unleugbaren Tatsache, dass wir gewissen vorhandenen Inhalten eine besondere, anderen Inhalten versagte Bewertung beilegen, indem wir ihnen Wirklichkeit zuschreiben, wollen wir uns fragen, worin denn der psychologische Vorgang des Fürwirklichhaltens, der W-Vorgang, wie ich ihn kurz benennen will, eigentlich besteht. Suchen wir uns die in Frage stehende Tatsache an einem Beispiel zu vergegenwärtigen. Es ist ein grosser Unterschied, ob ich annehme, dass der Unterstock des Hauses, in dem ich bin, wirklich brennt, oder ob ich diesen Brand nur phantasiemässig vorstelle. Näher lässt sich sagen, dass dieser Unterschied sich erstens durch unmittelbares Bewusstwerden kundgibt — wir zweifeln an der Verschiedenheit der beiden Akte so wenig wie an der

der roten und blauen Farbenempfindung, zweitens durch die Folgen, die jeder der beiden Vorgänge im Gefühls-, Willen- und Vorstellungsleben nach sich zieht: wer den Brand für wirklich hält, wird von Schrecken erfasst, wünscht seine Person in Sicherheit zu bringen, denkt an Mittel, dem Feuer Einhalt zu tun u. ä., wer ihn dagegen für nicht wirklich hält, erfreut sich vielleicht an dem angenehmen Grauen, das die Vorstellung mit sich führt, wünscht sie weiter in Einzelheiten auszuführen, denkt an bezügliche Verse aus Schillers Glocke u. ä. Wenn hier also ganz gewiss zwei wesentlich verschiedene Tatsachen vorliegen, so ist es doch fraglich, ob die Analyse dieser Verschiedenheit den eigentlichen Gegenstand unseres Problems bildet; wir brauchen, um das zu zeigen, nur daran zu erinnern, dass ja auch im zweiten Fall eine Wirklichkeitsbewertung vorliegt oder vorliegen kann, da wir ja auch dem vorgestellten Brand als Phantasiegebilde volle Wirklichkeit beilegen. Am deutlichsten wird das, wenn wir etwa am nächsten Tage auf Grund der Erinnerung das Urteil fällen: gestern um die und die Zeit dachte ich an einen Brand, aber auch im Augenblick des Erlebens selbst bedarf es nur eines Aktes der Selbstbesinnung, um einen W-Vorgang zu erhalten. Wenn dieser aber in beiden Fällen vorliegt, so kann, wie es scheint, die Aufhellung ihres Unterschiedes das Wesen des Vorganges noch nicht klar legen, sondern es müssen andere Gegensätze als die hier berührten ins Gewicht fallen. Man sieht, dass die Fragestellung nicht ganz so einfach ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint; um über sie zunächst zu voller Klarheit zu gelangen, wollen wir die wichtigen Vorfragen entscheiden, ob der W-Vorgang in den beiden angezogenen Fällen der gleiche ist oder ob wir es mit zwei verschiedenartigen Vorgängen zu tun haben, und wenn das letztere, ob dieselben koordiniert oder der eine als Spezialfall im andern enthalten ist.

D. Hume glaubte diese gleich am Anfang auftretenden Schwierigkeiten zu überwinden, wenn er mit einseitiger Berücksichtigung der Tatsache, dass wir jeden vorgestellten Inhalt als wirklich bewerten — richtiger gesagt: bewerten können — für wirklich halten gleich vorstellen setzte. Wenigstens

finden sich in seinem Hauptwerk Stellen, die eine andere Auffassung nicht zulassen. „Die Vorstellung der Existenz,“ [1]) sagt er, „muss also genau dasselbe sein wie die Vorstellung dessen, was wir uns als existierend vergegenwärtigen. An irgend etwas einfach denken, und an etwas als an ein Existierendes denken, das sind nicht zwei verschiedene Dinge . . . Was immer wir vorstellen, stellen wir als existierend vor. Jede Vorstellung, die es uns beliebt zu vollziehen, ist die Vorstellung von etwas Seiendem“. Dass diese Auffassung unhaltbar sei, lässt sich leicht zeigen. Wir wollen hier nur 3 Einwände anführen. Erstens kann D. H. nicht erklären, dass wir gewisse Inhalte, während wir sie vorstellen, doch für nicht wirklich halten. Die Tatsache selbst ist nicht in Abrede zu stellen. Ich erinnere mich z. B. daran, dass das Vergnügen, das ich mir von der gestrigen Theateraufführung versprach, nicht eingetreten ist; der Frieernde denkt an behagliche Wärmeempfindungen, findet aber zu seinem Bedauern, dass dieselben nicht wirklich sind u. ä. kurz gesagt, wir sind befähigt, über Vorgestelltes auch negative Existenzialurteile zu fällen. Ebensowenig kann D. H. 2. erklären, dass wir Dinge für wirklich halten, ohne sie vorzustellen. Der von Geburt an Blinde hält auf Grund der Erfahrungen, die er über das Verhalten seiner Mitmenschen macht, Sinneswahrnehmungen bei diesen für wirklich, über die er sich nicht die geringste Vorstellung bilden kann. Der erkenntnistheoretische Realist hält Dinge für wirklich, denen keiner der durch die Sinne vermittelten Empfindungsinhalte als Eigenschaft oder Bestandteil zukommt, von deren Beschaffenheit er sich also keine Vorstellung machen kann, von denen er aber annimmt, sie seien, da sonst, wie er glaubt, auch die Empfindungsinhalte nicht sein würden. Unabhängig davon, ob man sich zu dieser Ansicht bekennt, muss man doch ihr Vorhanden zugeben. Auch diesen Tatsachen steht Hs. Theorie ratlos gegenüber. Drittens kann D. H. nicht erklären, dass wir uns erinnern, eine Vorstellung gehabt zu haben, ohne ihr Objekt für wirklich zu halten. Um mich daran zu erinnern, dass ich gestern an einen Brand gedacht habe, muss ich mir notwendigerweise diesen Brand vorstellen, aber ein Zwang, ihn für wirklich zu halten, ist, wie wir gesehen, damit keineswegs gegeben. — D. Hume hat das Unzureichende seiner Lehre selbst empfunden und in offenbarem Widerspruch mit ihr noch ganz andere Erklärungen über das Fürwirklichhalten gegeben; trotzdem bleibt sie historisch denkwürdig, insofern sie die radikalste unter allen Theorien ist, die die Wirklichkeitsbewertung auf blosses Vorstellen zurückführen wollen, und insofern sie selbst eine kräftige Anregung zur Bildung derartiger Theorien gegeben hat.

Wir kehren zu den oben gestellten Vorfragen zurück Wir lernten zwei Vorgänge kennen, deren Verschiedenheit unleugbar ist und wollten wissen, worin diese Verschiedenheit besteht. Zwei Annahmen sind hier möglich. Entweder liegt bei Identität des Vorganges der Wirklichkeitsbewertung der Unterschied in den Inhalten, die der Bewertung unterworfen werden, oder er liegt bei Identität der Inhalte in der Verschiedenheit der Wirklichkeitsbewertung. Die dritte Möglich-

[1]) Tractat über die menschliche Natur, Ausgabe von Lipps, I. Teil, S. 90 u. 91.

keit, dass sowohl die Inhalte als ihre Bewertungen verschieden sind, braucht nicht erörtert zu werden[1]. Wir werden diese Frage, die für das Folgende von entscheidender Bedeutung ist, im Sinne der zweiten Alternative entscheiden, müssen jedoch, um zu diesem Ziele zu gelangen, zunächst die erste einer genaueren Betrachtung unterziehen. Zu ihren Gunsten lässt sich anführen, dass wir, wie die Erfahrung lehrt, mit Sicherheit zwischen einer Vorstellung und ihrem Gegenstand unterscheiden; beide halten wir für verschiedene Dinge und bewerten demgemäss jedes von ihnen unabhängig vom andern als wirklich oder nicht wirklich. Bei näherem Zusehen muss von diesem Standpunkt aus weiter angenommen werden, dass die Vorstellung bereits das Objekt irgendwie in sich enthält. Das beweist erstens die Tatsache, dass ich an die Vorstellung eines Dinges nicht denken kann, ohne das Ding selbst vorzustellen, das lässt sich zweitens a priori einsehen, da es unmöglich wäre, einen Gegenstand einer Beurteilung zu unterziehen, wenn er nicht irgendwie in der Vorstellung gegenwärtig wäre. Man ist also zu einer weiteren Unterscheidung genötigt, nämlich zu der zwischen dem immanenten Objekt der Vorstellung und dem transzendenten ihm entsprechenden äusseren Gegenstand. Wer die Vorstellung für wirklich hält, hält damit selbstverständlich auch ihr immanentes Objekt, ohne das sie nicht gedacht werden kann, für wirklich, wer den Gegenstand für wirklich hält, bezieht dagegen sein Urteil auf ein Transzendentes, über die Vorstellung Hinausgehendes. Das immanente Objekt und der transzendente Gegenstand dürfen aber nicht als äusserlich nebeneinander stehend angesehen werden, sonst wäre es unbegreiflich, wie wir, die wir doch nur das erstere besitzen, das letztere zu beurteilen vermögen, vielmehr müssen sie in einer besonderen, engen Beziehung stehen. Diese

---

[1] Vom Standpunkt der Logik kann man die Frage so formulieren: liegt der Unterschied der Urteile „A ist“ und „die Vorstellung A ist“ im Subjekt oder im Prädikat? Es wird manchem paradox erscheinen, dass diese Frage überhaupt aufgeworfen wird. Aber wir bitten, mit dem Urteil zurückzuhalten, bevor man das Folgende gelesen.

Beziehung aber ist, wie die Erfahrung zu zeigen scheint, die, dass das immanente Objekt auf den äusseren Gegenstand hinweist. Jede Vorstellung ist die Vorstellung von etwas (vergl. das folgende Zitat), es liegt in ihrer Natur, etwas zu bezeichnen, was nicht sie selbst ist, auf etwas hinzuweisen, was über ihre Sphäre hinausgeht.

Diese Gedanken sind am eingehendsten von Brentano und seinen Nachfolgern durchgeführt. „Jedes psychische Phänomen, sagt Brentano[1]), ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir . . . die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter hier nicht eine Realität zu verstehen ist) oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich . . . In der Vorstellung ist etwas vorgestellt". — Der Unterschied zwischen immanentem und transzendentem Objekt wird klarer als von Brentano von den Fortbildnern seiner Lehre Hillebrand, Marty und Twardowski hervorgehoben, wozu sie im Interesse der schärferen Fassung der Urteilstheorie genötigt waren.[1])

Wir lehnen die hier skizzierte Anschauung aus mehrfachen Gründen ab. Zuzugeben ist, dass wir die angegebenen Unterscheidungen zwischen einer Vorstellung und ihrem Objekt machen, oder vielmehr machen können, falls nämlich unser Abstraktionsvermögen hinreichend entwickelt ist. Damit ist aber die Sache nicht erledigt, vielmehr handelt es sich für uns darum, ob die angeführten Momente bereits in den uns gegebenen Inhalten als solchen enthalten sind, oder ob es der W-Vorgänge bedarf, um dieselben herauszuarbeiten. Ich behaupte das letztere und berufe mich zum Beweise dessen[2]) auf die Erfahrung. Wäre das erstere der Fall, so müsste es unmöglich sein, dass wir etwas vorstellen, ohne eine intentionales Objekt und damit Beziehung, Richtung oder Hinweis auf einen äusseren Gegenstand zu denken. Nun lehrt aber die Erfahrung, dass jeder Inhalt, der uns vorliegt, zunächst nur den Charakter eines qualitativ bestimmten Seins trägt und dass damit sein Wesen völlig erschöpft ist. Es ist nicht wahr, dass wir innerhalb der Vorstellung ein besonderes Objekt bemerken, auf das sie ihrer

[1]) Psychologie vom empirischen Standpunkt, 1874 Bd. I, S. 115.
[2]) Vergl. z. B. Vierteljahrsschrift f. w. Philosophie Bd. 18. 1894, S. 443; ferner Twardowski: Inhalt und Gegenstand von Vorstellungen § 4.

Natur nach „intentional“ hinweist und das sie in Beziehung zu einem äusseren Gegenstand setzt, so dass sie gleichsam ein Wegweiser wäre, der nach einem ausser ihr bestehenden Sein hinzeigt. Von einer derartigen Zweiheit oder Entzweitheit können wir in keiner Vorstellung etwas entdecken. Man zergliedere die Empfindung „Rot“, soviel man will, man wird niemals in ihr das Empfinden als solches und die objektive rote Farbe als solche antreffen, vielmehr ist sie nichts weiter als ein in sich völlig abgeschlossener Inhalt, der auf nichts anderes als sich selbst hinweist. In dieser Beziehung unterscheidet sich das Vorstellen durchaus nicht vom Fühlen, und hier einen Unterscheid zwischen beiden Arten des Vorhandenen herausfinden zu wollen, wie viele es tun, ist ein vergebliches Bemühen. Wer diesen einfachen Sachverhalt der Objektlosigkeit der vorhandenen Inhalte nicht anerkennt, den frage man, welches denn das intentionale Objekt der Empfindung Kopfschmerz ist. Etwa das Gehirn? Aber im Kopfschmerz liegt nicht der geringste Hinweis auf das Objekt Gehirn, und wer nicht bereits auf anderem Wege veranlasst ist, sein Gehirn für wirklich zu halten, kann beliebig viele Kopfschmerzen erleben, ohne darin den geringsten Hinweis auf ein Objekt zu verspüren. Wenn also Brentano sagt, dass jedes Vorstellen das Vorstellen von Etwas sei, so müssen wir dieses als eine Erschleichung zurückweisen. Die Vorstellung ist wohl etwas, aber sie ist für sich allein genommen, nicht die Vorstellung von etwas. Ein Objekt kann ich an einer Vorstellung erst dann entdecken, wenn ich sie nicht nur habe, sondern auch als Vorstellung, das heisst als subjektives Erzeugnis, anerkenne; dann erst schält sich das Objekt als ein von der Vorstellungstätigkeit Verschiedenes aus ihr heraus. Diese Anerkennung ist aber keineswegs mit dem Inhalt selbst gegeben, sie ist die Folge einer weitreichenden Abstraktionstätigkeit, die wir auf Grund tief gewurzelter Gewohnheit mit Leichtigkeit anstellen, aber keineswegs mit jedem Inhalt notwendigerweise anzustellen brauchen. Wo aber diese Tätigkeit nicht vorliegt,

ist keine Rede davon, dass wir an der Vorstellung ein Objekt vorfinden. Wenn wir fragen, was die ursprüngliche, unverfälschte Erfahrung lehrt, so muss die Antwort dahin lauten, dass gewisse Inhalte vorhanden sind. Ich sage absichtlich nicht, dass sie „gegeben", wie der beliebte Ausdruck lautet, oder dass sie „vorgefunden" seien, wie AVENARIUS sich ausdrückt; beides kann zu dem offenen oder versteckten Missverständnis führen, als wären diese Inhalte einem Subjekt gegeben oder von ihm vorgefunden, welches Missverständnis durch den Ausdruck „vorhanden", der ein blosses Sein bezeichnet, ausgeschlossen wird. Ebenso wäre der Ausdruck „Vorstellung" statt „Inhalt" an dieser Stelle nur zulässig, wenn man ihn zur Kennzeichnung des qualitativen Seins, etwa im Gegensatz zu Gefühl gebraucht, nicht aber im Gegensatz zum Objekt, was wieder eine Erschleichung sein würde. Die erste Tatsache ist also die, dass Inhalte vorhanden sind, nicht aber dass Vorstellungen und ihre Objekte gegeben sind. Das kleine Kind weiss noch nichts vom Vorstellen, wohl aber von zahlreichen Inhalten, die erfahren werden, aber noch diesseits von Subjekt und Objekt liegen. Wer, wie es allgemein geschieht, die Vorstellung von ihrem Objekt unterscheidet, dem bleibt das unverwehrt, ja auf diese Unterscheidung werden wir durch Erfahrung und die Natur des Denkens mit Notwendigkeit geführt; wer aber diesen Unterschied als ein erstes Vorgefundenes ansieht, der überspringt ein Problem und, dürfen wir hinzusetzen, gerade dasjenige, das uns hier beschäftigen soll[1]). Denn was heisst einen Inhalt als Objekt nehmen anders, als ihm einen bestimmten Wirklichkeitswert beilegen, oder einen Inhalt als Vorstellung nehmen anders, als ihm einen davon verschiedenen,

[1]) AVENARIUS erklärt, dass am Anfang seines Philosophierens das „Ich mit den Gedanken und Gefühlen inmitten einer Umgebung" war. (Bd. XVIII der Vierteljahrsschrift f. w. Ph. S. 144). Damit kann jedoch niemandem das Recht genommen werden, und das ist wohl auch nicht die Meinung des Autors, den Beginn seiner Philosophie noch weiter zurückzulegen. Angesichts der Tatsache, dass die Vorstellungen des Ich und der Umgebung erst durch verwickelte Vorgänge zustande kommen, ist eine solche Absicht jedenfalls berechtigt.

gleichfalls bestimmten Wirklichkeitswert beilegen? Die Farbe des vor mir liegenden Tuches halte ich sowohl für subjektives Erlebnis, als auch für etwas objektiv Gegenständliches, aber nicht weil in dem Vorhandenen ein subjektives und objektives Element eingeschlossen ist, sondern weil derselbe Inhalt eine verschiedene Wirklichkeitsbewertung erfährt[1].

2. Noch durch eine andere, mehr theoretische Erwägung lässt sich die Annahme widerlegen, dass es in der Natur der Vorstellung liegt, sich auf ein Objekt zu beziehen. Die Vertreter dieser Ansicht geraten nämlich gegenüber der Tatsache in die grösste Verlegenheit, dass häufig ein und derselbe Vorstellungsinhalt mehrfache Wirklichkeitsbewertung erfährt. Nehmen wir an, es hat jemand an drei aufeinander folgenden Tagen denselben Vorgang bemerkt, etwa das Lösen eines Schusses, und erinnert sich am vierten Tage seiner dreifachen Wahrnehmung. Die drei Inhalte waren zu der Zeit, wo sie wahrgenommen wurden, zwar nicht genau gleich — il n'y a pas deux feuilles tout égales —, aber bei der Reproduktion können die Unterschiede vollständig verwischt sein, so dass tatsächlich nur noch e i n Inhalt in Frage kommt. Soll jetzt etwa ein und dieselbe Vorstellung drei intentionale Objekte haben? Das ist eine Konsequenz, zu der weder Brentano noch seine Nachfolger sich bekennen würden, da es für sie ganz selbstverständlich ist, dass jede Vorstellung e i n intentionales Objekt hat. Zudem wissen wir ja auch, dass, falls die vorangegangenen Erfahrungen andere wären als eben angenommen, mit der gleichen momentanen Vorstellung nur e i n Objekt gemeint sein würde. Wenn aber derselbe Vorstellungsinhalt je nach den Umständen auf ein oder mehrere Objekte bezogen wird, so folgt daraus m. E. mit Evidenz, dass das Objekt in der Vorstellung als solcher nicht gegeben sein kann.

---

[1]) Aehnlich Wundt: Die Vorstellung des Gegenstandes ist ursprünglich eins mit dem Gegenstand selber (Logik 1893, S. 424 u. a. a. O.); in Widerspruch damit stehen W's. Bemerkungen über die Vorstellung auf S. 11. Vgl. auch James, Psychology I S. 272—73. Br. glaubt die genannten Schwierigkeiten zu vermeiden, wenn er die Phantasiegebilde zu den physischen Phänomenen zählt — ein wunderlicher Ausweg!

Nehmen wir weiter an, dass unser Beobachter am fünften Tage sich nicht nur der dreifachen Wahrnehmung, sondern auch der Erinnerung erinnert, die am vierten Tage statt hatte, so würde zu den drei intentionalen Objekten noch ein viertes hinzukommen, das seinerseits eine Vorstellung ist und die drei ersteren in sich enthält. So würde es nicht schwer sein, die Anzahl der intentionalen Objekte derselben Vorstellung cum gratia in infinitum zu vermehren. Erst recht geraten wir in Schwierigkeiten, wenn wir die Tatsache erklären wollen, dass derselbe Vorstellungsinhalt, sagen wir Rot, in unzähligen Dingen, die wir für wirklich halten, wiederkehrt. Hat etwa auch diese einfache Empfindung unzählig viele intentionale Objekte, die alle gelegentlich „anerkannt" werden? Doch wozu die Ungereimtheiten häufen, die alle aus dem Irrtum hervorgehen, im Wesen der Vorstellung etwas zu suchen, wozu sie erst durch besondere Vorgänge — welche, werden wir später sehen, — gemacht werden kann.

Wenn nun nachgewiesen ist, dass die Vorstellung als solche niemals die Vorstellung eines Objektes ist, so kann dasjenige, was den Gedanken an die Wirklichkeit des Objektes vor dem Gedanken an die Wirklichkeit des entsprechenden Phantasiegebildes auszeichnet, nicht in dem Vorstellungsinhalt liegen, über dessen Wirklichkeit entschieden werden soll, vielmehr müssen wir uns zu der Ansicht bekennen, dass dieser in beiden Fällen ein und derselbe ist. Daraus folgt mit zwingender Notwendigkeit weiter, dass der Unterschied der beiden Wirklichkeitsgedanken, von deren Betrachtung wir ausgingen (objektiver und gedachter Brand) in dem Vorgang der Wirklichkeitsbewertung liegen muss. Derselbe Inhalt gilt in beiden Fällen als wirklich, aber der Sinn des Wirklichkeitsgedankens ist ein verschiedener; die Vorstellung des objektiven Brandes unterscheidet sich inhaltlich nicht von der des gedachten, aber die psychologischen Vorgänge, in denen diese Vorstellung als Glied enthalten ist, sind von verschiedener Art. Damit hat unsere

erste Vorfrage ihre Erledigung gefunden und zugleich sehen wir, dass unser Problem reichhaltiger ist, als es auf den ersten Blick erschien; wir haben nicht eine einzige, sondern eine ganze Menge Fragen zu beantworten, von denen ich die wichtigsten gleich hier anführe: was heisst einen Inhalt für objektiv (körperlich), was ihn für subjektiv (seelisch) wirklich halten? Welch letztere Frage noch in die Unterfragen zerfällt: was bedeutet Ich-Wirklichkeit, was Du-Wirklichkeit? Doch bezeichnen diese Fragen, wie sich später zeigen wird, noch keineswegs die ganze Mannigfaltigkeit der W-Vorgänge. Wie es möglich ist, dass dieselben Inhalte die Grundlagen verschiedener Wirklichkeiten bilden, will ich an dieser Stelle durch ein Bild andeuten, ohne damit der eingehenderen Erörterung vorgreifen zu wollen. Die Völker des Altertums haben bekanntlich die Gesamtheit der Sterne zu gewissen Sternbildern zusammengefasst, die in früheren Zeiten gewiss auch Wirklichkeitscharakter getragen haben. Nun ist es sehr wohl denkbar, dass andere Völker dieselben Sterne zu ganz anderen Bildern zusammenfassen und so aus ihnen eine andere Wirklichkeit herauslesen. Es wird sich zeigen, dass in ähnlicher, wenn auch nicht ganz gleicher Weise die Gruppierung für den Wirklichkeitscharakter des Vorhandenen massgebend ist.

Sehr kurz können wir die zweite unserer Vorfragen erledigen, ob nämlich die verschiedenartigen Wirklichkeitsbewertungen koordinierte Vorgänge sein, oder ob vielleicht die eine in der anderen als Teilmoment enthalten sei. Ohne Zweifel ist das erstere der Fall, die verschiedenen W-Vorgänge finden im allgemeinen unabhängig voneinander statt. Ich kann einem Inhalt objektive Wirklichkeit zu- und subjektive absprechen, ich kann mich ihm gegenüber umgekehrt verhalten, und ich kann ihn in beiden Beziehungen für wirklich oder für unwirklich halten. Ich halte z. B. den Bergsturz bei Goldau für ein objektives Ereignis der Vergangenheit, ein anderer erinnert sich vielleicht ausserdem, Zeuge desselben gewesen zu sein. Gefühle gelten ausschliesslich als

subjektiv wirklich, die Loslösung der Saturnringe vom Hauptkörper auschliesslich als objektiv. Wendet man gegen das letzte ein, dass dieser Vorgang doch auch subjektiv wirklich erscheint, insofern ich jetzt an ihn denke, so ist darauf zu erwidern, dass dazu noch ein besonderer Akt der Selbstbesinnung nötig ist, der mit der objektiven Wirklichkeitsbewertung keineswegs verbunden zu sein braucht. Dass übrigens subjektive und objektive W-Vorgänge sich in gewissen Fällen unterstützen, ist mit dem Gesagten nicht ausgeschlossen und wird sich später sogar als tatsächlich erweisen.

Unsere Lehre von der Vieldeutigkeit der W-Vorgänge steht in schroffem Gegensatz zu der Brentano-Martyschen Lehre von der Eindeutigkeit des psychologischen Aktes der Anerkennung von Objekten. Gleichsam als Ersatz für die fehlende Elastizität seines absolut starren Existenzialbegriffes lässt Marty neben dem Gegensatz zwischen Existenz und Nichtexistenz einen zweiten, Realität-Nichtrealität, bestehen, der ganz unabhängig von dem ersten sein soll. Ich kann jedoch nicht finden, dass die diesbezüglichen Ausführungen M's glücklich sind. Schon dass eine Ausnahme von jener angeblichen Unabhängigkeit zugegeben werden muss, insofern als das das Prädikat des Nichtexistierenden nur dem Nichtrealen zukommen soll (Vierteljahrsschrift f. w. Ph. Bd. 19 S. 34) — legt die Vermutung nahe, dass es mit der Unabhängigkeit nicht so weit her ist, als M. uns glauben machen will, dass vielmehr Zusammengehöriges gewaltsam von ihm getrennt wird. Überdies kann ich nicht finden, dass aus M's Auseinandersetzungen mit Deutlichkeit hervorgeht, worin der Gegensatz zwischen Real und Nichtreal besteht. M. erklärt, dass, „da alle unsere Vorstellungen den Begriff des Realen irgendwie einschliessen, — eine Definition von ihm im strengen Sinne nicht möglich ist". (l. c. Bd. 8 S. 441). Die einzige Art, diesen Gegensatz klar zu machen, wäre die durch Beispiele des Realen und Nichtrealen. „Den Gegensatz des Realen, sagt er, bildet der Mangel eines Realen (der Mangel eines Dinges, d. h. doch wohl sein Nicht- oder nur in geringer Quantität Vorhandensein pflegt sonst nicht sein Gegensatz zu sein A. d. V.), wie ein Loch, eine Grenze, das Vergangene, das Zukünftige, das bloss Mögliche als solches und das Unmögliche, das Vorgestellte, Geliebte als solches usw." Allein ich finde, dass diese Begriffe teils auf den Begriff der Existenz bezw. Nichtexistenz zurückzuführen sind, teils nicht hierher gehören. Um ein Loch, etwa in einem Brett, zu bemerken, ist erstlich nötig, dass ich mir das Vorhandensein von Holz an der betreffenden Stelle denke, zweitens, dass ich die Nichtwirklichkeit des Holzes daselbst feststelle. Der Begriff ist also ohne Zweifel — um in M's Sprache zu reden — durch Reflexion über ein negatives Existenzialurteil entstanden. — Unter Grenze versteht man eine Linie, auf deren einer Seite ein Ding existiert, auf der anderen nicht. Noch deutlicher ist bei den Begriffen des Vergangenen und Zukünftigen die Beziehnung zu dem der Existenz. Wenn ich von einem Ding oder Ereignis behaupte, es sei vergangen, behaupte ich damit gleichzeitig seine (ehemalige) Existenz. Das Prädikat „vor hundert Jahren" kann ich nur einem solchen beilegen,

das damals existierte. Das Mögliche und Unmögliche bedeutet ein Urteil über unser Wissen betreffs der Existenz bezw. Nichtexistenz eines Gegenstandes. Kurz, ich kann nicht finden, dass diese Beispiele einen Gegensatz, der unabhängig von dem zwischen Existenz und Nichtexistenz wäre, erkennen lassen. Unverständlich ist mir, wie M. dazu kommt, das Geliebte und das Vorgestellte als etwas Nichtreales zu bezeichnen, weit eher könnte man das Gegenteil tun. Ueberhaupt nicht miteinander zu vereinen sind die Bemerkungen M's über Realität bezw. Nichtrealität des Vorgestellten. Einmal heisst es „dem Gegensatz des Realen bildet . . . . . das bloss Vorgestellte" (l. c. Bd. 8 S. 171), dann werden wir wieder belehrt: „Von dem Begriff des Realen gilt, dass er von Hause aus in allen Gegenständen unserer Vorstellung steckt" (l. c. Bd. 18, S. 440 Anm.). Also das, was vorgestellt wird, ist nicht real, der Gegenstand der Vorstellung aber ist real. Das begreife, wer es kann. — Ein bedenklicher Mangel ist es ferner, dass wir über die Herkunft der Begriffe des Realen und Nichtrealen nichts zu hören bekommen. Während zu wiederholten Malen auseinandergesetzt wird, woher der Begriff der Existenz stammt, nämlich aus der Reflexion über anerkennende Urteile, die ihrerseits aus einem nicht weiter zurückführbaren geistigen Vermögen hervorgehen, findet sich nirgends eine Angabe, wie wir zum Begriff des Realen gelangen. Stammt auch er aus einem besonderen Vermögen oder vielleicht aus einer besonderen Klasse von Erfahrungen? Davon erfahren wir nichts und so kann ich denn den Versuch, die Begriffe des Realen und Nichtrealen unabhängig von denen der Existenz und Nichtexistenz verständlich zu machen, nicht als geglückt ansehen.

II.

Wer unserer Erörterung bis hierher gefolgt ist, wird leicht folgenden Einwand erheben. Wir sind uns auf das deutlichste bewusst, mit Zuerkennung der Wirklichkeit in allen Fällen ein und dasselbe zu meinen; mögen wir noch so verschiedene Dinge für wirklich halten, mit der Behauptung, dass sie wirklich sind, sagen wir doch von ihnen allen ein und dasselbe aus. Hiermit aber scheint die von uns behauptete Vieldeutigkeit des W-Vorganges nicht recht verträglich zu sein. In der Tat sind derartige Einwände öfters erhoben worden. Marty glaubt, Erdmanns Theorie der Existenzialsätze damit ad absurdum führen zu können[1]), dass er als ihre notwendige Konsequenz einen „äquivoken" Begriff des Seins hinstellt, eine Auffassung, die er offenbar für so widersinnig ansieht, dass sie nicht einmal in Erwägung gezogen zu werden braucht. Dyroff macht Cornelius den Vorwurf[2]), er spreche von den verschiedenen Bedeutungen

[1]) Vierteljahrsschrift f. w. Ph. Bd. 18, S. 452 vor den Anmerkungen.
[2]) Dyroff: Ueber den Existenzialbegriff, Freiburg 1902, S. 73 unten.

des Existenzialbegriffes so, dass man sich wundern müsse, dass dieselben überhaupt mit demselben Wort benannt werden. Allein derartige Bedenken, die beim Logiker begreiflich sind, treffen unsere psychologische Betrachtungsweise überhaupt nicht. Beide Standpunkte aber sind für unser Problem auf das sorgfältigste voneinander zu trennen. In Wahrheit liegt die Sache überall so, dass sich erst auf Grund eines vielgestaltigen psychischen Geschehens der Begriff entwickelt, aus dessen gedachter Einheitlichkeit niemals rückwärts auf die Gleichartigkeit der Vorgänge, denen er seine Entstehung verdankt, geschlossen werden darf. Der Begriff „Empfindung" z. B. ist nicht möglich, wenn nicht sehr verschiedenartige psychische Erlebnisse vorangegangen sind, aber aus der Einheitlichkeit des schliesslich gewonnenen Begriffes folgt durchaus nicht, dass diese Erlebnisse einander gleich sind. Ja noch mehr, es gibt überhaupt keine einzige Empfindung, die die Allgemeinheit des Begriffes besässe, wir erleben niemals die Empfindung, sondern immer nur bestimmte Empfindungen. Kein Vernünftiger aber wird aus der Einheitlichkeit des Begriffes die Folgerung ziehen, dass ein Studium der Einzelempfindungen überflüssig sei. Ebenso liegen die Verhältnisse in unserem Fall. Mag die Logik das Recht haben, mit dem Begriff der Wirklichkeit als einem einheitlichen zu operieren, so darf damit die Tatsache nicht abgestritten werden, dass wir einen Inhalt immer nur in bestimmten Sinne für wirklich halten können. Versucht man einen Inhalt, z. B. einen roten Ball, für schlechthin wirklich zu halten, so erkennt man bei einiger psychologischer Beobachtungsgabe, dass das unmöglich ist. Immer müssen wir irgendwelche zeitlich-räumliche Beziehungen oder psychische Individuen heranziehen, um einen Halt zu gewinnen, um dem sonst leeren Gedanken einen Sinn zu geben. Der Logiker, der das (schematische) Urteil fällt „A ist wirklich", vergisst alles dieses, nicht aus Unachtsamkeit, sondern weil er es vergessen will, der Psychologe dagegen hat die Aufgabe, den Vorgängen nachzugehen, auf denen der einheitliche Be-

griff sich aufbaut. Wie freilich das Vergessen der bedingenden und unentbehrlichen Momente des psychischen Vorganges möglich ist, ohne dass man zum blossen Zero gelangt, ist eine Frage, die uns hier nicht beschäftigt.

Die Vieldeutigkeit der W-Vorgänge ist, wie wir gesehen, das notwendige Korrelat der inhaltlichen Identität von Objekt und Vorstellung. Fragt man, woher es kommt, dass die letztere manchem noch weniger plausibel erscheint als die erstere, dass man geneigt ist, in dem als objektiv gedachten Ereignis einen anderen Inhalt zu erblicken als in seiner Vorstellung, so antworte ich, dass das zum grossen Teil auf das Konto des sprachlichen Ausdruckes zu setzen ist. Seit BACON hat man die Sprache mit Recht als eine Hauptquelle von wissenschaftlichen Irrtümern angesehen, seit dem Emporkommen der historischen Methode durch HEGEL sucht man umgekehrt durch ihre Betrachtung zu psychologischen Einsichten zu gelangen. Wie trügerisch jedoch diese Methode ist, hat unter anderen besonders MARTY schlagend nachgewiesen. Wie verhält sich nun die Sprache gegenüber den Begriffen, die uns beschäftigen? Ich behaupte zunächst, dass die Nomina bisweilen blosse Inhalte, häufiger jedoch Objekte, d. h. als objektiv wirklich bewertete Inhalte, bezeichnen. Welcher von beiden Fällen vorliegt, ist im allgemeinen nicht durch äussere Betrachtung der Worte zu erkennen, sondern muss sich aus dem Zusammenhang ergeben. „Ein Pferd, welches im eigentlichen Sinne diesen Namen verdient,“ sagt MARTY, „ist selbstverständlich ein Pferd, welches ist, also ein existierendes Pferd . . . denn ein Pferd, welches nicht existiert, ist nicht etwas, was eigentlich diesen Namen verdient.“ In der Tat ist dieses der herrschende Sprachgebrauch. Wer z. B. von einem Baum spricht, meint nicht den Inhalt Baum, sondern das Objekt. Die Sprache überspringt gleichsam das, was ursprünglich da ist und setzt erst bei Inhalten ein, die sich einer besonderen Bewertung erfreuen. Daneben werden jedoch dieselben Worte auch zur Bezeichnung von Inhalten schlechthin verwendet.

Machen wir uns den behaupteten Doppelsinn der Nomina an einigen Beispielen klar. Ich vergleiche die beiden Urteile: Rot ist verschieden von Grün, und Rot reizt den Stier zur Wut. Es ist offenbar, dass das Nomen Rot in beiden Sätzen etwas verschiedenes bedeutet. Im ersten bezeichnet es den blossen Inhalt, an dem ich eine Beziehung zu einem anderen Inhalt vorfinde, ohne Rücksicht auf irgend welche Wirklichkeitsbewertung, im zweiten dagegen etwas objektiv Wirkliches. Wie man sieht, findet das erstere in den sogenannten analytischen (besser Inhalts-), das letztere in den synthetischen (besser Wirklichkeits-)urteilen statt. Dass hier in der Tat eine Zweideutigkeit des sprachlichen Ausdrucks vorliegt, geht auch daraus hervor, dass man durch ihre Benutzung zu Paralogismen gelangen kann. Man nehme z. B. folgenden Fehlschluss:

Alles Geflügelte ist entweder Vogel oder Insekt,
Der Pegasus ist geflügelt;
Folglich ist usw.

Der Fehler beruht offenbar darauf, dass die Nomina im Maior objektiv Wirkliches, im Minor dagegen blosse Inhalte bezeichnen, an denen ich eine gewisse Bezeichnung vorfinde. Im Maior bedeutet „Geflügelt“ ein wirkliches Wesen mit wirklichen Flügeln, im Minor dagegen einen Inhalt, zu dessen Bestandteilen der Inhalt „Flügel“ gehört, über dessen Wirklichkeit ich mir jedoch keine Gedanken mache.

Der Grund, weswegen die Sprache in der angegebenen Weise verfährt, ist leicht anzugeben. Zu der Zeit, als sie sich entwickelte, hielt man fast ausschliesslich das objektiv Wirkliche für wichtig genug, um darüber Mitteilungen zu machen, auf dieses gewöhnte man sich also in erster Linie die Worte zu beziehen, doch bediente man sich ihrer, wenn es nötig war, gleichzeitig zur Bezeichnung von Inhalten. Als man später die subjektive Wirklichkeit erkannte und sich eingehender mit ihr beschäftigte, stand man vor der Aufgabe, etwas Neues (d. h. in neuem Sinne Bewertetes) zu bezeichnen, doch so, dass seine inhaltliche Identität mit etwas schon Bezeichnetem deutlich wurde. Man wählte das denkbar einfachste Auskunftsmittel, indem man vor die Bezeichnung des inhaltsgleichen objektiv Wirklichen gewisse für alle Inhalte giltige Substantiva wie Vorstellung, Bewusstsein und ä. setzte, durch welche die neue Wirklichkeitsbewertung ausgedrückt wurde. Dahinter trat dann das bereits vorhandene Nomen, entweder als Apposition oder als Genitivattribut, wobei der Genitiv m. E. ursprünglich als G. epexegeticus anzusehen ist. So sprechen wir von der Vorstellung Baum oder des Baumes, der Empfindung Rot oder des Roten, wenn wir die subjektive Wirklichkeit meinen.

Da nun zur Kennzeichnung des subjektiv Wirklichen ein neues Nomen verwandt wurde, so war der Irrtum fast unvermeidlich, als wären die Vorstellungen neue Inhalte, während es in Wahrheit doch nur die alten, längst bekannten waren, die nur eine neue Bewertung erfuhren. Die Tatsache, dass objektive und subjektive Wirklichkeitsbewertung zwei selbständige Vorgänge sind, die sich auf dieselben Inhalte beziehen, wird eben durch den sprachlichen Ausdruck völlig verdunkelt, der zu einer Zeit geprägt wurde, als man sich mit subjektiven Phänomen nicht oder nur ausnahmsweise beschäftigte. Hier liegt auch der Ursprung des Irrtums, dass Vorstellungen ein intentionales Objekt haben. Da die Vorstellung durch zwei Nomina bezeichnet wird, von denen das zweite für sich allein ein objektiv Wirkliches bedeutet, glaubte man, dass die Vorstellung selbst in geheimnisvoller Weise das Objekt umschliesst oder sich auf dasselbe bezieht, dass ferner in ihr eine Art Dualismus von Vorstellungstätigkeit und Objektinhalt läge. Dass dieses keineswegs der Fall ist, glaube ich deutlich gezeigt zu haben.

Das bisher Gesagte war notwendig, um den Sinn unserer Aufgabe völlig klarzulegen, wir gehen jetzt dazu über den ersten Schritt zu ihrer Lösung zu tun.

III.

Man hat öfter darauf hinweisen zu müssen geglaubt[1]), dass die Wirklichkeit nicht Gegenstand einer Vorstellung sei. Das ist insofern richtig, als es kein noch so kompliziertes Vorstellungsgebilde gibt, das wir gleich Wirklichkeit setzen dürften, oder das uns das Wirkliche im Gegensatz zum Nichtwirklichen repräsentierte; können wir doch jedem Komplex, nachdem er entstanden, nun noch die Wirklichkeit zu- oder absprechen. Für uns handelt es sich aber auch nicht um die Wirklichkeit in abstracto, sondern um das konkrete Für-

---

[1]) Z. B. Dyroff: Über den Existenzialbegriff, Freiburg 1902, S. 26, wo er Hume den Vorwurf macht, dass „Vorstellung und Begriff bei ihm nicht genügend unterschieden" sind.

wirklichhalten, und dieses könnte immerhin in dem Auftauchen bestimmter charakteristischer, mit dem für wirklich zu haltendem Inhalt verknüpfter Vorstellungen bestehen. Allein, wenn wir uns bei der Beschäftigung mit für wirklich gehaltenen Gegenständen beobachten, können wir beim besten Willen ein Auftauchen derartiger Gruppen nicht feststellen. Selbst wenn uns von einem Komplex, den wir bis dahin für nicht wirklich hielten, von glaubwürdiger Seite gesagt wird, er sei wirklich, was offenbar der günstigste Fall für die Beobachtung derartiger Vorstellungsgruppen wäre, wird die Beobachtung im allgemeinen kein positives Resultat ergeben. Die einzige Vorstellung, die in diesem Fall sich mit Sicherheit bemerkbar macht, ist das akustische Bild des Wortes „wirklich", aber damit ist der psychische Vorgang natürlich nicht erschöpft, der mehr als blosse Schallvorstellung ist. Welcher Art ist nun dieser Vorgang, der, durch ein Wort veranlasst, mit dem Auftauchen irgendwelcher Vorstellungen nicht verbunden zu sein braucht? Nichts gewonnen wäre mit der Auskunft, er sei die Auffassung des Existenzialbegriffes, geht dieser Begriff, wie früher gezeigt, doch erst aus den fraglichen Vorgängen hervor und halten die meisten Menschen doch in concreto Dinge für wirklich, ohne den allgemeinen Begriff gebildet zu haben. Ich antworte vielmehr, er ist von derselben Art wie die seelischen Vorgänge, die sich auch sonst an Worte knüpfen, deren Sinn wir verstehen, ohne ihn in reproduzierten Empfindungskomplexen zu veranschaulichen. Es ist experimentell nachgewiesen[1]) und kann durch Selbstbeobachtung von jedermann bestätigt werden, dass nicht nur abstraktes Denken, sondern auch Beschäftigung mit anschaulichen Begebenheiten und Gegenständen uns möglich ist, ohne dass wir optische oder akustische oder andere Empfindungskomplexe zu reproduzieren brauchten. Der rasche Verlauf einer gehaltvollen Rede, sowie ihre gefühls-

---

[1]) Man vergleiche zu dem folgenden die Abhandlung von M. Dessoir „Anschauung und Beschreibung" im Archiv für Philosophie, Abteilung 2 1904, Bd. 10, S. 33 u. ff.

mässige Wirkung lassen uns nicht einmal Zeit, die Worte mit Phantasievorstellungen zu begleiten, ohne dass das Verständnis derselben beeinträchtigt würde. Wenn aber auch hin und wieder Reproduktionen auftauchen, dürfen wir sie nicht als Vermittler des Verständnisses ansehen; der Mangel an Vollständigkeit macht sie untauglich dazu. Wenn ich von einem königlichen Kaufmann reden höre, blitzt in mir vielleicht die Vorstellung der Purpurfarbe und eines Mastbaumes auf, aber diese Vorstellungen reichen natürlich nicht hin, den Sinn der beiden Worte zu vermitteln. Was spielt sich nun in meinem Innern ab, wenn ich ein Wort verstehe, das keinerlei Vorstellung in mir erweckt? Unhaltbar ist offenbar die Ansicht, dass in dem fraglichen Augenblick nichts anderes vor sich geht, als die Auffassung des Wortbildes; der Unterschied zwischen dem verständnislosen Anhören einer Rede und dem Begreifen des Inhaltes ist zu deutlich, als dass er verkannt werden könnte. Ich behaupte vielmehr, dass uns hier eine eigene Klasse von psychischen Phänomenen entgegentritt, die keine noch so eindringende Analyse auf etwas Einfacheres zurückführen kann. Ich will diese Phänomene als Gedanken bezeichnen, ein Ausdruck, der zwar im gewöhnlichen Leben vielfach und in verschiedenem Sinne angewandt, der aber in der Psychologie sonst nicht benutzt wird. Der Gedanke hat mit der einfachen Empfindung dieses gemein, dass er eine bestimmte Qualität, aber keine Teile besitzt, denn wir können von solchen, weder während er durch unser Bewusstsein zieht, noch auch während wir uns seiner erinnern, dass Geringste entdecken. Das geflissentliche Übersehen dieses psychologischen Phänomens ist, wie ich glaube, eine Quelle folgenschwerer Irrtümer gewesen, so z. B. der BERKLEY'schen Lehre von der Nichtexistenz allgemeiner Begriffe. — Die am meisten charakteristische und wunderbare Eigenschaft des Gedankens ist nun die, dass er, sobald wir es *wollen*, zum *Ausgangspunkt* von Vorstellungen wird; wer bei einem Gedanken verweilt und sich die Frage vorlegt, was meinst du eigentlich damit?, sieht

aus ihm eine grosse Zahl von Vorstellungen mit mehr oder minder zwingender Eindeutigkeit hervorgehen. Zu warnen ist jedoch davor, dass man den Gedanken als etwas Potentielles im Gegensatz zum Aktuellen der Vorstellungen ansieht; derartige scholastische Begriffe können nur dazu dienen, die klare Sachlage zu verdunkeln. In Wahrheit ist der Gedanke genau so aktuell wie die Vorstellungen, er hat seine besondere Qualität, sein besonderes Dasein so gut wie diese. Ebensowenig darf er als Komplex von unbewussten oder unbemerkten Vorstellungen angesehen werden. Die Existenz unbewusster Vorstellungen ist höchst zweifelhaft, nicht eigentlich Gegenstand der Erfahrung, während der Gedanke so sicher unmittelbar erlebt wird wie nur irgend etwas; von unbemerkten Vorstellungen zu reden wäre man aber nur dann berechtigt, wenn man sich nachträglich auf irgend eine Weise davon überzeugen könnte, dass Vorstellungen vorhanden waren, was jedoch nicht der Fall ist. Zurückzuweisen ist auch die Auffassung, als wäre der Gedanke nichts weiter als das G e f ü h l, dass man, wenn man wollte, sich das gehörte Wort sinnlich veranschaulichen könnte. Wäre dem so, so wäre es unbegreiflich, dass man unsinnige Zusammenstellungen auch dann als solche erkennen kann, wenn das Zusammengestellte nur gedanklich aufgefasst wird, wozu man sehr wohl imstande ist; dass eine grasgrüne Sonne Unsinn ist, weiss ich sehr wohl, auch ohne dass ich optische Bilder reproduzieren müsste. Wir müssen uns also damit begnügen, die Beziehung zwischen Gedanken und Vorstellungen als einzig dastehend anzuerkennen. Zur Kennzeichnung dieser Beziehung werde ich mich der Ausdrücke bedienen: der Gedanke ersetzt oder vertritt Vorstellungen oder er ist ihnen äquivalent. — Fragen wir nun genauer, was der Gedanke denn eigentlich ersetzt, so tritt uns wiederum eine höchst bemerkenswerte Tatsache entgegen: nicht nur Einzelvorstellungen, sondern ganze Vorstellungsreihen mit ihren inneren Beziehungen, die niemals gleichzeitig in Form von Vorstellungen dem Bewusstsein

gegenwärtig sein können, werden von ihm vertreten. Es gibt dem Gedanken „Rot", aber auch „Unwetter", „neunte Symphonie" usw. Ich will in diesem Sinne zwischen Individual- und Kollektivgedanken unterscheiden. — Nur angedeutet sei hier, wie wichtig unsere Fähigkeit, mit Gedanken zu operieren, in biologischer Hinsicht ist; sie ersparen uns eine Fülle von Vorstellungstätigkeit, ohne dass dieses Weniger an Arbeit ein Hemmnis für den Fortgang des psychischen Geschehens wäre.

Die Aufgabe, die nun der Forschung gegenüber dem einzelnen Gedanken erwächst, besteht in der Feststellung der Vorstellung bezw. Vorstellungsvorgänge, die er auf Grund von Willensakten veranlassen kann, und die wir als ihm äquivalent bezeichnet haben, denn für sich allein genommen gibt er als ein qualitativ Einfaches zu weiteren Bemerkungen keinen Anlass. Die Lösung dieser Aufgabe, die ich als Reduktion des Gedankens bezeichne, kann aber nach zwei entgegengesetzten Methoden erfolgen. Die erste, die ich die synthetische nenne, sucht die Entwicklung des Gedankens historisch zu verfolgen und so seines Inhaltes nachkonstruierend sich zu versichern. Zahlreiche Momente kommen für die Entwicklung des Gedankens in Betracht. Den ersten Anlass zu seiner Entstehung gibt das häufige Auftreten der gleichen Vorstellungsverbindungen. Allmählich blasst bei weiteren Wiederholungen die Farbe der Elemente ab, um schliesslich ganz zu verschwinden, — ein Prozess, der aus praktischen Gründen besonders rasch sich da vollzieht, wo zu der Vorstellungsverbindung ein Wort sich gefunden hat, — und der Gedanke ist in seiner ersten Gestalt entstanden. Jetzt nimmt er neue Vorstellungen oder auch bereits vorhandene Gedanken in seinen Inhalt auf, er wird immer feiner und differenzierter, um mit der Summe des Erfahrungsmaterials, das das Leben darbietet, in Einklang zu bleiben. Diese Bereicherung geht zum Teil in bewusster Weise vor sich, wenn wir erkennen, dass wir eine Lücke auszufüllen, einen Irrtum zu berichtigen haben; wichtiger und tiefgreifender sind aber die unbemerkten

Umgestaltungen, die er unter dem stetigen Einfluss der täglichen Erlebnisse erfährt. Die Wahrnehmung selbst der bekanntesten Gegenstände und Vorgänge bietet meist etwas Neues, das die Gedanken über diese Dinge modifiziert. Wer nun imstande wäre, die hier angedeutete Entwicklung in ihren Einzelheiten zu verfolgen, würde vollständige Gewissheit über den Inhalt des Gedankens erlangt haben. Aber schon der flüchtigste Blick zeigt uns, wie wenig wir in der Tat den Anforderungen dieser Methode gerecht werden können, da wir selbst in den günstigsten Fällen nicht mehr als die gröbsten Züge jener Entwicklung anzugeben imstande sind. Der direkte Weg der Selbstbesinnung auf die psychische Vergangenheit ist so gut wie wertlos, da es nicht möglich ist, sich auf einen früheren Standpunkt zurückzuschrauben, wir vielmehr die Erlebnisse der Vergangenheit im wesentlichen mit den Augen der Gegenwart ansehen. Man hat daher versucht, auf zwei indirekten Wegen Aufschluss über die Entwicklung des Gedankens zu gewinnen, wobei man weniger das geistige Werden des Individuums als das der Rasse ins Auge fasste, was insoweit berechtigt ist, als dem Individuum seine Gedanken zum grossen Teil durch beabsichtigte oder nichtbeabsichtigte Pädagogik überliefert werden. Entweder fragte man sich auf Grund der Kenntnisse der objektiven Wirklichkeit, welche Gegenstände und Erscheinungen unseren Vorfahren zuerst, welche später auffallen und wie sie auf sie wirken mussten, um auf diesem Wege ein Bild von der stufenweisen Entwicklung des Gedankens zu erlangen. Derartigen Erörterungen gegenüber, die nicht ganz unbeliebt sind, werde ich nie das Gefühl los, dass es sich doch nur um mehr oder weniger willkürliche Hypothesen handelt. Häufig werden dabei Annahmen als sicher hingestellt, von denen man nur sagen kann: möglich, dass es so war, vielleicht war es aber auch anders. — Das zweite indirekte Erkenntnismittel ist die etymologische Forschung. Da das Wort zu einer Zeit sich gebildet hat, wo der Gedanke meistens noch nicht zu der jetzt erreichten Ent-

wicklungsstufe gelangt war, ist in dem Wort die frühere Phase des Gedankens gleichsam fossil geworden und der ungestörten Betrachtung zugänglich. Die hauptsächlichen Mängel dieser Methode liegen einmal darin, dass in der sprachlichen Bezeichnung selbst im günstigsten Fall nur sehr geringfügige Bruchstücke aus der Entwicklung des Gedankens zum Niederschlag gelangen, zweitens darin, dass selbst da, wo die etymologische Betrachtung uns zeigt, welche Vorstellungen einst im Gedanken enthalten waren, wir niemals gewiss sind, ob sie auch gegenwärtig in ihm enthalten sind. Das Vergessen, dieser mächtige Faktor jeder inneren Entwicklung, bleibt hier ohne Berücksichtigung.

So kann man z. B. aus dem Worte Wirklichkeit schliessen, dass man früher einmal dasjenige als wirklich ansah, was auf andere Dinge oder das Subjekt wirkte, ob aber in dem gegenwärtigen Fürwirklichhalten dieser Sinn enthalten ist, bleibt dabei ganz ungewiss. Damit kennzeichnet sich der Wert auch dieser Methode für die Reduktion von Gedanken als ziemlich geringfügig; nicht mehr können wir ihr zugestehen, als dass sie in Verbindung mit der vorher genannten bisweilen einen Fingerzeig geben kann, in welcher Richtung das Resultat zu suchen ist.

Die zweite Hauptmethode, die ich als analytische bezeichne, besteht darin, dass man durch Selbstbesinnen den Gedanken so lange auseinanderlegt, bis man zu deutlich angebbaren, vorzeigbaren Vorstellungen gelangt. Diese Methode erscheint gegenüber der synthetischen als die sicherere, bietet jedoch in ihrer Anwendung gleichfalls grosse Schwierigkeiten. Es ist nämlich nicht so, dass es der blossen Absicht einer Reduktion bedarf, um sogleich die Vorstellungsfülle aus dem Gedanken hervorgehen zu lassen, vielmehr erfordert die Reduktion eine besondere geistige Anspannung, deren Erfolg stets zweifelhaft ist. Wer nicht gewohnt ist zu reflektieren, dessen Gedanken sind zum Teil so sehr erstarrt, dass es nicht möglich ist, sie in Vorstellungen umzusetzen. Um unsere Gedanken als lebendiges Besitztum zu erhalten,

müssen wir sie bisweilen bis zu ihren sinnlichen Quellen verfolgen, entweder mehr unwillkürlich vermittelst der Phantasie, oder mehr willkürlich auf dem mühevolleren Wege der Reflektion[1]). Aber wer bürgt dafür, dass auch bei „nachdenklichen“ Naturen die geistige Energie ausreicht, um den ganzen Inhalt des Gedankens ans Licht zu befördern!

Damit hängt es zusammen, dass wir bei mehrmaligen Reduktionsversuchen nicht immer zu gleichen Resultaten gelangen. Je nach der momentanen geistigen Verfassung sind wir geneigt, die äquivalenten Vorstellungen mehr in der einen oder in der anderen Richtung zu suchen. Noch weniger können wir Gleichheit des Resultats bei verschiedenen Individuen erwarten. Hier kommt nicht nur die Verschiedenheit in der Fähigkeit der Reflektion, sondern auch die der Lebenserfahrungen in Betracht. Man frage einen Philosophen und eine Scheuerfrau, was Schmutz ist, und die Antwort wird recht verschieden ausfallen. All diese Unsicherheiten können wohl auf ein gewisses Mass herabgedrückt werden, indem wir zu verschiedenen Zeiten an die Reduktionsaufgabe herantreten und uns jedesmal einer möglichst grossen Unabhängigkeit von den früheren Resultaten befleissigen und indem wir unsere Resultate mit den von anderen Individuen gewonnenen vergleichen, ganz aufzuheben aber sind sie nicht und bis zu einem gewissen Grade wird die Psychologie auf diesem Gebiete immer Selbstbekenntnis bleiben. Das Gefühl dieses Sachverhaltes ist auch eines der Motive für die Aufstellung von Begriffen gewesen. Beim Begriff schwindet die Unsicherheit, in ihm sind bestimmte Momente des Gedankens mit Absicht hervorgehoben, alle anderen aus ihm ausgeschlossen.

Das Gesagte soll klar machen, was die Lösung unseres Problems eigentlich bezweckt: wir wollen die Vorstellungsvorgänge kennen lernen, die dem Gedanken, dass etwas wirklich ist, äquivalent sind, und es soll ferner rechtfertigen, dass wir uns ausschliesslich der analytischen Methode bedienen werden, es soll endlich noch deutlicher als die früheren

---

[1]) Genaueres hierüber findet man bei Locke (Essay IV 5. § 4).

Abschnitte zeigen, dass wir uns keineswegs verpflichtet fühlen, nach einem „einheitlichen“ Begriff zu suchen, dass wir uns vielmehr darauf gefasst machen, ein mannigfaltiges Geschehen vorzufinden.

Als erste Stufe der Gedankenreduktion können wir das Urteil ansehen: A gilt als wirklich. Dieses Urteil drückt mehr aus als den blossen W-Vorgang. Es ist die sprachliche Begleiterscheinung nicht des Gedankens, sondern des Bewusstseins, dass hier ein Gedanke vorliegt. Man kann — und in den meisten Fällen verfährt man so — zahllose Dinge für wirklich halten, ohne zu der Fällung des Urteils zu gelangen. Doch enthält das Urteil noch keine materielle Reduktion des Gedankens, es ist die bloss formale Anerkennung eines besonderen psychischen Geschehens und damit ein Hinweis auf die Notwendigkeit einer materiellen Reduktion. Wir brauchen uns dem gemäss bei dem Urteil nicht länger aufzuhalten, sondern gehen sogleich zu der eigentlichen Reduktion über.

Meist wird die Lehre von den Existenzialsätzen innerhalb der Lehre von den Urteilen abgehandelt. Nur im Rahmen und auf dem Boden der Urteilstheorie soll das Verständnis der Existenzialsätze möglich sein. So sagt z. B. JERUSALEM[1]): Existenzialsätze setzen eine starke Geläufigkeit der Urteilsfunktion . . . . voraus.“ Demgegenüber muss ich für unser Problem durchaus selbständige Bedeutung in Anspruch nehmen. Treffend ist die Bemerkung von DYROFF[2]): „Nicht heisst etwas existierend, wenn das anerkennende Urteil wahr, sondern umgekehrt ist das anerkennende Urteil wahr, wenn das in ihm anerkannte Etwas existiert.“ Ich glaube sogar den Spiess umkehren und behaupten zu dürfen, dass es wünschenswert ist, erst den W-Vorgang, dann das Urteilsproblem zu behandeln. Im allgemeinen wird man derjenigen Klasse von Vorgängen die Priorität in der Behandlung einräumen, über deren Umfang (im logischen Sinne) am wenigsten Zweifel obwalten. Nun wird wohl niemals jemand im Zweifel sein, wann er etwas für wirklich hält, weit eher ob ein Urteilsphänomen vorliegt. Um dem Laien klar zu machen, was die Logik unter „urteilen“ versteht, bedarf es erst einiger Bemühung, und ich glaube, dass auch Fachleute mit diesem terminus nicht immer dasselbe meinen. Anders kann ich mir die grosse Verschiedenheit der Ansichten, die hierüber in den letzten Jahren ausgesprochen sind, nicht erklären. Ist es die Formung eines chaotischen Vorstellungsmaterials, ist es die Zusammenfügung zweier Vorstellungen, ist es die Anerkennung einer Vorstellung, oder die Begleitung eines inneren Vorganges mit Sprachlauten oder die Interpretation des Naturgeschehens vermittelst des aus innerer Erfahrung gewonnenen Kraftbegriffes? Die grosse Divergenz der Behauptungen legt die Annahme nahe, dass schon über den Sinn der Aufgabe nicht volles Einverständnis herrscht.

---

[1]) Urteilsfunktion 1895 S.

[2]) Der Existenzialbegriff 1902 S. 15.

Zu J. St. Mills 100. Geburtstage.

Von **Paul Barth**, Leipzig.

J. St. Mill, dessen 100. Geburtstag der 20. April 1906 war, wurzelt im englischen Empirismus. In erkenntnistheoretischer Hinsicht ist er wesensverwandt mit Locke und mit Hume, in der Psychologie mit seinem Vater James Mill, in seiner Moralphilosophie knüpft er an Bentham an.

Er machte den Empirismus zunächst fruchtbar für die Logik. Er wies ihr die Aufgabe zu, nicht den Zusammenhang der Vorstellungen, sondern die allgemeinsten Gesetze des Zusammenhangs der Phänomene zu erforschen [1]. Er war in der Logik der erste bewusste Realist. Darum unterschied er zuerst das Urteil in fünf Arten nach den verschiedenen objektiven darin ausgedrückten Verhältnissen [2], betrachtete er die Definitionen als Bestimmungen nicht des Sprachgebrauchs, sondern der wesentlichen Eigenschaften der Dinge [3], bemühte er sich mehr als irgend ein Denker seit Bacon um die Regeln der Induktion, die er für die wahre Methode des Schliessens und Folgerns hielt [4], weil sie allein neue allgemeine Wahrheiten entdeckt. Darum auch betonte und untersuchte er mehr als seine Vorgänger den wichtigen Unterschied zwischen empirischen und kausalen Gesetzen; und er war wohl einer der ersten oder der erste, der darauf aufmerksam machte, dass „die Vereinigung der Ursachen" verschiedene Ergebnisse haben, dass die vereinigte Wirkung

---

[1]) Logik, deutsche Uebers. 2. Aufl. Leipzig 1885. 1. Buch, 5. Kap. § 1. Vergl. auch Ch. M. Douglas, J. St. Mill, deutsche Uebers. Freiburg und Leipzig 1897, S. 32 bis S. 36.

[2]) Logik, 1. Buch, 5. Kap. § 7. (I, S. 118.)

[3]) Logik, 4. Buch, 4. Kap. § 3 Schluss und § 4 Anfang.

[4]) Vergl. Logik, 2. Buch, 1. Kap. § 2 und 3. Buch, 1. Kap. § 1.

die Summe der einzelnen Wirkungen sein, dass sie aber auch eine ganz neue und von den einzelnen Ursachen nicht ableitbare sein kann[1]). Wie wichtig diese zweite Möglichkeit ist, ersieht man daraus, dass selbst ein so empirisch gerichteter Denker wie SPENCER nicht immer sich ihrer bewusst bleibt. Er weiss sehr wohl, dass in der Chemie die Eigenschaften der Verbindungen ganz andre sind als die der Elemente, er warnt davor in der Biologie aus der Natur der Einheiten diejenige der zusammengesetzten Gebilde voraussagen zu wollen, aber er trägt kein Bedenken, für die Soziologie den Grundsatz auszusprechen, dass die Gesetze der Gesellschaft aus den Gesetzen ihrer Einheit, des Menschen, abzuleiten seien[2]). Und selbst MILL ist, in der Theorie wenigstens, diesem Irrtume unterlegen, indem er erklärt: „Menschliche Wesen in der Gesellschaft besitzen keine anderen Eigenschaften als jene, die von den Gesetzen der Natur des individuellen Menschen herstammen und sich in diese auflösen lassen. Bei sozialen Phänomenen ist die Zusammensetzung von Ursachen das Grundgesetz[3])." Für die praktische Ausführung aber widerspricht er diesem Satze. Denn er verlangt für die Soziologie als Hilfswissenschaft die „Ethologie", d. h., wie bald zu erwähnen sein wird, die Wissenschaft vom Menschen, wie er sich in verschiedenen Zeiten durch die soziale Umgebung zum besonderen Typus gestaltet.

Sein erkenntnistheoretischer Standpunkt, sein zum extremen Phänomenalismus gesteigerter Empirismus, der nichts Apriorisches anerkennt, wirkt in seiner Logik niemals störend. Wenn man bei ihm liest, dass „wir zu diesem ausnahmslosen Gesetze (dem allgemeinen Kausalgesetze) durch Verallgemeinerung aus vielen Gesetzen von geringerer

---

[1]) Logik, 3. Buch, 6. Kap. § 2. (II, S. 70.)

[2]) Vergl. H. SPENCER, Essays III, S. 408, Principles of Biology. § 2—4 und Study of Sociology, deutsche Uebersetzung, Leipzig 1875, I. S. 62, 73, 150; II, S. 234. Auch Principles of Sociology, § 271 und Die Erziehung, deutsche Uebers. 3. Aufl. Jena 1889, S. 58.

[3]) Logik, 6. Buch, 7. Kap. § 1. (III, S. 284.)

Allgemeinheit gelangen [1])", so ist dies eben eine prinzipielle Auffassung und berührt uns nicht fremdartig. Gewaltsamer schon klingt es, wenn er diese Auffassung auf die Prinzipien der Zahlen und auf die Raumverhältnisse ausdehnt [2]). „Dieser Charakter von Notwendigkeit, den man den Wahrheiten der Mathematik beilegt und sogar (mit einigen später vorzubringenden Einschränkungen) die eigentümliche Gewissheit, welche man ihnen zuschreibt, beruht auf einer Täuschung [3])". Und gewissermassen unmenschlich ist es, wenn er behauptet, wir können uns vorstellen, „dass z. B. in irgend einer der vielen Fixsternregionen, in welche die Astronomie gegenwärtig das Weltall einteilt, die Ereignisse einander nach Ungefähr ohne irgend ein festes Gesetz folgen mögen [4])." Denn wenn in der Aussenwelt jede Kausalität hinweggedacht wird, muss folgerichtigerweise dies auch für die Innenwelt geschehen, so dass jedes Urteil über Kausalität oder ihre Abwesenheit aufhören müsste. Denn in einem Bewusstsein, in dem keine Kausalität, keine Gesetzmässigkeit waltet, gibt es kein Gesetz der Folge der Vorstellungen, also keine Erwartung der Wirkung irgend eines geschehenen Ereignisses, — die Erwartung ist ja nach Hume und auch nach Mill das Wesen der Kausalität — also keinen Begriff der Kausalität und kein Urteil über das Fehlen derselben.

Aber dieser Phänomenalismus hatte auch sein Gutes. Da Mill kein Dogmatiker war, so war er tolerant gegen andere Anschauungen von der Welt, die von der seinigen abwichen, und immer bereit, Ansichten, die weiter gingen als sein Phänomenalismus, zu prüfen. In seinen letzten Lebensjahren liess er den Theismus als eine berechtigte, wahrscheinliche und für das Leben sehr erspriessliche Hypothese gelten. „Es scheint mir, dass das hoffnungsvolle Vertrauen auf die Regierung der Welt und auf des Menschen

---

[1]) Logik, 3. Buch, 21. Kap. § 2. (II. S. 300.)
[2]) Logik, a. a. O. § 3.
[3]) Logik, 2. Buch, 5. Kap. § 1. (I, S. 260.)
[4]) Logik, 3. Buch, 21. Kap. § 1. (II, S. 297.)

Schicksal nach dem Tode, indem wir gleichzeitig als klar und wahr anerkennen, dass wir zu mehr als zu einer Hoffnung keinen Grund haben, berechtigt und philosophisch zu verteidigen (philosophically defensible) ist[1]."

Die realistische Absicht seiner Logik führte MILL zu genauer Beschäftigung mit den Methoden der Einzelwissenschaften, besonders der beiden jüngsten derselben, der Nationalökonomie und der noch später entstandenen, allgemeinere Fragen behandelnden Soziologie. Er unterschied beide sehr wohl. Er wusste, dass die erste nur die Produktion und die Verteilung der Güter betrachtet, die andere aber den Ursprung und die Entwicklung des Zusammenlebens der Menschen zum Gegenstande hat. Er wünschte diese gegründet auf die Psychologie und auf die Ethologie, die Wissenschaft von den Typen der menschlichen Natur, wie sie durch die „umgebenden Verhältnisse" in der Geschichte gebildet worden sind und noch gebildet werden[2].

Für die Nationalökonomie aber hat er nicht bloss methodologisch, sondern auch systematisch gearbeitet, indem er seine „Grundsätze der politischen Ökonomie nebst einigen Anwendungen derselben auf die Gesellschaftswissenschaft" schrieb. Wenn er hierbei wesentlich deduktiv verfuhr, so folgte er teils der englischen Tradition — auch ADAM SMITH und D. RICARDO waren deduktiv verfahren —, teils seiner eigenen Überzeugung. Denn er meinte, der Sozialwissenschaft, unter die die Nationalökonomie gehört, bleibe wegen der Vielheit der Ursachen, mit denen sie zu rechnen habe, nur die deduktive Methode übrig[3]. Freilich beruht diese Deduktion auf einer vorausgehenden Induktion und muss durch eine darauf folgende Induktion bestätigt werden[4]. So verstanden, sichert ihn die deduktive Methode vor jeder Einseitigkeit. Die Gesetze der Handlungen

---

[1]) Three essays on religion, London 1874, S. 249.
[2]) Logik, 6. Buch, 5. Kap. § 6. (III, S. 277.)
[3]) Logik, 3. Buch, 10. Kap. § 8. (II, S. 165.)
[4]) Logik, 3. Buch, 11. Kap. § 1. (II. S. 167.)

der Menschen werden induktiv gewonnen. Aus ihnen werden deduktiv die „Tendenzen“ abgeleitet, die in einer Gesellschaft zutage treten müssen, dann wird untersucht, wie in der Vergangenheit diese Tendenzen wirklich geherrscht haben und durch welche Nebenursachen sie etwa gehemmt wurden. Für die Zukunft können nicht positive Tatsachen, sondern nur „Tendenzen“ vorausgesagt werden[1]).

So sind seine „Grundsätze der politischen Ökonomie“ ein Werk geworden, das über die bedeutendsten seiner Vorgänger hinausging. MILL lässt den bloss deduktiven und abstrakten RICARDO durch den engen Anschluss an die Tatsachen weit hinter sich, er ist aber auch der Einseitigkeit SMITH's überlegen[2]). SMITH hatte seines Prinzips wegen die Tätigkeit des Staates aufs äusserste beschränkt. Nur die „Abwehr von Gewalt und Betrug“ hatte er ihm als Aufgabe gelassen; positive Eingriffe das Staates in das Leben der Gesellschaft hatte er verworfen, mit zwei Ausnahmen, indem er staatliche Beaufsichtigung der Banken[3]) und staatliche Durchführung eines allgemeinen, pflichtmässigen Elementarunterrichts[4]) verlangte. MILL urteilt unbefangener. Er verlangt das Eingreifen des Staates nicht bloss auf den beiden von SMITH zugelassenen Gebieten, sondern überall da, wo nur der Staat die Ausübung eines Monopols verhüten kann, wie z. B. ein Kanal von ihm erbaut werden muss, damit er nicht als Privateigentum ein Mittel der Ausbeutung werde[5]) und auch da, wo ein bedeutender Vorteil der Gesamtheit durch die Macht des einzelnen nicht zu erreichen ist. In solchen Fällen sind staatliche Massregeln notwendig, wie z. B. die Fabrikgesetzgebung, die Ansiedlung verarmter

---

[1]) Logik, 6. Buch, 9. Kap. § 2. (III, S. 306.)

[2]) Trotz des starken Einflusses seines Vaters, JAMES MILL, der ein korrekter Anhänger SMITH's war. Vergl. S. SÄNGER, J. St. MILL (FROMMANNS Klassiker der Philosophie, XIV). Stuttgart 1901, S. 10f.

[3]) Wealth of nations, 2, Buch, 2. Kap.

[4]) A. a. O. 5. Buch, 1. Kap., Part. III, Art. II.

[5]) Grundsätze der politischen Ökonomie, deutsch von A. SOETBEER, 3. Aufl. Leipzig 1869, 5. Buch, 11. Kap. § 11.

Bürger von Staats wegen, die Unterstützung nützlicher Erfindungen, Pflege der Wissenschaft u. a.[1]).

Nicht mindere Unbefangenheit zeigt er in der Beurteilung des Sozialismus und des Individualismus. Er verkennt nicht die Gerechtigkeit, die im Prinzipe des Sozialismus liegt, er hat sogar die Hoffnung ausgesprochen, dass die Genossenschaften der Arbeiter sich vermehren, die Kapitalisten ihnen Geld leihen und so die Produktionsmittel allmählich in die Hände der Arbeiter übergehen werden.[2]) Aber der Sozialismus ist ihm doch nicht die einzige Möglichkeit der Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände. Er hält nicht das Privateigentum an sich für ein Übel, sondern nur die Beschränkungen des freien Austausches. „Wenn die Tendenz der Gesetzgebung dahin gegangen wäre, die Ausbreitung des Vermögens statt dessen Konzentrierung zu begünstigen, die weitere Teilung grosser Vermögensmassen anzuregen anstatt deren Zusammenhaltung anzustreben, so würde in solchem Falle sich erwiesen haben, dass das Prinzip des Privateigentums in keinem notwendigen Zusammenhange steht mit den physischen und sozialen Leiden, welche fast alle sozialistische Systeme als davon untrennbar voraussetzen“[3]). Er hält die freie Konkurrenz nicht für die Wurzel aller wirtschaftlichen Leiden, sondern zählt alle ihre Vorzüge auf[4]). „Wenn die Konkurrenz auch Übel mit sich bringt, so beugt sie doch grösseren Übeln vor.“ (A. a. O.) „Die Konkurrenz mag vielleicht nicht der denkbar beste Sporn sein, aber sie ist für jetzt ein notwendiger Sporn, und niemand kann den Zeitpunkt voraussehen, wo sie für den Fortschritt entbehrlich sein wird.“ (A. a. O.) Wo er aber Forderungen stellt, bewahrt ihn vor Irrungen die stete Erinnerung an die Wohlfahrt aller, den Zweck aller Wirtschaft, dessen gleichwohl viele Theoretiker vergessen. Die

---

[1]) A. a. O. § 12 16.
[2]) Grundsätze, 4. Buch, 7. Kap. § 6 am Schlusse.
[3]) Grundsätze, 2. Buch, 1. Kap § 3. (I, S. 219.)
[4]) Grundsätze, 4. Buch, 7. Kap. § 7.

Frage, die SISMONDI gegen RICARDO erhebt: Quoi donc? La richesse est tout, les hommes ne sont absolument rien?[1]) hat auch auf MILL, der SISMONDI sehr schätzt, Eindruck gemacht. Aber ausser diesem Einflusse SISMONDIS war es auch die Moralphilosophie BENTHAMS, die seinen Blick beständig auf das allgemeine Wohl gerichtet hielt.

BENTHAM hatte „das grösste Glück der grössten Zahl" als das Ziel der Ethik, der Rechtswissenschaft und der Politik aufgestellt, einen Tarif des Lust- und Unlustwertes der Handlungen und ihrer Folgen entworfen, die „hedonistische Rechnung" anzuwenden gelehrt, und die unsittliche Handlung als einen Rechenfehler des Eigennutzes erklärt. Aber sein System blieb in zwei Richtungen unvollständig, so dass es den ganzen Umfang und die ganze Tiefe der sittlichen Welt nicht deckte. Erstens hatte er die Aufopferung, wenn sie keinen Rest von Eigennutz zeigte, für nicht sittlich halten müssen; nur durch eine persönliche, systemwidrige Inkonsequenz war es ihm möglich geworden, denjenigen, der sich für andre opfert, glücklich zu preisen[2]). Ein zweiter Mangel war, dass BENTHAM nur die materiellen, nicht die geistigen Interessen der Menschen berücksichtigte[3]). Die ethischen Motive, die im Streben nach „Persönlichkeit" liegen, die von der „intuitiven" Ethik mehr betont werden, dürfen, weil psychische Realitäten, auch im Systeme des Utilitarismus nicht fehlen, treten aber bei BENTHAM ganz zurück. Das Gewissen wird zwar genannt, aber als besondere Quelle von Motiven nicht anerkannt, das Wort Selbstachtung (self-respect) wird in BENTHAMS Schriften gar nicht gebraucht[4]).

---

[1]) Vergl. L. ELSTER, J. CH. L. SIMONDE de SISMONDI, in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik N. F. 14. Band (1887) (S. 321—382), S. 376.

[2]) Vergl. F. JODL, Geschichte der Ethik, II. Stuttgart 1889, S. 444. Nach H. SIDGWICK, the methods of ethics, 4. ed., London 1890, S. 87 hat BENTHAM in der politischen Ethik immer den „universalistischen Hedonismus" festgehalten, in der privaten aber keine klare Entscheidung zwischen diesem und dem „egoistischen Hedonismus" getroffen.

[3]) Vergl. J. ST. MILL, BENTHAM in Dissertations and Discussions, I. 2. Aufl. London 1867, (S. 330—392) S. 365.

[4]) MILL a. a. O. S. 359.

In beiden Beziehungen, in denen es BENTHAM fehlen lässt, hat MILL den Utilitarismus vervollständigt, er erst hat ihm seine Vollendung gegeben, obwohl er nichts weiter als den meisterhaften kurzen Essai „Utilitarianism“ darüber geschrieben hat. In bezug auf die Aufopferung weist MILL hin auf die sozialen Triebe der Menschen, die das Opfer natürlich erscheinen lassen[1]), den Wert der Persönlichkeit aber gewinnt MILL durch das Prinzip der Entwicklung, das er zwar nicht in dem genannten Essai, wohl aber in der früheren Schrift „über die Freiheit“[2]) als Richtung gebend nennt. Er verwendet aber auch in der erstgenannten Schrift den Inhalt dieses Begriffs, wenn er zwischen den verschiedenen Tätigkeiten der Menschen einen Rangunterschied feststellt, die sinnlichen als Quellen niedrigerer Lust, die geistigen als Quellen höherer Lust wertet und das stete Aufsteigen des Menschen und der Menschheit von den ersten zu den zweiten als sittlichen Grundsatz annimmt, auf den uns schon die Natur hinweise. Er bemerkt treffend, dass jeder lieber ein geistig normaler Mensch im Unglücke, als ein geistig minderwertiger im Glücke sein will, dass es auch jedem besser scheint, „ein unbefriedigter Mensch als ein befriedigtes Schwein zu sein[3])“. Zu den geistigen Gütern aber gehört auch das Bewusstsein sittlicher Grundsätze und der Einheitlichkeit des Willens, der sie befolgt, also das Bewusstsein des Charakters, der somit ethischer Wertschätzung ebenso würdig ist wie andre, unmittelbare Güter.

Die ethische Richtung, die er in der eigentlichen Moralphilosophie vertritt, bewahrte MILL auch in den Fragen der Politik, d. h. der Verfassungslehre. Um das Glück aller zu sichern, forderte er einen Modus der Wahl der Volksvertretung, der auch den Minoritäten ihre zahlenmässige

---

[1]) Utilitarianism, neueste Ausg. London, Routledge, 3. Kap. S. 56 und 58—60.

[2]) S. unten.

[3]) A. a. O., 2. Kap. S. 17f.

Geltung gewährte[1]. Und von jeder Regierung, sei sie demokratisch oder aristokratisch oder monarchisch, verlangte er, dass sie die Selbständigkeit des mündigen Menschen, seinen Charakter, den er in der Ethik so hoch wertet, so weit als möglich achte, weil „das Individuum der Gesellschaft für seine Handlungen nicht verantwortlich ist, sofern diese einzig nur seine Interessen berühren[2]". Dieser Satz wäre bedenklich, wenn er nicht die folgenden beiden zur Voraussetzung hätte: „Im Verhältnis zu der Entwicklung seiner Individualität erhöht sich der Wert des Menschen für sich selbst und kann daher auch wertvoller für andre sein[3]." „Individualität ist gleich Entwicklung, und nur die Pflege der Individualität bringt gut entwickelte menschliche Wesen hervor oder kann solche hervorbringen"[4]. Insbesondere äussere gewaltsame Unterdrückung von Meinungen ist ihm eine Herabsetzung der menschlichen Würde. Für die eine Hälfte der Menschen, die Frauen, verlangt er immer und immer wieder die bisher versagte Gleichberechtigung im Namen der Sittlichkeit und des allgemeinen Wohls.

Auch darin gleicht MILL seinem grossen Landsmanne LOCKE, dass er an öffentlichen Angelegenheiten nicht bloss wissenschaftlichen und ethischen, sondern auch tätigen Anteil nahm. Drei Jahre lang (1865—68) war er Mitglied des englischen Unterhauses. GLADSTONE meinte, es müsse den intellektuellen und moralischen Ton des Parlaments erniedrigen, wenn MILL's Teilnahme daran fehlte.

Aber seine Denkarbeit ist unvergleichlich wichtiger als seine politische Tätigkeit. Er ist einer der gelehrtesten und vielseitigsten Philosophen des 19. Jahrhunderts. Für Natur- und für Geisteswissenschaft hatte er in seinem Wissen gleich gute Grundlagen, auf denen er folgerichtig und auf-

---

[1]) Thoughts on parliamentary reform in Dissertations aud Discussions, III, London 1867, (S. 1—46) S. 29 ff.

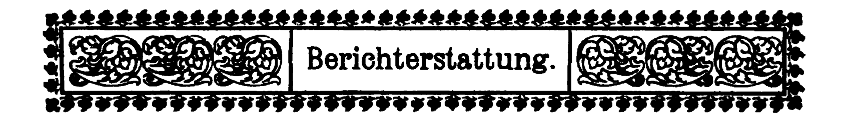
[2]) Ueber die Freiheit, deutsche Ausgabe in RECLAM's Univ-Bibl., S. 130.

[3]) A. a. O. S. 88.

[4]) A. a. O. S. 89

richtig, ohne Zugeständnisse an fremde Prinzipien, aufbaute. Auch auf dem gefährlichen Gebiete der Nationalökonomie blieb er der unbestechliche Denker, der keiner anderen Tendenz als dem Streben nach Wahrheit folgt.

Schwung und Kunst der Darstellung fehlen in MILL's Schriften. Tief jedoch in seinen Einsichten, rein in seinen Absichten, erfüllt vom Glauben an die menschlichen Ideale, ist J. ST. MILL ein Geist, von dem wenig Glanz, aber viel Licht und Wärme schon ausgegangen ist und mehr noch ausgehen wird in die Zukunft der gebildeten Menschheit.



Berichterstattung.

Besprechungen.

Dr. Baron Cay von Brockdorff, Dozent der Philosophie, Die philosophischen Anfangsgründe der Psychologie. Hildesheim, A. Lax, XXXXIII u. 182 S.

Der Verf. beginnt mit einer erkenntnistheoretischen Einleitung. Diese gibt das Wesen der Erklärung, des „Begriffs", (B. unterscheidet mit A. Riehl Inhalt, Umfang und Geltungsbereich der Begriffe), des Prinzips der Relativität und stellt am Ende das psychologische Problem: Was heisst in der Psychologie erklären? Sie soll „bloss zeitlichen Zusammenhang einer notwendig unerkennbaren Abhängigkeit psychischer Erscheinungen von materiellen Vorgängen" darstellen. Vielleicht ist diese Aufgabe zu vorsichtig gestellt. Zeitliche Folge bedeutet wohl auch oft (keineswegs immer) kausalen psychischen Zusammenhang. Aber freilich dieses Problem der psychischen Kausalität harrt noch der gründlichen Erforschung.

Es werden dann die Hauptphänomene des Seelenlebens dargestellt: Empfindung, Wahrnehmung, Gefühl, Wille, Affekt. Ueberall wird das Wesentliche gut hervorgehoben. Anschauliche Vergleiche und Heranziehung der schönen Literatur als einer Quelle psychologischer Wahrheit sind ein besonderer Vorzug des Buches. „Wie die Sonne die Agilität der Reptilien, so erhöht der Lustzustand, der auf Selbstgefühlen beruht, auf das Kraftbewusstsein gestützt wird, die Agilität des Menschen". (S. 67.) Und im allgemeinen stützt sich die Darstellung auf die bestgesicherten Ergebnisse der Forschung.

Die letzten fünf Kapitel handeln von den komplizierteren Erscheinungen: Schwankungen und Wechsel im Bewusstsein, Mitteilung und Verständnis, Sinn des Begreifens, Psychologie der Aussage, Literatur und Psychologie. Auch hier ist vieles mit musterhafter Klarheit entwickelt, so z. B. die Elimination der Zeit in der geometrischen Darstellung physischer Gesetze (S. 129f.). „Das Verhältnis von Räumen und Zeiten lässt sich genau so darstellen, als ob die Zeiten gar keine Zeiten wären". Zur Psychologie der Aussage sind auch zwei Bilder alter Niederländer als Objekte für Aussagen reproduziert; die Leichen der Gebrüder Witt von Jan de Baen und das Gesicht von J. M. Molenaer.

Den Schluss bilden: Rückblick und Ausblick und eine alphabetisch geordnete Sammlung von Bezeichnungen aus den Gebieten der Philosophie und der Psychologie nebst Wort- und Sacherläuterungen, die dem Lernenden sehr willkommen sein wird. Ausser den genannten Gemälden ist auch ein Bild Spinozas reproduziert.

Das Ganze hält sich vielleicht manchmal nicht an den streng methodischen Gang vom Einfachen zum Zusammengesetzten, wo ein solcher

Gang nötig wäre. Ueberall aber beruht dieses Buch auf eigenem Erleben und selbständigem Denken; der Verfasser gehört zu den Philosophen, die sowohl aus dem Wissen, als auch „aus erster Hand", aus den Dingen selbst ihre Gedanken schöpfen. Darum ist seine Arbeit als überall anregend und bereichernd aufs wärmste zu empfehlen.

Leipzig. PAUL BARTH.

R. Baerwald, Psychologische Faktoren des modernen Zeitgeistes. Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung, Heft 15 (III. Sammlung). Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1905. 85 Seiten.

Analysen des Geistes historischer Epochen sind nichts Neues. Bisher wurden sie der künstlerischen Intuition oder der Popularpsychologie, überlassen, da auch die physiologische Psychologie infolge ihres überwiegend elementaren Charakters zur Lösung pädagogischer und philosophischer u. ä. Fragen sehr wenig und nicht immer Eigenes beiträgt. Möglich ist nun eine wissenschaftliche historische Psychologie vor allem durch die Psychologie der individuellen Differenzen geworden. Was verschiedenen Personen ihre Charakterzüge gibt, 1) die Modifikation, 2) das Vor- und Zurücktreten einzelner Funktionen und Anlagen, charakterisiert auch verschiedene Zeitepochen.

In den weiteren Ausführungen bringt der Verf. einige Beispiele von psychologischen Zeitgeistanalysen, deren Ergebnisse allerdings nicht als streng exakt gelten sollen, wie solche es nirgends im ganzen Bereiche der angewandten Psychologie sind. Ihn interessieren besonders die psychologischen Faktoren des modernen Zeitgeistes, und um diese deutlicher hervortreten zu lassen, wird das Gesetz der verstärkenden Kontrastwirkung benutzt und der Gegenwart die Goethezeit als Gegenbild gegenübergestellt. Es ergeben sich dabei drei Hauptpunkte: 1. Das Vorherrschen des koloristisch-melodischen Typus in der Gegenwart gegenüber dem des zeichnerisch-rhythmischen in der deutschen Klassik. 2. Die Gegenwart stellt sich dar als eine aufs Konkrete, die Goethezeit als eine auf das Abstrakte gerichtete Epoche. 3. Die Vorherrschaft der prickelnden Mischgefühle in der Gegenwart.

1. Die Tatsache der Vorstellungstypen, insbesondere des visuellen, auditiven und motorischen Typus, ist seit CHARCOT bekannt. B. betont, dass diese Typen ihre Entstehung weniger einer intellektuellen Anlage verdanken als der Einseitigkeit, mit der sich das Trieb- und Gefühlsleben bestimmten Vorstellungskreisen zuwendet. Innerhalb der Haupttypen gibt es Unterarten, je nachdem unter den Gesichtsvorstellungen die Form oder die Farbe bevorzugt wird, unter den Gehörsempfindungen der Rhythmus oder die Melodie. Den koloristischen und den melodischen Typ fasst B. im Anschluss an W. STERN unter dem Begriffe des materialen zusammen, den zeichnerischen und rhythmischen unter dem des formalen. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die Entwicklung der Kunst im 19. Jahrhundert, so ergibt sich ein konsequenter Uebergang von der Vorherrschaft des zeichnerisch-rhythmischen (formalen) Typs zu der des koloristisch- melodischen (materialen). OVERBECK, SCHNORR, CORNELIUS usw. sind fast nur Zeichner; das Problem der modernen Malerei ist die Farbe, BÖCKLIN und LENBACH beherrschen den Geschmack. Der Gebundenheit der klassischen Poesie folgte in Theorie und Praxis der „freie Rhythmus". In der Musik wurde das Klangelement immer ausschlag-

gebender. Ist auch der Rhythmus nicht ganz geschwunden, so doch der regelmässige, der sich allein an das ästhetische Gefühl direkt wendet, also durch seine Form wirkt, während der unregelmässige in seiner Nachahmung der Rhythmik der Gemütsbewegungen lediglich associativ, durch Hinweis auf einen Inhalt wirkt; so lässt sich auf dem Gebiete des Rhythmischen selbst der Uebergang vom Formalen zum Materialen feststellen.

2. Die Goethezeit erscheint der konkreten Gegenwart gegenüber als eine abstrakte Epoche, d. h. als eine Epoche, in der die (höheren) Begriffsgefühle hoch entwickelt sind. Nicht der nämlich ist zum abstrakten Typ zu rechnen, in dem die intellektuelle Ausbildung der abstrakten Dispositionen (etwa der Zahlenvorstellungen) überwiegt, sondern der, dessen Interesse und Erkenntnistrieb sich im Leben wie in der Wissenschaft vom Einzelnen zum Allgemeinen wenden. Die Intensität dieser Begriffsgefühle, der Gemütsbewegungen, die sich an grosse, allgemeine, weitreichende Erkenntnisse u. dgl. ketten, ist nicht abhängig von der Qualität ihrer Vorstellungen, wohl aber von der Allgemeinheit ihres Stoffes, d. h. von der Anzahl der konkreten Fälle, die sich in dem begrifflichen Gedanken zusammengefunden haben, und von dem Grade der Unähnlichkeit und der Distanz der Konstellationsgebiete, denen diese Fälle angehören. Mit der höheren Begrifflichkeit des SPENCER'schen Entwicklungsgesetzes ist ein höheres Begriffsgefühl verbunden als mit der grammatischen Regel, die zwar auch sehr viele, aber analoge und demselben Denkgebiet angehörende Fälle umfasst.

Von hier aus ergibt sich die Goethezeit als abstrakte Epoche, in der die spekulative Philosophie die herrschende Wissenschaft war, die Theorie der formalen Bildung geboren wurde. Heute darf die geringste feststehende Tatsache sicherer auf allgemeine Beachtung rechnen als die geistvollste Theorie. Damals spielte der positive Urteilstrieb die Hauptrolle, der sich stets auf die allgemeinsten, die Weltanschauung betr. Fragen wirft, jetzt herrscht der limitierende, das Verlangen nach Exaktheit des Wissens. Damals schuf die Literatur Typen, nicht Individuen; auch dem Realisten Goethe entstehen seine Gestalten aus Begriffen (Faust das Streben, Gretchen die Unschuld), denen sich nachträglich „das lebendige Fleisch beobachtender Wirklichkeit" anbildet. Jetzt ist der Ausgangspunkt fast stets eine konkrete, soziale Erscheinung (Arbeiterfrage, Bildungsphilisterium). Die Persönlichkeiten der klassischen Literatur waren zugleich Denker, ihre Dichtung vielfach Gedankendichtung; die heutige Dichtergeneration kann wohl sehen, aber nicht denken, ihre abstrakten Weltanschauungsideen stützen sich nur auf ein geringes Mass von Begriffsgefühlen.

Hohe Entwicklung des Begriffsgefühls ist der psychologische Grund des praktischen Idealismus (der demnach ein spezielles Vorrecht des abstrakten Typs ist), indem die gefühlsbetonten Begriffe wegen ihrer Allgemeinheit Ziele nicht eines einzelnen Willens, sondern dauernde Massstäbe des Handelns, d. h. Ideale werden. In der Gegenwart ist mit den Begriffsgefühlen die Idealbildung stark zurückgegangen. (Die Durchschnittssittlichkeit beruht fast ausschliesslich auf Trieb und direkter Gefühlsübertragung.) Daraus erklärt sich wieder die Proteusnatur der Zeit: nicht den begrifflichen Leitgedanken, nur dem Einzelnen wird Interesse geschenkt.

Nun sind Anzeichen vorhanden, dass der heutigen konkreten Epoche eine neue abstrakte folgt. Damit würde ein neuer Einzelfall eines allgemeinen Entwicklungsgesetzes gegeben sein, nämlich des Alternierens konkreter und abstrakter Zeiten in der individuellen und Menschheitsentwicklung. Das psychische Leben des Kindes nimmt eine Zwischen-

stellung zwischen Konkretheit und Abstraktheit ein. Mit der Pubertät beginnt eine rein abstrakte Periode, der im Mannesalter eine realistische folgt, die häufig im Greisenalter von einer zweiten abstrakten abgelöst wird. Dem entspricht im Leben Griechenlands die vorgeschichtliche Stufe, die Zeit des Platonismus, des Hellenismus und des Neuplatonismus. Die germanischen und die romanischen Völker haben ihre erste abstrakte Periode in der Scholastik, Rückwendung zum Konkreten im 16. und 17. Jahrhundert, das 18. Jahrhundert neue Epoche der Begriffsherrschaft, die Gegenwart stellt eine 3. konkrete Epoche dar; dabei verschiebt sich die Mitte der Pendelbewegung immer mehr von der abstrakten nach der konkreten Seite (die Einseitigkeit der 1. abstrakten Periode wird nicht wieder erreicht), und die einzelnen Epochen werden immer kürzer und folgen schneller aufeinander.

3. Unter Mischgefühlen versteht man eine scheinbar einheitliche Emotion, in der sich jedoch in Anbetracht der mitwirkenden Gefühlsursachen Lust wie Unlust vermuten lässt. Die feste Verknüpfung geht darauf zurück, dass Unlust und Lust nicht nur auf demselben Objekte, sondern meist sogar auf derselben Seite und Eigenschaft des Objekts beruhen, so beim Komischen auf seiner Nichtigkeit, beim Erhabenen auf seiner Grösse. Und Gefühle verflechten sich um so vollständiger, je mehr die Vorstellungen, an denen sie haften, sich zu einem Ganzen zusammenschliessen. Ferner ist für das Zustandekommen der Arten der Mischgefühle ein gewisses Intensitätsverhältnis des Lust- und Unlustelementes notwendig. Ist letzteres relativ schwach, so steigert es die Lust, es entstehen die prickelnden Mischgefühle (Empfindungen des Pfeffers, Lust am Schrecklichen, Verbotenen, Cynischen usw.). Wächst die Unlust an, so paralysiert sie einen Teil der Lust, und wir erhalten ruhige Mischgefühle (der Religiosität, des Erhabenen u. dergl.). Die prickelnden (überwiegend lustvollen) Mischgefühle vertragen demnach nur eine Unlust von beschränkter Intensität. Eindrücke, die anfangs eine zu starke Unlust erregen, werden erst durch den gefühlsdämpfenden Einfluss der Abstumpfung für ein solches Mischgefühl reif; Pfeffer widerstrebt anfangs, um später desto besser zu munden. Tritt Abstumpfung ein, so gewinnt die Lust nicht nur die Oberhand, sondern sie zwingt die Unlust sogar zur Rolle des stimulierenden Elementes. Dem blasierten Menschen mit abnorm herabgesetzter Empfindlichkeit gewährt deshalb selbst das Kranke, Perverse eine eigentümlich prickelnde Befriedigung. Die prickelnden Mischgefühle selbst stumpfen sich von allen Gefühlen am spätesten ab; die Abstumpfung, die anderen Gattungen der Lust nur Schaden bringen kann, gibt ihnen ja unter Umständen neue Nahrung.

In der Gegenwart lässt sich nun leicht eine Hypertrophie der prickelnden Mischgefühle feststellen. Daher die Ausnutzung der Disharmonien der Farben und des Klanges, die gewaltige Empfänglichkeit für den Witz, die Tendenz zum Grässlichen, die Lust am reizvoll Regellosen und Unsystematischen, am kapriciös Unlogischen, Unheimlichen, Mystischen, ja am Angefaulten. Dazu die Lust am Verbotenen und die ihr eng verbündete Freude am Kampfe. Hier finden wir die Gründe der modernen Antimoralität, zu denen das Versagen der Begriffsgefühle tritt und der mit ihrer Hilfe gebildeten Ideale und die Abstumpfung der ruhigen Mischgefühle, insbesondere der moralischen Fundamentalgefühle der Achtung und der Ehrfurcht, vor allem aber der Liebe (Sympathie). Da diese auf der Reduktion der Lust durch Unlust beruhen, sind sie verhältnismässig schwach,

und werden von einer geschwächten Gefühlsempfänglichkeit nicht mehr vertragen. Reine Lustgefühle ohne Unlustelement, durch das sie stimuliert oder reduziert werden (wie reine formale Schönheit, das Idyllische) kommen heute überhaupt nicht mehr zur Geltung. Besonders deutlich kommt die Hypertrophie der prickelnden Mischgefühle zur Erscheinung in dem Zurückweichen des Tragischen vor dem Naturalistisch-Traurigen. Jenes besteht aus den paarweise auftretenden ruhigen Mischgefühlen der Rührung, dem Erhabenheits- und dem Läuterungsgefühl. Das Traurige ruft meist prickelnde Mischgefühle hervor, die Lust am Spannenden, am Erkenntnisgewinn im Gebiete des Hässlichen, am rücksichtslosen Enthüllen der Wahrheit, an der Aufsuchung des Tragischen in der Trivialität, wozu noch die Freude an der Natürlichkeit der Darstellung tritt. So siegen überall die prickelnden Gefühle, die ruhigen unterliegen, weil sie sich leicht abstumpfen. Die Gründe dieser Abstumpfung sind einmal die Nervosität unserer Zeit, die noch nicht vollendete Anpassung unserer körperlichen und geistigen Organisation an die neuen Lebensbedingungen der technisch industriellen Epoche, vor allem aber die Verbreiterung (nicht Vertiefung!) der Kultur, das Uebermass der Empfindungseindrücke wie des aufgezwungenen Lernstoffes, der wissenschaftlichen Gedanken und der ästhetischen Gefühle. Gegen die Gefahr, die der Kultur aus ihrem eigenen Anschwellen erwächst, wehrt sich die Menschheit im Wirtschaftsleben durch Zölle und Prohibitivsteuern, im wissenschaftlichen durch den Spezialismus, im künstlerischen durch die Abstumpfung, durch Anpassungsvorrichtungen, die, weil sie eben in gewissem Sinne gegen die Kultur gerichtet sind, als Missbildungen erscheinen. Abhilfe ist zu erhoffen von der Verbreiterung der Kultur selbst. Sie muss verteilend wirken, muss die Entstehung zahlreicher kleiner Nebenzentren veranlassen, in denen das Individuum sich ruhiger ausgestalten und der Natur näher sein kann als in den Grossstädten. Die Industrie, die heute auf das Land auswandert, weist auch hierin der geistigen Entwicklung den Weg.

Wenn die wenig umfangreiche Schrift Baerwald's im Vorgehenden in dieser Weise ausführlich besprochen worden ist, so ist damit bereits gesagt, wie hoch eingeschätzt zu werden sie verdient. Man wird vielleicht mit der Psychologie des Vfs. und ihrer Anwendung auf die geschichtlichen Vorgänge und Personen in einigen Punkten nicht ganz übereinstimmen, was will das bedeuten gegenüber der trotz ihrer Knappheit wirklich durchgeführten wissenschaftlichen psychologischen Analyse grosser Partien des modernen Zeitgeistes. B. steht anscheinend ein derartiges künstlerisches Vermögen wie eine wissenschaftliche, in Sonderheit psychologische Vorbildung zu Gebote, dass er wohl imstande wäre, den vorliegenden Essay in eine umfassende Analyse des gesamten Geistes der heutigen und auch früherer Epochen umzugestalten. Vielleicht würde er dadurch oder durch eine ähnliche psychologische bezw. begriffliche Geschichte der geistigen insbes. der ästhetischen Bildung die vorhergehenden mit unzureichenden wissenschaftlichen Mitteln unternommenen Versuche antiquieren und der Bildung selbst neue Wege weisen. Dabei würde manches, das in der vorliegenden Schrift etwas gar summarisch abgetan ist, wie etwa S. 82f. die ablehnende Stellung Englands zur modernen Gefühlsabstumpfung (man denke dagegen an O. Wilde), oder was leider zu flüchtig angedeutet ist, wie S. 84 die verteilende Wirksamkeit der Kulturverbreiterung, ausführlicher begründet, wohl auch modifiziert bezw. erweitert werden.

Schneeberg i. E. Walther Regler

Dr. Othmar Spann, Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M. Aus Problemen der Fürsorge Bd. II. Dresden O.-V. Böhmert. 05.

Der Verfasser geht vom methodologischen Problem des Sozialen aus. Jede sozialwissenschaftliche Begriffsbildung zeigt nach ihm 2 Seiten und Aufgaben: Die Erfassung des betreffenden Gesellschaftsphänomens in seiner Wesensbedingtheit und in seiner funktionellen Wirksamkeit. Soziales Sein und soziales Werden des Einzelphänomens sind also hier begrifflich getrennt und zwar als Wesen und als Funktion einer Sozialerscheinung. Jenes isoliert als Teilerscheinung, dieses in seiner Wechselwirkung innerhalb des Ganzen.

Die Erläuterung an der Theorie vom subjektiven und objektiven Wert aus der methodologisch fast gar nicht fundierten Wirtschaftswissenschaft erweist sich als wenig glücklich. Die Seins- oder Wesensbestimmung des Wertes findet ihren Vorgang in der Theorie vom subjektiven Wert; dessen Funktionsbestimmung ist gegeben in der Theorie vom objektiven Wert oder der Preislehre.

Vorausgesetzt wird als unbekannte Grösse das Gesellschaftliche. Was ist nun aber das Soziale? Ein Ganzes aus Teilen, das sich prinzipiell durch gewisse Beschaffenheiten als Soziales charakterisiert, wie Spann den Sozialbegriff zerlegt. Es mag zugestanden werden, der Grundbegriff der Sozialwissenschaft wird sich wohl niemals ohne Rest begrifflich erfassen lassen. Die Spann'sche Umgrenzung ist aber wohl etwas zu weit. Allein erkenntnistheoretisch lässt sich eben der Sozialbegriff nicht fassen, neben dem logischen Begriff darf auch der psychologische nicht vernachlässigt werden. [Es ist da auch der relativen Subjektivität der Begriffsbildung, auf die Simmel immer wieder mit Recht hinweist, zu gedenken.] — Am Begriffe der Unehelichkeit führt Spann den praktischen Beweis. Er betrachtet die Unehelichkeitserscheinung zuerst in ihrer „funktionellen Bedeutung für den sozialen Körper als Ganzes“ und dann in ihrer Wesenheit.

Interesse und Wert im Sinne der Untersuchung besitzt natürlich die erste Seite der Begriffsbestimmung, der Begriff der sozialen Funktion der Unehelichkeit. Unehelichkeit ist darnach jene Art der Bevölkerungserneuerung, bei welcher die körperlichen, geistigen und sittlichen Entwicklungsbedingungen nicht in funktionell hinreichendem Masse dargeboten werden.

Es wird dann die funktionelle oder eigentliche Unehelichkeit, d. i. „jene Art der Bevölkerungs-Erneuerung, mit der ihrem Begriffe nach eine Degeneration im sozialen Körper verbunden ist,“ von der formalen Unehelichkeit unterscheiden, deren Kriterium das Fehlen der rechtsgültigen Heirat ist.

Soziologisch bedeutsam ist des Verfassers Hinweis auf die einzelnen Formen der Stieffamilie, besonders seine Fixierung und Fundierung der Stiefvaterfamilie. Es kann nämlich ein Kind, abgesehen von Anstaltserziehung und Familienpflege und der Gemeinschaft mit der Mutter — der typischen Form funktioneller Unehelichkeit — in einer Familie aufwachsen, bei der das Oberhaupt sein richtiger Vater ist — das wäre die Stiefmutterfamilie, weil in diesem Falle die Mutter dem Kinde zumeist blutsfremd ist — es kann aber auch, und das konstituiert die Stiefvaterfamilie, das Kind in einer Familie aufwachsen, in der wohl die Mutter die leibliche, die natürliche ist, in der aber der Vater in gar keinem Konnex zu dem Kinde steht, ihm also blutsfremd ist.

Wie Dr. Spann nachweist, heiratet ungefähr die Hälfte der am Leben bleibenden Mütter einen anderen Mann als den Erzeuger ihrer unehelichen Kinder. Das Bleibende der Spann'schen Arbeit liegt in diesem Hinweis.

Diese Fixierung der Stiefvaterfamilie unehelichen Ursprungs ist von weittragender innerpolitischer Bedeutung, soll sie doch denselben sozialen Funktionswert besitzen als die Familie auf der Basis der geordneten ehelichen Gemeinschaft, d. h. also „die Stiefvaterfamilie kommt sowohl hinsichtlich der Darbietung der körperlichen als auch der geistigen Entwicklungsbedingungen der normalen Leistung der normalen ehelichen Familie innerhalb der gesellschaftlichen Sphäre, in der sie funktioniert, wesentlich gleich; sie stellt daher in den untersuchten Beziehungen keine Erscheinung funktioneller Unehelichkeit dar“ [p. 117.]

Das Essentiale in diesen Untersuchungen gibt sich aber für den Soziologen in dem Satz, „dass es für die unehelichen Kinder besser ist, die Mutter stirbt, als sie bleibt am Leben, ohne sich zu verehelichen. [p. 43]. Das deckt sich mit dem an anderer Stelle Gesagten: Der Einfluss der Vaterschaftsanerkennung auf den Niederkunftsort ist um so kleiner, je günstiger die beruflichen Verhältnisse der Mutter in den beiden genannten Beziehungen — finanzielle Lage und Rückhalt an der Familie — sind“ [1]) [p. 163] und weiter p. 168 „Je höher die soziale Schicht ist, welcher die Berufsgruppen angehören, um so geringer ist der Prozentsatz jener unehelichen Geburten, bei welchen die Vaterschaft anerkannt wird. [p. 163.]

Es berührt das den Kern aller feministischen Bewegung: das ökonomische Hörigkeitsverhältnis, das ewig Unfreie im Sein der Frau. Ist das Weib nicht vom einzelnen Manne abhängig, so dann doch zumeist vom Ganzen der Gesellschaft, indem eben diese ihr geringeren Lohn, geringere Lebensbedürfnisse und gar kein Recht auf Persönlichkeit und Individualität zugesteht.

Für die Frau bedeutet also die Unehelichkeit einen Fluch, eine Belastung ihres ganzen Lebens, während sie für den Mann wohl zumeist nur eine Episode ist. Die Frau kann dem Kinde keine Mutter sein, weil ihr eben jene ökonomische Basis und Existenzsicherung fehlt, die die Frauen bislang nur in der Ehe erlangen konnten.

Es wird aber auch von Spann indirekt und unbewusst das **Grundproblem der Frauenfrage** berührt: Die Frage der Gleichaltrigkeit der Geschlechter. Für Spann ist diese Frage gänzlich irrelevant: Reift nun das Weib wirklich früher und altert es früher als der Mann, oder ist das nur der Niederschlag jahrtausendelanger sozialer Unkultur?

In der Polemik gegen Seutemann kommt das zum Ausdruck. Dieser motiviert nämlich die geringere Alimentationsziffer bei den unehelichen Müttern in selbständigen Berufen mit deren höherem Lebensalter, das ihnen die Heiratsmöglichkeit und Legitimationsaussicht erschwere. Spann weist demgegenüber mit Recht darauf hin, dass nicht die Altersbelastung der selbständigen Frauen, sondern deren günstigere Lage, also das ökonomische causa efficiens der geringeren Legitimationsziffern sei. Indirekt stimmte er ihm aber doch wieder zu, indem er ohne Rücksicht auf das Historische und Evolutionistische auf das Fallen der Fruchtbarkeitsziffern beim Weibe im höheren Lebensalter verweist.

---

[1]) Hierauf verweist schon 1893 — natürlich ohne wissenschaftliche Fundierung — der Pastor Wittenberg in „die Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvorpommern und auf Rügen“ p. 86. Leipzig 1893.

Zur Bekräftigung zitiert SPANN eine Tabelle SUNDBÄRGS aus der Bevölkerungsstatistik G. v. MAYRS. Darnach kommen auf 1000 Ehefrauen im Alter von 15—20 Jahren jährlich 508 Geburten, im Alter von 20—25 448 und im Alter von 25—30 Jahren gar nur noch 375.

Die Fruchtbarkeit soll also beim verheirateten Weibe im Alter von 15—20 Jahren am grössten sein. Abgesehen von dem rein Physiologischen — der unentwickelte weibliche Körper in diesen Altersjahren kann doch zumeist nur ein wenig lebensfähiges Kind zur Welt bringen, daher die starke Totgeburtenziffer — ist von einer ganz unmöglichen Vergleichsbasis aus deduziert worden.

In Schweden standen z. B. nach der Statistik von ZAHN [„Heiratsstatistik" Handw. d. Staatsw. VI, 1190] von je 100 heiratenden Frauen nur 6,36 im Alter von weniger als 20 Jahren, im Alter von 20—25 Jahren 36,07; und im Alter von 25—30 Jahren 31,37. Oder man vergegenwärtige sich, dass in Preussen das durchschnittliche Heiratsalter für Frauen sich auf 27 Jahre stellt [ZAHN, l. c. p. 1190], in Norwegen auf 27 4/5, [nach MISCHLER Ehe, Eheschliessung, Wörterb. der Volksw. I, 570]. Die Fehlerquelle beginnt also schon in dem Uebersehen der alten Formel: „Alles andere gleichgesetzt" [vgl. dazu BLOCK, Handb. d. Statistik. Dtsch. von SCHEEL. 79 p. 106]. Aber davon abgesehen: SUNDBÄRG verfällt demselben Fehler, den seinerzeit der ungarische Nationalstatistiker KÖRÖSI nicht zu umgehen vermocht hat — dem der kritiklosen Erläuterung des statistischen Zahlenbildes. KÖRÖSI behauptet nach seiner Budapester Natalitätstabelle: die Fruchtbarkeit des weiblichen Geschlechts begänne mit dem 18/19 Jahre im Maximum und bewege sich von da in regelmässig absteigender Linie bis zum 50. Jahr; denn auf 100 verheiratete Mütter von 18—20 Jahren entfallen jährlich 40 Geburten, im Alter von 25 Jahren nur noch 32 Geburten, und auf die 30jährigen 24, die 35jährigen 17 usw. Der ungarische Nationalcharakter, die Rassenbedingtheit gucken doch hier zu sehr aus dem vermeintlich objektiven Zahlenbild. Aber auch in anderem offenbart sich die subjektive Basis der Ziffern, indem unsere geschlechtlich-gesellschaftlichen Unverhältnisse zu grob in die Abstraktion der Zahlen verlegt sind. Relativ, aber nie absolut kann die Fruchtbarkeit des Weibes im Alter von weniger als 20 Jahren am höchsten sein. Es handelt sich bei diesen Mädchen zumeist um Erstgebärende. Und das erste Kind wird erfahrungsgemäss zum extrauterinen Sein gebracht. Nach dem ersten oder den ersten Kindern, also in den späteren Jahren der Ehe und damit auch höherem Lebensalter der Frau, tritt immer mehr die neutrale, die Antikonzeptionsperiode der Frau in den Vordergrund. Die Frau bekommt mit Absicht und Wollen weniger Kinder; das hat aber in den meisten Fällen in gesellschaftlich-wirtschaftlichen Verhältnissen seinen Urgrund. Es ist also nicht das Moment des Körperlichen, sondern das des Geistig-Gesellschaftlichen, dass die Fruchtbarkeitsziffer des weiblichen Geschlechts in den höheren Lebensjahren sich senken lässt. Bei der 40jährigen Frau mit dem reiferen Handeln wird natürlich weniger eine Konzeption und Konzeptionsmöglichkeit gegeben sein, als bei den jungen Mädchen in der blinden Leidenschaft. Mit der Intellektualisierung des Menschen nimmt eben auch die Fähigkeit zur Erfüllung animalischer Funktionen ab.

Zur Gesamt-Würdigung des SPANN'schen Buches aber: es ist eine ehrliche, fleissige Arbeit. Sein Wert liegt in dem redlichen Streben nach richtiger methodologischer Fundierung des Problems. Es wird insofern Epoche machen können, als in ihm mehr der deduktive Charakter gewahrt

wird gegenüber der induktiven Kleinarbeit der Gegenwart, ohne dass deshalb die Basis streng induktiver Beweisführung verlassen wird. Möge dieses Buch viele Leser, diese Art und diese Methode recht viele Nachfolger finden.

Charlottenburg. REINHOLD JAECKEL.

Giovanni Marchesini: Le finzioni dell' anima, VIII. 302 S. Bari, G. Laterza, 1905.

Das vorliegende Buch ist die Ergänzung zweier früherer Werke des Verfassers: Der Symbolismus in der Erkenntnis und in der Moral, und Das Gebiet des Geistes, d. h. das Problem der Persönlichkeit und das Recht zum Stolz (Torino, 1901 und 1902), in welchen er beweisen wollte, dass das Denken nicht ein blosses Symbol der Dinge ist und dass Wissenschaft und Wahrheit einen besonderen Wert besitzen, weil die Persönlichkeit nicht ein blosses Werkzeug der Natur ist, sondern einen eigenen Wert hat. Vielleicht könnte man in der Bezeichnung seiner Theorie als eines idealistischen Positivismus einen Widerspruch finden, weil der Positivismus weder idealistisch noch materialistisch sein kann. Idealismus und Materialismus sind metaphysische Weltanschauungen, während der Positivismus, weil er sich auf das Tatsächliche gründet, nur eine psycho-physische Realität erkennen kann. Aber mit jenem Ausdruck will der Verfasser nur seine Stellung gegenüber dem sogenannten materialistischen Positivismus betonen, der die Kraft der Ideen ohne weiteres leugnet, und gegenüber dem mystischen Idealismus, der ganz und gar die Tatsachen zu beachten versäumt. Im Gegensatz zu diesen Richtungen gründet sich der idealistische Positivismus auf die Tatsachen der Erfahrung und erkennt zugleich die Kraft der Ideen an, die allein die Erfordernisse der Praxis befriedigen kann, so dass der praktische Gesichtspunkt den ganzen Charakter des Buches bestimmt, welches auch den Untertitel trägt: Essay über eine pädagogische Ethik.

Der erste Teil enthält eine gründliche und scharfsinnige Analyse der Fiktion. Diese besteht in einem inneren Zustand, infolge dessen man auf die wirkliche Welt ein Erzeugnis der Einbildungskraft überträgt, oder individuelle Ueberzeugungen als objektive Wahrheiten betrachtet, welche das Produkt innerer Bedürfnisse, geheimer Tendenzen der Seele sind, in deren wirkliches Wesen das Subjekt nicht eindringen kann (s. 7). Man muss die Quelle der inneren Verstellung in der sozialen Verstellung suchen, so dass nicht die Psychologie, sondern die Soziologie imstande ist, uns das Innere unseres Charakters zu erklären. Die Fiktion, welche umfangreicher ist als die Illusion, erstreckt sich auf alle Gebiete des psychischen Lebens: sie umfasst die Gefühle, den Willen, das theoretische Denken. Fiktiv ist sehr oft der Glaube, und sogar das Handeln, infolge der mangelnden Uebereinstimmung zwischen Handlung und Absicht, zeigt diesen Charakter. So ist die Fiktion ihrem Wesen nach ein Widerspruch, eine Verwechselung des Möglichen mit dem Wirklichen, des Verschiedenen mit dem Identischen, des Besonderen und Konkreten mit dem Allgemeinen und Abstrakten, des Subjektiven mit dem Objektiven, des Teils mit dem Ganzen (s. 34). D. h., sie besteht darin, dass man als wirklich etwas Nicht-Wirkliches betrachtet: solches ist die logische und psychologische Natur der Fiktion. Vom psychologischen Standpunkte aus hat sie ihre Quelle in dem Interesse, d. h. in der unüberlegten und sinnlichen Natur, im Gegensatz zu dem vernünftigen Willen, und auf dieser Grundlage des unüberlegten Interesses bildet sich

die Logik der Fiktion (s. 45). Demnach ist die Fiktion etwas der menschlichen Seele innerlich Anhaftendes und dringt in jede Tätigkeit, sowohl in die Wissenschaft wie in die Moral, ein. Die Wissenschaft bildet sich mittels der Objektivierung der Ideen, welche sich der Geist über Dinge und Tatsachen gestaltet (s. 51), aus: „Die Wissenschaft ist Fiktion". Und auch die Moral ist eine Fiktion, wenn man sie in der Vollkommenheit bestehen lässt: die absolute Moralität ist unmöglich, weil es unmöglich ist, die erworbene, ideale Seele mit der ererbten, instinktiven Seele in Uebereinstimmung zu bringen.

Mit dieser Bemerkung sind wir in den zweiten Teil des Buches eingeführt, welcher die Fiktion in den ethischen Werten betrachtet. Man muss unterscheiden das persönliche Ideal als Ausdruck der natürlichen Tendenzen des Individuums, und das moralische. Beiden folgen wir mit Unruhe (was Locke uneasiness nannte), und das Drama der menschlichen Moralisation besteht in dem Streit zwischen diesen zwei Arten von Unruhe (s. 78). Der Zweck der Erziehung ist der Sieg des moralischen Ideals über das persönliche. Aber wie kann man eine Versöhnung zwischen jenem Ideal, welches transzendent (im weiteren Sinne), objektiv, absolut, imperativ (weil sozial), und dem persönlichen Ideal, welches relativ, subjektiv, veränderlich ist, zustande bringen? Eine theoretische Versöhnung ist unmöglich, weil man nicht das eine auf das andere Glied zurückführen kann. Aber infolge dessen ist vielleicht auch eine praktische Versöhnung ausgeschlossen? Wie die Fiktion des objektiven Wertes der Wissenschaft gerechtfertigt und notwendig ist, scheint dem Verf. eine solche auch in der Moral möglich.

Im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Pragmatismus, welcher ein bloss subjektives Kriterium vorschlägt, will der Verfasser einen rationellen Pragmatismus begründen, d. h. einen Pragmatismus, der mit der Wissenschaft in Uebereinstimmung ist. — Um die sittliche Erziehung des Individuums auszuführen, ist es nötig, eine Fiktion in ihm zu verwirklichen, d. h. das persönliche und subjektive unter dem allgemeinen und sozialen Element zu verbergen, und man drückt diese Fiktion mit der Formel aus: „Handle so, als ob das, was vom sozialen Standpunkte wahr und von der Gesellschaft als absolut auferlegt ist, auch für dich wahr und absolut wäre" (s. 197). Dieses Gebot, das als ein kategorischer Imperativ erscheint, in welchem an die Stelle der reinen Vernunft die Gesellschaft tritt (s. 200), besitzt eine praktische Wirksamkeit: die Idee des ethischen Absoluten übt eine inhibierende und dynamogenetische Wirkung aus (s. 204), und ist in rationeller Weise gerechtfertigt, weil die individuelle Seele die sozialen Idealitäten in sich einschliesst. Die Vernünftigkeit jenes Gebots besteht eben in der inneren Uebereinstimmung zwischen der natürlichen Gemeinschaftlichkeit des Individuums und dem moralischen Handeln (s. 213). „Gemeinschaftlich leben ist — sagt der Verfasser — moralisch leben" (s. 209). Daraus ergibt sich die wahre Aufgabe der ethischen Pädagogik, welche die Anlage zum Guten und die sittliche Selbstbestimmung erreichen muss. Diese Aufgabe auszuführen, ist möglich nur mittels einer Fiktion, welche das Gute, die Glückseligkeit, die Pflicht, die Verantwortlichkeit als absolut erscheinen lässt, sodass sie dazu beiträgt, jeden dieser Werte so vollständig als möglich zu verwirklichen. Dieses Prinzip ist, nach der Meinung des Verfassers, nicht künstlich, weil die Fiktion als solche anerkannt ist (s. 229). Es erzeugt nicht den Quietismus, weil es auf die Entwicklung der ethischen Werte Gewicht legt. Endlich schafft es nicht die Verbindlichkeit ab, weil es die ethischen Werte als etwas praktisch und logisch

Wahres erweist, als ein Sein, als ein Sein-sollen, ein Tun-müssen zugleich (s. 239), welche ihre Quelle in der gemeinschaftlichen Natur des Individuums haben (s. 242). So ist das ethische Problem in erster Linie ein pädagogisches Problem (s. 255), und diese Pädagogik, welche die rationelle Ueberzeugung von der Verbindlichkeit der sozialen Ideale zu erzielen hat, besitzt einen mächtigen Helfer in dem wirksamen Gefühle des moralischen Stolzes, der das Individuum des eigenes Wertes bewusst macht und so die Erhebung seiner Persönlichkeit wünschen lässt.

Aus dieser Lehre, die der Verfasser unseren Pragmatismus nennt, kann man einige Normen sozialer Pädagogik ziehen (IV. Teil. 2 Kap.). Der Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft ist nicht zu überwinden, man kann nicht den Altruismus auf den Egoismus zurückführen. Aber das absolute Individuum und der absolute Egoismus sind illusorisch. Das Individuum erfährt, infolge seiner gemeinschaftlichen Natur, in seinem wirklichen Leben die Versöhnung des Egoismus und des Altruismus trotz ihres abstrakten Gegensatzes, und auf diese Weise wird die pragmatische Norm folgende: „Handle, als ob du der andere wärest, d. h. die Gesellschaft.“ „Handle, als ob du nicht du selbst wärest.“ „Ueberwinde deinen Egoismus“ (s. 269—70). Die Freundschaft, welche eine der edelsten Erscheinungen des sittlichen Lebens bildet, kann als eine praktische Anwendung dieser Norm betrachtet werden, die übrigens „eine wahre und wirkliche logische Fiktion“ ist. Der Selbstmord ist eine Verletzung derselben, der Selbstmörder ist ein Idealist, welcher sein eigenes Ich als etwas Absolutes betrachtet (s. 292). Der rationelle Pragmatismus gebietet so zu handeln, als ob das Leben immer einen Wert hätte.

Um eine gründliche Kritik dieses interessanten Werkes auszuführen, würde es nötig sein, ein ähnliches Buch zu schreiben. So müssen wir auf einige Bemerkungen uns beschränken. Vielleicht würde eine Prüfung der erkenntnistheoretischen Grundlagen der ethischen Lehre von Professor Marchesini uns zeigen, dass die Wissenschaft etwas mehr als eine blosse Fiktion ist, weil den subjektiven Verhältnissen der Ideen objektive Verhältnisse der äusseren Welt entsprechen. Uebrigens ist der rationelle Pragmatismus von G. Marchesini dem Pragmatismus von James ähnlicher als es auf den ersten Blick erscheint. Auch in jener Theorie hat die praktische Vernunft den Primat vor der theoretischen (als ob es zwei Arten von Vernunft geben könnte), der Wille vor dem Verstand, das subjektive Nützliche vor dem objektiven Wahren. Freilich will unser Verfasser die subjektive Vernünftigkeit durch eine wirkliche, objektive ersetzen, aber die Bestimmung des Kriteriums der Wahrheit durch praktische Erwägungen ist von jedem Pragmatismus untrennbar, d. h. das subjektive Element erscheint als unausbleiblich, und in der Tat ist jede Art von Fiktion immer etwas Subjektives. Ist das Gebot: „Handle so, als ob das, was vom sozialen Standpunkte wahr und von der Gesellschaft als absolut auferlegt ist, auch für dich wahr und absolut wäre“, nicht ganz und gar willkürlich? Es ist nichts anderes als eine neue Art von kategorischem Imperativ, nur dass wir an der Stelle der reinen Vernunft die Gesellschaft finden. Aber welches Recht hat die Gesellschaft, uns ihren Willen (wenn sie einen Willen hat) aufzudrängen? Jenes Gebot ist nichts anderes als eine Fiktion, und die Fiktion — sagt der Verfasser — ist wirklich nur insofern, als sie ein subjektiver Zustand ist. Wie kann man im Namen eines subjektiven Zustandes ein Gebot vorschreiben, das für das Handeln aller Menschen gelten muss? Der Verfasser selbst ist so überzeugt von der Unzulänglichkeit seiner Formel, dass er bemerkt: „Der persönliche

Faktor besteht in jedem sozialen Verhältnisse, und jede Form von Sozialisation ist auch eine Form von Individuation“ (s. 267—268). Das individuelle Element erscheint als ein notwendiger Teil jeder ethischen Theorie, die Soziologie kann nicht für sich allein die Moral begründen. Wenn der Altruismus nichts anderes wäre als ein empirisches Erzeugnis des gemeinschaftlichen Lebens, dann wäre die Moralität unmöglich. Um den Altruismus rationellerweise zu rechtfertigen, muss man beweisen, dass er der inneren Natur des Menschen entspricht, und auf diese Weise kann man die ethischen Gesetze vorschreiben, ohne Fiktionen zu machen.

Wir müssen zu dem Schluss kommen, dass jede Art von Pragmatismus mit den positivistischen Prinzipien unvereinbar ist. Der Verfasser sagt selbst, dass „im blossen Gebiet der Tatsachen das Gebiet der Moral sich nicht erschöpft“ (s. 81). Jede Moral ist eben unmöglich ohne das ideelle Element. Aber ist nicht dieses Element selbst eine Tatsache? und das Ideal, welches wir mittelst eines Abstraktionsprozesses aus der Erfahrung — der ganzen, individuellen und sozialen Erfahrung — schöpfen, hat es nicht einen viel grösseren Wert als jede Fiktion? So können wir, ohne die Grenzen des Tatsächlichen zu überschreiten, eine, mit der Wissenschaft übereinstimmende Moral wirklich begründen.

Florenz. GUGLIELMO SALVADORI.

Julius Bahnsen, Wie ich wurde, was ich ward. Nebst anderen Stücken aus dem Nachlass des Philosophen, herausgegeben von Rudolf Louis. München und Leipzig bei Georg Müller. 1905.

Ein treuer Verehrer hat aus dem Nachlasse eine Reihe von autobiographischen, philosophischen und charakterologischen Aufsätzen herausgegeben, die zum grossen Teil wohl nicht für die Publikation geschrieben waren. Sie zeigen Geist, Charakter und Stil des eigenartigen Mannes um so unmittelbarer. Wir sehen, wie ein origineller und tapferer Mann mit vielen Qualen des Lebens ringt, mit solchen, die seinem nervösen und galligen Temperament entspringen, mit anderen, die aus der Art seines Denkens entspringen und ihm das Denken selbst zur Quelle stets neuer qualvoller Erregungen machen, nicht zum wenigsten aber mit solchen, die äussere Lebensumstände ihm in besonders grosser Zahl zufügen. Keiner hatte mehr Gelegenheit, sich als weitblickenden, tapferen Mann zu zeigen und seinem „Gesinnungsglauben“, wie VOLKELT BAHNSENS Philosophie nennt, getreu zu leben. Ein ergreifendes Lebensbild ist die Autobiographie, gut vom Herausgeber durch eine Reihe von Aufsätzen ergänzt, welche einen Blick in die Lebensanschauung dieses Mannes gewähren, dem Leben und Handeln zur Einheit geworden. Der Aufsatz „Zur Verständigung über den heutigen Pessimismus“ zeigt im Grundriss, wie aus dem an Erlösung verzweifelnden Pessimismus BAHNSENS jene energische Lebensbetätigung erwuchs, die im einzelnen die Befriedigung erkämpft, an der sie im ganzen und grossen verzweifelt — wie ihm schliesslich das Lebensmotto erwuchs: to make the best of it. Sowohl die „Charakterzüge aus Shakespeares Frauenwelt“ wie besonders die „Charakterographischen Skizzen“ sind Essais, die von originellster und schärfster Beobachtungskraft zeugen. Vielleicht erinnern sie manchen Leser an BAHUSEN's grossartiges Werk „Beiträge zur Charakterologie“.

Leipzig. MAX BRAHN.

1) **M. Friedländer,** Griechische Philosophie im Alten Testament. Eine Einleitung in die Psalmen- und Weisheitsliteratur. Berlin, Georg Reimer, 1904. XX u. 223 S.

2) **D. Ernst Sellin,** Die Spuren griechischer Philosophie im Alten Testament. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1905. 32 S.

Friedländer (No. 1), ein entschiedener Gegner rabbinischer Orthodoxie, will den jüdischen Geist zeigen „in der vollendetsten Reife seiner dem Allgemeinen zustrebenden Entwicklung" vom nationalen Mosaismus zur universalen Weltreligion im Zeitalter Alexander's d. Gr. In diese Zeit, 3. u. 2. Jahrh. v. Chr., setzt F. die sog. Hagiographen, die Denkmäler einer pseudonymen, von griechischen Ideen befruchteten, ins Hebräische d. h. ins Religiöse übertragenen Philosophie. Drei Faktoren sind nach F. bei dieser Literatur besonders zu beachten: der Unsterblichkeitsglaube, die Form der Allegorie und die Idee der Weisheit. Die Entwicklung nimmt aber nicht den gleichen Weg im palästinischen und hellenistischen Judentum. In Judäa bildeten sich, während der milden Herrschaft der Ptolomäer, zwei (eigentlich drei) religiöse Parteien: die Frommen, die in den Psalmen die gottlosen Neuerer, den freien universalistischen Geist und seine Auswüchse, heuchlerische Beredsamkeit und hochmütigen Atheismus, bekämpften. Die Weisheitslehrer vertraten eine Mittelpartei, die die neuen Ideen mit dem alten Glauben zu verschmelzen suchte. Doch konnten sich auch die Altgläubigen dem Einflusse des neuen Geistes nicht ganz entziehen. In den Sprüchen Salomo's werden Tugenden und Fehler der Frau Weisheit und der Frau Torheit und die Verführungskünste des fremden Weibes d. h. der Häresie allegorisch dargestellt. Die Weisheit erscheint hier rein philosophisch aufgefasst, freilich auch ganz unvermittelt neben der menschlichen Weisheit, als welterschaffende, göttliche Kraft. Im Buche Hiob stehen Hiob und seine drei Freunde, die 'Hochfrommen' der Psalmen und ein aufgeklärter Mann, der die Welt gesehen und griechische Bildung in sich aufgenommen, einander gegenüber. Auch Hiob scheidet die menschliche Weisheit von der göttlichen. Unsterblichkeit ist ihm ein leerer Wahn. Die Furcht des Herrn ist die wahre Weisheit. So verurteilt Hiob 'die überfromme Rechte und die alles negierende Linke'. Der Prediger Salomo's, der die griechische Kultur und den Unsterblichkeitsglauben bekämpft, setzt geradezu eine „Ueberproduktion an schlechter Tagesliteratur" in Palästina voraus. Mit diesem Buche, das sich zu dem herrschenden Eudämonismus bekennt, versiegt die palästinische Weisheitslehre. Aber während Jesus Sirach dem Unsterblichkeitsglauben gegenüber den Genuss des Lebens preist und die göttliche Weisheit im Tempel zu Jerusalem inmitten des auserwählten Volkes wohnen lässt, wird in Alexandria, unter hellenistischen Juden, zur Bekämpfung des radikalen religiösen Nihilismus, die Lehre von der Unvergänglichkeit der Seele und vom ewigen, göttlichen Gericht verkündigt, und die Weisheit gepriesen als ein Hauch der Macht Gottes und ein Abbild seiner Güte, zugleich aber auch als die gottgesandte Mittlerin, die in heilige Seelen eingeht und Gottesfreunde und Propheten schafft. Die Wirkung der 'Weisheit Salomo's', einer Schrift aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr., lässt sich bei Philo, besonders in dem Begriffe des Logos, und weiter bis ins Johannesevangelium verfolgen. Die jüdisch-griechische Weisheitsliteratur ist die Schöpferin der

neuen Weltreligion des Christentums, die 'ohne die Riesenarbeiten des Allerweltsjudentums noch gar lange hätte auf sich warten lassen müssen' (S. 208). Auch die allgemeine Menschenliebe, die die Bücher Jona und Ruth atmen, zeugt von universalreligiöser Tendenz.

Die Gegenschrift Sellin's (No. 2) lässt die Weisheit Salomo's beiseite, weil hier die Spuren griechischer Philosophie sicher nachgewiesen seien. Im übrigen rede F. zu viel von unbestimmten Einflüssen ohne exakte Beweisführung. Abgesehen vom Prediger Salomo's seien griechische Ideen weder bei Sirach zu finden noch Spr. Sal. 8 oder Hiob 28, wenn man diese beiden Hauptstellen richtig übersetze und erkläre. Mehr als Anpassung im Ausdruck, dichterische Personifikation der Weisheit, Auseinandersetzung mit der Kultur der Griechen lasse sich nicht beweisen. Religiösen Universalismus verkünden auch schon Amos, Deuterojesaja und Maleachi. Reisen, griechische Sprache, Verkehr mit griechischen Kaufleuten im sechsten Jahrhundert, in der Blütezeit der ionischen Philosophie und des Sittenlehrers Phokylides, müssten wenigstens insofern zu einem andern Resultate führen, als griechischer Einfluss schon lange vor Alexander d. Gr. möglich gewesen sei, dazu auch Bekanntschaft mit der persischen Religion und ihrem Unsterblichkeitsglauben. Die Behauptung, auf dem alexandrinischen Allerweltsjudentum beruhe das Christentum, sei als eine Entgleisung aufzufassen. Die Kraft der Weltüberwindung sei dem Diasporajudentum nicht abzusprechen, aber eine Welterlösung habe dasselbe wegen seiner nationalen Selbstüberhebung (vgl. z. B. Weish. Sal. 16—19) nicht bringen können. An die Propheten seines Volkes, nicht an die Weisheitslehre, knüpfe Jesus an. Während also F. die Weisheitslehre preist als den Wegweiser zur Weltreligion, kommt S. zu dem Schlusse, dass der Bankerott dieser Weisheitslehre unleugbar und ein neuer Impuls erforderlich gewesen sei für die Entstehung des Christentums. So geht, in Schrift und Gegenschrift, der Streit um die Anfänge wissenschaftlicher und populärer Religionsphilosophie.

Dass die geistlichen Lieder und die weltlichen Weisheitsbücher später entstanden und die Namen David und Salomo nur angenommen sind, steht fest. Wo von Gesetz, Beschneidung und Tempelkultus wenig oder gar nicht die Rede ist, und der Weisheitsbegriff Eingang gefunden hat, da darf man wohl fremden Einfluss vermuten. Unrichtig wäre es, die Weisheit Salomo's, die Perle der Weisheitsbücher, aus der Entwicklungsgeschichte der Weisheitsliteratur auszuschalten. Hier werden Weisheit und Unsterblichkeit als religiöse Ideen neben der Gerechtigkeit zum ersten Male verkündet. Spr Sal. 8, wo die metaphysische Seite des Weisheitsbegriffes ganz unvermittelt auftritt, Hiob 28, wo man schon an Interpolation gedacht hat, Jesus Sirach, der die göttliche Weisheit zum Eigentume des jüdischen Volkes macht, der Prediger Salomo's, der von sich sagt, er habe alle Weisheit erworben, aber beides, Weisheit und Unsterblichkeit, wieder wegwirft, sie schwanken zwischen Annahme und Ablehnung der Weisheit, und sie wollen nichts wissen von der Unsterblichkeit. So bestreitet auch ein Kapitel im Jesajabuche (26,14) die Auferstehung der Toten (auch der Aerzte, wie der griechische Text hinzufügt), und in der Erzählung von den zwei Bäumen im Paradiese wird den Menschen zwar Erkenntnis aber nicht ewiges Leben zuteil (Genes. 3,22). Der Mensch hat seine Intelligenz, statt der Weisheit geziemt ihm Furcht des Herrn, und der Frommen Wunsch und Trost ist langes Leben auf Erden (Hiob 42,16, Ps. 91,16). Das ist Verneinung einer idealeren Denkweise, die Verneinung des Göttlichen im Menschen aber kann

nicht das Ursprüngliche sein. Das Buch der Weisheit Salomo's setzt man um 200 v. Chr., die Psalmen dagegen, nach WELLHAUSEN nachexilisch, nach F. um 300 gedichtet. sind nach ED. REUSS die letzte Blüte althebräischen Schrifttums, und Kohelet ist nach P. HAUPT um 100 v. Chr. geschrieben. Wie die Cheopspyramide ihresgleichen nicht hat unter den späteren, so ist das Buch der Weisheit Salomo's das erste von allen Weisheitsbüchern, das einzige, das dem platonischen Timäos ebenbürtig ist. Es ist die Ergänzung des Timäos nach der religiösen Seite. Um die Tendenz dieses Buches zu erklären, unterscheidet F. auch in Alexandria drei religiöse Parteien, darunter eine Partei des religiösen Nihilismus, deren Schriften alle verloren gegangen seien. Diese, sagt er werde in der Weisheit Salomo's bekämpft. Zu den Idealen aber, denen sich das jüdische Volk in Palästina nach F. so gern hingab, gehörte bekanntlich die Herrschaft der heiligen Geschlechter Juda und Levi (der Chasidim) über das Volk des Landes (Am-ha-arez). Die Weisheit Salomo's ist an die judäischen Machthaber gerichtet. Am Garizim und Zion war Streit, wo Gott leichter gefunden werden möchte. Das alte Nordreich mit seinen zahlreichen hellenistischen Städten ist die Heimat des Buches der Weisheit Salomo's. Mit Recht weist S. auch auf den Einfluss hin, der von den Persern und den ionischen Griechen schon im sechsten Jahrhundert ausging, und der auch in Palästina seine Spuren hinterlassen hat. Die Weisheit Salomo's ist die Quelle, aus der die Verfasser der Sprüche Salomo's, des Hiob, Kohelet, Jesus Sirach und Philo geschöpft haben, die das Beste aus der geistigen Hinterlassenschaft anderer Völker aufnahmen und verarbeiteten. So wird im Buche Hiob das Problem der Leiden des Gerechten ins Allgemeine gerückt und die Lösung in fremdem Lande gefunden, fern von Zion und Garizim. Gewiss verdient die Weisheit Salomo's alles Lob, das F. ihr spendet. Aber judäisch, liberal-judäisch, wie F. meint, ist das in Alexandria unvermittelt auftauchende Buch nicht, wenigstens nicht in seinem ursprünglichen Umfange (1,1—12,18). In seinen echten Bestandteilen ist es universal. Als Vorbote des Christentums darf es um so mehr angesprochen werden, als sein Verfasser in einer der ältesten christlichen Schriften, dem Barnabasbriefe (6,7), den Ehrennamen eines Propheten erhalten hat. So fehlt es denn den beiden Untersuchungen über griechische Einflüsse im A. T. trotz ihres Gegensatzes bei unbefangener Betrachtung nicht ganz an Berührungspunkten. Das literarische Judentum bildete unter fremden Einflüssen die Lehre von der leiblichen Totenauferstehung aus nach jüdischem Vergeltungsrecht (Dan. 12,13. II Makk. 7). Das altchristliche Dankgebet für die Gaben der Gnosis, der Pistis und der Athanasie (Did. 10,2) erinnert an Parsismus und griechische Philosophie. Ohne Griechentum kein Christentum (vgl. Harnack, die Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 45f.) Ein Judäer, 'durch und durch Jude', wie F. sagt, war Jesus nicht.

In Jesus errangen die religiösen Ideen der Weisheit Salomo's, Unsterblichkeit, Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe, das Gefühl der sittlichen Verantwortung vor dem höchsten Richter und das Gefühl der Erhebung zu Gott, den Sieg über die Furcht des Herrn, über das Dogma der Langlebigkeit der Frommen, über das geschriebene Gesetz der 'Amtleute des Reiches Gottes', der Hierarchen in Jerusalem (Weish. Sal. 6,5).

Jena. K. LINCKE.

Kantschriften.

Das Jahr 1904 hat neben den üblichen Würdigungen Kant's eine Reihe beachtenswerter Schriften über K. gebracht. 14 Stück liegen vor mir. K. wird also 100 Jahre nach seinem Tode noch gelesen, ist Grundlage und treibende Kraft unseres Denkens. Ueberblickt man freilich den Inhalt der Schriften, dann fragt man: verstehen wir K. recht? Wirklich berufen sich Vertreter recht verschiedener Ansichten auf seine Autorität.

Ein Teil der vorliegenden Schriften sind Festreden, Ansprachen, gelegentlich der Kantfeier gehalten. Es sind:

1. Windelband, Immanuel Kant und seine Weltanschauung, Heidelberg 1904, C. Winters Universitätsbuchhandlung; 2. Jerusalem, Kant's Bedeutung für die Gegenwart. Wien und Leipzig, W. Braumüller; 3. Martius, Kant Zum Gedächtnis seines hundertjährigen Todestages, Kiel 1904, Lipsius und Tischer; 4. Walter, Zum Gedächtnis Kant's, Königsberg i. Pr. 1904, Gräfe und Unzer; 5. Freudenthal, Immanuel Kant, Breslau 1904, M. und H. Marcus; 6. Adler, Immanuel Kant zum Gedächtnis, Wien u. Leipzig 1904, in Kommission bei Franz Deuticke; 7. Busse, Immanuel Kant, Leipzig 1904, R. Voigtländer.

Festreden wollen nicht das Resultat spezieller Einzelforschung vortragen, auch nicht im Fluge durch das stolze Gebäude der Gedankenwelt K.'s führen. Wo letzteres in der knappen Form eines Vortrages versucht ist — Adler, Im. K. zum Gedächtnis —, stehen für Redner und Hörer das Ergebnis und die aufgewandte Mühe im Missverhältnis. — In der frischen Form wirken die Schilderungen der Gesamtbedeutung K.'s auch ohne den Stimmungston, welchen Person und Ort hinzufügten.

Interessant ist, was jeder Redner in den Mittelpunkt stellt. Windelband geht aus von K.'s Stellung zu dem fundamentalen Gegensatze der sinnlichen und der übersinnlichen Welt. Der Gegensatz wirkt segensreich, er ist zugleich der Gegensatz von Wirklichkeit und Ideal, der Anstoss gibt zur herzerquickenden, adelnden Arbeit für den sittlichen Willen mit dem Ziele der Verwirklichung der übersinnlichen Zweckgesetzgebung. Und Anstoss gegeben zu haben zu erfolgreicher Arbeit, ist — so führt Jerusalem aus — der Ruhm K.'s. In der Erkenntnistheorie wie in der Ethik und Aesthetik fussen wir auf K. Und überall ist noch Raum zur Kulturarbeit in seinem Geiste. Gerade diese Gedanken sind recht interessant; sie zeigen, wie wir weiter kommen können auf Grund unserer Psychologie, der Anwendung des Entwicklungsgedankens etc.

Martius betont die individualistische Grundlage, welche K. der Wissenschaft, Ethik und Religion zu geben weiss. Die Subjektivität des Erkenntnisprozesses gibt dem Naturerkennen die Sicherheit, begrenzt es aber auch, sie lässt die Ethik gipfeln im Freiheitsbegriff und zeigt Gott als unsere Idee. In verwandtem Gedankenkreise bewegt sich teilweise die äusserst klar und übersichtlich gehaltene Rede von Walter. W. geht nur auf die allgemein-weltbürgerliche Bedeutung der Philosophie K.'s ein und zeigt, wie K. dem natürlichen Bewusstsein des Menschen seiner Zeit gerecht wird und es noch lange bleiben wird. Gewiss wurzelt K. im Geiste seiner Zeit; ob aber die Behauptung so uneingeschränkt richtig ist? Der Sittlichkeitsbegriff des Menschen wurzelt dem natürlichen Bewusstsein zufolge doch wohl in anderen Voraussetzungen wie bei Kant, ist auch ein anderer. Die Liebe stellen wir über die Pflichtstrenge. Der natürlichen Denkweise ist es völlig widersprechend, unter Ausschliessung der eigenen Glückseligkeit nur das Glück anderer zu fördern. Aber insofern kommt

K. wieder der natürlichen Denkweise nahe, dass er für notwendiger hält, sich vom Dasein Gottes zu überzeugen, als in Verstandesüberlegungen dem Göttlichen sich nähern zu wollen. Das religiöse Denken richtet K. dahin, wo es seinen Wert hat: auf die Stellen, wo es Ruhe und Frieden findet, nicht wo es grübeln soll. Wollte man der Ursache nachforschen, warum K. dem natürlichen Bewusstsein der Menschen seiner Zeit gerecht wurde, so könnte man mit Freudenthal vielleicht antworten: K. verkörperte in sich die edelsten Eigenschaften des deutschen Volkes. Darum stehen heute Menschen unter seinem Banne, die nie eine Schrift von ihm gelesen haben. Charakter, Universalität des Wissens und wissenschaftliche Grösse eignen ihm. Natürlich ist der Ueberblick, aus dem sich K.'s Persönlichkeit als typische herausschälen soll, nur in grossen Umrissen möglich, in dieser Form ist er aber trefflich klar gegeben. Besonders hervorgehoben und liebevoll dargelegt ist, was K. an Stelle des Weggeräumten neu aufbaut.

Von anderer Seite geht Adler an die Beantwortung der Frage: Warum ist K.'s Gedankenwelt heute wirksam? Kurz gesagt: seine theoretische Philosophie untersucht den Prozess der Erkenntnisgewinnung, und der kann nicht veralten; seine praktische Philosophie ist eine Philosophie der Tat, darum lebensfähig. Als Alleszermalmer, Allesbefreier, Allesvermittler (oder Allüberwinder) ist er noch lebendig unter uns. Interessant ist die Darstellung der Philosophie K.'s als Synthese von Empirismus und Rationalismus, Idealismus und Realismus etc. etc. Aber da drängt sich die Empfindung auf, als sei er der neutrale Punkt, in den alle Ansichten einmünden. Der Verfasser verlangt, in K. einzuwurzeln und zunächst „seine Ausdrucksweise in sich aufzunehmen." Ist das richtig? Was wurzelt, treibt Schösslinge, und das ist die Hauptsache, dass wir weiterkommen — auch in der Ausdrucksweise. Jerusalem betont, dass unser Wissen vom Prozesse der Erkenntnisgewinnung eines Ausbaus bedürfe, dass — um nur einiges zu nennen — eine Begründung und Verwertung der Begriffe Menschenpflicht und = würde nach psychologischer und historischer Methode zu liefern sei, auch die notwendige Synthese von Wissen und Glauben. Das „Zurück zu Kant" ist nur die Vorbedingung zu „Ueber Kant hinaus!" (S. weiter unten.)

Ein wenig umfangreiches aber köstliches Schriftchen enthält die Ansprache von Busse, gehalten beim Festkommers; eine Stimmungsrede also. Was kann Kant der studierenden Jugend sein? lautet das Thema, und die Antwort: der Lehrer im Ideal, der das Ideal aller Erkenntnis erringen und mitteilen will, dabei selbst das Ideal eines Lehrers ist.

Zwei umfangreichere Festschriften nehmen je eine einzige, bisher weniger beachtete Seite der Wirksamkeit K.'s heraus. Es sind 1. Elsenhans, Kant's Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung, Leipzig 1904, Wilh. Engelmann; 2. Kalischer, Immanuel Kant's Staatsphilosophie, Berlin, Dr. A. Chr. Kalischer, Selbstverlag, Leipzig, O. Weber.

Beide stellen die Vielseitigkeit K.'s in das hellste Licht, indem die erste seine naturwissenschaftliche Bedeutung, gemessen an den bewegenden Anschauungen unserer Zeit, zur Geltung bringt, die andere ihn als Politiker zeigt. Natürlich bietet K. auf beiden Gebieten nichts Abgeschlossenes. Die Abgrenzung der einzelnen Rassen, die Hypothese ihrer verschiedenen Entstehung sind nicht von dauerndem Werte gewesen, und manches, was der Philosoph vom Staate wünscht, ist wenig zutreffend, sogar phantastisch oder sophistisch. Die Bedeutung K.'s für die Naturwissenschaft liegt darin, dass er Bausteine zur Entwicklungslehre bietet, die bewusst oder unbewusst mit Vorteil benutzt wurden. Die Idee der Kontinuität der Formen z. B.

hat unsere Wissenschaft vom bloss regulativen zum konstitutiven Prinzip erhoben. Hinsichtlich seiner Staatslehre ist festzustellen, dass K. auch hier dem Geiste seiner Zeit nahestand. Das zufällige Zusammentreffen mit den von SAINT-SIMON später veröffentlichten Ideen über soziale Reorganisation könnte als Beleg dienen. Auch auf diesem, nur gelegentlich gestreiften Gebiete waren K.'s Gedanken fruchtbare und überall leuchtet, wie KALISCHER bemerkt, „die Herrlichkeit des Ethos bei KANT" hervor.

An diese Schriften reihe ich drei mit philologischer Subtilität verfasste Spezialuntersuchungen:

1. ROMUNDT, KANT's „Widerlegung des Idealismus", Gotha 1904, E. F. Thienemann; 2. WERNICKE, Die Theorie des Gegenstandes und die Lehre vom Ding-an-sich, Braunschweig 1904, Joh. Heinr. Meyer (Habilitationsschrift von 1881); 3. DREXLER, Die doppelte Affektion des erkennenden Subjekts (durch Ding-an-sich und durch Erscheinungen) im KANTischen System. (Diss.)

Nur die an erster Stelle genannte Schrift ist aus Anlass des Gedenktages veröffentlicht worden (nicht entstanden). Stoff zur Schrift gaben KANT und FICHTE, oder zuerst FICHTE, dann KANT. F. gibt bekanntlich seinen Idealismus für den K.'s aus, obgleich K. schon früher (1783 u. 87) die Art des Idealismus bekämpft, welche die innere Erfahrung für sicherer hält als die äussere. Diese Tatsache wird unter Anwendung einer recht abfälligen — auch sprachlich nicht immer vornehmen — Kritik F.'s und des Neukantianismus ausgesponnen. Die positive Seite, K.'s transzendentaler Idealismus, ist etwas stiefmütterlich behandelt worden.

Nun zu den beiden anderen. Die „Kleinarbeit" ist sicher eine notwendige und, wenn mit sicherem Blicke unternommen, auch erspriessliche (W.'s Schrift). Ein Genuss ist die Lektüre nicht, wenn man nach 56 Seiten mühsamen Lesens von Belegstellen endlich glatt ausgesprochen findet, was schon klar dalag, dass K. „mit dem Probleme rang" (DREXLER). — Das Verdienstliche der mühsamen Arbeit sei voll anerkannt. Wenn K. „2 verschiedene Gesichtspunkte vermischt", oder anders ausgedrückt, wenn ein Gedanke K.'s nicht widerspruchslos durch seine Werke hindurch zu verfolgen ist, so scheint mir der Weg von WERNICKE empfehlenswert, eine im Laufe der Arbeit entstandene Entwicklung oder Spaltung des ursprünglichen Begriffes zu vermuten. Beide Arbeiten bewegen sich auf benachbarten, beide auf umstrittenen Gebieten. Der springende Punkt in W.'s Ausführungen über die Theorie des Gegenstandes ist die Tätigkeit der produktiven Einbildungskraft. Schwieriger ist das Ding-an-sich zu fassen; hier vermisse ich eine klare, übersichtliche Zusammenfassung. Etwas nebelhaft bleibt immer die „Ursache der Empfindungen", welche „das Material zu Gegenständen als Konstruktionsgebilden der Einbildungskraft nach Verstandesgesetzen liefert".

Endlich sind noch zwei Schriften zu nennen, Kampfschriften, welche der philosophischen Betätigung neue Ziele stecken wollen:

1. BILHARZ, Mit KANT — Ueber KANT hinaus! Wiesbaden 1904, J. F. Bergmann; 2. BRIX, Wider die Halben im Namen der Ganzen oder die Vernichtung KANT's durch die Entwicklungslehre, Berlin 1904, H. Walther.

BILHARZ wünscht Kantkritik als Mittel, weiter zu kommen. Zu letzterem Zwecke will er das Gebäude der Transzendentalphilosophie abreissen, indem er ihr die rationalistischen Grundlagen entzieht; denn das eben sei K.'s Grundfehler, dass er Denken über Sein, Form über Inhalt setze. Der Neubau soll auf ontologischem Boden aufgeführt werden. Sieht B. den alten Bau auch vorurteilsfrei? Mehrfach konnte hier über neue

Aufgaben referiert werden, die aus K.'s Philosophie herauswachsen. Da soll doch nicht „K. auf ein Nebengeleise geschoben" werden! (p. 7.) Ob der Ausdruck „ontogenetisch" wirklich ohne Rest in dem Ausdrucke „transzendental" aufgeht, ist mir, offen gestanden, nicht ganz klar geworden. Der neue Bau auf der neuen Grundlage mag's erweisen!

Als entschiedener Gegner K.'s zeigt sich Brix. Er bezeichnet sich als Anhänger der mechanischen Weltanschauung und bewertet Naturanlagen und Triebe sehr hoch. Die Halbheit K.'s findet er darin, dass K., im Begriffe, die theologischen Dogmen zu vernichten, Halt macht und eine Mittellinie zwischen der natürlichen Erklärung und der Anlehnung an das Uebersinnliche sucht. Die Urteile, zu welchen B. von diesem Standpunkte aus kommt, weichen von denen der „Halben" oder derer, welche K.'s Gedanken als nicht veraltete betrachten, merklich ab, darum wird K. vernichtet durch die Entwicklungslehre, zu der er — nebenbei bemerkt — die Bausteine lieferte. (cf. Elsenhans!) Sein Mann ist Spencer, der den Begriff der Entwicklung zum Grundgedanken seiner Weltanschauung benutzte, aber auch bedeutend später dachte und schrieb. Auch die Wissenschaft macht einen Entwicklungsgang durch, und die ersten Schritte sind zwar selten die zweckmässigsten, aber die schwersten. Gemeiniglich pflegt man zu behaupten, K. habe durch seine scharfe und scharfsinnige Kritik der Metaphysik ein festes Gebiet angewiesen und so das der Naturforschung frei gemacht.

Auerbach (Vogtl.) Leo Rauschenbach.

F. v. Liszt, Strafrechtliche Aufsätze und Vorträge. 1. Bd. (1875—1891) 560 S. 2. Bd. (1892—1904) 519 S. Preis 20 Mk. Berlin. J. Guttentag. 1905.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen, welche die Zeitperiode von 1875 bis 1904 umfasst, bildet die literarische Autobiographie des Verf., und zugleich die Biographie einer der bemerkenswertesten Vereinigungen der Gegenwart, der Internationalen, Kriminalistischen Vereinigung, deren programmatischer Entwickelungsgang mit der wissenschaftlichen Entwicklung des Verf. selbst zusammenfällt (II 2 27f 58. 79. 93 bis 284). Als solcher hat diese Sammlung zuerst eine aktuelle Bedeutung: sie liefert den bedeutendsten Beitrag zur Chronologie der strafrechtlichen Literatur, welche die Frage einer Reform des in vielen Punkten anerkannt veralteten geltenden Strafrechts behandelt (I. Vorbemerkung). Sodann besitzt sie einen — der technisch-formalen und psychisch-sozialen Seite des Strafrechts entsprechenden — rechtsdogmatischen und rechtssoziologischen Wert. Das Hauptaugenmerk unseres Berichts wird nur denjenigen Lehren zugewendet, in denen der letztere Wert der Ausführungen des Verfassers zu Tage tritt. Und in der Tat, es handelt sich um die Skizzierung eines interessanten soziologischen Systems des Strafrechts, welches zugleich alle wissenschaftlich-strafrechtlichen Reformbestrebungen der neuen und neuesten Zeit synthetisch resumiert. Durch den frischen Kampf gegen zwei Fronten: gegen die metaphysische Strafbegriffsjurisprudenz und den anthropologischen Strafempirismus könnte man bewogen werden, die Methode des Verf. als „kritisch-realistisch" zu bezeichnen. Der Verf. wendet sich gegen den „Kultus des Logischen", des Formalen in der Strafrechtswissenschaft. „Die Rechtswissenschaft arbeitet mit Begriffen, die aus Tatsachen geschöpft, auf Tatsachen sich beziehen" (I. 218. II. 22, 60f., 289, 433), die Strafrechtswissen-

schaft ist eine Erfahrungswissenschaft, d. h. von der exakten, systematischen Beobachtung ausgehend; sie hat im Mittelpunkt den Täter (die Phänomenologie des Verbrechers), nicht die Tat (die Normübertretung) zu stellen (I. 221. II. 252). Jedes Verbrechen besteht aus einer bestimmten Willensbetätigung (der Angriffshandlung) (I. 222f., II. 252), welche ein Rechtsgut (das Angriffsobjekt), d. h. ein rechtlich geschütztes Interesse (I. 223f.) verletzt. Somit ist die Grundlage der Strafrechtswissenschaft eine voluntaristische. Die italienische kriminal-anthropologische Schule verdient die Bezeichnung ihrer Gegner (Lucchini): I semplicisti del diritto penale (I. 303), denn es handelt sich bei der Analyse der Verbrechereigenart nicht bloss um reine auf anthropologische Deskription begründete übertriebene Theorien über den abstrakten homo delinquens, sondern um eine bedeutend kompliziertere Tatsache: die formell widerrechtliche, kriminelle Handlung ist materiell von individuellen Eigentümlichkeiten (Alter, vererbter Eigenart), von eigenartigen Motiven, von einer antisozialen Erziehung bestimmt, durch das Milieu (kosmische Klima, Bodenbeschaffenheit und gesellschaftliche Verhältnisse) bedingt (I. 301. II. 8, 35, 170. 436). Die höchste Aufgabe der Kriminal-Psychologie ist die Auffindung der typisch-zuständigen Verbrechermotive in ihren Beziehungen zu der Gesamtpersönlichkeit des Täters (II. 43, 175f.).

Innerhalb der Faktoren, aus deren Zusammenwirken das Verbrechen hervorgeht, sind die äusseren, besonders die wirtschaftlichen Faktoren, welche die individuellen beeinflussen, die wichtigsten; die erklärende Analyse dieser Bedingungen des Verbrechens ist die Aufgabe der systematischen Massenbeobachtung, der Kriminal-Statistik (I. 312. 341. II. 233. 412). Von diesem kriminalpsychologischen und -statistischen Standpunkt aus erörtert der Verf. die Willensfreiheit (II. 38, 84f., 216f.), die Zurechnungsfähigkeit, die Begriffe: Vorsatz, Fahrlässigkeit, Schuld (II. 48. 449) und teilt die Verbrecher (nach Charaktereigenschaften) in Gelegenheits-, Gewohnheitsverbrecher und Unverbesserliche ein (II. 172ff.).

Die Erkenntnis des Verbrecherphänomens, d. h. die durch die kriminal-psychologischen und -statistischen Detailforschungen erlangte Ergründung der Ursache des Verbrechens, soll nun die Grundlage für die Bekämpfung des Verbrechens an dessen Wurzeln bilden. Die Auffindung der besten Mittel für diesen kausal erkannten kriminalistischen Zweck ist die Aufgabe der Kriminal-Politik (I. 291f. II. 61. 78. 88), und diese soll ihrerseits „die Lehrmeisterin“ der Strafgesetzgebung, ihre „zuverlässige Beraterin und Führerin“ sein (II. 26. 293). Die Richtigkeit solcher durch kriminalpolitische Forderungen begründeter legislativen Reformvorschläge ist an dem Wertmassstab des neuen Rechts, (d. h. der schöpferischen Rechtssynthese einer Entwicklungstendenz verschiedener Rechtstypen), welche man durch die Rechtsvergleichung gewinnt, zu messen (II. 422f., 472).

Diese Grundgedanken des Verf. sind in dem Programm, das sich die I. K. V. (wie die oben genannte Vereinigung, welcher die Belebung des öffentlichen Interesses für legistative Fragen zu verdanken ist, kurz bezeichnet wird) in Lissabon 1897 gegeben hat, formuliert worden: . . . „sie stellt sich zur Aufgabe die wissenschaftliche Erforschung des Verbrechens und seiner Ursachen und der Mittel zu seiner Bekämpfung“.

Ein Bekämpfungsmittel, obwohl nicht das einzige, und nicht einmal das wichtigste, weil es nur die individuellen Faktoren des Verbrechens bekämpft, ist die Strafe (II. 295). Sie gehört im Gegensatz zu den kirchlichen und pädagogischen Strafen zu den Rechtsfolgen des Unrechts, sie ist aber kein ursprünglicher Bestandteil des Rechts, sondern eine soziale

Funktion, ein Ergebnis der sozialen Entwickelungsgeschichte (I. 126). Die Strafe ist gerecht, weil notwendig, und nicht notwendig, weil gerecht, sie ist Schutzstrafe, d. h. Zweckstrafe, Schutz der Rechtsgüter (I. 164), sie hat die besserungsfähigen und -bedürftigen Verbrecher zu erziehen, die nicht besserungsbedürftigen abzuschrecken, die nicht besserungsfähigen sozial unschädlich zu machen (I. 136. II. 83. 309. 446). Das soll aber auch durch andere wirksamere (d. h. die gesellschaftlichen Ursachen des Verbrechens bekämpfenden) Mittel geschehen, durch sozial-politische Massnahmen (Arbeiterwohnung, gerechte Verteilung der Steuerlasten usw. II. 8. 83) und durch sozial-pädagogische Massregeln (das Problem der Jugendlichen und die Fürsorge- und Zwangserziehung I. 426f., 447, 537, II. 19, 331), Landstreicher-, Bettler- Arbeitsunlustigerfrage, Freiheitsstrafreform (I. 346. 511. II. 132. 181), Schutz gegen Gesundheitsgefährdung durch Geschlechtskranke (II 471), Verwahrung gemeingefährlicher Geisteskranker und vermindert Zurechnungsfähiger (II. 499). Die Forderungen des Verf. nach dem staatlichen Eingreifen in den Kampf gegen das Verbrechen hat ihm den Titel: Staatssozialist zugeführt (II. 63), in der Tat sein Staatssozialismus ist auf dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft das Gegenstück des national-ökonomischen Kathedersozialismus.

Diese Sammlung von Gelegenheits- und Kampfaufsätzen und -Vorträgen hat den Reiz, in höchst anregender Weise eine Welt von Problemen zu entrollen, allerdings, an sie darf man, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht den Massstab eingehender Forschung anlegen, denn die Probleme sind nur formuliert, nicht erschöpfend behandelt.

Von grösster Aktualität ist auch in der Strafrechtswissenschaft, wie heutzutage in so vielen anderen Geisteswissenschaften, der vom Altmeister Wundt ausgesprochene Satz, dass die Psychologie die Grundlage aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen sein soll, geworden. So schreibt v. Liszt inbezug auf die neuerdings „entdeckte", ja sogar nach dem Erachten vieler „erfundene" Bedeutung der „Psychologie der Aussage" und der Assoziations-Tatbestandsdiagnostik für die Strafprozessreform: „Die Psychologie ist der wertvollste und zuverlässigste Bundesgenosse der Strafrechtspflege". („Deutsche Juristenzeitung" VII. Jahrg. S. 17). Als einer der ersten hat v. Liszt die Kriminalisten aufgefordert, die bis in unsere Zeit von Dichtern und statistischen Beamten betriebene „Forschung" des Verbrechens systematisch und kritisch-bewusst durchzuführen und, was in unserem Kodifikationszeitalter sehr bemerkenswert ist, gestützt auf das — kriminell-politisch kausale und rechtsvergleichend synthetisch Erkannte Gesetzgebungsvorschläge zu machen. Der Wert einer Lehre bemisst sich nach ihrer Wirkung: von der I. K. V. (deren Führer der Verf. ist, wie schon oben hervorgehoben) stark beeinflusst sind die Strafgesetzbücher der Schweiz (II. 94. 194) und Norwegens (s. II. 30. 175, vgl. über die Strafrechtsreform in Italien (I. 253) und Russland (I. S. 180.)

Die Kriminalität ist eine symptomatische „notwendige Begleiterscheinung" der sozialen Entwicklung; sie wird aber „sozial-pathologisch", wenn sie „plötzlich eine zuerst unerwartete, dann anhaltende Zunahme aufweist." So erscheint die noch von niemand geschriebene Geschichte der Kriminalität als die Geschichte des gesamten gesellschaftlichen Lebens (I. 149. 292. 443). — Die Grösse des skizzierten Entwurfs einer psychologisierenden Soziologie des Verbrechens und der Strafe ist höchst zu beachten, dass ein solcher Entwurf von einem Juristen ausgeht, lebhaft zu begrüssen.

Berlin. Demetrius Gusti.

Pronell Alengry, Condorcet. **Paris, Giard & Brière. 1904. 891 S. 14 Frs.**

Die aus direkten unedierten Quellenforschungen entsprungene Monographie des Verf. über CONDORCET, den letzten Encyklopädisten, teilt sich in zwei grosse Abschnitte: in dem ersten (p. 3—358) wird die Entwicklung der politischen Ideen und juristisch-sozialen Theorien CONDORCET's in Beziehung zu den revolutionären Ereignissen und dem Milieu geschildert, in dem zweiten (p. 359—869) das System derselben Theorie und Ideen an sich erörtert. Mit grossem Nachdruck betont der Verf. die führende Rolle, welche der Mathematiker und Akademiker Marquis de CONDORCET in der parlamentarischen Geschichte der französischen Revolution gespielt hat: vor 1789, und während der Wahlperiode (Januar—April 1789) hat CONDORCET das politische und sozial reformatorische Programm der Revolution entworfen; nach 1789, während der Constituante ist dasselbe realisiert, 1793 codifiziert worden. Die fabelhafte Tätigkeit CONDORCET's als Journalist und Redner kulminiert in der Redaktion der ersten in Europa geschriebenen und erörterten Verfassung. Der Verfasser hat in ausführlicher Weise erwiesen, dass diese von dem Begriff des von Gott und Gesellschaft unabhängigen „homo politicus“ ausgehende „Déclaration de droit“ (368—421) von Paine, deren Verfasser der pennsylvanischen Verfassung, beeinflusst worden war (P. 22. 95. 183. 197f. 226. 822). CONDORCET fühlte sich berufen, die fieberhaften Debatten einer unruhigen Zeit stets auf Prinzipes zurückzuführen; die Politik ist nach ihm angewandte Wissenschaft: Fonte société qui n'est pas éclairée par des philosophes est trompée par des charlatons (S. 188. 130ff.). Seine Gelegenheitsauseinandersetzungen bilden einen vollständigen Grundriss des Staats- und Verfassungsrechts, ja er ist als der Begründer dieser Wissenschaft anzusehen. (Le droit électoral et administratif, 42—476 — Pouvoirs délégués par le peuple (47 bis 637 — Pouvoir dérivé de pouvoirs délegués (638—683). CONDORCET war Führer der französischen Revolution auch auf dem Gebiete der Finanzpolitik (638f.), nebenher war er ein von den Physiokraten abhängiger, schriftstellerisch tätiger Nationalökonom (687—728). Verf. feiert CONDORCET als Begründer der (von COMTE später ausgeführten) positiven Ethik (729 bis 767). CONDORCET hat zum erstenmal den Satz geschrieben: „il est plus doux de vivre pour autres; c'est alors seulement que l'on vit véritablement pour soi-même“ (767). Erwähnenswert ist neben dem Einfluss HUME‚s und SMITH's, welche in Paris in seinem Hause verkehrten, derjenige seiner Frau. Mme. de CONDORCET, die Rivalin von Mme. de SOEL, war berühmt durch ihren Salon, „le foyer de la république“, und durch die Uebersetzung von SMITT's „Theory of moral sentiment“, der sie „huit lettres sur la sympathie“ hinzufügte. Den ergreifenden, durch eigene Hand ausgeführten Vergiftungstod schildert der Verf. ausführlich (p. 390). Schuld an seiner Verfolgung war sein Temperament („mouton enragé“ (317) „volcan couvert de neige (327) nannten ihn seine Freunde VOLTAIRE und d'ALEMBERT — „une liqueur fine imbibée dans du coton“ definierte ihn jedoch Mme. de ROLAND (825). Das in seiner freiwilligen Gefangenschaft bei Mme. VERNET mit einem unter den obwaltenden tragischen Umständen bewundernswürdigen Optimismus geschriebene sozialphilosophische Testament CONDORCET's, wohl eine der ersten Philosophien der Geschichte als Soziologie, „Esquisse d'un tableau historique“ ist vom Verf. im Verhältnis zu dem Umfang des Werkes ausserordentlich wenig eingehend behandelt (p. 789 bis 792). Die Methode CONDORCET's beruht mit seinen eigenen Worten auf: „raison, calcul, expérience“. Mit Recht und Erfolg verteidigt der

Verf. C. gegen diejenigen, die ihn als absoluten Rationalisten (841. 862), als Utopisten und Anhänger der unbedingten Anwendung der Mathematik auf gesellschaftliche Probleme bekämpfen (854 f.). In dem letzten Abschnitt versucht der Verf. den entscheidenden Einfluss CONDORCET's auf SAINT-SIMON und AUG. COMTE — welche ihn als „père spirituel" (757) betrachteten — nachzuweisen (805 f.). Interessant sind die Problembeziehungen zwischen CONDORCET und ROUSSEAU (410. 430. 479. 679. 795. 820) und MONTETQUIEU (480. 557. 679. 820).

Ueber die vorliegende zweifellos verdienstvolle Monographie kann man sagen: weniger wäre mehr gewesen. Der Verf. lässt zu deutlich die Liebe für seinen Helden durchblicken; sehr störend wirken ferner auf den Leser die völlig überflüssige Wiederholungen derselben Zitate von CONDORCET oder eigenen Ausführungen; dem Mangel an Objektivität sind die sich selbst widersprechenden Uebertreibungen der geschichtlichen, wissenschaftlichen Bedeutung CONDORCET's zu verdanken, so ist auf S. 678 zu lesen: „CONDORCET a crée la science du droit constitutonnel", obwohl nach den folgenden Ausführungen (S. 679) MONTEQUIEU, wenigstens als Mitbegründer anzusehen sei, der Behauptung: „CONDORCET" (als Nationalökonom) apporte aucune idée nouvelle (S. 700, vgl. auch p. 717) steht gegenüber die Würdigung CONDORCET's, als des ersten, welcher das Gebiet der Nationalökonomie feststellte (S. 701). Das unbestreitbare Verdierst des Verf. scheint darin zu liegen: er hat sich auf Frankreich beziehend, die Aktualität CONDORCET's hervorgehoben: CONDORCET est plus pies de nous et son esprit plus conforme au nôtre que celui d' AUG. COMTE (p. 805). (CONDORCET war auch einer der ersten für das Frauenwahlrecht (p. 80. 403), für die progressiven Steuern (719), für die Laicität und Neutralität des Unterrichts (419), für einen „tribunal arbitral international (672) eingetreten), ferner hat er es gezeigt, dass in Zukunft die Theoretiker und Geschichtsschreiber des Verfassungsrechts, der Finanzgesetzgebung, der Nationalökonomie, Moral und Soziologie den Mathematiker CONDORCET nicht, wie es bis jetzt der Fall gewesen ist, unberücksichtigt lassen dürfen.

Berlin. DEMETRIUS GUSTI.

Léon Pontet, D'où nous venons. Essais suivis d'une Etude sur la Décadence des Peuples. Paris. Fontemoing. 1902. 371 S. 7 Frcs 50.

Die sentimentale Widmung des Werkes ist charakteristisch für das Ganze: „A la chaîne infinie de mes ascendants en général, à mes ouêtres plus immédiats, grand-parents et parents en particulier; à leur souvenir, â tous, je fais l'hommage affectueux de ce livre. „Der Autor leistet sich die Meisterschaft den Leser in 371 S. über alles „was auf der Erden und in dem Himmel ist" zu belehren. (p. 22—27 über die Materie, p. 27—32 die Kraft, p. 32—73 die Intelligenz in der Natur und beim Menschen. p. 89—109 das Chaos und seine Ursachen, p. 121—127 über den Ursprung unserer Erde (notre globe), p. 127—141, über den Ursprung der Arten, p. 165—173 die „apparition de l'homme", p 187—221 den Ursprung der menschlichen Verbände, p. 221—237, den Ursprung der Sprache, p. 238 bis 261 das Gute, Gerechte, Schöne, Wahre, p. 261—277: den Ursprung der Gesetze, p. 277—310 den Ursprung der Musik, des Tanzes, der Bildhauerei, des Zeichnens, der Schrift, der Architektur, der Begräbniskünste und -sitten, der Dichtung, der Metallurgie, p. 313—341 den Ursprung der

Völker und ihrer Regierungsformen, p. 341—371 endlich über die Ursachen der Völkerdekadenz). In seinem beneidenswerten, selbstbewussten Dilettantismus hat der Autor alle erwähnten Probleme, die Geist und Gemüt der denkenden Menschen seit Jahrhunderten quälen, mit eindeutigen, liebenswürdigen Behauptungen definitiv gelöst.

Berlin. Demetrius Gusti.

Selbstanzeigen.

L. Liljequist. Meinongs allmänna värdeteori (Die allgemeine Werttheorie Meinong's). Göteborgs Högskolas Årsskrift (Jahresschrift der Hochschule Gothenburg) X : 3, 1904. VII, 229 S.

Diese Untersuchung verläuft in 6 Kapiteln, überschrieben: I. Einleitung; II. Blick auf die Meinong'sche Wertuntersuchung als ein Ganzes; III. Meinong's allgemein werttheoretische Untersuchung in der ursprünglichen Form; IV. Die erste Modifikation vom allgemein werttheoretischen Standpunkte Meinong's; V. Meinong und v. Ehrenfels, zugleich eine Darstellung der Genesis der zweiten Modifikation vom allgemein werttheoretischen Standpunkte Meinong's; VI. Epilegomena.

Wie aus diesen Kapitelüberschriften und dem Titel des Buches ersichtlich, konzentriert sich die Aufmerksamkeit des Verfassers hauptsächlich auf die allgemeine grundlegende Werttheorie Meinong's. Nur in Kapitel II erweitert sich die Untersuchung zu einer Darstellung von den Anknüpfungspunkten und dazu sich anschliessenden Ausführungen, welche Meinong in seiner ersten werttheoretischen Veröffentlichung für die ethische Wissenschaft gegeben hat. Ebenfalls will Kapitel VI, das sich jedoch bei weitem nicht auf dieses Thema beschränkt, die allgemeine Werttheorie Meinong's prüfen auf ihre Tauglichkeit zu einer Grundlegung für die Ethik oder überhaupt für die gesamte praktische Philosophie.

In Kapitel II und III gibt die Untersuchung in treuer, konziser Reproduktion und mit genauen Belegen oder Hinweisen zunächst das Wesentliche der ersten einschlägigen werttheoretischen Publikation Meinong's, der bekannten Psychologisch-ethischen Untersuchungen zur Werttheorie. Und zwar sucht der Verfasser hierbei überall, wo ihn eigene Erfahrung darüber belehrt hatte, dass der Meinong'sche Text dem Verständnis grössere oder kleinere Schwierigkeiten bietet, sein Referat gewissermassen exegetisch zu gestalten, so dass ein Vergleich des Meinong'schen Originaltextes mit dem Referat unmittelbar aufklärend wirkt. Es ist also keineswegs die Absicht des Verfassers gewesen, durch sein Buch dem (schwedischen) Publikum das Studium von Meinong's Hauptschriften überflüssig zu machen, wenn auch sein Referat einen gewissen Ersatz für Meinong's jetzt leider im Buchhandel vergriffene Psychol.-eth. Untersuchungen zur Werttheorie bieten könnte. Im Gegenteil möchte die Arbeit des Verfassers dazu beitragen, das Studium der Meinong'schen Originaluntersuchungen zu erleichtern und fruchtbringender zu gestalten. Derselben Absicht entsprechend ist das Referat von einem teilweise sehr ausführlichen Kommentar begleitet, der nicht nur mittels seiner Hinweise die Kontrolle durch Vergleich der Meinong'schen Originaltexte überall

schnell und leicht möglich macht, sondern auch durch Heranziehen von Parallelstellen und dergleichen den immanenten Ausbau des Standpunktes befördern, durch Hervorhebung einzelner Ungenauigkeiten und Inkonsequenzen eine völlig immanente Kritik ausüben will. Dies hier zu exemplifizieren wäre zu umständlich und würde wohl den Rahmen einer Selbstanzeige überschreiten. Aus dem erwähnten Grunde werden natürlich im Kommentar die Punkte, an die sich die beiden späteren Modifikationen der allgemeinen Werttheorie anschliessen, nachdrücklich hervorgehoben und beleuchtet. Ganz analog ist das Verhältnis zwischen Referieren der Darstellung und Kommentar in Kapitel IV, wo die erste Modifikation vom allgemein werttheoretischen Standpunkte MEINONG's behandelt wird. Hier werden also die Beziehungspunkte a parte ante und a parte post genau festgestellt. Für die Darstellung der zweiten allgemeinen Modifikation (Kapitel V) war es dagegen vorzuziehen, dieselbe genetisch zu verfolgen, dieselbe in den verschiedenen Wechselbeziehungen zwischen MEINONG und von EHRENFELS sozusagen vor unseren Augen entstehen zu lassen.

Der eben genannte Kommentar zum Referat über die MEINONG'sche Wertuntersuchung in deren verschiedenen Phasen will aber ausserdem noch anderes leisten. Es liegt in der Natur der Sache selbst, dass von den beiden Arbeitsgebieten, denen MEINONG bisher fast ausschliesslich seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, „dem intellektualpsychologisch-erkenntnistheoretischen Haupt- und dem emotionalpsychologisch-ethischen Nebengebiete", das letztere öfter auf das erstere zurückweisen muss als umgekehrt. Und doch charakterisiert es die MEINONG'sche Wertuntersuchung bis zu ihrer letzten Phase exklusive, dass die theoretischen Voraussetzungsmomente nicht näher verfolgt werden, eben weil die Werttheorie unseres Autors sich ziemlich selbständig aufbaut, und gewisse Meinungsverschiedenheiten in bezug auf die theoretischen Voraussetzungsmomente nach seiner Meinung bei der Gestaltung der Werttheorie eliminiert werden können. In der letzten Phase der MEINONG'schen Werttheorie ändert sich gewissermassen dies Verhältnis, indem nach MEINONG's eigener Erklärung die betreffenden beiden Gebiete „sich durch den Verbreitungsbereich der Annahmen in ganz unerwartetem Masse eng verknüpft erwiesen haben." Aus diesem Grunde schon erwächst unserem Kommentar die Aufgabe, den ganzen theoretischen Unterbau der MEINONG'schen Werttheorie womöglich zu rekonstruieren. Zu diesem Zwecke also wird im Kommentar aus MEINONG's sonstigen Untersuchungen ein bedeutendes Material herbeigezogen, um über die theoretischen Fundamente der Werttheorie einige Aufklärung zu verbreiten. Und es kommen hierbei nicht nur MEINONG's eigene Schriften in Betracht, sondern auch — mit nötiger Vorsicht natürlich — die von A. HÖFLER unter MEINONG's Mitwirkung verfasste Logik und für einige Punkte die Psychologie desselben Autors, welche ja eigentlich als zweiter Teil mit der Logik zusammen eine unter MEINONG's Mitwirkung geplante „Philosophische Propädeutik" ausmachen sollte.

Unter den übrigen Aufgaben des genannten Kommentars soll nur hervorgehoben werden, dass derselbe überall die wesentlichen Beziehungen zwischen den Werttheorien MEINONG's und v. EHRENFELS hervorheben und auch mit der übrigen werttheoretischen Literatur der Gegenwart in gewissen Hauptpunkten die nötige Fühlung herstellen will. Von der fast unüberschaulichen speziell ökonomischen Wertliteratur kommen jedoch aus natürlichen Gründen fast nur einige Repräsentanten der sogenannten österreichischen Schule in Betracht.

Es könnte vielleicht befremden, dass eine derartige mit philologischer Genauigkeit gearbeitete Untersuchung einem Autor der Gegenwart

gewidmet wird und noch dazu einem Autor, dessen Arbeiten auf dem fraglichen Gebiete eine fortlaufende, vielleicht noch gar nicht abgeschlossene Entwicklung darstellen. Wenn es aber wahr ist, was auch von verschiedenen Seiten zugestanden wird, dass auf dem Gebiete der Ethik der Gesichtspunkt des Wertes immer mehr vorwärts dringt und immer mehr Beachtung erheischt; wenn es andererseits unbestreitbar scheint, dass das öfter und öfter gebrauchte Wort „Wert“ nicht nach dem Masse seiner Frequenz wirklich neue und bedeutende Gesichtspunkte garantiert, vielmehr nicht selten im neuen Gewande nur Althergebrachtes aufgetischt wird, dürfte es um so wichtiger sein, einen Forscher genau zu studieren und zu prüfen, der für alle praktischen Disziplinen einen wirklich charakteristischen und prägnanten Wertbegriff zugrunde legt, und der sich noch dazu durch eminenten Scharfsinn und grösstes Vermögen der Abstraktion, durch tiefsten wissenschaftlichen Ernst und wahre Ehrfurcht vor den Aufgaben der Forschung auszeichnet. Das alles gilt aber von Meinong, um dessen Namen sich schon Schüler scharten, deren Wort guten Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung hat.

Solche Anerkennung bedeutet vonseiten des Verfassers keineswegs vollständigen Anschluss an Meinong und seine Werttheorie. Im Kapitel VI (Epilegomena) sucht der Verfasser nicht nur die äussersten Voraussetzungen der Meinong'schen Werttheorie in vielen Richtungen klarzulegen, um damit eine allseitige und definitive Prüfung, welche späterer Zeit vorbehalten werden muss, vorzubereiten, sondern im Anschluss hieran werden mittels der ausgeübten immanenten Kritik Resultate gewonnen, welche vielleicht in einzelnen Punkten schon die definitive Prüfung von einer Seite antizipieren. In dieser Beziehung soll nur zweierlei hervorgehoben werden.

I. Von den beiden Relativitäten am Werte, dass nämlich der Wert seinem Begriffe nach ein „Vermögen“ ist und ausserdem die Existenz eines Wertsubjektes voraussetzt, soll nach Meinong die erste gewissermassen eliminiert werden können, die zweite jedoch nicht. Einen absoluten Wert gebe es also überhaupt nicht. Ungefähr dieselbe Auffassung, die v. Ehrenfels in der Vierteljahrssch. f. wissenschaftl. Philos. (XVII, 87) so ausdrückt, dass die Relativität des Wertes schon folge, wenn man von diesem Begriffe „eine wesentlich psychologische Definition“ gibt. In dieser Frage ist aber folgendes zu bemerken. Die notwendige Beziehung des Wertes zu einem Subjekte soll ohne weiteres zugegeben werden, ist nach den Tagen Kant's eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Vielleicht kann man überhaupt nicht von Werten für ein absolutes Wesen sprechen. Die Werte relativer Subjekte hinwiederum scheinen an der Relativität ihrer Subjekte notwendig teilnehmen zu müssen. Und alle menschlichen Werte wären insofern relativ. Diese Relativität besonders hervorzuheben dürfte indes nicht mehr erforderlich sein als den „egoistischen“ Charakter aller Werte, insofern jedermann doch nur das begehrt, was für ihn Wert hat. Wenn übrigens die wesentliche Beziehung zu einem Subjekte einen „absoluten“ Wert unmöglich machen sollte, scheint eine ähnliche Konsequenz nötig in bezug auf die Evidenz. Was diese aber betrifft, unterscheidet Meinong eine absolute und eine relative Form. Der eigentliche Grund, dessenwegen Meinong absolute Werte nicht anerkennt, wird also kaum in der wesentlichen Beziehung zu einem Subjekt liegen, sondern eher in der vorausgesetzten Beschaffenheit des Subjektes. Nun tritt es bei Meinong dann und wann hervor, wird aber nicht mit der gebührenden Deutlichkeit hervorgehoben, dass er für die Gefühlssphäre des menschlichen Subjektes kein Analogon der Evidenz kennt. Hierin liegt also der

wirkliche Grund der erwähnten MEINONG'schen Auffassung in diesem Punkte. Es ist um so eigentümlicher, dass MEINONG's Darstellung jene von ihm angenommene gefühlsemotionale Beschaffenheit des menschlichen Subjektes nicht nachdrücklich ins Licht gerückt hat, als er ja dadurch in schärfsten Gegensatz zu seinem einstigen Lehrer F. BRENTANO und dessen Lehre von dem als richtig (resp. nicht richtig) charakterisierten Gefallen (resp. Missfallen) tritt[1]). Unter solchen Umständen verwandelt sich die Frage, ob es nicht nur relative, sondern auch absolute Werte gebe, von einer Seite zu einer Frage der unmittelbaren Empirie, zu der Frage nämlich, ob die emotionale Sphäre des menschlichen Subjektes ein derartiges Analogon der Evidenz einschliesst oder nicht. Wenn ein solches Analogon für die willensemotionale Sphäre eher als für die gefühlsemotionale glaubhaft gemacht werden kann, wäre das vielleicht nicht ohne bedeutungsvollen Einfluss auf die Gestaltung der Werttheorie.

II. Der zweite Punkt, der von uns angedeutet werden sollte, hat mit dem eben behandelten einen gewissen inneren Zusammenhang, knüpft

---

[1]) In einer Anzeige von Herrn Dr. STEPHAN WITASEK's Grundzügen der allgemeinen Aesthetik (Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philos. XXVIII : 448ff.) charakterisiert Herr Professor HUGO SPITZER dies Werk als „einen Versuch, eine ganze philosophische Spezialwissenschaft im Geiste der eigenartigen BRENTANO-MEINONG'schen Psychologie auszugestalten". In unmittelbarer Fortsetzung heisst es: „MEINONG selbst und EHRENFELS haben zunächst die Hauptgebiete der Ethik den BRENTANO'schen Grundsätzen gemäss bearbeitet . . . ." Mir sind diese Aeusserungen höchst sonderbar vorgekommen. Da das Zentrum in BRENTANO's ethischen Anschauungen ja die Lehre von dem als richtig (resp. unrichtig) charakterisierten Gefallen (resp. Missfallen), von dem Analogon der Evidenz innerhalb der einheitlich aufgefassten emotionalen Sphäre ist, und MEINONG wie v. EHRENFELS in diesem Punkt die geradezu entgegengesetzte Auffassung darstellen, wie kann man unter solchen Umständen diesen Autoren eine Bearbeitung der Ethik „den BRENTANO'schen Grundsätzen gemäss" zuschreiben? Wegen eines gewissen gemeinsamen Psychologismus doch nicht, denn einem solchen huldigen verschiedene philosophische Schriftsteller, welche sowohl BRENTANO als MEINONG und v. EHRENFELS fern stehen. Und was „die eigenartige BRENTANO-MEINONG'sche Psychologie" betrifft, ist wiederum zusammengestellt, was genau auseinandergeführt werden müsste. Zwar teilt MEINONG mit BRENTANO die Ueberzeugung vom Urteil als psychischer Fundamentalfunktion, hat jedoch, wie meine Abhandlung zeigt, sehr früh und mit zwingenden Gründen die BRENTANO'sche Auffassung von der wesentlich existentialen Natur des Urteils bestritten, womit gewisse Unterscheidungen in seinen Psychol.-eth. Untersuchungen z. Werttheorie sachlich zusammenhängen. Ferner betrachtet MEINONG ja das Fühlen und das Begehren als voneinander unterschiedene eigenartige psychische Grundtatsachen, wo BRENTANO nur eine in einander übergehende Reihe von den Phänomenen der Liebe und des Hasses (die für sich einheitliche emotionale Sphäre) anerkennt. Dort der Hintergrund für die bedeutungsvolle Entgegensetzung von Gefühls- und Begehrungstheorie des Wertes, hier keine Anknüpfung für solche Unterscheidung. Im Fundamentalen also jedenfalls eingreifende Differenz! — Gegen einen ähnlichen Katalogisierungsversuch hatte MEINONG selbst in der Vorrede zu seinem Buche über die Annahmen berechtigten Einspruch erhoben. Um so weniger hätte man von anderer Seite mit derartigen Andeutungen ohne jede Begründung kommen dürfen.

direkt an gewisse Sätze von der Natur aller Werte an, welche Sätze zunächst von der psychologischen Genesis der MEINONG'schen Werttheorie bedingt sein dürften. Es ist von höchster Wahrscheinlichkeit, dass die psychologische Genesis dieser Werttheorie unter einem von der österreichischen nationalökonomischen Schule ausgeübten Einflusse stattgefunden hat. Es handelt sich dabei um den Gesichtspunkt des Grenznutzens, wie dieser von der eben erwähnten Schule aufgefasst wird. Ein solcher Einfluss ist wenigstens bei v. EHRENFELS, in gewissem Sinne einem Schüler MEINONG's, unverkennbar — ein Abschnitt seiner Artikelfolge Werttheorie und Ethik, und zwar der erste, ist sogar überschrieben: Analyse der Wertbegriffe als Ausführung der Lehre vom „Grenznutzen". Aber auch bei MEINONG sind die Spuren solchen Einflusses vorhanden. Es scheint fast seine Absicht gewesen zu sein, denjenigen Gesichtspunkt, der für nationalökonomische Forschung das schwierige Problem des Wertes geklärt hatte, auf eine tiefere psychologische Expression zurückzuführen, um auf diesem Wege einen wirklich allgemeinen, nicht mehr bloss ökonomischen Wertbegriff zu gewinnen — ungefähr wie der Mathematiker oft von der Lösung eines Spezialproblemes ausgeht, um dadurch auf die Lösung eines allgemeineren und umfassenderen Problems zu kommen. Ohne Risiko ist ein derartiges Verfahren ja nicht: ein Rest des Spezifischen kann leicht unbemerkt haften bleiben und die Allgemeingültigkeit der Problemlösung beeinträchtigen.

In der Tat dürfte dies bei MEINONG der Fall sein. Was für die ökonomischen Werte, welche ja als solche zunächst Wirkungswerte sind, und wohl sonst noch für alle Wirkungswerte überhaupt gilt, dass für den Wert eine Rücksicht auf die Umgebung des Wertobjektes und auf die darin gegebenen Ersatzmöglichkeiten wesentlich mitbestimmend ist, hat MEINONG ohne weitere und nähere Untersuchung auf alles, was Wert heisst, übertragen. Den kritischen Punkt hierbei hat er selbst einmal, wenn auch flüchtig, berührt. Bei der ersten Modifikation seines allgemein werttheoretischen Standpunktes, da es gilt, den Gesichtspunkt der Wertgrösse befriedigend aufzuklären, heisst es (Arch. f. system. Philos. I, 334): „Der Fall der Kompensation, wo der Verlust auf dem einen Gebiete durch einen Gewinn auf ganz anderem Gebiete wett gemacht werden soll, verdient vielleicht, streng genommen, gar nicht als Ersatz anerkannt zu werden; bei Wirkungswerten dagegen, bei denen es zuletzt eben doch nur auf die Verwirklichung der Wirkung ankommt, ist ein Ersatz im eigentlichen Sinne insoweit möglich, als bei Abwesenheit einer gewissen Teilursache der wertvolle Enderfolg auch von einer anderen zu gewärtigen ist."

Vor einer derartigen Aeusserung muss man sich natürlich fragen, wie MEINONG überhaupt je hat voraussetzen und behaupten können, dass alle Wertgrösse von der Umgebung des Wertobjektes abhängig sein müsse. Für Wirkungswerte eben als Wirkungswerte wird die Umgebung mit darin gegebenen oder nicht vorhandenen Ersatzmöglichkeiten immer massgebend bleiben, aber für die Eigenwerte als solche? Man glaube nicht, dass die Form der ersten Modifikation vom allgemein werttheoretischen Standpunkte MEINONG's (Rücksicht auf sowohl Existenz als Nicht-Existenz des Wertobjektes) nachträglich diese ausnahmslos geforderte Rücksicht auf die Umgebung des Wertobjektes motiviere und begründe. Die erwähnte Rücksicht auf sowohl Existenz als Nicht-Existenz des Wertobjektes geht als solche nicht ausserhalb des Objektes, ist keine Rücksicht auf die Umgebung und eventuelle Ersatzmöglichkeiten, wenn auch umgekehrt das Moment der Ersetzbarkeit sowohl Existenz als Nicht-Existenz des Wertobjektes

implicite berücksichtigt. Die Uebertragung dieses Gesichtspunktes von den Wirkungswerten auf alle Werte, also auch auf die Eigenwerte, hat MEINONG wohl nur per subreptionem, wenn ich so sagen darf, gemacht.

Eine wirklich allgemeine Werttheorie müsste entschieden die Eigenwerte und ihre Natur ganz scharf ins Auge fassen. Wenn wir dies in dem erwünschten Masse bei MEINONG vermissen, wird wahrscheinlich die Schuld an gewissen Resten des nationalökonomischen Einflusses liegen. Bei den Eigenwerten aber wird das eventuelle Moment der Unersetzbarkeit eine ganz andere Bedeutung gewinnen können als bei den Wirkungswerten. Hier — bei den Wirkungswerten — bedeutet nämlich Unersetzbarkeit, dass die Umgebung nicht mehr ähnliche Mittel darbietet wie dieses oder jenes Wertobjekt. Es gibt jedoch Fälle genug, wo die Umgebung vielleicht recht viele ähnliche Wertobjekte enthält, diese gleichwohl in einer ganz bestimmten Richtung keinen Ersatz füreinander zu bieten vermögen. Für mich selbst hat meine Ehre, meine Wahrheitsliebe usw. (die sogenannten Persönlichkeitswerte) nicht nur einen hohen Wirkungswert, sondern auch einen ganz unersetzlichen Eigenwert, gleichgültig, ob derselbe möglicherweise nur ein individuell abgeleiteter Eigenwert sein sollte — für einzelne meiner Mitmenschen, für die Gesellschaft, für den Staat, für die gesamte Kultur mögen diese meine Eigenschaften durch eben solche anderer Subjekte ersetzt werden können. Aber auch Werte und Werthaltungen der eben erwähnten Art, wie sie nun entstanden sein mögen, muss eine allgemeine Werttheorie genugsam berücksichtigen. Soll es überhaupt absolute Werte geben, müssen sie zur Sphäre der Eigenwerte als Eigenwerte gehören (woraus noch keineswegs folgt, dass jeder Eigenwert einen absoluten Wert darstelle). Diese Sphäre hat offenbar vor der der Wirkungswerte das grössere philosophische Interesse, und durch die Vernachlässigung derselben versäumt die MEINONG'sche allgemeine Werttheorie im selben Masse die althergebrachte Aufgabe der Philosophie, insofern diese eine Richtung aufs absolute einschliesst.

Es braucht wohl nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, dass trotz solcher Ausstellungen an der MEINONG'schen Werttheorie dieselbe, wenn auch vielleicht nicht als allgemeine, doch innerhalb gewisser Grenzen ihre Giltigkeit bewahren könnte. Wie die beiden von uns hervorgehobenen Punkte zeigen, würde es sich zunächst um eventuelle Integrationen des Ganzen handeln. Inwiefern solche Integrationen zu neuen Modifikationen und Umgestaltungen des schon Vorhandenen führen müssten, kann hier nicht weiter angedeutet werden.

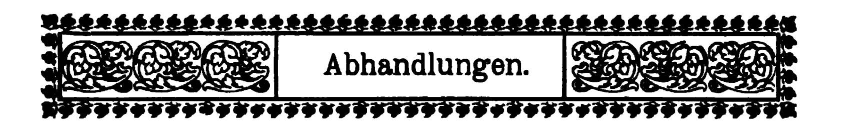
„Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus". Von Dr. Oscar Ewald. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

Das vorliegende Buch fügt sich organisch an meine Arbeit „NIETZSCHE'S Lehre in ihren Grundbegriffen" an. Was dort auf dem Gebiet der Moralphilosophie geleistet werden sollte, daraus erwächst hier eine analoge Aufgabe auf dem Boden der Erkenntnistheorie. Der erkenntniskritische Psychologismus und Relativismus soll an seinem extremsten und kühnsten Anwalt, am Begründer des Empiriokritizismus, RICHARD AVENARIUS, dessen Anhänger sich in den letzten Jahren stark mehrten, widerlegt werden. RICHARD AVENARIUS ist mir nicht bloss deswegen interessant, weil er aufrichtiger und radikaler als viele andere Vertreter des Relativismus und der Immanenz die weitgehendsten Konsequenzen aus seiner Weltansicht entwickelt und insbesondere

deren Verhältnis zu Kant beleuchtet hat. Was mir noch bedeutsamer schien, das ist seine positive auf Schaffung eines neuen Weltbegriffes gerichtete Tendenz, die trotz des relativistischen Gepräges logische Allgemeinheit für sich vindiziert. Meine Kritik unternimmt es, die inneren Paradoxien dieses interessanten Versuches nachzuweisen, in dem die biologische, auf britischem Boden erwachsene Weltanschauung ihren höchsten Trumpf ausspielt. Dem Thema gemäss gliedert sich das Buch in zwei Teile. Der erste will die negative, antimetaphysische Wirksamkeit des Empiriokritizismus beleuchten, der zweite den positiven Universalbegriff entschleiern und auf seine innere Berechtigung prüfen. Dort steht zunächst die Theorie der Introjektion im Vordergrund, der Avenarius die Aufgabe zuerkennt, die Entstehung des Dualismus von Denken und Sein, Objekt und Subjekt als Illusion darzustellen. Diese Theorie unterziehen wir einer eingehenden Analyse: Das Ergebnis derselben stempelt sie zu einer petitio principii. Sie setzt die Worte, die die Introjektion selber erst fehlerhaft aufgestellt haben soll, Geist, Wille, Bewusstsein bereits voraus. Freilich gibt es eine Introjektion als Quelle bedeutsamer Irrtümer. Es ist aber nicht die empiriokritische, sondern eine andere, fussend auf der Vermengung des äusseren mit dem inneren Sinn, auf einer räumlichen Charakteristik des Bewusstseins. Also nicht der Begriff des Bewusstseins selber, vielmehr die falschen lokalen Bestimmungen, mit denen er versetzt wird, sind als introjektionale Fremdkörper aus dem System der Philosophie auszuscheiden. Sodann wird der Nachweis unternommen, dass in der psychologisierenden Immanenzlehre des Avenarius sich insgeheim seinen eigenen Absichten entgegen relativistische Tendenzen bergen, die stellenweise zu einem radikalen Nihilismus auswachsen. Auf Seite des Objektes: Da erklärt Avenarius die absolute Weltbetrachtung, die die Phänomene ohne Rückbeziehung auf das Zentralglied erfasst und die relative, die dieses Verhältnis erwägt, nebeneinander in Permanenz, so dass zwischen realistischen und idealistischen Möglichkeiten sich ein ungelöster Widerspruch ergibt. Auf seiten des Subjektes: Da verflüchtigt sich ihm der Subjektsbegriff zu einem losen Agregat von Phänomenen, so dass der spezifische Sinn seiner Gegenüberstellung in bezug auf die Phänomene verloren geht. Schliesslich ereilt das gleiche Verhängnis seinen Universalbegriff, den er positiv zu gestalten dachte. Das Prinzip des kleinsten Kraftmasses, das er als systemschaffenden Faktor einführt, ist biologischer und zum andern Teil psychologischer Provenienz; daher nicht geeignet, allgemeine Wahrheiten zu produzieren. Auf diese Art können bloss Weltbegriffe zum momentanen Behelf gebildet werden, Weltbegriffe, die den weitesten intersubjektiven Differenzen Raum geben. Mit der transzendentalen Logik wird die formale dem Relativismus und dem Nihilismus preisgegeben.

Den Abschluss bilden Betrachtungen über die historische Provenienz des Empiriokritizismus und über seine Repräsentanten. Zunächst wird sein Verhältnis zur idealistischen Identitätsphilosophie berührt. Sodann seine Beziehungen zu der hauptsächlich von Schuppe inspirierten Immanenzphilosophie. Die Verwandtschaft mit ihr ist in der ihnen gemeinsamen antimetaphysischen Tendenz begründet, ihre Gegensätzlichkeit in dem Konflikte zwischen Logik und Psychologie. Hierauf werden Schüler und Nachfolger von Avenarius, wie Hauptmann, Willy, Petzoldt und Cornelius kritisch beleuchtet. Der Epilog ist eine Betrachtung über die allgemeinen kulturellen Keime und Möglichkeiten, die sich im Empiriokritizismus bergen. Das Urteil darüber gerät negativ.

Wien. Oscar Ewald.



Der Wirklichkeitsgedanke.

2. Artikel.

Von **Georg Wernick**, Kiel.

Inhalt s. Heft II S. 179.

IV.

Die Erörterungen des ersten Abschnitts haben uns die Möglichkeit gelassen, ja, es uns zur Pflicht gemacht, unser Problem in Unterfragen zu zerlegen. Damit gewinnen wir den Vorteil, unsere Aufmerksamkeit nacheinander auf eng begrenzte Gebiete lenken zu können, was uns ermöglicht, dieselben schärfer ins Auge zu fassen. Freilich steht diesem sachlichen Vorteil ein Nachteil für die Darstellung gegenüber. Die Beantwortung der späteren Unterfragen wird zum Teil im selben Sinne ausfallen wie die der ersten, und, um Wiederholungen zu vermeiden, werden wir summarisch auf früher Gesagtes hinweisen müssen.

Die Frage, die uns zunächst beschäftigen wird, ist also die: was heisst es, einen Inhalt für objektiv wirklich halten? Und nur diese Art des Fürwirklichhaltens ist in den folgenden Abschnitten mit dem Ausdruck W-Vorgang gemeint. Zunächst sei eine allgemeine Vorbemerkung gestattet. Wir müssen, um nicht in verhängnisvolle Unklarheiten zu geraten, streng unterscheiden zwischen den Motiven des Vorgangs und diesem selbst. Nun sind die psychischen Tatsachen meistens so eng miteinander verflochten, dass diese Unterscheidung nicht ganz leicht ist. Daraus entstehen Unklarheiten in der Ausdrucksweise, die aber auch auf die Behandlung der Frage übergehen können. So versteht man z. B. unter Aufmerksamkeit einen gewissen Zu-

stand, aber auch die psychischen Bedingungen, die ihn veranlassen können. In vielen Fällen ist folgendes Kriterium von Nutzen. Ein Motiv kann im allgemeinen durch andere Motive in seiner Wirksamkeit aufgehoben werden. Die Möglichkeit liegt also vor, dass ein Motiv M des fraglichen Vorganges V vorhanden ist, ohne dass dieser selbst eintritt. Lässt sich also nur ein einziger Fall aufzeigen, in dem V ohne M vorhanden ist, so ist damit der Beweis geführt, dass M kein Bestandteil von V, sondern möglicherweise ein Motiv davon ist.

Die Antworten, die man auf die Frage nach dem W-Vorgang gegeben hat, scheiden sich in zwei Gruppen. Entweder nimmt man an, dass das Fürwirklichhalten in einer besonderen Eigenschaft besteht, die der für wirklich gehaltene Inhalt, solange er als wirklich gilt, besitzt, oder dass es in einer besonderen Beziehung des fraglichen Inhaltes zu anderen Inhalten besteht. Lösungen der ersten Art will ich als absolute, solche der zweiten als relative bezeichnen. Ich spreche zunächst über absolute Lösungsversuche. Dieselben weisen entweder auf einen Zwang hin, den wir seitens des für wirklich Geltenden verspüren, oder sie nehmen eine besondere, nicht weiter definierbare, als Grundphänomen anzuerkennende Beziehung des Bewusstseins auf den Vorstellungsinhalt an oder endlich sie weisen auf die qualitative Beschaffenheit des Empfundenen gegenüber dem Reproduzierten hin. Wir wollen unsere Erörterungen zunächst auf „gedankenhafte“ Inhalte beschränken, womit die letzte der drei Lösungen vorläufig ausfällt, da sie natürlich nur für die Wirklichkeitsbewertung des sinnlich Wahrgenommenen in Betracht kommt. Prüfen wir also die beiden erstgenannten Annahmen.

Das für wirklich Geltende soll sich uns mit einer besonderen Gewalt aufdrängen und sich dadurch vor den flüchtigeren Phantasievorstellungen auszeichnen. Dieser Zwang kann nun ein im gegenwärtigen Augenblick erlebter

oder er kann die blosse Vorstellung eines früher erlebten Zwanges sein. Die erste dieser Annahmen steht mit den offenkundigsten Tatsachen in so hartem Widerspruch, dass sie im Ernst nicht verteidigt werden kann. Ich halte beispielsweise den König Amenhotep für wirklich, weil ich in einem Geschichtsbuch, das mir als zuverlässig bekannt ist, von ihm lese. Aber dass diese Vorstellung sich mir mit zwingender Gewalt aufdrängt, davon spüre ich nicht das Geringste. Oder ich lese das eine Mal einen in hohem Masse fesselnden Roman, im andern Fall eine höchst langweilige historische Darstellung, so kann ich nicht zugeben, dass die Vorstellungen im zweiten Fall einen grösseren Zwang ausübten als im ersten, eher das umgekehrte. Wenn mir, während ich stark ermüdet bin, ein Freund, den ich für völlig glaubwürdig halte, eine verwickelte Geschichte erzählt, die er eben erlebt hat, so halte ich dieselbe für wirklich, aber von einem Zwange seitens der Vorstellungen merke ich nicht das geringste, im Gegenteil, ich muss mir viel Mühe geben, sie auf Grund der gehörten Worte zu bilden und festzuhalten. Und wie ist es, wenn ich mich auf Halbvergessenes besinne? Mit Mühe vergegenwärtige ich mir Teile des Inhaltes, wobei ich sie trotz Fehlens irgend eines Zwanges für wirklich halte. Und nun das Gegenstück. Es begegnet mir bisweilen, dass Ekel erregende Vorstellungen aus einer erdichteten Erzählung, die ich früher einmal über mich habe ergehen lassen müssen, in mir auftauchen und trotz besten Willens nicht aus dem Bewusstsein weichen. Natürlich fällt es mir trotz des Zwanges nicht ein, die betreffenden Dinge für wirklich oder auch nur für wahrscheinlich zu halten. — Wir können es ganz allgemein aussprechen, dass die Vorstellung eines Wirklichen uns in keiner Hinsicht mit grösserer Intensität entgegentritt als die eines Nichtwirklichen, der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit ist kein Intensitätsunterschied. Ob ich mich mit den Gestalten eines Romans oder einer Geschichtsepoche beschäftige, die „Energie, Lebhaftig-

keit, Widerstandsfähigkeit, Beständigkeit oder Festigkeit" [1]) der Vorstellungen kann in beiden Fällen ganz gleich sein, Praktische Naturen werden sich mehr zu den Vorstellungen der zweiten, ästhetische zu denen der ersten Art hingedrängt fühlen. Hier den Unterschied zwischen Wirklichem und Nichtwirklichem zu suchen, der für alle zurechnungsfähigen Menschen derselbe ist, geht nicht an. — So charakterisiert sich diese ganze Hypothese schon auf den ersten Blick als ein Verlegenheitsprodukt schlimmster Art. Wir haben es demgemäss nicht einmal nötig, auf die Schwierigkeiten einzugehen, die sich aus dem Versuch, die Natur des angeblichen Zwanges genauer zu bestimmen, ergeben. Mag man glauben, dass er sich in einem besonderen Gefühl kundgibt, oder dadurch, dass wir einen Widerstand gegen unseren Willen spüren, wenn wir die Vorstellung aus dem Bewusstsein zu verscheuchen suchen, beide Annahmen können wir als gleich unhaltbar bezeichnen.

Weit plausibler erscheint die Annahme, dass es sich nicht um einen momentan erlebten Zwang, sondern um die blosse Vorstellung eines solchen, um die Erinnerung an frühere Zwangszustände handelt. Es bedarf etwas eingehenderer Überlegungen, um auch diese Ansicht zurückzuweisen. Zunächst erfordert sie eine Ergänzung, insofern sie erklären muss, wo wir denn den Zwang erlebt haben, dessen Vorstellung wir reproduzieren sollen. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Die Wahrnehmungen stellen sich nämlich stets mit zwingender Gewalt bei uns ein. Die Erinnerung, diesen Zwang seitens gewisser Vorstellungsinhalten verspürt zu haben, bezw. die Erwartung, ihn seitens anderer in Zukunft — wenigstens nach Erfüllung einiger Bedingungen — zu verspüren, könnte das eigentliche Wesen der W-Vorgänge ausmachen. Allein so verlockend diese Annahme auf den ersten Blick erscheint, unterliegt sie doch schweren Einwänden, von denen zwei hier angeführt seien.

---

[1]) D. Hume l. c. S. 125.

Erstens reicht sie nicht aus, den N-W-Vorgang, d. h. die Tatsache des Fürnichtwirklichhaltens zu erklären. Man wird hier zuerst an das einfache Fehlen der Zwangsvorstellung denken. Demgegenüber ist jedoch hervorzuheben, dass das Absprechen der Wirklichkeit noch etwas ganz anderes ist als das Aufhören ihrer Zuerkennung. Sehe ich ein Tier abgebildet, das mit keinem der mir bekannten übereinstimmt, dessen Bau aber auch keine Unmöglichkeit zeigt, so halte ich mein Urteil über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit zurück, ein geflügeltes Ross dagegen halte ich mit der grössten Bestimmtheit für nichtwirklich. Nicht für wirklich und für nichtwirklich halten ist zweierlei, für beide Tatsachen aber hat die Hypothese in der angegebenen Form keinen Raum. Es bliebe nur noch übrig, ihr eine Ergänzung hinzuzufügen, dem Wirklichkeitszwang den Nichtwirklichkeitszwang an die Seite zu stellen, von denen sich der eine zum andern wie + zu — oder wie Lust zu Unlust verhielte. Beim Plus-Phänomen, so etwa könnte man sich die Sache denken, zwingt mich die Vorstellung, sie zu haben, beim Minus-Phänomen muss ich sie zwingen standzuhalten, im ersteren Falle hat die Vorstellung die Tendenz zu bleiben, sie wehrt sich gegen Unterdrückung, im letzteren hat sie die Tendenz zu gehen und wehrt sich gegen Erhaltung. Allein man sieht leicht, dass diese Ansicht rein schematisch konstruiert und nicht mit der Erfahrung in Einklang zu bringen ist. Wenn ich Märchen aus 1001 Nacht höre, halte ich das Vorgestellte sicher für nicht wirklich (auch wenn ich mir dieses Verhalten nicht durch ein Urteil zum Bewusstsein bringe), aber wo merkte ich etwas von einem negativen Zwang, den ich seitens dieser Vorstellungen spürte oder von ihnen ausgehend dächte, vielmehr gebe ich mich ruhig und behaglich ihrem Kommen hin, ohne an irgend eine Mühe zu denken, die mir ihr Festhalten bereiten könnte. Gewiss, die Vorstellung des negativen Zwanges kann nicht darauf Anspruch erheben, durch Beobachtung der Tatsachen gewonnen zu sein.

Der wichtigste Einwand jedoch, der die fragliche Hypothese trifft, ist der, dass sie uns nicht die Intensitätslosigkeit und die damit zusammenhängende Diskontinuität des W-Vorganges erklären kann. Ich kann einen Inhalt nicht für mehr oder weniger wirklich halten, vielmehr bleiben mir, wenn ich mein Urteil nicht aussetzen will, nur die Möglichkeiten, ihn für wirklich oder nichtwirklich zu halten. Es ist dieses eine höchst charakteristische Eigenschaft des Wirklichkeitsgedankens. Überall sonst können wir uns zwischen Gegensätzen kontinuierliche Übergänge vorstellen. Vom Schwarz gelange ich durch die verschiedenen Nüancen des Grau zum Weiss, von der höchsten Tapferkeit durch ihre niederen Grade schliesslich zur höchsten Feigheit, von intensiver Lust zu intensiver Unlust u. ä. Nichts derartiges findet sich beim Wirklichkeitsgedanken, bei ihm gibt es nur ein Entweder — Oder. Wie steht es nun mit der Vorstellung eines Zwanges? Die Vorstellung kann mehr oder weniger lebhaft sein, der vorgestellte Zwang stärker oder schwächer. In beiden Beziehungen haben wir ein stetig abgestuftes Intensitätskontinuum, das alle möglichen Werte vom Maximum bis Null durchlaufen kann. Wie sollen wir das mit der Diskontinuierlickkeit des Wirklichkeitsgedankens in Einklang bringen? Man wird erwidern, dass der Wirklichkeitsgedanke doch auch seine Grade hat, insofern ich etwas mit geringerer oder grösserer subjektiver Gewissheit für wirklich halten kann. Gewiss, d i e s e Tatsache liesse sich durch die gemachten Annahmen vielleicht erklären, aber die andere Tatsache, die doch ebenfalls einer Erklärung bedarf, bleibt völlig unbegreiflich. So sehen wir, dass die Hypothese an dieser entscheidenden Stelle der eigentümlichen Natur des Wirklichkeitsgedankens nicht gerecht wird; nur dann könnte sie in Betracht kommen, wenn es unzählige Grade von Wirklichkeit gäbe, und wenn die Nichtwirklichkeit eine der Intensität nach abgeschwächte Wirklichkeit wäre.

Zur vollständigen Aufdeckung eines Irrtums gehört, wie Brentano einmal bemerkt, auch die Aufhellung seiner

Ursache. Wir erblicken dieselbe in folgendem. Ein Zwang liegt hier in der Tat vor, nur spüren wir ihn nicht seitens des für wirklich geltenden Inhaltes, sondern seitens des W-Vorganges, insofern derselbe trotz aller Willensanstrengung nicht in sein Gegenteil verkehrt werden kann. Nehmen wir an, ich denke an meinen gestrigen Spaziergang. Dass seine Vorstellung sich mit grösserer Gewalt aufdrängt als irgend ein Phantasiegebilde, ist Fabel, aber wenn ich an diesen Spaziergang denke, ist es mir allerdings unmöglich, ihn für unwirklich zu halten. Mit unwiderstehlicher Gewalt vollzieht sich in vielen Fällen der Vorgang, aber mit dieser Feststellung ist über sein Wesen noch nicht das geringste ausgesagt. Eine Kanonenkugel durchbohrt mit grosser Gewalt Bretterwände, wenn wir aber nachträglich angesichts der angerichteten Zerstörung fragen, worin der Zerstörungsvorgang bestanden, so ist uns natürlich nicht mit der Antwort gedient, er sei gewaltsam geschehen. Erst wenn wir hören, dass dort unversehrte Bretter gestanden und dass ein Geschoss von dem und dem Kaliber mit der und der Geschwindigkeit sie getroffen, können wir uns zufrieden geben. So gehört auch hier der Zwang in vielen Fällen zum Wie des Vorgangs, sein Was findet aber durch ihn keineswegs seine Erklärung.

Bevor wir diese Hypothese endgültig verlassen, wollen wir noch einen Blick auf eine Abart derselben werfen, die gleichfalls auf den in diesem Gebiet mehr fruchtbaren als konsequenten Hume zurückgeht. Man hat nämlich mit Preisgabe des Zwanges angenommen, dass der W-Vorgang einfach in einem besonderen Gefühl besteht, dem Überzeugungsgefühl (belief), das mit dem betreffenden Inhalt verbunden ist. Allein hier gelten dieselben Einwendungen, die wir oben gemacht, und wir können uns daher sehr summarisch fassen. Wir müssten annehmen, dass dieses Gefühl, so gut wie jedes andere, alle Grade durchlaufen und durch den Indifferenzpunkt hindurch in das entgegengesetzte übergehen kann; dieses stimmt aber mit der Dis-

kontinuität des Wirklichkeitsgedankens nicht im geringsten überein. Ferner müssten wir die Hypothesen dahin ergänzen, dass verschiedene, sehr deutlich differenzierte Gefühle auftreten, je nachdem es sich um gegenwärtige, vergangene oder zukünftige Wirklichkeit handelt. Ich halte z. B. ein Ereignis für gestern wirklich, und für vorgestern unwirklich, einem anderen gegenüber verhalte ich mich gerade umgekehrt; beide Wirklichkeitsbewertungen müssten durch verschiedene Gefühle gekennzeichnet sein, denn beide unterscheide ich sehr deutlich voneinander. Endlich müssten, wie wir über das uns zunächst Beschäftigende hinausgreifend bemerken, noch besondere Gefühle von der Wirklichkeit des psychischen Geschehens unterrichten. Wir gelangen also zu einer über alle Masse grossen Kollektion von Gefühlen, nur schade, dass sie sich in der Erfahrung nicht nachweisen lassen. Man sage mir, welches Gefühl sich für mich mit der Vorstellung der Zahl 37 verknüpft, insofern ich daran denke, dass diese Zahl irgendwo in der Strasse als Hausnummer vorhanden sein muss, deren Haus mit der Nummer 100 ich vor mir sehe! Richtig ist nur, dass die Vorstellung des Wirklichen häufig mit gewissen Gefühlen verbunden ist, doch sind diese nicht der W-Vorgang selbst, sondern seine Folgen. Wenn ich das Eintreffen eines Unglücks für die nächste Zukunft erwarte, werde ich allerdings von anderen Gefühlen bewegt, als bei der bloss phantasiemässigen Vorstellung des Unglücks, aber der W-Vorgang muss doch bereits vorliegen, damit jene Gefühle entstehen können. Von dem Wirklichen erwarte ich andere und meist tiefer gehende Beeinflussungen meines Wohlbefindens als von dem nur Gedachten, und dieser Tatsache trägt das Gefühlsleben Rechnung. Infolgedessen ist das für wirklich Geltende meist von einer grossen Anzahl von Gefühlen umwoben und umsponnen, die sich im Einzelnen nicht übersehen lassen, die aber dem betreffenden Inhalt eine ganz besondere Färbung geben. So lange nicht nachgewiesen ist, dass die angeblich den W-Vorgang *bildenden* Gefühle eine blosse Verwechslung mit

diesen Folgegefühlen sind, kann ihre Annahme nicht im geringsten als begründet gelten.

V.

Eine andere absolute Erklärung ist diese: Auf das für wirklich Geltende beziehen wir unser Bewusstsein in anderer Weise als auf das bloss Vorgestellte. Es ist uns kein blosser Inhalt, sondern etwas, was darüber hinaus anerkannt zu werden verdient. Hier liegt eine besondere psychische Fähigkeit vor, einen Inhalt zum Bewusstsein zu erheben, die weder auf Einfacheres zurückzuführen noch auch zu definieren ist, die aber jeder an sich selbst unmittelbar erlebt. Wir nehmen nicht alle Inhalte in gleicher Weise hin, sondern nehmen Stellung zu ihnen, wir sprechen den einen einen besonderen Wert zu, den wir anderen versagen. Den Beweis dafür, dass es sich um etwas Neues gegenüber den Vorstellungen handelt, erblicken die Vertreter dieser Anschauung in der Tatsache, dass man jeden Vorstellungsinhalt, welcher Art er auch sein mag, nachdem er fertig ist, nun noch als wirklich oder nicht wirklich beurteilen kann, was offenbar nicht sein könnte, wenn die Wirklichkeitsbewertung schon in einer besonderen Form der Vorstellung bestände. Die hier skizzierte, von HILLEBRAND als idiogenetisch bezeichnete Auffassung ist zwar zunächst als Urteilstheorie vorgetragen, da aber ihr Schöpfer Urteilen und Fürwirklichhalten im Grunde als dasselbe ansieht, muss sie hier besprochen werden. Sie ist, wie man sieht, der im vorigen Abschnitt behandelten ungefähr entgegengesetzt. Dort war es das passive Erdulden einer Nötigung, hier ist es das Ausüben einer besonderen Tätigkeit, dort — um in KANT's Sprache zu reden — ein empirischer Zwang, hier ein Vermögen a priori. Der empirische Zwang war mit den Erfahrungstatsachen nicht zu vereinen, sehen wir, wie es in dieser Hinsicht mit dem Vermögen a priori bestellt ist! Es ist zunächst zuzugeben, dass sich hier das Fürnichtwirklichhalten sehr ungezwungen erklärt, indem man

einfach der Fähigkeit des Anerkennens eine solche des Verwerfens zur Seite stellt. Ebenso macht die Diskontinuität des Wirklichkeitsgedankens nicht die geringste Schwierigkeit, ja sie würde sich sogar als notwendige Folgerung aus der Theorie ergeben. Aber an anderer Stelle erweist sich die idiogenetische Lehre als unzureichend, sie vermag uns nämlich nicht zu erklären, wie wir Inhalte in ganz verschiedenem Sinne für wirklich halten können. Wäre sie richtig, so hätten wir jedem Inhalt gegenüber nur die Wahl, ihn anzuerkennen oder abzulehnen, d. h. ihn für wirklich oder nicht wirklich zu halten. Demgegenüber haben wir oben gezeigt, dass zunächst die Vorgänge der subjektiven und der objektiven Wirklichkeitsbewertung voneinander verschieden sind. Aber auch innerhalb des Gebietes der objektiven Wirklichkeit finden sich noch weitere Unterschiede, so z. B. der zwischen vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Wirklichkeit. Auch hier liegt der Unterschied nicht in dem für wirklich gehaltenen Vorstellungsinhalt, sondern in dem Wirklichkeitsgedanken als solchem. Es ist nicht so, dass ich mir ein Vorkommnis erst als vergangen denke und dann der so entstandenen — reicheren — Vorstellung nun noch die Wirklichkeit zuspreche, das wäre eine ganz unsinnige Annahme, vielmehr, insofern ich etwas für vergangen halte, spreche ich ihm bereits die Wirklichkeit zu. Die Vergangenheit ist also in dem betreffenden Urteil nicht Teil des Subjekts, sondern des Prädikats, wie es ja auch in der sprachlichen Fixierung des Gedankens hervortritt, die mit der Zeitbestimmung die Copula oder das Verbum belastet[1]). Und schliesslich ist es mit dem in Bausch und Bogen Fürvergangenhalten auch noch nicht getan, ich kann vielmehr einem wirklichen Ereignis der Vergangenheit für andere vergangene Zeiten doch wieder die Wirklichkeit absprechen. — Ebenso wie mit den zeitlichen näheren Bestimmungen ist es

[1]) Charakteristischerweise beschäftigt sich — soweit mir bekannt — die Schule Brentano's nirgends eingehend mit der Bedeutung des Tempus der Copula, während über diese selbst doch so viel gesprochen wird.

aber auch mit den räumlichen: ich halte einen Inhalt für wirklich an einer Stelle und gleichzeitig für nichtwirklich an allen anderen Stellen. Wie dieses alles zugeht, erklärt uns die idiogenetische Theorie in keiner Weise. Eine Gruppe von Tatsachen als nicht weiter erklärbares Urphänomen hinzustellen, demgegenüber jeder Versuch einer weiteren Analyse abzulehnen sei, ist aber nur dann angängig, wenn in jenen Tatsachen nicht mehr fundamentale Unterschiede auftreten, was hier jedoch der Fall ist. Will man sich trotzdem auf die Theorie versteifen, so bleibt nichts anderes übrig, als eine unendliche Zahl von verschiedenen, nicht weiter analysierbaren Fähigkeiten der Anerkennung und Verwerfung anzunehmen. Damit ist aber für die Erklärung der Tatsachen nicht viel gewonnen, ja man kann sagen, dass die Theorie damit ihren Bankrott zugibt. Natürlich ist es unbenommen, jeden einzigen psychischen Akt einem besonderen Vermögen zuzuschreiben, aber eine uns befriedigende Erklärung liegt erst da vor, wo wir verschiedene Erscheinungen auf gemeinsame Grundtatsachen zurückführen[1]). Kurz, die Theorie einer ursprünglichen psychischen Fähigkeit, sich gewisser Objekte als wirklich bewusst zu werden, entbehrt der nötigen Elastizität, um die Fülle der Erscheinungen begreiflich zu machen.

VI.

Wir wenden uns jetzt zu denjenigen absoluten Lösungen, welche sich auf wahrgenommene Inhalte beziehen. Wir bemerken zunächst, dass wir uns hier ohne Zweifel an einer

---

[1]) Für nicht ganz beweiskräftig halte ich die Kritik, die Jerusalem an der Lehre Brentano's ausübt (Urteilsfunktion, 1895, S. 70). J. glaubt, diese Lehre durch den Nachweis zu widerlegen, dass sie sich in „Tautologien" bewege: ein Urteil ist wahr, wenn sein Gegenstand existiert, ein Gegenstand existiert, wenn das ihn anerkennende Urteil wahr ist. Dass diese Tautologie bei Br. auftritt, lässt sich nicht leugnen, ich halte jedoch ihr Vorhandensein nicht für so schlimm, wie J. annimmt. Derartige Tautologien sind unvermeidlich für jemand, der einen letzten Grund der Erscheinungen aufdecken und dem Verständnis nahe bringen will, sie können zur Erläuterung dessen, was gemeint ist, nicht entbehrt werden. Das Verdienst der Entdeckung könnte aber trotz der Tautologien vorhanden sein.

Quelle des Wirklichkeitsgedankens befinden. Das Wahrgenommene ist das Wirkliche κατ' ἐξοχήν, das in ursprünglicher Wirklichkeitshelle Leuchtende, während jede andere Wirklichkeit gleichsam nur als Abglanz dieser ursprünglichen Helle erscheint. „Ein vorgestellter Inhalt ist wirklich, heisst, er könnte einmal Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung sein“, so oder ähnlich hat man öfters erklärt und damit zu erkennen gegeben, welch hohe Bedeutung man der Tatsache der Wahrnehmung für die Entwicklung des Wirklichkeitsgedankens beilegt. Wir geben diese Bedeutung ohne Einschränkung zu, müssen jedoch versuchen, uns nähere Rechenschaft über sie zu geben. Die erste Tatsache, die uns hier entgegentritt und die von keiner Seite geleugnet wird, ist die, dass wir dem Wahrgenommenen eine besondere Beachtung schenken, ihm eine Bedeutung beimessen, die dem „Gedankenhaften“ zunächst versagt wird. Dieses Verhalten hat mehrfache Gründe, von denen ich die wichtigsten hier anführe. In erster Linie kommt der Zwang in Betracht, mit dem wahrgenommene Inhalte sich aufdrängen und dem gegenüber unser Wille machtlos ist. Die entsprechende Behauptung für reproduzierte Inhalte haben wir als unhaltbar nachgewiesen, hier dagegen ist sie vollauf empirisch begründet. Zwar können wir mittelbar das Sein bezw. Nichtsein gewisser Wahrnehmungsinhalte veranlassen und innerhalb enger Grenzen sogar auf ihre qualitative Beschaffenheit einwirken, dadurch nämlich, dass wir Willensimpulse realisieren, die bestimmte körperliche Bewegungen, z. B. Schliessen der Augen, Zuhalten der Ohren, Abwenden des Kopfes hervorrufen, jede unmittelbare Beeinflussung der Wahrnehmungsinhalte liegt jedoch ganz ausserhalb unserer Macht. Auch die grösste Anstrengung kann es nicht bewirken, dass ich z. B. ein rotes Tuch grün sehe, wiewohl ich mir ohne Mühe vorstellen kann, dass das Tuch grün ist. Es ist selbstverständlich, dass diese Eigenheit der Wahrnehmungsinhalte, auch wenn sie uns nicht in abstracto zum Bewusstsein kommt, diesen hohe Wichtigkeit verleihen muss.

Zweitens kommt in Betracht, dass sich an Empfindungen sogenannte sinnliche Gefühle knüpfen, die bei reproduzierten Inhalten fehlen. Das blendende Licht ist lästig, der sanfte Ton entzückt, der Stich einer Nadel schmerzt, während dieses bei den analogen Reproduktionen nicht der Fall ist. Wenn nun auch diese Gefühle gegenüber Empfindungen von mässiger Intensität bei kultivierten und daher in gewissem Sinne blasierten Menschen häufig so schwach sind, dass man sie nicht bemerkt, so dürften sie doch immer vorhanden sein. Da nun, wie bekannt, die gefühlsbetonten Inhalte für uns wichtiger sind als die, welchen diese Betonung fehlt, so haben wir hier einen zweiten Grund für die höhere Bedeutung des Wahrgenommenen gegenüber dem bloss Vorgestellten.

Ein drittes Moment endlich ist die grössere Konstanz, die Wahrnehmungsinhalte im Vergleich zu Reproduktionen auszeichnet. Jene bleiben häufig nicht nur während einer längeren Betrachtung unverändert, sondern tauchen auch bei späteren Gelegenheiten in gleicher Beschaffenheit wieder auf, während diese einen mehr schwankenden Charakter tragen. KÜLPE meint, dass die Beachtung dieses Unterschiedes es in gewissen zweifelhaften Fällen erst ermöglicht, festzustellen, ob ein Inhalt Wahrnehmung oder Reproduktion ist[1]. Da nun die genaue und sichere Auffassung eines Inhaltes Zeit erfordert, so folgt, dass wir eine Wahrnehmung besser aufzufassen, vollkommner zu erkennen imstande sind als eine Reproduktion. So wird sie uns vertrauter als diese; weil sie unserem Erkenntnisvermögen günstigere Bedingungen darbietet, lenkt sie in höherem Masse das Interesse auf sich. Auch hier haben wir also einen Grund für die Bevorzugung des Wahrgenommenen gegenüber dem Reproduzierten.

Welche weiteren Folgen ziehen nun die genannten Tatsachen nach sich? Zunächst diese, dass wir uns allmählich daran gewöhnen, dem Wahrgenommenen eine be-

---

[1]) Grundriss der Psychologie 1893. S. 186.

sondere Wichtigkeit beizulegen, auch dann, wenn wir im Einzelfalle keines der drei Momente spüren, auf denen diese Wichtigkeit beruht. Die Wahrnehmungen heben sich so deutlich als eine besondere Klasse von Inhalten ab, dass die Bewertung, zu der wir gegenüber den meisten Individuen der Klasse genötigt sind, sich schliesslich auf die Klasse als solche überträgt. Wir brauchen nicht in jedem einzelnen Falle die unwiderstehliche Macht, mit welcher der Inhalt sich aufdrängt, zu prüfen, wir brauchen ihn weder gefühlswirksam noch konstant zu finden, es genügt, dass er sich in seiner Eigenschaft als Wahrnehmung charakterisiert, dass er zu der bevorzugten Klasse gehört, um als bedeutungsvoll angesehen zu werden.

Die bisher genannten Tatsachen liegen so klar auf der Hand, dass sie von keiner Seite bestritten werden können; weit schwieriger als ihre Feststellung ist jedoch die Beantwortung der Frage, die uns eigentlich beschäftigt, worin denn nun der W-Vorgang gegenüber den Wahrnehmungsinhalten besteht. Zurückzuweisen ist zunächst die Annahme, dass er in dem Innewerden eines der genannten drei Momente oder ihrer Gesamtheit bestände. Mit einer derartigen Behauptung würden wir uns allen den Einwänden aussetzen, die wir oben gegen die empirische Theorie erhoben haben. Vor allen Dingen bliebe die Diskontinuität des Wirklichkeitsgedankens, das Entweder — Oder, das ihn, wie wir gesehen, charakterisiert, unverständlich. Jene drei Momente sind nämlich derart, dass sie alle in höherem oder geringerem Masse vorhanden sein können, und, was noch überzeugender ist, sie sind bei für nicht wirklich geltenden Inhalten bisweilen in höherem Masse vorhanden als bei solchen, die für wirklich gelten. Die Wirkung auf das Gefühl ist bei interessanten Phantasiegebilden, z. B. den ästhetischen Objekten, oft weit stärker als bei gleichgültigen Wahrnehmungen, selbst sinnliche Gefühle (z. B. Ekel) können von blossen Vorstellungen (z. B. gedachten Gerüchen) in höherem Masse ausgehen als von wahrgenommenen Objekten,

ebenso können Wahrnehmungen jede Konstanz vermissen lassen, so z. B. wenn ich Lichtreflexe über eine leicht bewegte Wasserfläche huschen sehe; und was endlich den Zwang anbetrifft, so bemerkt schon DYROFF ganz richtig, dass ich denselben keineswegs bei ruhiger Hingabe an die Betrachtung der „Aussenwelt" spüre, sondern erst dann, „wenn ich etwa die bestimmte Empfindung verscheuchen oder verändern will, wenn ich also den Standpunkt der blossen Erfahrung verlasse" [1]). Aber auch wenn man dieses letztere nicht zugeben wollte, bleibe noch immer die Tatsache, dass sich auch Phantasiegebilde häufig mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen [2]), so dass man wieder zu der fatalen Konsequenz genötigt wäre, dass auch das Nichtwirkliche bis zu einem gewissen Grade Wirklichkeit besitzt. Damit glaube ich gezeigt zu haben, dass das Innewerden der genannten (oder mit ihnen ähnlichen) Eigenheiten des Wahrgenommenen den W-Vorgang nichts ausmachen kann.

Ebensowenig zulässig ist die Annahme, dass ich auf Grund jener von mir bemerkten Eigenheiten auf eine neue, nicht bemerkte, schliesse, und dass dieser Schluss der W-Vorgang wäre. Denn um von einem Wahrgenommenen auf ein Nichtwahrgenommenes schliessen zu können, müssen mir beide Dinge doch wenigstens gelegentlich als miteinander verknüpft gegeben sein, sonst würde ich den Minor haben, jedoch ohne den Maior, und der Schluss wäre unmöglich. Es ist in der Tat nicht abzusehen, wie ich auf Grund von Schlüssen zu einer besonderen Eigenheit des Wahrgenommenen gelangen könnte, die doch nicht wahrgenommen werden kann, wie ich, ohne mich auf Wahrgenommenes stützen zu können, eine besondere Eigenschaft des Wahrgenommenen erschliessen sollte. — Wenn nun der W-Vorgang weder in dem Innewerden einer speziellen Eigenschaft des Wahrgenommenen besteht, noch auch etwas in sich fasst, was über das Wahrgenommene hinausgeht, so ist auf die Frage, worin er denn

[1]) Dyroff l. c. S. 31, 32.
[2]) Vgl. z. B. S. 44.

besteht, wie ich glaube, nur noch eine Antwort möglich: er ist das Innewerden der allgemeinen Qualität, welche die Empfindung auf das schärfste von der „blossen Vorstellung" scheidet und die ich als ihre subjektive Wirklichkeitsfarbe oder schlechtweg als ihre Wirklichkeitsfarbe bezeichne. Auch wenn wir von der zwingenden Kraft, dem Gefühlston, der Konstanz der Empfindungen absehen, bemerken wir noch ein Besonderes an ihnen, das sie als solche kennzeichnet: jedermann weiss, dass das Hören eines Tones, das Sehen einer Farbe ganz etwas anderes ist als das Denken an diese Dinge.

Der hier ins Gewicht fallende Unterschied hat bisweilen eine andere Auffassung gefunden, D. Hume glaubt in ihm einen Intensitätsunterschied der „Stärke und Lebendigkeit" der Inhalte zu erblicken. Diese Anschauung wird heute wohl kaum noch ihren Verteidiger finden, es wäre gar zu naiv, zu behaupten, dass ein immer leiser werdender Ton schliesslich in den Gedanken an diesen Ton übergeht. Man wird heute wohl ziemlich allgemein zugeben, dass es sich hier um eine qualitative Verschiedenheit handelt. Mit grosser Entschiedenheit möchte ich die Bemerkung von Dyroff (l. c. S. 55) zurückweisen, dass „die Unterscheidung der Phantasievorstellungen (im allgemeinen Sinne) von den Wahrnehmungsvorstellungen mehr logische als psychologische Berechtigung zu haben . . . scheint." Wenn irgend ein Unterschied von ganz ursprünglicher psychologischer Natur ist, so ist es dieser. — Der einzige Einwand, den man gegen die qualitative, nicht intensive, Verschiedenheit beider Gruppen von Inhalten erheben könnte, liegt in einer interessanten Untersuchung von Külpe (K. Grundriss der Psychologie 1893, S. 185, 186), von der ich nicht weiss, ob sie von anderer Seite bestätigt ist, derzufolge man gegenüber sehr schwachen Lichtreflexen unsicher ist, ob sie gesehen oder nur vorgestellt (d. Wort natürlich im engeren Sinne genommen, in dem ich es meistens brauche) werden. Doch dürften diese Versuche, auch wenn sie einwandfrei sein sollten, immerhin eine Deutung zulassen, die sie im Einklang mit der Annahme der qualitativen Natur des fraglichen Unterschiedes erscheinen lässt.

Fragt man genauer, welcher Art denn das Verhältnis zwischen Empfindung und entsprechender Vorstellung sei, so bietet sich als nächstliegende Antwort die, es liege hier Aehnlichkeit vor. Demgegenüber haben jedoch mehrere Beobachter gefunden, dass bei ihnen eine derartige Aehnlichkeit nicht vorliege, dass vielmehr beide Arten von Inhalten völlig verschieden seien. Auch ich halte den Ausdruck Aehnlichkeit zur Kennzeichnung des fraglichen Verhältnisses für unzutreffend, zum mindesten muss man sich darüber klar sein, dass dieses Wort dann eine andere Bedeutung hat, als wenn man etwa von der Aehnlichkeit zweier Farbennüancen spricht (vgl. Cornelius, Theorie der Existenzialurteile, München 1894, S. 41). Besser scheint es mir, sich mit der Feststellung zu begnügen, dass die Vorstellung sich auf die entsprechende Empfindung bezieht und dass diese Beziehung von einer Art ist, der sich nichts Verwandtes an die Seite stellen lässt, die vielmehr als ein nicht weiter er-

klärbarer Tatbestand anzuerkennen ist[1]). Deutlich machen möchte ich die fragliche Beziehung durch folgendes: es stellt sich jemand zuerst die rote Farbe vor und erhält darauf die entsprechende Empfindung; er kann dann die Aussage machen: Genau das, was ich jetzt sehe, meinte ich vorher, als ich es noch nicht sah.

Nicht ganz unwichtig ist die Frage nach der Bezeichnung, die man für beide Klassen von Inhalten anwenden will. Külpe bedient sich der Ausdrücke „zentral bezw. peripherisch erregte Empfindungen", die jedoch nicht den Inhaltsunterschied, auf den es uns ankommt, sondern den Ursprung der entsprechenden physiologischen Vorgänge kennzeichnen. Einen ähnlichen Mangel zeigt Hume's „Eindruck bezw. Idee". Viel treffender ist Avenarius' „gedankenhaft bezw. sachenhaft". Denselben Sinn haben die termini „Reproduktions- bezw. Wahrnehmungscharakter" und „Inhalte mit bezw. ohne Wirklichkeitsfarbe." Das Letztgenannte drückt am besten aus, um was es sich für uns handelt, doch wäre es Pedanterie, deswegen die anderen Bezeichnungen zu verwerfen.

Der W-Vorgang ist das Innewerden des besonderen Charakters, der wahrgenommene Inhalte auszeichnet; ich kann nicht zugeben, dass irgend etwas anderes als dieses vorgeht oder vielmehr vorzugehen braucht, wenn ich etwas Wahrgenommenes für wirklich halte. Den Schreibtisch, den ich in diesem Augenblick vor mir sehe, dessen Druck ich an meinen Armen spüre, halte ich für wirklich, was sich z. B. in meinem praktischen Verhalten kundgibt, wenn ich eine Feder auf ihn lege in der Erwartung, dass er ihrem Herabfallen Widerstand entgegensetzt. Worin besteht nun das Wirklichkeitsbewusstsein? Ich behaupte einzig und allein in dem Sehen und Fühlen des Gegenstandes. Wollte man in der wohlgemeinten Absicht tiefer zu gehen, behaupten, dass die Wirklichkeitsbewertung eben in dem Erwartungsurteil: „Die möglicherweise hinaufgelegte Feder findet einen Widerstand gegen den Fall" besteht, so ist das auf das entschiedenste zurückzuweisen, denn man würde das Problem auf diese Weise verschieben, statt es zu lösen. Man wäre nämlich sogleich genötigt, zuzugeben, dass die Wirklichkeit des Tisches durch das Liegenbleiben der Feder nur dann verbürgt ist, wenn der Inhalt „liegenbleibende Feder" keinen

[1]) Dass dieses Sichbeziehen ganz etwas anderes ist, als die Beziehung einer Vorstellung auf ihr Objekt im Sinne Brentanos ist wohl selbstverständlich. Für uns handelt es sich um die Beziehung zweier Inhalte unabhängig von ihrer Wirklichkeitsbewertung, nicht um die zwischen (subjektiver) Vorstellung und Objekt.

blossen Vorstellungs-, sondern selbst objektiven Wirklichkeitswert besitzt, da die als ruhend gedachte Feder natürlich mit einem nichtwirklichen Tisch ebensogut wie mit einem wirklichen verträglich wäre. Wir gelangten jetzt also zu einem schwierigeren Problem, nämlich zu der Frage nach der Wirklichkeitsbewertung „gedankenhafter“ Inhalte (hier der liegen bleibenden Feder), womit wir natürlich nicht das Geringste gewinnen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als zuzugeben, dass das Bewusstwerden der Wahrnehmung als solcher, das Innewerden ihrer Wirklichkeitsfarbe bereits den fraglichen Vorgang ausmacht. Eine Reflexion über irgendwelche andere Eigenschaften des Wirklichen erfordert der Vorgang nicht, wir erleben die Wirklichkeit ganz unmittelbar, ohne etwas anderes an ihr zu spüren, als dass sie wahrgenommen wird. Aber freilich, dass ich auf diese Wirklichkeit einen so hohen Wert lege, dass ich sie stets beachte, wo sie mir entgegentritt, ist nur möglich auf Grund der Erfahrungen, die ich vorher über die praktische Bedeutung der Inhalte mit Wirklichkeitsfarbe gemacht habe. Ohne die genannten Momente der Stärke des Zwanges, der Erregung von Gefühlen, der Konstanz würde ich auf das Vorhandensein der Wirklichkeitsfarbe kein allzu grosses Gewicht legen, jetzt aber verleiht sie den mit ihr behafteten Inhalten von vornherein einen besonderen Wert, der sie aus der Menge der anderen Inhalte heraushebt. Dabei ist jedoch hervorzuheben, dass diese den Wert des Wirklichen bedingenden Erfahrungen gar nicht möglich wären, wenn nicht bereits in dem wahrgenommenen Inhalt als solchen das Moment läge, das ihn von dem reproduzierten unmittelbar unterscheidet, nämlich die Wirklichkeitsfarbe; nur dadurch erhalten die Einzelerfahrungen das verbindende Band, nur so können wir es unmittelbar spüren, wenn ein Inhalt zur bevorzugten Klasse gehört. Dabei dürfen wir jedoch nicht annehmen, dass das Innewerden der Wirklichkeitsfarbe ein besonderer Vorgang wäre, der neben der Wahrnehmung bestände, beides ist vielmehr de facto ein

und derselbe Vorgang, und nur durch spätere Reflexionen können wir den W-Vorgang als besonderes Moment aus der Wahrnehmung herausheben. „Für wirklich halten ist wahrnehmen“, mit dieser Formel können wir den Sachverhalt am kürzesten bezeichnen.

Das interessante Beispiel einer völligen Umkehrung des wahren Sachverhaltes erblicke ich in Zellers' Abhandlung: Ueber die Gründe unseres Glaubens an die Realität der Aussenwelt. Hier zählt Z. die Gründe auf, die uns veranlassen, das Wahrgenommene für objektiv wirklich zu halten, nämlich seine Stetigkeit, zwingende Kraft usw., nicht jedoch die Wirklichkeitsfarbe. Dabei vergisst er nur zu sagen, woher wir denn wissen, dass das Objektive (d. h. Nichtpsychische) all diese angegebenen Eigenschaften hat. Natürlich darf nicht die Antwort gegeben werden, dass wir sie an dem Wirklichen erfahrungsmässig vorfinden, da sie ja erst die Kennzeichen des Wirklichen sein sollen. In Wahrheit kommt in jedem einzelnen Falle zunächst nur die Wirklichkeitsfarbe zum Bewusstsein, von der wir aus unzähligen Erfahrungen allerdings wissen, dass sie mit den genannten Momenten häufig verknüpft ist. Die Eigenschaften des Objektiv-Wirklichen, seine Stetigkeit, zwingende Kraft usw. lernen wir also erst durch die Erfahrungen am Wirklichen kennen, keinesfalls aber dürfen sie als ein a priori uns gegebenes Kriterium angesehen werden, an dem wir die Wirklichkeit erkennen.

Zum Schluss dieses Abschnittes wollen wir bemerken, dass mit dem Gesagten noch nicht das letzte Wort über die Wirklichkeitsbewertungen des Wahrgenommenen gesprochen ist. Wäre mit dem Ausgeführten die Frage vollständig erschöpft, so müssten wir das Wahrgenommene in allen Fällen für objektiv wirklich halten; in der Tat tun wir das zwar meistens, doch gibt es auch Gelegenheiten, wo wir das Wahrgenommene für nicht wirklich halten, so z. B. beim Ohrenklingen, Doppelsehen u. a. m. Wie diese Ausnahmen mit unserer Theorie in Einklang zu bringen sind, soll an einer anderen Stelle erörtert werden.

Das Wesentliche unserer Behauptung besteht, um es nochmals kurz hervorzuheben, darin, dass wir in der Wirklichkeitsbewertung des Wahrgenommenen nichts erblicken, was über die Wahrnehmung selbst hinausginge. Alle anderen Theorien weisen wir zurück, speziell auch die, nach welcher der Wirklichkeitsbewertung der Gedanke zugrunde liegen soll, dass der wahrgenommene Inhalt so, wie er jetzt wahrgenommen wird, auch später wahrgenommen werden wird oder kann. Legt man in diesem Satz den Akzent darauf, dass auch später eine Wahrnehmung des Inhaltes stattfindet, so setzt die angebliche Lösung offenbar das voraus, was erklärt werden soll, nämlich die Wirklichkeitsbewertung des Wahrgenommenen; legt man dagegen den Akzent auf das „auch später“, d. h. auf die Konstanz des Inhaltes, so setzt man sich mit der Erfahrung in

doppelter Weise in Widerspruch, einmal insofern als das Nichtwirkliche öfter konstanter ist, als das Wahrgenommene (vgl. S. 44 u. S. 60), andererseits insofern die Konstanz des Wahrgenommenen keineswegs zum Bewusstsein zu kommen braucht, während es uns ohne Zweifel für wirklich gilt. (Näheres hierüber später S. 114—123.)

VII.

Wir haben bisher die absoluten Theorien einer genaueren Betrachtung unterzogen, und dabei gesehen, dass sie nur in einem Fall zu einem befriedigenden Ergebnis führen, nämlich bei der Erklärung unseres Verhaltens gegenüber Wahrnehmungsinhalten, in allen anderen Fällen aber versagen. Diese letztere Tatsache kann bereits als indirekter Beweis dafür angesehen werden, dass wir die Wirklichkeitsbewertung gedankenhafter Inhalte nur durch relative Theorien zu erklären vermögen: wenn es keinen psychischen Vorgang gibt, der einem Inhalt in seiner völligen Isoliertheit Wirklichkeit zuspricht, so muss der W-Vorgang in einer Beziehung des fraglichen Inhaltes zu anderen Inhalten bestehen. Diese Ansicht ist nicht neu, sie ist von KANT [1]), LOTZE [2]), LIPPS, SIGWART [3]), CORNELIUS [4]), JAMES [5]) mehr oder weniger deut-

[1]) Kr. d. r. Vernunft, KEHRBACH, Reklamausgabe, S. 187—190. Einige Stellen sind hier angeführt: Wenn wir untersuchen, was denn die Beziehung auf einen Gegenstand unseren Vorstellungen für eine neue Beschaffenheit gebe, — — so finden wir, dass sie nichts weiter tun, als die Verbindung der Vorstellungen auf eine gewisse Art notwendig zu machen. — Dass also etwas geschieht, ist eine Wahrnehmung, die zu einer möglichen Erfahrung gehört, die dadurch wirklich wird, wenn ich die Erscheinung ihrer Stelle nach, in der Zeit als bestimmt, mithin als ein Objekt ansehe, welches nach einer Regel im Zusammenhang der Wahrnehmungen jederzeit gefunden werden kann.

[2]) Metaphysik, Leipzig 1841, S. 61. Das Seiende ist nur, indem es an vielen Grenzen Teil hat, durch deren jede es sich von anderem Seienden abhebt. S. 69. Es hat sich gezeigt, dass zuerst alles, was als seiend gedacht werden soll, nicht allein einfach gesetzt werden darf. S. 89 der in sich zusammenhängende geordnete Schein ist es, der auf eine Substanz deutet.

[3]) S. Logik. Unter den Gesichtspunkt der Relation fällt auch das Prädikat des Seins (Bd. I, S. 88). Siehe auch S. 394 Anm.

[4]) CORNELIUS, Habilitationsschrift S. 87 und 88: es ist klar, dass jeder einzelne Teilinhalt, den wir als Gedächtnisbild bezeichnen, für sich allein niemals zur Fällung eines Gedächtnisurteils Anlass geben könnte, sondern dass ausserdem stets noch ein weiterer Faktor erfordert wird, der auf die zeitliche Relation des erinnerten Erlebnisses zur Gegenwart schliessen lässt.

[5]) JAMES, Principles of Psychology II, S. 296. The „stepping outside" of it (gemeint ist das Hinausgehen über den blossen Begriff eines

lich ausgesprochen worden, doch glaube ich, dass sie in den nachfolgenden Erörterungen weiter in ihren Konsequenzen durchgeführt wird, als das bisher geschehen. —

Die nächstliegende Frage ist die nach den Inhalten, zu denen der fragliche Inhalt (A) in Beziehung treten muss, um für wirklich zu gelten. Suchen wir uns den Sachverhalt an einem Beispiel zu veranschaulichen, wobei wir daran denken wollen, dass der W-Vorgang in solchen Fällen am besten zu beachten sein muss, in denen er sich nicht glatt, sondern mit einiger Mühe vollzieht. Wer das Zusammenwirken der Räder einer Maschine erkennen will, lässt sie nicht mit maximaler Geschwindigkeit, sondern möglichst langsam laufen.

Nehmen wir an, ich will jemandem zur Anerkennung der von ihm vergessenen Tatsache, dass ich ihm Geld geliehen habe, bewegen, so habe ich hierzu, nachdem ich ihm mit Benutzung der reproduktiven Kraft der Worte die Vorstellung der früheren Geldübergabe vergegenwärtigt habe, nur ein einziges Mittel — wofern nicht eine Schuldverschreibung oder ähnliches äusseres Beweismaterial vorliegt — : ich rufe die Umstände ins Gedächtnis zurück, die das Leihgeschäft begleiteten, und deren Wirklichkeit mein Schuldner, wie ich hoffe, anerkennt, etwa Tag, Ort, sonst anwesende Personen, vorher geführte Gespräche, den Gebrauch, den der Schuldner vom Gelde machen wollte u. ä. Ob der Schuldner der Vorstellung der Geldübergabe innerlich Wirklichkeit zuschreibt, ist freilich auch jetzt nicht völlig sicher,

---

Dinges, das nötig ist, um zu dem Gedanken seiner Wirklichkeit zu gelangen) is the establishment either of immediate practical relations between it and ourselves, or of relations between it and other objects with wich we have immediate practical relations. Angespielt wird hier auf eine Stelle der Kritik d. r. V. (S. 473, 474), in der es unter anderem heisst: durch den Begriff wird der Gegenstand nur mit den allgemeinen Bedingungen einer möglichen empirischen Erkenntnis überhaupt als einstimmig, durch die Existenz aber als in dem Context der gesamten Erfahrung enthalten gedacht.

vielleicht sind die Motive dazu noch nicht stark genug, aber ermöglicht ist der Vorgang und zwar durch Darbietung möglichst vieler als wirklich anerkannter Inhalte, denen der fragliche Inhalt in bestimmtem Sinne einzuordnen ist. Der Augenblick, wo der Entleiher aussagt: ja, jetzt erinnere ich mich, ist der, wo dieser Inhalt in die bereits als wirklich geltenden Inhalte wie der Schnepper ins Schloss einschnappt. Ganz analog liegt die Sache, wenn der Schuldner sich selbst auf den seitens des Gläubigers behaupteten Vorfall besinnen will, auch in diesem Fall hat er kein anderes Mittel, als sich benachbarte Tatsachen ins Gedächtnis zu rufen, deren Wirklichkeit ihm sicher ist.

Das angeführte Beispiel, dem sich beliebig viele zur Seite stellen liessen, gibt uns Antwort auf unsere Frage; um als wirklich zu gelten, muss ein Inhalt mit solchen Inhalten in Beziehung gesetzt werden, die bereits für wirklich gehalten werden. Der letzte Teil der Bestimmung scheint ihren Wert problematisch zu machen, aber er ist notwendig, denn auch bei einer unwirklichen Inhaltsreihe, sagen wir in einem Roman, stehen die Inhalte zueinander in Beziehungen, die ganz identisch sein können mit den Beziehungen einer Wirklichkeitsreihe, ohne deswegen für wirklich zu gelten. Die Wirklichkeit kann also nur durch eine bereits anerkannte Wirklichkeit verbürgt werden.

Aber spielt sich der W-Vorgang in allen Fällen so ab, wie wir es annehmen? Unser Beispiel enthielt die Wirklichkeitsbewertung eines Vorfalles, dessen Zeuge man gewesen, vielleicht liegt die Sache ganz anders, wenn diese letztere Voraussetzung nicht zutrifft. Wir wollen demgemäss noch andere Beispiele heranziehen und zwar solche, die für die Anwendbarkeit unserer Theorie möglichst ungünstige Verhältnisse darzubieten scheinen. Ich nehme zunächst an, es wird mir eine recht anschauliche geographische Schilderung von einem Berg gemacht, derart, dass eine genaue Vorstellung von demselben in mir entsteht. Noch weiss ich nicht, ob dieser Vorstellung objektiver Wirklichkeitswert zu-

kommt, bis mir von dem Sprecher, den ich als völlig zuverlässig kenne, gesagt wird, der Berg existiert in Wirklichkeit. Dabei will ich voraussetzen, dass mir die Lage des Berges weder angegeben wird, noch dass ich dieselbe aus den Eigenschaften des Objektes zu erschliessen imstande bin. Die Nachbarschaft des Berges, das Wirkliche, mit dem er in unmittelbarer Beziehung steht, bleibt mir also unbekannt, trotzdem muss zugegeben werden, dass in dem Augenblick, wo ich die Mitteilung über die Wirklichkeit des Objektes als glaubwürdig hinnehme, nicht nur die Auffassung von Worten, sondern ein echter W-Vorgang stattfindet. Noch krasser wäre folgender Fall. Es ist möglich, dass wir durch Auffinden eines geschichtlichen Denkmals über ein Ereignis aus sehr früher Vergangenheit in zuverlässiger Weise orientiert sind, ohne imstande zu sein, die auf das Ereignis folgende Zeit auf eine weite Strecke hin mit Wirklichkeitsinhalt auszufüllen. Wenn, was gleichfalls möglich, auch der Ort, an dem sich das Ereignis abspielte, unbekannt ist, so scheint dasselbe keinerlei Zusammenhang mit anderen, als wirklich bewerteten Inhalten aufzuweisen. Wie steht es nun mit den genannten Beispielen, sind sie nicht ein deutlicher Beweis dafür, dass wir einen Inhalt auch in seiner völligen Isoliertheit für wirklich halten können, ohne dass wir es nötig hätten, ihn in Beziehung zu anderen wirklichen Inhalten zu setzen? Demgegenüber weise ich zunächst darauf hin, dass der W-Vorgang in seiner vollkommeneren Form ohne Zweifel erst da vorliegt, wo wir den fraglichen Inhalt dem Wirklichkeitszusammenhang an genau bekannter Stelle einzuordnen und diesen Zusammenhang lückenlos bis zu denjenigen Inhalten, die wir sehen und fühlen, zu verfolgen imstande sind. Doch ist mit diesem Hinweis noch nicht viel gewonnen, mussten wir doch andererseits zugeben, dass auch da, wo diese Einordnung nicht möglich ist, ein W-Vorgang vorliegen kann. Schon mehr der Kern der Sache wird getroffen, wenn wir daran erinnern, dass, wenn wir auch die Umgebung des Berges bezw. des historischen Ereignisses nicht

kennen, wir doch davon überzeugt sind, dass diese Umgebung in Wirklichkeit vorhanden ist, was bei Phantasiegebilden nicht der Fall ist. Mag die Lücke zwischen dem fraglichen und dem relativ nächsten bekannten wirklichen Inhalt noch so gross sein, für uns ist sie mehr als eine Lücke, wir wissen sie mit Wirklichkeit ausgefüllt. In Beziehung gesetzt wird der fragliche Inhalt also auch hier zu einem andern, freilich zu einem, dessen Beschaffenheit unbekannt ist. — Aber auch dieses Argument gewinnt erst dann überzeugende Kraft, wenn wir es mit einer viel allgemeineren psychologischen Tatsache in Verbindung bringen, die wir als ein nicht weiter erklärbares Faktum anerkennen müssen. Ich behaupte nämlich, dass wir die Fähigkeit haben, das Inhaltsleere, gleichsam die Atrappe des Inhalts entweder mit anderem Inhaltsleeren oder auch mit bekannten Inhalten in solche Beziehungen zu setzen, in die wir wahre Inhalte zu setzen gelernt haben, dass mit anderen Worten das Setzen von Beziehungen auch da möglich ist, wo die in Beziehung zu setzenden Inhalte ganz oder teilweise fehlen. Eine eingehende Würdigung dieser auch in biologischer Hinsicht höchst wichtigen Tatsache ist an dieser Stelle nicht möglich, ich will nur zweierlei anführen, das mir die Richtigkeit des Behaupteten in Evidenz zu setzen scheint. Das erste ist die Eigenheit der Arithmetik, mit unbekannten Grössen wie mit bekannten zu rechnen. Die Rechnungsregeln werden gewonnen aus der Beobachtung des Verhaltens bekannter (Zahlen-) Grössen. Sind sie aber einmal festgestellt, so wird ihnen nun auch das Unbekannte unterworfen. Es ist selbstverständlich, dass diese bemerkenswerte Tatsache nicht einem blossen Machtwort des Mathematikers ihr Dasein verdankt, denn dieses würde vergeblich erschallen, wenn es nicht durch ein psychologisches Gesetz unterstützt würde. — Das zweite ist der bereits oben herangezogene psychische Vorgang, in dem der Blinde dem Sehenden ihm selbst gänzlich unbekannte Sinneseindrücke zuschreibt. Er hält diese Sinneseindrücke für wirklich, er rechnet mit ihnen in seinem Verhalten

gegenüber den Mitmenschen, er bringt das Unbekannte in dieselben Beziehungen, die er am Bekannten gelernt hat, ohne dass dasselbe für ihn einen Inhalt hätte[1]). — Ganz analog müssen wir das Fürwirklichhalten von scheinbar isolierten Inhalten auffassen. Auch hier sind die Beziehungen da, wenn auch das eine der zu verbindenden Glieder unbekannt ist. Auch hier müssen wir annehmen, dass der W-Vorgang eingeübt wird an Dingen, deren Beziehung zu dem unmittelbar Wahrgenommenen oder wenigstens dem unbezweifelt Wirklichen wir verfolgen können, dass er aber dann auf Grund des angegebenen Gesetzes ausgedehnt wird auf Fälle, in denen das zweite Glied der Beziehung unbekannt ist.

Es liessen sich gegen unsere Auffassung noch mancherlei Einwände erheben, aber stichhaltig ist nach meiner Überzeugung keiner von ihnen. Trotzdem sollen noch zwei von ihnen angeführt werden. Beweist nicht die Tatsache des Suchens, dass wir Dinge für wirklich halten, von denen uns deutlich bewusst ist, dass wir sie nicht in den Wirklichkeitszusammenhang einordnen können? Aber gerade der Umstand, dass ich ein Ding an einer bestimmten Stelle suche, zeigt an, dass ich es an dieser Stelle — zunächst probeweise — für wirklich halte. Dass sich diese Annahme vielleicht bald als irrtümlich erweist und eine Korrektur erfährt, hat mit dem uns zunächst beschäftigenden Problem nichts zu tun; nicht um die erkenntnistheoretische Frage nach Wahrheit oder Irrtum handelt es sich für uns, sondern um einen blossen psychologischen Vorgang. Dass eine Wirklichkeitsbewertung sich als irrtümlich erweist, kann nun und nimmermehr einen Beweis gegen die Richtigkeit unserer Theorie von der Wirklichkeitsbewertung liefern. — Weiter könnte man einwenden, dass derjenige, der etwas für wirklich hält, von dem Inbeziehungsetzen, das das Wesen des

---

[1]) Die Wichtigkeit desselben Gesetzes für die Entwicklung der „Anschauungsformen" von Raum und Zeit kann hier nur andeutungsweise erwähnt werden.

Vorganges bilden soll, doch in den meisten Fällen nicht das geringste weiss, dass also unsere Theorie nicht als richtige Beschreibung des Sachverhaltes gelten kann. Die Antwort hierauf ist vollständig in den Erörterungen des zweiten Abschnittes enthalten. Vorstellungen brauchen freilich keine anderen vorhanden zu sein, als der fragliche Inhalt und vielleicht das Wortbild „wirklich“, aber der innere Vorgang ist damit nicht erschöpft, der besteht vielmehr ausserdem in einem Gedanken, der ohne aus Vorstellungen zu bestehen, doch auf keine andere Art als durch Angabe von Vorstellungsvorgängen deduziert werden kann. Eine Wiederholung des an der genannten Stelle Ausgefürten erübrigt sich.

Wem aber weder der in den Erörterungen der vorgehenden Abschnitte enthaltene indirekte Beweis, noch auch die in diesem Abschnitte herangezogenen Beispiele zur Erhärtung der relativen Theorie zu genügen scheinen, dem kann ich auch mit einem sehr einfachen direkten Beweis dienen: er liegt in der bereits erwähnten Tatsache, dass jede Wirklichkeitsbewertung nur mit Beziehung auf eine bestimmte Wirklichkeitsumgebung erfolgt. Friedrich der Grosse war wirklich zur Zeit des siebenjährigen Krieges, er ist heute nicht wirklich, jeder meiner Zeitgenossen erfährt gerade die umgekehrte Wirklichkeitsbewertung. Weder den einen noch auch die anderen halte ich für schlechthin wirklich, sondern nur mit Beziehung auf eine gewisse umgebende Wirklichkeit; ich sehe nicht, wie man diese unzweideutige Tatsache anders als auf dem Boden der relativen Theorie erklären will. — Der Satz, dass alles Wirkliche irgendwo und irgendwann ist, ist nicht aus Erfahrungen, die wir über das Verhalten des Wirklichen (im Gegensatz zum Unwirklichen) machen, gewonnen, sondern es ist umgekehrt die Wirklichkeitsbewertung der Ausdruck gewisser Erfahrungen über die räumlich-zeitlichen Beziehungen von Inhalten. —

Als Ergebnis dieses Abschnittes stelle ich den Satz auf: Der W-Vorgang ist die Einordnung eines Inhalts in den Wirklichkeitszusammenhang.

Die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten und ihre Gegner.

Eine Skizze von **Max Frischeisen-Köhler**, Berlin.

Inhalt.

Die Lehre von der Subjektivität der sinnlichen Qualitäten, die als gesichertes Ergebnis der Forschung gilt, wird gleichwohl von verschiedenen Standpunkten aus so energisch angefochten, dass eine Nachprüfung der Gründe für und wider sie erforderlich erscheint. Der Aufsatz gibt die wesentlichsten dieser Argumente, ohne selbst eine Entscheidung zu versuchen.

1. Die Entwicklung der Lehre: im Altertum; im siebzehnten Jahrhundert. Ihre Begründung in der Gegenwart: aus dem Prinzip des widerspruchsfreien Zusammenhanges (Wundt, Brentano), aus der Sinnesphysiologie (Helmholtz), aus dem Satz des Bewusstseins (Lotze, Bain, Bergmann), aus der Erkenntniskritik (Natorp).
2. Ihre Ablehnung schliesst nicht notwendig einen naiven Realismus ein; auf der Grundlage eines realistischen Standpunktes ist sie sowohl innerhalb der peripatetischen Philosophie wie in jedem konsequenten Naturalismus (Epikur, Hobbes, Czolbe) aufgehoben worden. Die Gründe, auf welche sie gestützt wird, verlieren ihre Beweiskraft durch die Einschränkung der Tragweite der mechanischen Naturbetrachtung (Fechner, die Energetik, der Empiriokritizismus), durch die Erschütterung des angeblichen Gesetzes von den spezifischen Sinnesenergien (Riehl), durch die verschiedenen Deutungen des Satzes des Bewusstseins (der Streit der psychologischen Theorien einerseits, die immanente Philosophie Schuppes und Rickerts andererseits).

Für das wissenschaftliche Denken der Gegenwart liegt die Frage nach dem Realitätswert derjenigen sinnlichen Empfindungen, die wir als Eigenschaften den Dingen der Aussenwelt zuzuschreiben gewohnt sind, im allgemeinen ausserhalb der Diskussion. Gewiss wird es als ein berechtigtes, ja als ein zentrales Problem der Erkenntnistheorie oder Metaphysik anerkannt, zu untersuchen, was unseren Sinneseindrücken objektiv entspreche. Aber zunächst scheint es doch, als könne diese Aufgabe erst methodisch in Angriff genommen und einer Auflösung nähergebracht werden, wenn zuvor das Recht begründet ist, überhaupt von einer Realität zu sprechen, die als eine objektive und vom Bewusstsein unabhängige Wirklichkeit den Inbegriff unserer Erfahrungen fundiere. Demgemäss hängt aller Fortgang zu weiteren Erörterungen davon ab, dass über die Annahme einer Aussenwelt Einigung erzielt werde. Erst wenn es dem noch

immer ungeschlichteten Streit der Schulen gegenüber zur Gewissheit gebracht ist, dass die Aussenwelt in der Totalität unseres Bewusstseins nicht nur als Phänomen gegeben sei, tritt in der Ordnung der Fragen das Problem hervor, was von diesem Dasein, das als ein wirkliches den Erscheinungen unterliegt, als seine näheren Bestimmungen ausgesagt werden kann. Und hier wiederum liegt vor allem das Schwergewicht in der Ermittelung der Bedeutung, welche den Begriffen der theoretischen Wissenschaften von der Natur für die Erkenntnis des Wirklichkeitsganzen zukomme. Aber selbst wenn, wie es wohl von der realistischen Anschauungsweise unserer Tage zumeist angenommen wird, diese Vorstellungen von Quantitäten und rationalen, vom Satze des Widerspruchs und des Erkenntnisgrundes bestimmten Zusammenhängen keine absolute oder wenigstens keine ausschliessliche Gültigkeit beanspruchen können, wenn also dem Seienden noch andere Prädikate zugeschrieben werden, als sie das mechanische Weltbild enthält, so ist doch darüber fast durchgängige Übereinstimmung vorhanden, dass diese nicht-mechanischen oder mehr-als-mechanischen Eigenschaften keinesfalls mit den Qualitäten, die die Sinneswahrnehmung uns an den Dingen zeigt, identisch oder auch ihnen nur analog seien. Denn ihre Subjektivität, wie sie einmal immer nur in Relation zu unserem Bewusstsein und unseren Sinnesorganen gegeben sind, scheint über jeden Zweifel hinaus erwiesen. Diese Einsicht gilt als gesichertes Ergebnis philosophischer und naturwissenschaftlicher Analyse und ist gleichmässig angesehen und anerkannt sowohl in Anbetracht der zahlreichen Gründe, auf welche sie sich stützt, als auch der Permanenz, mit der sie sich von dem frühesten Beginn der Entwickelung des philosophischen Geistes im Wandel der Zeiten und Systeme erhalten hat.

Dennoch, trotz dieser weitgehenden, historisch wie sachlich sowohl begründeten Anerkennung, dessen sich die Lehre von der bloss phänomenalen Existenz der sinnlichen Eigenschaften in den Kreisen der Philosophen und Natur-

forscher erfreut, sind viele Stimmen laut geworden, welche ihre Berechtigung und Haltbarkeit oder doch mindestens ihre traditionelle Selbstverständlichkeit aus Motiven verschiedenster Art in Zweifel gezogen haben und geradezu im Gegensatz zu der mechanischen Naturanschauung für eine Rehabilitierung des natürlichen bunten und mit allen Qualitäten ausgestatteten Weltbildes eingetreten sind. Und zwar ist eine Opposition dieser Art nicht nur in unseren Tagen hervorgetreten, wo, wie es scheint jeder Glaube und jede Lehrmeinung sich wieder hervorragen darf: vielmehr hat eine solche zu alten Zeiten bestanden, seitdem die Lehre von der reinen Subjektivität der Sinnesempfindungen aufgestellt worden ist. Wenn die historische Forschung diese Gegenströmung im allgemeinen bisher weniger berücksichtigt, oder man kann geradezu sagen: vernachlässigt und unterschätzt hat, so ist das erklärlich durch das so weit verbreitete Vorurteil, welches in jener Theorie eine definitive Wahrheit, in jeder Auflehnung dagegen eine Rückständigkeit oder Velleität erblickt. Seitdem jene Lehre aber insbesondere in neuester Zeit von den verschiedensten Standpunkten aus angefochten und in der entschiedensten Weise bestritten worden ist, kann die Geschichte sich der Pflicht nicht länger entziehen, auch hier an die Stelle einer einseitigen Beurteilung oder vielmehr Verurteilung abweichender Auffassungen ihrer gerechten Würdigung die Wege zu ebenen.

Und zugleich möchte aus einem solchen geschichtlichen Verständnis dem systematischen Denken das Recht erstehen, das Problem der Empfindungen auch einmal zuerst und unabhängig von den Fragen in Angriff zu nehmen, welche sich auf die Existenz einer objektiven Aussenwelt im allgemeinen und auf die Funktion der Begriffe und Methoden der theoretischen Naturwissenschaft im besonderen beziehen. Während des siebzehnten Jahrhunderts ist die Aufgabe einer Grundlegung der Philosophie durch das Bedürfnis bestimmt, die Realität der Erscheinungen, welche nach der Methode der mathematischen Naturwissenschaft konstruiert

werden, aus dem von DESCARTES aufgestellten Prinzip des Bewusstseins abzuleiten. Im Zeitalter der Aufklärung drang im Gegensatz zu diesem synthetischen Verfahren, das gleichmässig die Struktur der Systeme von DESCARTES, HOBBES, SPINOZA und LEIBNIZ bestimmte, seit LOCKE eine analytische Methode der Betrachtung siegreich vor, welche in einer kritischen Zergliederung des Wahrnehmungsvorganges einerseits durch die empirische Schule, des Denkens andererseits durch die rationale Schule, die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis untersuchte und am Ende verneinte. Aber in beiden Formen systematischen Denkens bildet die Lehre von der Subjektivität der Empfindungen eine gegebene Voraussetzung von entscheidender Bedeutung. Wie sie historisch der Ausbildung der Erkenntnistheorie im engeren Sinne vorausgegangen ist, so liegt sie ihr als eine Annahme zugrunde, welche in ihr wohl entwickelt, aber doch auch unabhängig von deren besonderen Ausgestaltungen diskutiert werden kann. Bestehen die Bedenken, welche gegen ihre Triftigkeit erhoben worden sind, zu Recht, so ergibt sich folgerichtig daraus die Forderung einer Nachprüfung dieser Bedenken. Dass die Empfindungen zunächst nur als meine Zustände gegeben sind, ist keine apriori einleuchtende Wahrheit; vielmehr ist sie eine Hypothese, die sich auf sehr verschiedene Daten stützt und daher jederzeit der Kontrolle durch diese Daten unterworfen bleibt.

Der folgende Versuch kann und will nun nicht den Anspruch erheben, auf diesem Wege eine neue Behandlung des Wahrnehmungsproblems oder seine Lösung zu erstreben. Auch nicht einmal als Vorarbeit hierzu darf er gelten. Weder gestattet der Bestand der Quellen, die unter dem angedeuteten Gesichtspunkt noch kaum oder doch nur in sehr geringem Umfang der kritischen Durchsicht unterzogen worden sind[1]), eine zusammenhängende geschichtliche Dar-

---

[1]) Von wirklich die Einsicht fördernden historischen Arbeiten in deutscher Sprache wüsste ich nur die verschiedenen Abhandlungen NATORPS (DESCARTES' Erkenntnistheorie, 1882, cap. VI; GALILEI als Philosoph, Philos.

stellung der Entwicklung der Sinneslehren, noch dürften vor allem unsere bisherigen physiologischen Kenntnisse, deren Unzulänglichkeit gegenüber der ausserordentlichen Komplikation der wirklichen Verhältnisse die fortschreitende Forschung immer deutlicher erkennt, schon jetzt eine Entscheidung ermöglichen[1]. So beschränkt sich diese Skizze auf den Nachweis, dass die Frage nach dem Realitätswert der Empfindungen überhaupt ein Problem ist, das nicht mehr kurzer Hand abgewiesen werden und als erledigt gelten kann. Sie möchte, allerdings auf geschichtlicher Grundlage, über die wesentlichsten der Gründe orientieren, welche für und dann hauptsächlich gegen die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten aufgestellt worden sind.

I.

Seitdem die Griechen begonnen hatten, die Grundlagen der Erkenntnis einem schärferen Nachsinnen zu unterwerfen, waren sogleich die Tatsachen hervorgetreten, welche die Sicherheit jedes auf die Wahrnehmung gestützten Wissens in Frage stellen. In den Beobachtungen über Sinnestäuschungen, über pathologische Zustände und die Abhängigkeit der Empfindungen von den Organen des Empfindenden lag der Ausgangspunkt der sophistischen Kritik der Erkenntnis. Den hier entscheidenden Gründen konnten weder PLATO

Monatshefte 1882, 193 ff; ib. 573 ff über GASSENDI; Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum, 1884) und das Buch von H. SCHWARZ: Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode, 1895, zu nennen. Es scheint übrigens beiden entgangen zu sein, dass bereits HAMILTON in den Noten zu seiner Ausgabe der Werke REIDS, 1863, viel historisches Material zusammengestellt hat. So findet sich schon dort (vol. II, 831, note D) im Anschluss an MAMIANI eine ausführliche Darstellung und Würdigung der Galileischen Wahrnehmungslehre, wie sie im Saggiatore entwickelt ist.

[1]) Die eingehendste systematische Behandlung des Wahrnehmungsproblems hat im Anschluss an RIEHL und vor allem UPHUES im Sinne eines kritischen Realismus H. SCHWARZ: Das Wahrnehmungsproblem vom Standpunkt des Physikers, des Psychologen und des Philosophen, 1891, gegeben. Vgl. dazu die Schrift des gleichen Verfassers: Was will der kritische Realismus? 1894, sowie die Abhandlung über die Zwiespältigkeit der naturwissenschaftlichen Wahrnehmungslehre. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik XX.

noch DEMOKRIT ihre Zustimmung versagen. Wenn sie auch die mächtige skeptische Bewegung, die von der Einsicht in die Relativität der Wahrnehmungsurteile aus in der Schule des PROTAGORAS und dann besonders in der der Cyrenaiker zu einem allgemeinen Relativismus fortschritt, durch die Ausbildung eines methodischen Denkens zum Stehen brachten: dass die Sinnenwelt in ihrer beständigen Veränderung keiner sicheren Erkenntnis fähig sei, dass das Objekt der Wahrnehmung nur für den Wahrnehmenden, weil nur im Akte der Wahrnehmung bestehe, galt auch ihnen. So bildete die Einsicht von der Abhängigkeit der Empfindungen von dem empfindenden Subjekt gleichmässig ein Ferment in dem Aufbau des atomistischen wie des platonischen Systems.

Denn die Bedenken gegen die Zuverlässigkeit der Aussagen der Sinne wurden zugleich durch Erwägungen gestützt, welche unter dem Gesichtspunkt einer scientifistischen Verwertung der Tatsachen der sinnlichen Wahrnehmung für die Erkenntnis des Wirklichkeitsganzen ihre Realität in Zweifel zog. In diesem Betracht waren die Lehren der Eleaten epochemachend gewesen, welche aus den in den Erscheinungen enthaltenen logischen Widersprüchen ihre gänzliche Unwirklichkeit gefolgert hatten. Ihre grosse Schule entwickelte so den methodischen Grundsatz, nach welchem das und nur das als Realität gesetzt werden dürfe, was den Bedingungen des wissenschaftlichen, des reinen Denkens gemäss als ein Seiendes anerkannt werden könne. So drängte der Fortgang des Erkennens auch von dieser Seite zur Ausscheidung der wandelbaren und flüchtigen Qualitäten, welche die Sinnenwelt als ein immer Werdendes und Vergehendes und ein Unbestimmtes und Unbestimmbares der Anschauung darbietet. Den Höhepunkt dieser Richtung bildete die Wahrnehmungslehre des DEMOKRIT, welche es in einer Verbindung mit der protagoreischen Argumentation unternahm, den subjektiven Anteil an der Bildung der Wahrnehmungsvorstellungen näher abzugrenzen. Und diese kritischen Ansichten wurden dann wenigstens nach ihrer negativen Seite hin in der skeptischen

Schule weitergeführt und von ihr in einer für das Altertum abschliessenden Weise dargestellt. Die erhaltenen Reste ihrer Lehrschriften enthalten eine systematische Widerlegung jeder Erkenntnis der Aussenwelt, und namentlich die Zergliederung des Wahrnehmungsvorganges gibt ein nahezu erschöpfendes Inventar aller Gründe, welche das Altertum für die allgemeine Formel der Relativität der Sinneseindrücke aufgestellt hat.

Freilich vermochte das aristotelische System diese kritischen Strömungen mit der Gewalt einer grossen positiven Weltanschauung doch zu verdrängen und einen Objektivismus zu begründen, der während eines Zeitraums von fast 2000 Jahren das abendländische Denken beherrscht hat. Aber die seit dem Beginn der Renaissance einsetzende Auflösung desselben entschied zugleich über das Geschick des Wirklichkeitsglaubens, der seine Grundlage bildete. Zwar konnte die erstarkende antike Tradition, sowie die eindringende Kritik der Nominalisten zunächst nur die Schwierigkeiten blosslegen und die kunstvolle Theorie der Spezies zerstören, zu welcher das Mittelalter die peripatetische Wahrnehmungslehre fortgebildet hatte. Neue Vorstellungen für die Aufklärung des Empfindungsvorganges waren in diesem Kreise von Anschauungen nicht enthalten, und so blieb die Opposition auf jene allgemeine Skepsis eingeschränkt, welche den Aussagen der Sinne grundsätzlich misstraut, ohne den Grad ihrer Gültigkeit und Wahrheit irgendwie zu bestimmen. Die Einzelwissenschaften der Optik und Akustik konnten daher von hier aus keine Anregungen positiver Natur empfangen; KEPPLER's Untersuchungen der Licht- und Schallphänomene stehen noch vollständig unter der Annahme der Wirklichkeit der sinnlichen Qualitäten.

Aber noch in derselben Generation von Denkern bereitete sich die Umwälzung der Wahrnehmungslehren vor, durch welche die Einsicht in die bloss phänomenale Existenz alles dessen, was uns als Inbegriff sinnlicher Erscheinungen ge-

geben ist, wiederhergestellt wurde. Galilei zuerst[1]) sprach es als eine fundamentale Voraussetzung seiner Naturforschung aus, dass in dem Begriff der Materie nur die Merkmale ihrer räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit aufzunehmen seien, während alle übrigen Eigenschaften dagegen als blosse Wirkungen jener in einem empfindenden Körper gedacht werden müssen. Aber die lebhafte Polemik, in welche er gerade in bezug auf diesen Punkt mit dem Pater Grassi, dem Anwalt des kirchlichen, des aristotelischen Glaubens, verwickelt wurde, bewies, wie notwendig es war, die gelegentlichen und sehr vorsichtigen Ausführungen durch eine allseitige Begründung zu ergänzen. Diese Aufgabe wurde durch die Arbeiten von Mersenne, Descartes und Hobbes[2]) gelöst. Ihre grundlegenden Publikationen, die noch nicht den Zeitraum zweier Jahrzehnte umspannen, führten erst den Sieg der neuen Erkenntnis herbei. Und zwar liegt der wesentliche Fortschritt, mit welchem diese Männer über eine blosse Erneuerung der Position Demokrit's hinausgingen, vor allem in dem Verhältnis, in welchem bei ihnen die Lehre von der Subjektivität der sinnlichen Qualitäten zu den positiven Erfahrungswissenschaften erscheint.

Die Einsicht, welche sie ausspricht, bildet zunächst den Abschluss der Besinnung über die fundamentalen Prinzipien, welche die wahre physikalische Forschung konstituieren. Die Eliminierung der sinnlichen Qualitäten aus dem objektiven Naturgeschehen tritt so als ein Correlat der mechanisch-mathematischen Naturbetrachtung auf; indem, was als unfassbare qualitative Änderung in der Aussenwelt erscheint,

---

[1]) Galilei, il. saggiatore, No. 48. 1623.

[2]) Das geschichtliche Verhältnis der Arbeiten dieser Männer zueinander ist noch gar nicht geklärt; vor allem ist die Bedeutung, welche die Person und die Lehre des Marin Mersenne beanspruchen darf, völlig im Dunkeln. Ist es doch bis jetzt noch unbekannt, dass dieser stille Denker, dessen Name von dem seines grösseren Freundes stets überstrahlt wird, auch für die Entwicklung des Wahrnehmungsproblems in Frage kommt. Die Publikationszeiten sind: Mersenne, Harmonie universelle, Paris 1636, Descartes, Essais philosophiques, Leyden 1637, Hobbes, Tractatus opticus, veröffentlicht durch Mersenne in dessen Cogitata Physico-Mathematica, Paris 1644.

gleichsam in das Innenleben der empfindenden Organismen geschoben wurde, während draussen das System unveränderlicher, eigenschaftsloser Substanzen verharrt, ward die Konstruktion eines einheitlichen und widerspruchsfreien Zusammenhangs von Erfahrungen möglich, welche sich in der Darstellung der Mannigfaltigkeit von variablen Erlebnissen in konstanten, lediglich quantitativen Bestimmungen vollzieht.

Hierin ist die mechanische Weltansicht in dem engeren Sinne des Wortes, in welchem sie die hypothetische Übertragung der für die Bewegung der Massen gefundenen Gesetze auf die Molekularphysik einschliesst, allerdings noch nicht enthalten. Aber die physikalische Analyse der Tonphänomene führte sogleich, nachdem einmal die allgemeinen Ziele der neuen Methode ausgesprochen waren, zu einer Reduktion dieser Sinnesqualitäten auf die Bewegungsvorgänge, welche erfahrungsgemäss als ihre Begleiterscheinungen gegeben sind.

Und zwar tritt gerade hier besonders deutlich hervor, wieviel weniger in den Tatsachen selbst als vielmehr in den grossen Gesichtspunkten, unter denen sie nun gefasst und gedeutet wurden, die Nötigung gegeben war, einen Teil von ihnen der Subjektivität zu überweisen. Es ist immerhin beachtenswert, dass die naive Anschauung so lange auch auf dem Gebiete festgehalten wurde, wo das Verhältnis von Qualitäten und mechanischen Prozessen anscheinend offen zutage liegt und schon sehr früh in seiner Tragweite erkannt wurde[1]). Die antike Musiktheorie hatte es schon förmlich ausgesprochen, Aristoteles hatte es in seine Psychologie aufgenommen, dem Mittelalter war es durch Vitruv ein geläufiger Satz, dass das Auftreten und Wandern von Tönen stets mit Lufterzitterungen und Erschütterungen des tönenden Körpers verbunden ist. Gleichwohl hat keiner der nacharistotelischen oder scholastischen Philosophen auf Grund dieser Einsicht die Möglichkeit in Erwägung gezogen, der Ton sei nur ein seelischer Nachhall, eine Antwort der Sache auf die ankommenden Bewegungen. Ob er Substanz oder Akzidenz, ob er körperlich, ausgedehnt oder teilbar oder immateriell

---

[1]) Ich betone diesen Punkt besonders, da über ihn weit verbreitete falsche Anschauungen herrschen. Nach Windelband, Geschichte der Philosophie[2], 1900, 330 sollen z. B. Vives, Montaigne, Sanchez, Campanella darin einig gewesen sein, dass Farben, Töne usw. nicht wirkliche Eigenschaften der Dinge, sondern nur Zeichen für solche im Geiste seien. In Wahrheit sind diese Denker einverstanden in der Einsicht von der Relativität der sinnlichen Qualitäten; aber von der Erklärung ihrer Irrealität sind sie so weit entfernt, dass etwa Campanella noch 1637 in seiner Metaphysik einen umfassenden förmlichen Beweis für die Objektivität der sensiblen Welt vorlegt.

sei, ob er als eine ruhende Qualität den schallenden Körpern, den Instrumenten eigen und nur durch die Erschütterung aus ihnen herausgelockt oder unmittelbar durch die Luftwelle erzeugt sei: das sind die Fragen, die gleichmässig die Schulen, in denen Naturphilosophie getrieben wurde, die Stoiker und die Epikureer und dann vor allem die Peripatetiker beschäftigten. Noch für KEPPLER ist, wie angedeutet, der Ton, auch wenn er den Erkenntniswert des Quantitativen an ihm jederzeit hervorhebt und damit die Grundlage seiner methodischen Bearbeitung schafft, gleichwohl wie das Licht und die übrigen Qualitäten eine species immateriata, die nach seiner ausdrücklichen Erklärung[1]) von der Luftbewegung geschieden werden muss, als welche nur den Ton dem Ohre zuführt. Und ebenso bezeichnet BACO die Erschütterung der Luft bei dem Tone nur als eine notwendige Bedingung seiner Erzeugung[2]); an der Tatsächlichkeit der Qualitäten als eines objektiven Bestandes hat er immer festgehalten. Erst GORLÄUS und GALILEI, vor allem aber MERSENNE[3]) haben die reine Subjektivität der Töne ausgesprochen und begründet.

Von dieser Einsicht aus lag aber dann der Schritt nahe, zur Erklärung qualitativer Änderungen und Wirkungen auch dort Bewegungen und Schwingungen kleinster Teilchen anzunehmen, wo solche direkt nicht erkennbar sind. In diesem Zusammenhang war die Dioptrik des DESCARTES epochemachend, die auf der Grundlage einer derartigen Hypothese zuerst eine exakte Ableitung der Gesetze der Strahlungsvorgänge unternahm; sie gestattete vor allem eine rationale Konstruktion der Gesichtswahrnehmung nach ihrer physikalischen Seite und beseitigte damit für immer das Gewimmel der „geflügelten Bildchen“ — wie HOBBES sich ausdrückte — welche die Luft bei den Scholastikern erfüllten, ohne auf die primitiven Hilfsannahmen zurückzugreifen, welche die antike Atomistik zu ihrer Erklärung ersonnen hatte. Hiermit trafen die Beobachtungen über die Bedingungen überein, unter denen die tatsächlichen Leistungen der Sinnesorgane stehen. Indem DESCARTES und HOBBES die Erfahrungen verallgemeinerten, die ihnen das Auftreten von Licht- und Farbenbildern bei Erschütterungen des Auges darboten, ergänzten sie zugleich das mechanische Weltbild durch Untersuchung des Ortes und der Art des Daseins der Qualitäten, die aus ihm ausgeschieden waren. Und damit

---

[1]) Op. ed. FRITSCH, V 445.
[2]) Natural history, century III § 211.
[3]) Harmonie universelle, Zweite Auflage, 1636, II 3 ff.

war auch die Grundlage einer neuen Psychologie gegeben, welche in dem Studium der Perzeptionsvorgänge in der Zerlegung der Sinneswahrnehmung in ihre elementaren Inhalte und Verbindungen vermöge erworbener oder angeborener Anlagen zuerst zu einer wirklichen Analyse seelischer Geschehnisse vordringen sollte.

So erwies sich der Satz von der Subjektivität der Sinnesempfindungen als eine Einsicht von zentraler Bedeutung, die, wie sie getragen wurde von den neuen Methoden der Physik, Physiologie und Psychologie, auch ihrerseits wesentlich zur schärferen Formulierung der Probleme in diesen Disziplinen und zur Auflösung derselben durch Klarstellung der letzten Ziele beigetragen hat. Freilich schränkte sich diese Einwirkung zunächst auf die allgemeine Forderung der Durchführung der mechanischen Naturbetrachtung ein. In den engeren Kreisen der Philosophie allerdings fand dieses Postulat sofort unbeschränkte Anerkennung, galt im Prinzip seine Durchführung gesichert. Die umfangreichen Auseinandersetzungen etwa, in welchen BOYLE[1]) und MALEBRANCHE[2]) die scholastische Theorie der Qualitäten und Spezies bekämpfen, sind getragen von dem sieghaften Bewusstsein der Allgewalt der neuen Methode der Naturerkenntnis, sie bilden gewissermassen nur ein Nachhutsgefecht. Und gar die Lehre des LOCKE von den primären, sekundären und tertiären Eigenschaften der Körper kann nur als eine abschliessende Zusammenfassung gemeingültiger Ansichten angesehen werden; es ist bezeichnend, dass sie in seiner Darstellung, die in der Argumentation wie Ausführung sich engstens an BOYLE anlehnt, nur einen Bestandteil in einer allgemeinen Untersuchung über die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes bildet und somit in der Beweisführung für die Subjektivität der sinnlichen Qualitäten gerade von der Beziehung auf die physikalische und physio-

[1]) Vor allem in dem Werk: Considerationes et experimenta de origine qualitatum et formarum Genevae 1688.
[2]) De la recherche de la vérité, 1675, livre II.

logische Forschung absieht, in welcher für GALILEI, DESCARTES und HOBBES die Entscheidung gelegen hatte. Der Rückgang auf die Fruchtbarkeit und den Erklärungswert der mechanischen Naturbetrachtung wird bei ihm durch ein abstraktives Verfahren ersetzt.

Diesem Sachverhalt entspricht, dass der eigentliche Gegenstand der philosophischen Untersuchung während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das mechanische Weltbild war, wie es sich nach Abzug aller sinnlichen Qualitäten dem wissenschaftlichen Denken darstellt. Aus der Auffassung der Natur als einer ungeheuren Maschine, in welcher allein Ausdehnung, Körper und Bewegung real sind, entsprangen die metaphysischen Probleme nach der Stellung des Geistes in diesem System bewegter Massen, nach dem Verhältnis der göttlichen Intelligenz zu dieser Art von Wirklichkeit. Und als nun die erkenntnistheoretische Analysis dazu fortging, in Raum und Zeit und Substanz und Veränderung nur die Denkmittel des konstruierenden Verstandes zu erblicken, welche die Herstellung eines rationalen Zusammenhanges der Erfahrungen vermittelst der Unterordnung der gegebenen Sinnesdaten unter evidente Sätze ermöglichen, lag die Voraussetzung hierfür in der Annahme der Irrealität dieser gegebenen Daten. So bedienen sich sowohl BERKELEY, wie LEIBNIZ und KANT des Satzes von der Subjektivität der sinnlichen Empfindungen als einer entscheidenden aber allgemein zugestandenen Prämisse, die eines besonderen Beweises nicht weiter bedürftig ist. Ja gelegentlich bezeichnet KANT[1]) seine Lehre von den Anschauungsformen geradezu als eine direkte Fortführung jener Richtung auf eine Unterscheidung der körperlichen Eigenschaften nach ihrem Realitätswert, als deren Hauptvertreter ihm LOCKE gilt.

Dagegen vermochten die Einzelwissenschaften bei der ungeheuren Fülle des empirischen Materials nur zögernd

[1]) Prolegomena § 13, Anmerkung 2.

und allmählich dieses Ideal der mechanischen Weltbetrachtung, das die Denker des siebzehnten Jahrhunderts in kühnen Antizipationen entworfen hatten und das in solchem Masse die philosophische Spekulation bestimmte, zu verwirklichen. Die Vorstellungen von objektiv transportablen Lichtmengen war mit der NEWTON'schen Optik, wie sie in allen Hypothesen sich die grösste Restriktion auferlegte, durchaus verträglich[2]). Erst die Entdeckung der Periodizität der Lichterscheinungen, der Sieg der Undulationstheorie hat diese Annahmen aufgehoben. Und ähnlich schwanden die unklaren Vorstellungen von Wärmemengen, mit denen alle Physiker des achtzehnten Jahrhunderts operierten, erst mit der Durchführung der mechanischen Wärmetheorie. Andererseits hat die Physiologie die kühnen Verallgemeinerungen, welche DESCARTES und HOBBES auf der Grundlage einiger weniger Beobachtungen wagten, erst in den Untersuchungen von JOHANNES MÜLLER bestätigt. Auf der Grundlage dieser Ergebnisse der Forschung, den glänzenden Voraussagungen der theoretischen Optik, der Experimente, auf welchen die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien beruht, hat nun, wie es scheint, die Behauptung der blossen Subjektivität der Sinnesempfindungen diejenige Sicherheit gewonnen, deren sie bedarf, um als Ausgangspunkt theoretischer Überlegungen dienen zu können.

Für die Gegenwart kann sie daher als diejenige philosophische Einsicht bezeichnet werden, über welche am meisten Einstimmigkeit bei sonst völlig abweichenden Grundansichten vorhanden ist: sie ist wohl ein Gemeingut der überwiegenden Anzahl von Standpunkten. Fast möchte es entbehrlich erscheinen, die Tatsache besonders zu belegen. Aber schränkt man sich nicht nur auf die Nachfolge anerkannter Autoritäten ein — und jedes Zeitalter hat die Pflicht, die Grundlagen

[2]) Der Kampf, den vor allem HEGEL (in gewisser Weise aber auch GOETHE) gegen NEWTONS Farbenlehre führt, steht unter der Annahme, dass den Farben Objektivität zukomme. NEWTON selbst allerdings erklärte, dass streng genommen die Strahlen nicht gefärbt sind. Vgl. Optik, 1, OSTWALDS Klassiker No. 96, S. 80.

des von ihm übernommenen Wissenszusammenhanges aufs neue selbständig zu prüfen — so müssen doch die Argumente hervorgehoben werden, durch welche in unserer Zeit die Lehre von der reinen Subjektivität der sinnlichen Qualitäten gestützt wird. Und zwar lassen sie sich, wie sie in der Literatur dargelegt und entwickelt werden, leicht in drei voneinander deutlich scheidbare Reihen zerlegen.

Die erste derselben gipfelt in dem Räsonnement, das in der Tat der Begriff von Naturwirklichkeit, welchen die positiven Wissenschaften erarbeitet haben, die Annahme einer auch qualitativ bestimmten Objektwelt ausschliesst. Seitdem das siebzehnte Jahrhundert gegenüber der blossen Naturbeschreibung des Altertums, gegenüber den phantastischen Natursystemen der Renaissance das Ideal einer erklärenden Erkenntnis des Naturzusammenhanges entworfen hat, das alsdann in seinen dauernden Leistungen das Recht seiner Existenz erwies, genügt es vielen, auf eben dieses Ideal des naturforschenden Geistes zu verweisen, um den Anspruch der Empfindung auf Objektivität zu verneinen. Die Frage, ob das Wirkliche auch Eigenschaften enthalte, welche in irgend einem Grade dem subjektiv Empfundenen ähnlich seien, gilt als aufgelöst, aufgelöst durch den Fortgang des Erkennens selbst, der in den Ergebnissen der Wissenschaften von der Natur niedergelegt ist. Der Fortschritt des Wissens während der Jahrhunderte seit GALILEI und DESCARTES, die vielen und so ausserordentlichen Ergebnisse haben stets aufs neue die Berechtigung dieser Hypothese der physikalischen Forschung erwiesen. So spricht es WUNDT[1]) als die Überzeugung der Naturwissenschaft aus: „dass der Satz von der Subjektivität der Farben, gerade so wie schon längst der von der Subjektivität der Töne nicht mehr Hypothese, sondern notwendige Folgerung aus den Beobachtungen ist. Ja diese Folgerung ist so zwingend,“ fährt er fort, „dass selbst dann, wenn man

[1]) Über naiven und kritischen Realismus, Philos. Studien, XII 348ff.

irgend einmal im Gebiet der Molecularphysik die Voraussetzungen der mechanischen Naturanschauung verlassen oder durch irgendwelche Hilfshypothesen verändern sollte, dadurch an der Auffassung der Sinnesqualitäten nichts wesentliches geändert werden könnte. Wir wissen z. B. ganz bestimmt, dass dem Licht objektive Eigenschaften zukommen, die wir nicht empfinden, aber auf objektivem Wege nachweisen können; und wir wissen ebenso bestimmt, dass das Licht, ehe es auf irgendwelche Nervenapparate, deren Erregung von Licht- und Farbenempfindungen begleitet ist, einwirkt, Transformationen erfährt, infolge deren es Licht im physikalischen Sinne nicht mehr genannt werden kann. Wenn wir aber dann weiterhin diese Transformationen untersuchen, so sind dies Vorgänge, die sich für die objektive Analyse in chemische Prozesse auflösen, deren physische Beschaffenheit wir wiederum aus der Empfindung nicht zu erkennen vermögen, ebensowenig wie wir umgekehrt, wenn uns nur diese photochemischen Prozesse in ihrer objektiven Beschaffenheit gegeben wären, daraus jemals auf die entsprechende Sinnesqualität zurückschliessen könnten. Darum ist nun aber auch ein etwaiger Zweifel an der Richtigkeit der mechanischen Naturanschauung nicht mehr in dem Sinne möglich, dass man von ihr aus etwa zur aristotelischen Farbenlehre zurückkehren oder zu irgendeiner anderen Auffassung übergehen könnte, welche die Sinnesqualitäten wieder zu objektivieren unternähme.“ Und mit diesem Ergebnis treffen die allgemeinen seit LOCKE immer wiederholten Überlegungen zusammen, welche die Realität der Sinnesqualitäten deshalb in Zweifel ziehen, weil sie objektiv einander widersprechen müssten. Es sei kein körperliches Substrat denkbar, dem sie ohne zu Widersprüchen zu führen zugeschrieben werden könnten. In diesem Sinne summiert etwa BRENTANO kurz: „Für die Gegenstände der Sinneswahrnehmung liegt der volle Beweis ihrer Falschheit vor.“ Denn die einzelnen Sinnesinhalte miteinander verglichen zeigen Konflikte, welche deutlich beweisen, dass ihnen eine wirkliche Existenz nicht

zukommen kann[1]). Indem die Naturwissenschaft allein an den Erscheinungen das Messbare heraushebt, gelangt sie zu der Konstruktion eines widerspruchweisen Zusammenhangs der Erfahrungen, dem gegenüber die Qualitäten als subjektiv und irreal angesprochen werden müssen.

Eine zweite Reihe von Argumenten nimmt ihren Ausgang von den physiologischen Tatsachen und Theorien. Und hier ist es insbesondere die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien, welche als die stärkste Stütze der Auffassung von der Irrealität der Qualitäten ins Feld geführt wird. Aber auch von dieser abgesehen, reicht für viele schon die allgemeine Einsicht von der Abhängigkeit der Empfindungen von den Organen aus, um den Schluss auf ihre Subjektivität zu begründen. HELMHOLTZ z. B. definiert[2]) die Empfindungen geradezu als „Wirkungen, welche durch äussere Ursachen in unseren Organen hervorgebracht werden" und ihm genügt eine „leichte Überlegung", um darzutun, „dass in Wahrheit die Eigenschaften der Naturobjekte trotz dieses Namens gar nichts den einzelnen Objekten an und für sich eigenes bezeichnen, sondern immer nur eine Beziehung zu einem zweiten Objekte (einschliesslich unserer Sinnesorgane) bezeichnen." Demgemäss kann die Empfindung nur als ein Zeichen der äusseren Einwirkung, nicht als ein Abbild gelten. Denn „wie eine solche Wirkung sich äussert, hängt natürlich ganz wesentlich von der Art des Apparates ab, auf den gewirkt wird."

Die letzte Reihe der Argumentationen entspringt aus der unmittelbaren Selbstbesinnung vermittelst des Rückganges auf die Abhängigkeit der Empfindungen von unserem Bewusstsein. Diese Einsicht, die historisch am spätesten für die Lösung des Empfindungsproblems verwertet wurde, ist nur ein Teil eines umfassenden Theorems, das allgemein als Prinzip des Bewusstseins ausgesprochen werden kann. Es wurde zuerst im Zusammenhang der Begründung einer neuen

---

[1]) Psychologie vom empirischen Standpunkt, 1874, I 122.
[2]) Physiolog. Optik², 586.

Erkenntnistheorie von DESCARTES entwickelt und kann daher als Prinzip des DESCARTES bezeichnet werden. Auch LEIBNIZ und andrerseits BERKELEY ging von ihm aus. Und seitdem KANT den Unterschied zwischen empirischem Bewusstsein und „Bewusstsein überhaupt" in die Formen der Transzendentalphilosophie eingeführt, seitdem MAIMON, BECK und vor allem FICHTE diese Begriffe weiter gebildet und in den Vordergrund der Wissenschaftslehre gestellt haben, gehört der Satz des Bewusstseins zu dem festen Bestand aller Erkenntnistheorie. In dem Bewusstsein oder dem Wissen um Bewusstseinsvorgänge liegt der Ausgangspunkt aller Erfahrung. Aber wie es zunächst durchaus problematisch ist, ob eine vom Bewusstsein unabhängige Wirklichkeit existiert, ist es das Grundproblem der theoretischen Philosophie, von dem Standpunkt des Bewusstseins aus sich den Weg zu einer bewusstseinsfremden, transzendenten Wirklichkeit zu bahnen, welche als das objektive Substrat der im Bewusstsein auftretenden Bilder angesehen werden kann. Demgemäss erhebt sich die allgemeine Frage nach der Relation der Empfindungen zum Bewusstsein. Sind diese nur Tatsachen des Bewusstseins, Phänomene und etwa Zeichen eines von ihnen verschiedenen und vielleicht nicht erkennbaren Seins, oder können sie selbst als ein Etwas aufgefasst werden, dem ein Sein auch ohne die Beziehung auf das Bewusstsein zukommt?

Die Antwort erscheint vielen zweifellos, über jede Debatte erhaben und in sich selbst einleuchtend. Es genügt, die Frage aufzuwerfen, um sie zu verneinen. So hat etwa der Hinweis auf diese Tatsache der Relation jeder empfundenen Qualität zu einem Bewusstsein, das empfindet, für LOTZE vollgültige Beweiskraft. „Es ist gar nichts mehr bei der Rede von einem Glanze zu denken, den durchaus niemand leuchten sähe, von dem Klange eines Tones, den niemand hörte, der Süssigkeit, die niemand kostete; sie sind alle so unmöglich, wie ein Zahnschmerz, den niemand hätte. Alle diese Inhalte haben nur einen Ort ihres möglichen Daseins: das Bewusstsein eines empfindenden Wesens, und nur eine

Art des Daseins: das Empfundenwerden durch dieses Wesen"[1]). Noch weiter geht, in Fortsetzung der Schlussweise BERKELEY's, A. BAIN. Die realistische Anschauung, so meint er[2]), „enthält einen Widerspruch. Man verlangt von uns in demselben Augenblicke, wir sollten das Ding wahrnehmen, und wir sollten es nicht wahrnehmen. Wir kennen die Berührungsempfindung von Eisen, aber es ist nicht möglich, dass wir die Berührungsempfindung, abgesehen von der Berührungsempfindung kennen." Ganz ähnlich folgert BERGMANN[3]). Nach ihm lässt sich nicht einmal die Möglichkeit, dass den Dingen an sich sinnliche Qualitäten zukommen, die in unseren Empfindungsinhalten abgebildet werden, aufrecht erhalten. Denn die Empfindungsinhalte sind mit dem Empfinden nicht bloss äusserlich verknüpft, so dass man einen Inhalt ohne ein Empfinden oder ein Empfinden ohne einen Inhalt denken könnte, sondern in der Weise, dass von ihnen nichts übrig bleibt, wenn man ihre Beziehung zum Empfinden, die wir mit dem Wort Inhalt-sein bezeichnen, hinwegdenkt. Solange daher unter Farben und Tönen dasjenige verstanden wird, was man bisher mit diesen Worten bezeichnet hat, können dieselben nur als Bestimmtheiten eines wahrnehmenden (empfindenden) Bewusstseins existieren. Wir können eine sinnliche Qualität gar nicht anders vorstellen als zugleich mit einem wahrnehmenden Bewusstsein, dessen Inhalt sie ist, und daher können wir eine sinnliche Qualität nicht anders wahrnehmen als zugleich mit dem eigenen Wahrnehmen, dessen Inhalt sie ist. Dieses Wesen des Wahrnehmens, wonach es sich in allen seinen Objekten selbst mit wahrnimmt, macht es schlechterdings unmöglich, die Qualitäten als unabhängig vom Wahrnehmungsakt und vom Bewusstsein zu denken.

Am schärfsten und umsichtigsten hat auf diesem Standpunkt des Bewusstseins NATORP die Lehre von der Subjek-

[1]) Metaphysik, 507 ff.
[2]) Mental Science 3 te ed. 198.
[3]) Vorlesungen über Metaphysik, 1886, 58 ff.

tivität der sinnlichen Qualitäten verteidigt. Indem er im Anschluss an die KANT-COHEN'sche Erkenntniskritik die Gegensätze von objektiv und subjektiv ganz und gar in ihrer methodischen Bedeutung unter strenger Ausscheidung jeder metaphysischen Interpretation entwickelt, gelangt er zu einer ganz eigenartigen tiefen Formulierung dieser Theorie. Nach ihm ist der Inbegriff der gegebenen Erscheinungen zunächst neutralen Charakters. Sie stehen ursprünglich alle auf einer gleichen Stufe, sofern sie alle gleichmässig einer doppelten Beziehung, zum Bewusstsein und zum Gegenstande, unterliegen. Die Phänomene des Bewusstseins sind mit den Phänomenen, welche die Wissenschaft auf die Einheit der Natur bezieht, ganz und gar identisch. „Es sind überhaupt nicht zwei selbständig gegebene Reihen von Phänomenen, welche erst nachträglich zueinander in Beziehung zu setzen wären, sondern es ist nur ein Gegebenes, welches auf zweierlei Art betrachtet wird, einerseits als bloss erscheinend, d. h. nur im Bewusstsein gegeben, andererseits in bezug auf den darin erscheinenden Gegenstand"[1]). Demgemäss gibt es keine eigene, etwa von Naturwissenschaft unabhängig zu begründende Theorie der psychischen Erscheinung. Der physische Ton, den ich höre, und der Ton als Empfindung ist dasselbe. Der vermeintliche Dualismus zwischen Innen- und Aussenwelt löst sich auf in einen allerdings unaufhebbaren Dualismus der Erkenntnisbedingungen, nämlich in das Wechselverhältnis von Erscheinung und objektiver Wahrheit, oder von Phänomen und Gesetz. „Physisches und Psychisches sind nicht zwei gesonderte Gebiete zu erklärender Tatsachen, sondern alles psychische Gegebene ist zugleich als Erscheinung oder Symptom auf ein äusseres, mithin physisches Geschehen, auf die objektive Einheit der Natur zu beziehen." Alles Erscheinende muss daher, sofern überhaupt Erklärung und Wissenschaft möglich sein soll, auf ein Seiendes, Objektives zurückgedeutet werden, denn Bestimmung überhaupt,

[1]) Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode, 1888, 73.

begriffliche Fixierung, Reduktion auf Einheiten ist Voraussetzung alles Begreifens. „In dem Masse, als eine jede Erscheinung identisch fixierbar ist, hat sie teil an Objektivität“[1]). In dem Charakter der Erscheinungen liegt es, dass sie einer fortschreitenden Reduktion auf begriffliche Einheiten fähig sind; und zwar ohne Grenzen, aber auch ohne Abschluss. Denn die Objektivierung der Erscheinungen ist eine unendliche Aufgabe. So arbeitet die wissenschaftliche Erklärung der Erscheinungen lediglich an ihrer Objektivierung zum Naturvorgang. Und wenn eine bedingungslose Erkenntnis des Empirischen, eine restlose Auflösung der Erscheinung in die Objektivität nicht möglich ist, so beruht das auf der fundamentalen Ungleichartigkeit zwischen der Empfindung und dem reinen mathematischen Begriff. In diesem können nur immer diejenigen Empfindungen erfasst werden, die eine sinnliche Schätzung von Zeit- oder Raumgrössen enthalten. Die Qualitäten hingegen wollen sich nur fassen und zum Begriff erheben lassen auf Grund der schon vollzogenen Begriffsfassung der räumlich-zeitlichen Relationen; daher sie nur mittelbar, durch Quantitätsbestimmungen, die mit ihnen in Beziehung stehen, eines gesetzmässigen Ausdrucks fähig sind. Unter diesem Gesichtspunkt der Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnis der Phänomene allein ist die Lehre von der Subjektivität der Qualitäten klar zu verstehen. „Nur in dem Betracht ist das subjektiv Empfundene nichts an sich, in welchem es sich handelt um den Aufbau einer wissenschaftlichen Erkenntnis auf streng einheitlichen, mathematisch logischer Behandlung fähigen Grundhypothesen; nur in der Bedeutung sind Körper und Bewegung das allein Reale, dass sie die unumgängliche Grundlage ausmachen, auf der alle Erkenntnis des kausalen Zusammenhangs der Erscheinungen fussen muss“[2]). Quantitäten und Qualitäten stehen so nicht als zwei Arten von Wirklichkeiten gegenüber, ein metaphysischer Ort von ihnen lässt sich nicht an-

---

[1]) ib. 89.
[2]) Descartes' Erkenntnistheorie, 145.

geben. Denn ihr ganzer Gegensatz reduziert sich zu einem Unterschied der subjektiven Gültigkeit des bloss Erscheinenden und der objektiven des empirisch Realen.

II.

Gegenüber allen diesen Ausführungen möchte nun dem wissenschaftlich orientierten Denken jeder Versuch, gleichwohl die sinnlichen Qualitäten nicht ausschliesslich als subjektiv zu bezeichnen, von vornherein als ein offenbarer Rückschritt in längst vergessene und überwundene scholastische Anschauungen, oder geradezu als ein Rückfall in die primitivste aller Denkweisen, den naiven Reàlismus, erscheinen, den doch die Analyse des Wahrnehmungsvorganges nach ihrer physikalischen und physiologischen Seite so gründlich zerstört hat. Aber die Gründe, auf welche ein Antrag auf Revision der Lehre von den Sinnesqualitäten gestützt werden kann, sind doch so stark und schwerwiegend, dass ihre sachliche Prüfung mindestens nicht kurzerhand des blossen Verdachtes halber abgelehnt werden kann, dass nunmehr die gemeine Vorstellung wieder in ihre Rechte eingesetzt und die Arbeit der physikalischen Optik und Akustik als vergeblich aufgehoben werden solle.

Denn zunächst schliesst eine andersartige Wertung unserer Empfindungsinhalte nicht notwendig eine positive Anschauung von Wirklichkeit ein, die mit irgend einem Recht als naiver Realismus bezeichnet und als verwerflich und unwissenschaftlich charakterisiert werden könnte. Was überhaupt unter dem Standpunkt des sogenannten naiven Realismus, diesem Schulexempel philosophischer Unkultur, zu verstehen sei, ist ziemlich dunkel.

Begreift man unter diesem Wort die Vorstellungsweise des gemeinen Bewusstseins, wie es vor dem Beginn der wissenschaftlichen Orientierung in der Welt sich ein Bild derselben formt, dann fällt jedenfalls der Inbegriff von Ueberzeugungen, den der moderne Erkenntnistheoretiker meint, wenn er den naiven Realismus bekämpft, nicht darunter. Denn jene primitiven Annahmen über Zusammenhang und Beschaffenheit der Naturdinge bilden ein Stadium in der Entwickelung des menschlichen Geistes, das von der Zeit des mythischen Vorstellens bis zu der Entstehung der Wissenschaften

reicht, und das in der ganzen Fülle seiner mannigfachen Erscheinungsformen historisch studiert und erforscht werden kann. Und zwar beweisen die geschichtlichen Zeugnisse und die Erfahrungen der Ethnologen gleichmässig, dass diese primitive Vorstellungsweise ein ausserordentlich kompliziertes Phänomen ist, das so wenig wie sonst irgend eine grosse über lange Zeiträume sich erstreckende Entwickelung auf eine allgemeine Formel gebracht werden kann. Hinsichtlich des erkenntnistheoretischen Gehaltes ihrer Würdigung und Auffassung etwa der sinnlichen Wahrnehmungen ist überhaupt ein gemeinsames Merkmal nicht leicht anzugeben; nicht etwa aus dem Grunde, weil diesem Denken eine Reflexion über die Sinnestäuschungen, die Halluzinationen, die Phänomene des Traumes, der Extase noch nicht geläufig ist, sondern weil die Interpretation dieser Tatsachen in den mannigfachsten Deutungen sich ergeht, sei es im Sinne der Annahme, dass in diesen Zuständen Erfahrungen und Realitäten verschiedener Arten gegeben sind, sei es im Sinne einer berichtigenden Kontrolle der abweichenden individuellen Erfahrungen durch die Erfahrungen mehrerer Personen. Denn das Entscheidende ist, dass diese primitive Vorstellungsweise von der Zeit der Entstehung wissenschaftlicher Ueberzeugungen überhaupt nicht scharf getrennt und jedenfalls gegenüber späterer methodischer Reflexion nicht als ein Erkenntniszustand bezeichnet werden darf, in welchem der schlichte und reine, durch keine theoretische Umdeutung veränderte Wirklichkeitsgehalt erfasst wird.

Aber wenn diese Vorstellungsweise doch immerhin ein geschichtliches. wenn auch für die Zwecke erkenntnistheoretischer Erörterungen äusserst schwer zu verwertendes Faktum ist, so ist nun, was in der philosophischen Literatur als der Standpunkt der „gemeinen Weltansicht", um mit Herbart zu sprechen, auftritt, überhaupt in keiner Erfahrung gegeben. Gewiss ist es möglich, aus dem Durchschnittswissen eines gebildeten Menschen der Gegenwart eine Ansicht von der Natur des Wirklichen abzuziehen und etwa mit Eduard von Hartmann propädeutisch als Ausgangspunkt tieferer Entwickelungen zu benutzen. Aber als ein naiver Realismus, als der Ausdruck der natürlichen vorwissenschaftlichen Stellung der Intelligenz zur Wirklichkeit kann eine solche vage Konstruktion nicht angesehen werden. Denn soll das Wort naiv nicht nur das Unkritische und Gedankenlose in den Annahmen dieser Weltansicht bezeichnen, soll in ihm zugleich eine Ursprünglichkeit der Auffassung angedeutet sein, die nicht das Ergebnis einer Reflexion, sondern unmittelbares Produkt schlichter Beobachtung und Wahrnehmung ist, dann ist dieser sogenannte naive Realismus so weit von Naivität entfernt, dass er vielmehr als eine sehr späte und sehr abstrakte, mit theoretischen Erwägungen aller Art durchsetzte geschichtliche Erscheinung angesprochen werden muss[1]). So wenig wie die geozentrische Weltauffassung ein theoriefreier Ausdruck der sinnlichen Anschauung von den sichtbaren Veränderungen am Himmel ist, so wenig ist die Lehre von den wirklich wahrnehmbaren Dingen, die mit Eigenschaften bestimmter Natur behaftet sind und dieselben behalten, auch wenn sie nicht wahrgenommen werden, die in Wechselwirkung miteinander stehen und als das gemeinsame Wahrnehmungsobjekt das Hilfsmittel der Verständigung für eine Mehrzahl von Bewusstseinssubjekten bilden[2]), Ausdruck des vom philo-

---

[1]) Man vergleiche z. B. den methodischen Versuch von R. Seydel, von dem Standpunkt eines ausgebildeten Bewusstseins aus das naive zu konstruieren und hypothetisch zu bestimmen, was von diesem als Realität anerkannt werde. Vierteljahrschrift für wiss. Philos. XV 1 ff.

[2]) So E. v. Hartmann, Das Grundproblem der Erkenntnistheorie, 14.

sophierenden Menschen beim Beginn der Reflexion vorgefundenen Bewusstseinsinhaltes. Welch eine Fülle rein begrifflicher Vorstellungen, wie Ding, Eigenschaft, Ursache, sind in diesen angeblich naiven Sätzen zu einem komplizierten Zusammenhang vereinigt! Von dem Standpunkt eines ausgebildeten Bewusstseins aus kann das naive immer nur hypothetisch konstruiert und bestimmt werden. Daher erblickt auch dasjenige System, das unter allen Lehrmeinungen der Gegenwart am entschiedensten die Wissenschaft auf reine durch keine unerfahrbaren Zusätze gefälschte Erfahrung gründen will, der Empiriokritizismus, in dem natürlichen Weltbegriff ein Ideal, das nur allmählich und schrittweise seiner Vollendung entgegengeführt werden kann: denn die reine Erfahrung selbst ist in keiner Erfahrung gegeben.

Der naive Realismus in der umgehenden Darstellung ist mithin ein blosses Schreckgespenst, das zu töten nicht schwierig ist, weil es niemals gelebt hat. Die ihm als eine wesentliche Bestimmung zugeschriebene Behauptung, dass den Dingen die sinnlichen Qualitäten objektiv inhärieren, bildet nur einen Bestandteil neben anderen, die in ihm zu einem ungesichteten Komplex unklarer Meinungen zusammengefasst sind; sie bleibt auch so lange gänzlich unbestimmt, als nicht die allgemeinen Voraussetzungen über Dasein, Eigenart der Dinge und der wahrnehmenden Menschen ihrer geflissentlichen Unbestimmtheit enthoben werden. Will man daher mit der Annahme einer objektiven Existenz der Farben, der Töne usw. ernstlich rechten, dann darf man sich nicht auf die Fälle eines zu diesem Zwecke fingierten Realismus beschränken, sondern muss auf die in der Geschichte hervorgetretenen Versuche zurückgehen, die in einer wissenschaftlichen Form sie durchzuführen unternommen haben.

In diesem Sinne ist vor allem ARISTOTELES der klassische Repräsentant des naiven Realismus. Die Objektivität des im Geiste Erfassten ist die theoretische Grundlage seines Systems, und mit derselben Konsequenz, mit welcher er die begriffliche Erkenntnis als eine Abbildung der Formen der Wirklichkeit dargestellt, hat er auch das Prinzip der Korrespondenz auf dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung durchgeführt. Die Farben, die Töne, die Wärme und alles, was in der Wahrnehmung auftritt, das ganze bunte Bild der Erscheinungen ist diesem Geiste selbständige und volle Realität.

Und dieser Glaube entsprang doch nicht nur einem unbefangenen unkritischen Zutrauen zu der sinnlichen Beobachtung[1]), vielmehr wurde er begründet und entwickelt unter beständiger Auseinandersetzung mit den Bedenken, welche die Sophisten gegen die objektive Giltigkeit der Empfindung vorgebracht, mit den Theorien, welche DEMOKRIT, PLATO und die CYRENAIKER unter der Voraussetzung ihrer Triftigkeit aufgestellt hatten.

Die Grundlage seiner kritischen Begründung bildete die Anerkennung des Dualismus zweier Realitäten, der sensiblen Phänomene und der wahren Träger des Weltverlaufes, die den beiden Formen des Erkennens, der sinnlichen Wahrnehmung und den rationalen Verstandeseinsichten entsprechen[2]). Diesen Dualismus vermochte das voraristotelische Denken nicht zu überwinden, ohne wie die Eleaten die eine Ordnung der Wirklichkeit, die Sinnenwelt, oder wie die Cyrenaiker die andere Ordnung, das wahrhaft Seiende aufzuheben oder als unerkennbar zu behaupten. Der Schwerpunkt seiner ganzen Argumentation liegt daher in dem Nachweis, dass das subjektiv Empfundene nicht an sich überhaupt nichts sei, sondern dass in der Sinneswahrnehmung ein positiver Gehalt, eine Realität gegeben sei, die nicht geleugnet werden könne. So gibt ARISTOTELES zunächst alle Einwürfe zu, die sich gegen die Bedingungslosigkeit der sinnlichen Wahrnehmung richten; auch ihm ist die Sinneswahrnehmung, wie sie als eine Wirkung des Bewegenden im Organ aufgefasst werden muss, abhängig von den Zuständen desselben, und daher ist es nicht verwunderlich, dass den Kranken die Gegenstände der Sinneswahrnehmung nicht ebenso erscheinen wie zur Zeit der Gesundheit[3]). Aber diese Tatsache involviert doch nicht einen Widerspruch derart, dass nun die Sinnesaffektion selbst in Zweifel gezogen werden dürfe; denn über diese ist selbst in verschiedenen Zeiten niemals jemand

---

[1]) Wie noch ZELLER, Philosophie der Griechen II 2 [3], 201 meint.
[2]) Vgl. WINDELBAND, Geschichte der Philosophie [2], 1900, 84.
[3]) Met. XI 6. 1063a.

im Zweifel gewesen, sondern der Irrtum erstreckt sich immer nur auf die Zuordnung der empfundenen Qualität zu dem Gegenstande der Wahrnehmung[1]). Denn wahr und falsch ist nur im Urteil in der Bejahung oder Verneinung[2]). Aber die Affektion ist kein Urteil, sondern eine Veränderung des Organes[3]). So kann z. B. derselbe Wein, wenn er selbst oder der Körper des Kostenden sich verändert hat, einmal süss und das andere Mal nicht süss erscheinen. Aber das Süsse selbst so wie es ist, wofern es ist, hat sich nie verändert, sondern die Sinneswahrnehmung hat immer darüber recht[4]). Alle Sinnestäuschungen sind im letzten Grunde Urteilstäuschungen; die Sinne als solche täuschen nicht, denn keiner von den Sinnen erklärt zu gleicher Zeit über dasselbe, dass es sich so verhalte und auch nicht so verhalte; und es erscheint doch nicht demselben Sinne, in derselben Beziehung, derselben Weise und derselben Zeit etwas als verschieden[5]). Somit bedeutet die Relativität der Sinneseindrücke durchaus nicht ihre Irrealität; deren Existenz im empfindenden Organ ist vielmehr, wie sie keinen inneren Widerspruch einschliesst, gesichert: Das sehende Auge ist selbst gefärbt[6]).

Für Aristoteles geht nun das Problem der Realität der Sinnesempfindungen über in die Frage nach dem Recht, dieselben auf die Gegenstände der Wahrnehmungen zu beziehen, das heisst in diesen korrespondierende Qualitäten zu supponieren. Aber die Bestimmung des Erkenntniswertes der Empfindungen ist schon auf dem Boden des griechischen Denkens nicht mehr in dem gleichen Masse folgerichtig. Allerdings die Voraussetzung, von der er hierbei ausgeht, dass nämlich die Sinneswahrnehmung überhaupt auf Gegenstände zu beziehen sei, die das Substrat der Erscheinungen bilden, teilt das ganze Altertum mit ihm. An der Existenz eines im Raume vorhandenen Seins hat die antike Skepsis nicht zu zweifeln gewagt, weder vor noch nach Aristoteles. Und alle Wendungen, in denen dieser eine Demonstration der Realität der Aussenwelt unternimmt, sind nur Explikationen des objektiven Standpunktes, auf welchem ein schlüssiger Beweis für deren Existenz nicht möglich aber auch nicht notwendig ist, weil ihre Annahme seine Grundlage ist. Aber indem er nun aus der Kenntnis der als individuelle Erscheinungen gegebenen Affektionen eine

[1]) Met. IV 6. 1010b.
[2]) ib. 1012b.
[3]) De an. II 5 Anf.
[4]) Met. IV 6. 1010b. Ich folge hier der Übersetzung von Bonitz.
[5]) ib. 1011a b.
[6]) De an. III 2. 425b. 25ff.

Erkenntnis des Unterliegenden erschliessen will, muss er ein weiteres Prinzip ermitteln, das eine Auswahl der einander widerstreitenden Aussagen verschiedener Personen zu gleichen Zeiten und gleicher Personen zu verschiedenen Zeiten über denselben Gegenstand, die nicht alle zusammen wahr sein können, begründet. Die Bedingungen, die er so für die objektive Gültigkeit der Sinneswahrnehmung aufstellt, liegen vor allem in der normalen Beschaffenheit der Organe. Irrtumsfrei ist daher nur jeder Sinn in dem ihm eigenen Gebiet[1]) und auch hier nur unter der Voraussetzung seiner gesunden und funktionstüchtigen Beschaffenheit[2]). In diesen Grenzen muss die in der Sinneswahrnehmung auftretende Qualität als Abbild der im Gegenstand enthaltenen Qualität aufgefasst werden. Aber dieses Prinzip der Normalität, das dann später von der Stoa systematisch als die Bedingung der Zustimmung zu den Sinnesvorstellungen entwickelt wurde, setzt voraus, dass zwischen den verschiedenen spezifischen Sinnesqualitäten und den im Objekt enthaltenen Eigenschaften eine eindeutige Beziehung bestehe. Und hier hat schon die pyrrhonische Skepsis die Möglichkeit klar erkannt und hervorgehoben, dass die Art der Sinneseindrücke vielleicht wesentlicher und unmittelbarer durch den Bau der Organe bedingt ist, so dass, wie der Druck derselben Hand auf die Leier bald einen hohen, bald einen tiefen Ton bewirkt, so der gleiche Reiz in den verschiedenen Sinnen verschiedene Effekte zur Folge habe. Demgemäss können die gegebenen Sinneseindrücke, die das Material der Phänomene bilden, nicht als Zeichen für die objektive Grundlage dieser Phänomene benutzt werden. Weder ist sicher, ob überhaupt etwas in dem den Erscheinungen Unterliegenden dem in den Erscheinungen Gegebenen entspricht noch kann, wenn im Prinzip der Schluss von den Phänomenen auf ihre Grundlage zugegeben wird, über Vollständigkeit der erschlossenen Eigenschaftsklassen der Objekte irgend etwas ausgemacht werden. Dieser Einwand, der auch ohne Berücksichtigung der erst im siebzehnten Jahrhundert genauer untersuchten Tatsachen der inadäquaten Reizung unwiderleglich war, richtet sich jedoch nur gegen eine Bestimmung der Aussendinge durch die Sinneseindrücke; gegen die Realität der Sinnesinhalte als solcher besagt er gleichwohl nichts.

Diese Auffassung vom Werte der Sinneswahrnehmung erhielt nun andererseits eine wertvolle Unterstützung durch die Auseinandersetzung insbesondere mit den von Demokrit entwickelten Theorien. Indem Aristoteles die Konstruktionsmittel der atomistischen Physik, das körperliche Atom und das Leere, verwarf, hob er zugleich die Voraussetzung auf, welche für die Wahrnehmungslehre des Demokrit die wissenschaftliche Grundlage bildete. Seine Polemik ist hierbei von dem Bewusstsein des empirischen Forschers getragen, der bei aller Anerkennung der Ueberlegenheit der Atomistik über andere Hypothesen doch den Reichtum und die Fülle und Besonderheit dessen, was die Erfahrung und die Beobachtung zeigt, in ihrer Tatsächlichkeit vor der Vergewaltigung durch eine einseitige Theorie schützen will. So liegt der springende Punkt seiner Argumentation, mit der er die Uebertragung der Vorstellungen, die aus dem Anblick der bewegten Körper abgezogen sind, auf die übrige Natur abwehrt, in dem Nachweis, dass deren spezifische Eigentümlichkeiten in ihnen nicht erfasst und kongruent dargestellt werden können. Und hinzu kommt, dass die atomistische Hypothese — ganz abgesehen von ihrer Brauchbarkeit — in sich selbst undenkbar und widerspruchsvoll ist. Die in den Begriffen der unteilbaren Grössen und des

---

[1]) Met. IV 5. 1010b.
[2]) Met. XI 6. 1063a.

leeren Raumes enthaltenen Schwierigkeiten sind unlösbar und können nur mit Aufhebung dieser Begriffe selbst beseitigt werden. Hiermit ist aber zugleich und stillschweigend auch die Spaltung des Seienden in zwei Realitätsarten von verschiedener Ordnung, wie sie als das Korrelat der einseitig mechanischen Weltauffassung auftritt, widerlegt. Hat also DEMOKRIT in der Tat, wie NATORP nachzuweisen unternommen hat, den Realitätsunterschied der Beschaffenheiten der Dinge rational d. h. von dem Standpunkt aus begründet, dass nur dem objektive Gültigkeit zukommen darf, was die Vernunft setzen muss, um Sein und Veränderung der Dinge einstimmig mit den Erscheinungen zu erklären, so ist diese Beweisführung jetzt in allen ihren Gliedern erschüttert. Der Obersatz derselben liegt in der Auffassung des Sensiblen als bloss subjektiver Zustände der Wahrnehmung; aber für ARISTOTELES reicht doch das Argument von der Relativität der sinnlichen Eindrücke, dessen DEMOKRIT sich hierbei vornehmlich bedient, nicht hin, um ihre Irrealität zu begründen. Und nun löst er auch das atomistische Wissenschaftsideal, das hier als Untersatz in das Schlussverfahren eintritt, auf: Wenn es nicht angängig ist, das Wirkliche seiner Natur nach als ein bloss körperliches zu denken und ihm nur die Prädikate der Grösse und Gestalt, der Schwere und Härte und ihre Gegenteile, als welche die Begriffe des Körpers konstituieren, zuzusprechen, dann kann unter den Sensiblen kein Unterschied hinsichtlich ihres Erkenntniswertes gemacht werden, und der Schluss auf die alleinige Objektivität der als Konstruktionselemente ausgezeichneten Beschaffenheiten der Dinge fällt in sich selbst zusammen.

Diese von ARISTOTELES entwickelten Gesichtspunkte haben sich nun später in der Behandlung des Wahrnehmungsproblems durchweg als siegreich erwiesen. So oft im Verlauf der Schulkämpfe die aristotelische Schule in Auseinandersetzung mit gegnerischen Theorien trat, griff sie auf sein Argument mit durchschlagendem Erfolg zurück. Vor allem ward so die umfangreiche und höchst scharfsinnige kritische Analyse, in welcher THEOPHRAST die Wahrnehmungstheorie des DEMOKRIT darstellt und widerlegt, von der grössten geschichtlichen Bedeutsamkeit. Ja, der Nachweis, dem diese Kritik zustrebt, dass die Scheidung rein subjektiver Momente des Wahrnehmungsinhaltes von objektiven Beständen desselben zu einem inneren Zwiespalt führe, insofern der ausgeschiedene subjektive Effekt doch nicht nur von der Beschaffenheit des Subjektes, sondern auch von der Beschaffenheit des Objektes abhängig gedacht werden muss[1]), verdient eine über das historische Interesse hinausgehende Beachtung.

Jedenfalls blieb diese kritische Analyse der demokritischen Wahrnehmungstheorie für das Altertum entscheidend. Selbst

[1]) Vgl. insbesondere De sensibus 71.

innerhalb der atomistischen Schule erwies sie sich in ihrer Berechtigung und es unterliegt kaum einem Zweifel[1]), dass EPIKUR wesentlich unter ihrem Eindrucke zu einer ganz andersartigen Wertung der Realität der Sinneseindrücke fortgegangen ist. Ja es könnte wohl die Frage aufgeworfen werden, ob in der nacharistotelischen Zeit überhaupt noch irgendwie die Lehre von der reinen Subjektivität der sinnlichen Qualitäten ernstlich verfochten worden ist. In der Anerkennung der Relativität der Sinneseindrücke sind diese Schulen alle einig und dies mochte hinreichen, ihren Wahrheitswert im einzelnen und damit die Konstruktion eines realistischen Weltbildes in Zweifel zu stellen; aber ARISTOTELES hatte doch gezeigt, dass die Relativität der Sinnesinhalte nicht ihre Irrealität einschliesst oder fordert.

So eroberte sich der Wirklichkeitsglauben wieder die Welt. Und als mit dem Eintritt des Christentums in die abendländische Menschheit eine ganz neue Realität dem Geiste in seinem Inneren sichtbar ward, gestatteten doch die Formeln des ARISTOTELES, ihr gegenüber das Recht der Sinnesempfindung und damit die Objektivität der Welt zu behaupten, in welcher Christus gewandelt und die Fülle der Wunder geschehen war.

Die Geschichte hat dieses System gerichtet. So mannigfach auch Annäherungen an den objektivistischen Standpunkt in einigen neueren metaphysischen Schulen hervorgetreten sind, so erscheint doch eine Restitution des aristotelischen Weltbildes vermöge der gänzlich veränderten Bedingungen des wissenschaftlichen Denkens für immer ausgeschlossen. Aber begreiflich ist es, dass die Opposition „gegen die Irrlehren des Subjektivismus“ von seiten der Vertreter der peripatetischen Philosophie seit den Streitschriften des GRASSI und des GUERINOIS gegen GALILEI und DESCARTES nicht verstummt ist. Die starke thomistische Bewegung unserer Tage

---

[1]) Vgl GOEDECKEMEYER, EPIKUR's Verhältnis zu DEMOKRIT in der Naturphilosophie, 1897, 71.

hat eine ganze Literatur hervorgebracht, welche mit einem grossen Aufwand von Scharfsinn und in lebhafter Argumentation die aristotelische Anschauung von der Objektivität der Sinnesqualitäten gegenüber den Ergebnissen der modernen Sinnesphysiologie verteidigt[1]).

Was in diesen Auseinandersetzungen angestrebt wird, kann jedoch ganz unabhängig von dem peripatetischen Gedankenkreise entwickelt werden und ist auch, zumal in jüngster Zeit unter anderen tieferen Gesichtspunkten mannigfach durchgeführt worden. Der geschichtliche Ursprung der Theorie von der Irrealität der sinnlichen Erscheinungen liegt in der Ausbildung der Vorstellungen von einer mechanischen Struktur der Wirklichkeit. Demgemäss kann die Frage nach dem Realitätswert der Empfindungen nur innerhalb der Voraussetzungen erörtert werden, welche die Prinzipien der mathematischen Naturbetrachtung erfordern. Hier sind nun verschiedene Versuche geschichtlich hervorgetreten, welche bei einer restlosen Anerkennung dieser Prinzipien auch in dem dogmatischen Sinne des siebzehnten Jahrhunderts die Annahme der Objektivität der Sinneseindrücke festgehalten haben.

Die mechanische Naturerklärung schliesst an sich einen objektiven Bestand von Qualitäten so wenig aus, dass sie vielmehr, wenn sie als einziges Prinzip der Erklärung der Welt zugrunde gelegt wird, geradezu denselben erfordert. In jedem streng materialistischen System ist — da nun einmal die Qualitäten aus Bewegungen qualitätsloser Teilchen nicht hervorgezaubert werden können — die Notwendigkeit

---

[1]) Aus der zahlreichen Literatur hebe ich hervor: A. Farges: L'objectivité de la perception des senses externes contre les théories modernes, in den Annales de philosophie chrétienne, Nouvelle séric, t. 12 and 13. T. Pesch: Das Weltphänomen, 1881. Schneid: Die Objektivität der äusseren Sinneswahrnehmung gegenüber der neueren Philosophie. Im Jahresbericht der Sektion für Philosophie 1883, Vereinsschrift der Görresgesellschaft. Auch Willmann in den Partien des zweiten Bandes seiner Geschichte des Idealismus darf hier genannt werden. Am vorsichtigsten und wissenschaftlichsten E. L. Fischer, Theorie der Gesichtswahrnehmung, 1891, woselbst p. VIII f. namentlich die italienische Literatur über diese Frage angegeben wird.

enthalten, die Qualitäten als letzte Tatsachen neben den Korpuskeln und ihren Schwingungen hinzunehmen. So ist schon im Altertum Epikur und seine Schule, wie angedeutet, in der Umbildung der demokriteischen Atomistik, welche unter allen metaphysischen Systemen der modernen Naturbetrachtung am nächsten steht, folgerichtig dazu fortgegangen, die Qualitäten als ein in der körperlichen Bildwelt Gegebenes zu setzen, nur dass er sie — nach dem Bericht des Sextus — nicht den Uratomen, sondern ihren nach τάξις und θέσις bestimmten Zusammenordnungen attribuierte[1]).

Am interessantesten, weil so ganz gegen die Intentionen des Autors tritt diese immanente Notwendigkeit des Materialismus, die Qualitäten als objektive Tatbestände anzuerkennen, in dem System des Hobbes hervor. Hobbes ging von dem Kampf gegen die aristotelische Naturlehre zugunsten der Physik des Galilei und des Descartes aus. Schon in den ältesten uns erhaltenen philosophischen Aufzeichnungen, die noch wesentlich unter dem Einfluss baconischer Anschauungen stehen, wird der Satz abgeleitet, dass Licht, Farbe und Hitze und die übrigen sinnlichen Qualitäten nichts weiter als verschiedene Aktionen d. h. Bewegungen der äusseren Gegenstände auf die animalen Spiritus seien[2]). Aber wie er nun dazu fortging, die inneren Zustände des empfindenden Körpers, der das wahre Subjekt aller Sensationen ist, durch den Begriff des Conatus dem Zusammenhang der räumlichen Bewegungen einzuordnen, wurde er folgerichtig genötigt, auch überall dort in der Natur, wo ein Conatus, d. h. ein intensiver Bewegungseffekt in dem System der Ortsverschiebungen auftritt, eine Empfindung oder einen Empfindungsinhalt (denn beides ist bei ihm gleichbedeutend)[3]) zu statuieren. Demgemäss gibt er auch in seinem Hauptwerk ausdrücklich

[1]) Sext. Emp. Adv. log. 1, 203 ff. Mit diesem Bericht sind, wie Natorp (Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems im Altertum, 209 ff) gezeigt hat, die weiteren Quellen in Uebereinstimmung.

[2]) A short tract on first principles, Elements of law, ed. Tönnies, Oxford 1888, App. 1 p. 206.

[3]) Opera lat. od. Molesworth I, 318.

zu, dass eine Allbeseelung aus seinen Prämissen gefolgert werden könne[1]. Nur durch die Unterscheidung einer doppelten Art von Empfindung, einer einfachen und der Empfindung im engeren Sinne, die aus einem über die Phantasmen vermittelten Urteil über die Gegenstände besteht, vermag er den höheren Lebewesen eine besondere Empfindungsfähigkeit zuzuschreiben. Aber jene in dem objektiven Bewegungszusammenhang auftretenden intensiven Effekte, die das wissenschaftliche Denken als Conatus d. h. als unendlich kleine Bewegung auffassen muss, machen die Substanz aller möglichen Empfindungsinhalte aus. Dieses Zwischenreich intensiver Zuständlichkeiten, die, an kein Subjekt gebunden, gesetzlich dem universalen Kausalnexus der Bewegungen eingeordnet sind, ist begrifflich betrachtet, ein System physischer Vorgänge; wie dieselben aber doch von einer anderen Ordnung als die endlichen Bewegungen sind, so repräsentieren sie zugleich die Materie dessen, was der Mensch, sofern er ihrer in einem Komplexe mehrerer inne wird und durch Vergleichung und Erinnerung heraushebt, als Phantasma bezeichnet. Hiermit ist die Anerkennung der objektiven Existenz intensiver Realitäten, welche der naturwissenschaftliche Geist aufzuheben sich angeschickt hatte, wieder hergestellt.

Wenn aber dieser Tatbestand in der mechanischen Formelsprache, auf welche HOBBES alles naturwissenschaftliche Denken reduzierte, einigermassen verdeckt wird, so tritt derselbe ganz deutlich in den Konsequenzen hervor, bis zu welchen CZOLBE in der Durchbildung des Materialismus seiner Zeit gegangen ist. Schon in dem System des Sensualismus[2]) hebt er den wesentlichen Unterschied zwischen Empfindung und Bewegung hervor, die auseinander nicht abzuleiten seien, und setzt die Empfindungen als gebunden in der Materie, die aus diesem Zustande der Latenz durch das Hinzutreten anderer mit unterschiedenen Qualitäten behafteten Materie ausgelöst werden können. Und wenn er

---

[1]) ib. 320

[2]) Neue Darstellung des Sensualismus 1855.

dann in den Untersuchungen über „die Grenzen und den Ursprung der menschlichen Erkenntnis“[1]) diesen Standpunkt durch die Einfügung der Hypothese von der einer jedem Menschen zukommenden Weltseele erweitert, so liegt in dieser seltsamen Annahme, die bestimmten physiologischen und psychologischen Schwierigkeiten ihre Entstehung verdankt, doch keine prinzipielle Korrektur der früheren Auffassung; denn das Entscheidende ist, dass diese Weltseele unendlich und zwar im Raume ausgedehnt ist und denselben somit mit ihrem Inhalt, über den eigenen Körper hinausgreifend, erfüllt. So sind die Empfindungen und ihre Komplexe allenthalben in der Dingwelt vorhanden, nur dass sie zunächst vermöge eines inneren Gleichgewichtes latent sind, bis irgendwo an einer Stelle, etwa im menschlichen Gehirn, dieses Gleichgewicht der Weltseele durch gewisse mechanische Vorgänge gestört wird. Dann treten die Empfindungen und zwar durch die Fortpflanzung der Störung auch die von den gereizten Stellen entfernten Empfindungen als einzelne hervor: sie werden bewusst.

Nun ist es gewiss, dass die Notwendigkeit zu derartigen Konsequenzen und solchen phantastischen Spekulationen wie die CZOLBES[2]) nur auf dem Boden einer naturalistischen oder materialistischen Metaphysik vorhanden ist. Aber das eine möchten diese Systeme doch beweisen, dass die mechanische Naturerklärung selbst in ihrer dogmatischen Interpretation mit einer Auffassung nicht notwendig im Widerspruch steht, welche mit den Dingen oder den Schwingungen der Korpuskeln ein Auftreten von Qualitäten verbindet. Die Anzahl von Hypothesen, welche auf der Grundlage dieser Annahme die

---

[1]) Jena u. Leipzig 1865.

[2]) Ihnen kann die Theorie der 'geistigen Sphären' würdig angereiht werden, welche v. KIRCHMANN in seinem Vortrage „Ueber die Gegenständlichkeit der in den Sinneswahrnehmungen enthaltenen Eigenschaften der Dinge“, Verhandlungen der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin, Heft 16 u. 17, 1880, entwickelt hat. Eine gewisse Beziehung zu den hier auftretenden Fragen enthält auch die von UEBERWEG in HENLE's und PFEUFFER's Zeitschrift der rationellen Medizin, 1859, 3, 268 ff. aufgestellte Theorie der Gesichtswahrnehmung.

scheinbaren Widersprüche zwischen verschiedenen Wahrnehmungen desselben Objektes aufzulösen streben, ist unbegrenzt. Für eine Betrachtung, welche sich nicht auf den Wegen eines rohen und in Wahrheit überhaupt nicht lebensfähigen Materialismus bewegt, aber doch die Existenz einer realen Aussenwelt anerkennt, liegt nun der Schwerpunkt in der Frage nach dem zureichenden Grunde, der zur Setzung von Qualitäten neben oder in dem System von Quantitäten führen könnte.

Und zwar zeigt es sich, dass diese Frage vermittelst eines zwiefachen Verfahrens aufgelöst werden kann. Das eine geht von der zugestandenen Annahme aus, dass die sinnlichen Eigenschaften der Dinge, welche den Inhalt unserer Empfindungen ausmachen, zunächst als ein subjektiv Erweisbares gegeben sind; aber es versucht zu zeigen, dass dieselben nicht als rein innere Erscheinungen aufzufassen seien. So liegt die Aufgabe in dem Nachweis, dass die Art von Wirklichkeit, die diesen in der Seele auftretenden Tatsachen in der Aussenwelt entspricht, nicht nur aus räumlich-zeitlichen Bestimmungen zu konstruieren sei, sondern auch Eigenschaften enthalte, welche in irgend einem Grade dem subjektiv Empfundenen ähnlich sei.

Einer solchen Schlussweise bedient sich etwa FECHNER, wenn er es unternimmt, die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht der mechanischen Naturbetrachtung zu rechtfertigen[1]. Er geht von der Einsicht aus, dass die Empfindungen, die in der Einheit unseres Bewusstseins verknüpft sind, durch ein Verhältnis der Bedingtheit mit den Bestimmungen der äusseren Erscheinlichkeit unseres Körpers zusammenhängen. Dieses Faktum der Bedingtheit, das zunächst die reine Subjektivität aller gegebenen Sinneseindrücke zu fordern scheint, gibt doch zugleich einen direkten Anknüpfungspunkt in der Erfahrung für die Annahme bestimmter Qualitäten zu den quantitativen Bestimmtheiten der Natur über

[1]) Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht, 1879, Kap. 20.

uns hinaus. Denn die in unseren Körpern verlaufenden Bewegungen, an welche die Empfindungen gesetzlich gebunden sind, sind mit denen in der übrigen materiellen Welt nicht unvergleichlich; und warum soll nun die Vergleichbarkeit nach Seite der qualitativen Bestimmtheit aufhören, wenn sie nach Seiten der quantitativen fortbesteht? Das Hervorbrechen einer Empfindungsqualität in einem Zusammenhang von Bewegungen bleibt allerdings immer ein Sprung; aber dieser Sprung ist unvermeidlich und wird, wenn man die Entstehung der Empfindungsqualitäten lediglich in beseelten Körpern annimmt, nur an eine andere Stelle verlegt.

Viel bedeutsamer aber, weil viel tiefer gehend als Behauptungen dieser Art, welche wenigstens in der Darstellung FECHNER's doch einen eigentlichen Beweis für die objektive Existenz qualitativer Eigenschaften der Dinge nicht enthalten, übrigens auch nicht beanspruchen, ist eine andere, die zweite Methode der Argumentation. Es handelt sich für diese nicht um eine Überwindung der Subjektivität der Sinneseindrücke durch den Nachweis, dass ihnen eine gleichartige Wirklichkeit korrespondiere; vielmehr richtet sie sich gegen die grundlegende Voraussetzung, dass die Sinneseindrücke zunächst als subjektiv gegeben seien. Wie es sich auch mit der endgültigen Entscheidung über den Realitätswert der Sinnesdata verhalten mag: die Entscheidung in dem Sinne von der Lehre von der Subjektivität der Empfindungen ist jedenfalls nicht ursprüngliches Besitztum der Seele, ist keine durch sich selbst einleuchtende Annahme. Jede Orientierung in der Welt beginnt damit, allem, was das unbewaffnete Auge der Erkenntnis erblickt, objektive Wirklichkeit zuzuschreiben, und erst der allmählichen Arbeit ist es im Fortgang der Wissenschaften und der Selbstbesinnung gelungen, dieses natürliche Vorurteil zu erschüttern. Die Qualitäten sind nicht in mir, als Zustände oder Affektion meiner Sinnlichkeit, oder auch nur als mögliche Prädikate der empfindenden Subjekte gegeben; sie werden daher auch nicht „objektiviert“; vielmehr konstituieren sie zunächst den Begriff einer

Aussenwirklichkeit und erst die erstarkende Reflexion führt zu ihrer Subjektivierung. Allerdings reicht die blosse Besinnung auf diese den Wahrnehmungsinhalten eigene nicht aufzuhebende Evidenz nicht zur Begründung ihrer wirklichen Objektivität aus und der Rückgang auf die Intuition, wie er bisweilen z. B. von einigen Vertretern der schottischen Schule versucht wird[1]), kann in der Tat keinen Anspruch auf Beweiskräftigkeit erheben; aber bevor wir fragen dürfen, welche Art von Realität den Sinneseindrücken entspricht, müssen wir doch wissen, dass wir in ihnen eine Realität nicht erfassen. Daher kann ein strenger Beweis für die Objektivität der Qualitäten auch in der Form einer Widerlegung der Gründe geführt werden, auf welche die von der physikalischen und physiologischen Forschung oder der philosophischen Selbstbesinnung geforderte Änderung der natürlichen Weltauffassung sich stützt.

Unter diesem Gesichtspunkt hat auch schon Fechner seine Darlegungen durch eine Erörterung der Bedeutung ergänzt, welche die mechanische Naturbetrachtung für die Wirklichkeitserkenntnis allein beanspruchen darf. So hebt er besonders hervor, dass dieselbe eine blosse Abstraktion aus einer ursprünglich reichhaltigen Erfahrung ist, die bestimmten Zwecken wissenschaftlicher Darstellung ihr Dasein verdankt; fallen diese Zwecke weg, wie in der Naturbeschreibung, so werden in der Tat die qualitativen Seiten der Naturerscheinung mit den quantitativen gleich berücksichtigt und im Einklang mit der natürlichen Weltansicht als objektiv anerkannt. Dem entspricht, dass die Naturwissenschaft andererseits das Abstraktionsverfahren noch viel weiter treiben kann; bei wirklicher Vornahme von Rechnungen operiert sie bloss noch mit Zahlen und bei allgemeinsten Rechnungen sogar bloss noch mit Buchstaben als Vertreter ganz abstrakter Quantitäten, ohne damit zu behaupten, dass mit solcher Abstraktion die Wirklichkeit ge-

[1]) Man vgl. etwa Mc Cosh, the intuition of the mind, London, 1860, 122 ff, 144.

deckt sei. Demgemäss hat die mechanische Naturansicht auch in dem Stadium, wo die Reduktion der unmittelbaren Erfahrung sich nur auf ein anschauliches Bild von Bewegungen kleinster Teilchen im Raume beschränkt, keinen höheren Anspruch auf höhere Geltung als die unmittelbare Erfahrung selbst.

Dieses Bedenken Fechners kann in eine noch wirksamere Form gebracht werden. Fechner versteht unter der Naturansicht der mechanischen Naturerklärung, diesem Reich der „blinden und stummen Wellenzüge", jene Atomistik, welche er selbst einst gegen den Geist der Zeit nach ihrer physikalischen und philosophischen Seite verteidigt hatte. Aber die Umbildung, welcher die Vorstellungen der theoretischen Naturwissenschaft durch die Einführung des Begriffes der Energie seit den letzten Jahrzehnten entgegengehen, führt letzthin zu einer Theorie der Materie, für welche der Begriff von qualitätslosen Substanzen, von Atomen und Massenteilchen seine grundlegende Bedeutung verliert.

Dieser Standpunkt, wie er als die Grundlage eines hypothesenfreien Weltverständnisses vorzüglich in den Arbeiten von Helm und von Ostwald entwickelt worden ist, will nicht erklären, sondern das Wirkliche auf die vollständigste und einfachste Weise beschreiben. Die Aufgabe der Wissenschaft ist demnach, die ihr gegebene Mannigfaltigkeit in solcher Weise darzustellen oder abzubilden, dass nur die tatsächlich in den darzustellenden Erscheinungen angetroffenen und nachgewiesenen Elemente in die Darstellung aufgenommen werden. Er bedient sich hierbei desjenigen allgemeinsten Prinzipes der Naturforschung, das ohne etwas über den qualitativen Inhalt der einzelnen Erscheinung auszusagen oder vorauszusetzen, lediglich die Aenderung oder Verbindung dieser sinnlichen Erscheinung nach ihren festen quantitativen Verhältnissen bestimmt. Wie es nun nach dem Satz von der Umwandlung der verschiedenen Energieformen ineinander und der Erhaltung der gesamten Arbeitsmenge möglich scheint, alle Aussagen von der Aussenwelt in der Gestalt von Aussagen über vorhandene Energien darzustellen, diese aber nur messbare und aufweisbare Grössen enthalten, wird so die energetische Betrachtungsweise zu einer voraussetzungslosen Methode, die nichts sucht als begrifflich oder womöglich mathematisch darstellbare Zusammenhänge von Quantitäten. Damit sind alle sogenannten anschaulichen Hypothesen oder physikalischen Bilder ausgeschlossen, und als Mittel der Darstellung verbleiben allein die allgemeinen Hilfsmittel für die Darstellung der Mannigfaltigkeiten, die Zahlen und die für diese stehenden allgemeinen Zahlenzeichen oder algebraische Ausdrücke [3]). Indem die qualitative Energetik den Bestand des Gegebenen in allen seinen

---

[3]) Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie, 1902, 213.

Besonderheiten und die spezifischen Eigenarten der verschiedenen Energien ungeklärt und ungeändert lässt und jede Interpretation etwa der Volumenenergie oder der Wärme oder der strahlenden Energie als eine Art unsichtbarer kinetischer Energie ablehnt, gibt sie ein System formeller Beziehungen, das alle geltenden Naturgesetze umfasst, aber einen vorstellbaren Inhalt nicht besitzt. Denn die Energie, unter welchen Begriff alle Naturvorgänge eingeordnet werden sollen, ist in ihrer Zusammensetzung aus einem Intensitäts- und einem Kapazitätsfaktor ein Unvorstellbares, das nur formelhaft fixiert werden kann. Die Energetik ist die zur höchsten Abstraktion gesteigerte Methode, ohne Rücksicht auf den spezifischen Inhalt lediglich die quantitativen Verhältnisse von den Erscheinungen abzuheben. Indem sie als Erbin oder Nachfolgerin der mechanischen Naturerklärung das Ideal einer mathematischen Naturerkenntnis von allen Resten einer metaphysischen Vorstellungsweise, die dem Demokritischen Gedankenkreise entstammen, befreit, und auch ihre Benutzung als blosser Fiktionen ablehnt, bedient sie sich des grossen Hilfsmittels der mathematischen Analyse der Erscheinungen, ohne deren Inhaltlichkeit durch mechanische Deutungen zu trüben oder zu zerstören.

Auf diesem Standpunkt können nicht nur, sondern müssen sogar die Wirklichkeitselemente als ein qualitativ Charakterisierbares gedacht werden. Denn zugleich schwindet nunmehr das wesentlichste Motiv, mit der Wissenschaft verschiedene Bestandteile des Erfahrungsinhaltes nach ihrer verschiedenen Wertigkeit zu unterscheiden. „Indem die Qualität," so bemerkt LASSWITZ, der diesen Schritt von der Atomistik zur Energetik mit dem vollen Bewusstsein seiner philosophischen Konsequenzen tut[1], „als die durch objektive Intensitätsdifferenzen im Gefüge bedingte Form des Energieaustausches definiert ist, fällt die Nötigung fort, von subjektiven Sinnesqualitäten zu sprechen, in welche die objektiven Energieänderungen sich im Subjekt umzuwandeln hätten. Alles, was sich als Qualität bestimmen lässt, ist eine Eigenschaft, welche den Objekten selbst zukommt, denn es ist gesetzliche Bestimmtheit des Energieaustausches. Temperatur, Helligkeit, Ton sind ganz ebenso wie Volumen, Masse, Geschwindigkeit, objektive Energiefaktoren oder Komplexe von solchen und als solche im Gegenstande anzutreffen. Will man den Gegenstand demgemäss als warm, farbig, tönend bezeichnen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Die Qualitäten sind nicht weniger objektiv als die Quantitäten und ihre Relationen bilden die sinnliche Körperwelt."

---

[1]) Philosophische Monatshefte XXIX, 195.

Das methodische Prinzip, von welchem dieser Standpunkt beherrscht wird, kann nun aber auch ganz und gar unabhängig von einer bestimmten Naturanschauung entwickelt werden. In dem von Avenarius begründeten System des Empiriokritizismus ist dieser Versuch — man kann ihn geradezu als Gegenstück zu der von Natorp gegebenen methodischen Behandlung des Problems bezeichnen — unternommen worden.

Avenarius geht hierbei auf die ursprünglichste Erfahrung zurück, nach welcher jedes menschliche Individuum sich gegenüber einer Umgebung mit mannigfaltigen Bestandteilen befindet, unter denen es andere menschliche Individuen mit mannigfachen Aussagen gewahrt, die ihrerseits in irgendwelcher Abhängigkeit von der Umgebung sind. Nehme ich nun an, dass diese Aussagen auf einen Inhalt hinweisen, der dem von mir auf solche Aussagen bezogenen Inhalt analog sei, dann vermag ich ein und denselben Bestandteil meiner Umgebung auch als Bestandteil der Umgebung anderer Menschen zu beschreiben, ohne dass hiermit eine die Erfahrung überschreitende Entscheidung über seinen Realitätswert gegeben wird. Die Ausdrücke real, ideal sind vielmehr Bezeichnungen von Beziehungen. Alles, was als Bestandteil meiner Umgebung von mir ausgesagt wird, ist von meinem Standpunkt aus für mich eine Realität in bezug auf meine Person; für mich dagegen eine Idealität in bezug auf einen Mitmenschen[5]). Nur in der Verknüpfung dieser Relationen besteht ein Urteil über den Wirklichkeitsgehalt von Erfahrungen; was ein Umgebungsbestandteil an sich sei, kann gar nicht gefragt werden; denn jede auf ihn sich beziehende Aussage setzt eine Relation auf das erfahrende Individuum und sofern dasselbe selbst als Bestandteil meiner Erfahrung gegeben ist, auch auf mich voraus. Die Psychologie schränkt sich auf die Konstatierung der Abhängigkeitsverhältnisse ein, in welcher die Aussagen über Erlebnisse von den er-

[5]) Menschl. Weltbegriff, 1891, 72.

lebenden Individuen stehen. Es gehört zu den wesentlichsten Aufgaben des Empiriokritizismus, von den ursprünglichen Grundvoraussetzungen aus einen Standpunkt zu gewinnen, welcher die Abhängigkeit meiner Aussage und der Aussagen meiner Mitmenschen über die gemeinsamen Umgebungsbestandteile von dem im Einzelindividuum gesetzten Bedingungen allgemein auszudrücken gestattet, ohne eine Hypothese über den Ort und den Gehalt der Erfahrungen oder der aus ihnen entstandenen Erkenntnisinhalte aufzunehmen. Ist die Aufgabe gelöst, dann besteht keine Nötigung zu irgendeiner Variation des ursprünglichen, naiven Wahrnehmungsgehaltes. Vielmehr bleibt das Gegebene in seiner Tatsächlichkeit, wie es als Erfahrungsinhalt auftritt, ganz und gar unberührt.

Diese realistische Voraussetzung tritt in dem System des Empiriokritizismus allenthalben deutlich hervor. Sie ist mit grösster Klarheit, ja in seltsamer, bis zu wirklich metaphysischer Spekulation fortgehender Kühnheit in der die eigentlichen Grundlagen gebenden Schrift von AVENARIUS, den Prologomenen ausgesprochen[1]). Besonders sichtbar tritt sie denn aber auch in der reifen Form dieser Philosophie in der Argumentation hervor, mit welcher AVENARIUS jede Interpretation ablehnt, welche die sogenannten psychischen Tatsachen als innere Vorgänge im Bewusstsein, in der Seele auffasst. Zu einer Verdopplung der Umgebungsbestandteile in dem Sinne ihrer zwiefachen Existenz als für sich und als „Vorstellung" im „Subjekte" seiend, gelange ich erst dadurch, dass ich in die Mitmenschen „Wahrnehmung" der vorgefundenen Sachen hineinverlege und alsdann, was so von den Mitmenschen behauptet wird, auch als für mich geltend erachte. So wird aus dem „Vor mir" ein „In mir", aus dem „Vorgefundenen" ein „Vorgestelltes". Diese Annahme aber, die AVENARIUS als Introjektion bezeichnet, ist logisch nicht berechtigt. Gewiss darf „der empirische

[1]) Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses, 1876, n. 89, 93, 121.

Psychologe von seinem örtlichen Standpunkte aus auf die mehr-als-mechanische Bedeutung der vorgefundenen mitmenschlichen Bewegungen schliessen — er darf als solcher aber keinesfalls in bezug auf diese nichtvorgefundene wiederum mehr-als-mechanische Bedeutung der mitmenschlichen Bewegungen etwas prinzipiell anderes annehmen, als ihm in bezug auf die mehr-als-mechanische Bedeutung seiner eigenen Bewegungen ein Vorgefundenes ist[1])". In meiner eigenen Erfahrung finde ich aber nichts von dieser Hineinverlegung, die Umgebungsbestandteile sind mir immer in räumlicher Beziehung zu meinem eigenen Körper gegeben und so ist es eine Überschreitung der Erfahrung, anzunehmen, dass etwa ein Baum, den ich ansehe, ein „Gesehenes" im anderen Sinne, als Vorstellungsbild für meinen Mitmenschen, als in bezug auf mich sei. Für diese Betrachtungsweise bilden daher die sinnlichen Qualitäten descriptive Merkmale der Umgebungsbestandteile. Differieren die Aussagen mehrerer Personen, etwa Farbentüchtiger und Farbenblinder über dasselbe Sehding, so ergibt sich daraus nur die Einschränkung, dass die sinnlichen Qualitäten, wie sie innerhalb der eigenen Erfahrung vorgefunden werden, allgemein gültig nicht ohne Relation zu gewissen individuellen Beschaffenheiten der erfahrenden Personen ausgesagt werden können; aber wie sie in meiner Erfahrung auftreten, bilden sie doch einen Bestandteil der Umgebungswelt, der auch mit dieser Einschränkung als ein solcher der Umgebungswelt meiner Mitmenschen beschrieben werden kann. Demnach deckt sich diese Weltbetrachtung mit der Gemeinvorstellung des gewöhnlichen Bewusstseins; nur dass dieses eine Anzahl von Hypothesen und Annahmen aufnimmt, die unnötig sind, weil sie über die reine Erfahrung hinausgehen[2]). In diesem Sinne ist der Empiriokritizismus als

[1]) Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie n. 49, Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie XIX.

[2]) Weltbegriff, Anmerkung 58.

eine wissenschaftliche Bestätigung des naiven Realismus angesprochen worden[1]).

Mit diesen allgemeinen, auf die Methode der Naturwissenschaft und ihrer Tragweite gerichteten Überlegungen stehen die Ergebnisse der Sinnesphysiologie keineswegs in einem so unversöhnlichen Gegensatz, wie die traditionelle Auffassung anzunehmen geneigt ist. Dass die Qualitäten, obschon sie zunächst nicht im allgemeinen dem eigenen Körper zugeordnet werden, dennoch in ihrem Auftreten und ihren Bestimmtheiten auf engste mit gewissen Abläufen in demselben verknüpft sind, ist eine Einsicht, welche die Erfahrung lehrt und die in dem Theorem von der Relativität der sinnlichen Eindrücke ihren umfassendsten Ausdruck gefunden hat; denn die Qualitäten sind uns nur als Sinnesempfindungen gegeben. Lässt sich nun aber der Nachweis erbringen, dass die Art der Verknüpfung zwischen Empfindungen und ihren körperlichen Begleitvorgängen eine derartige ist, wie sie das naturwissenschaftliche Denken zu einer begründeten Verallgemeinerung voraussetzen muss, lässt es sich wahrscheinlich machen, dass die Form des Geschehens, das die notwendige und hinreichende Bedingung ihres Auftretens bildet, materiellen Vorgängen analog ist, die wir in der anorganischen Natur verwirklicht sehen, dann kann offenbar auch die Physiologie nicht mehr als eine Instanz gegen eine realistische Naturbetrachtung ins Feld geführt werden.

Nun ist es freilich unbestreitbar, dass bei dem Stande unseres gegenwärtigen Wissens eine einigermassen gesicherte Kenntnis der materiellen Substrate unserer Empfindungen, man kann sagen, an keinem Punkte erreicht ist. Die grossen Fortschritte, welche die Analyse durch das Zusammenarbeiten

[1]) Vgl. SCHUPPE, Die Bestätigung des naiven Realismus. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. AVENARIUS. Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie XVII, 364 ff. In der Darstellung des empiriokritizistischen Systems von JOSEPH PETZOLDT, Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung, 1900 und 1904 tritt namentlich in Bd. II, Kap. 3, diese Wiederherstellung der naiven Weltansicht sehr deutlich hervor.

der Anatomen, der Physiologen und Psychologen während der letzten Jahrzehnte gemacht hat, haben zunächst einen solchen Reichtum und eine solche Mannigfaltigkeit der zu erklärenden Tatsachen aufgedeckt, dass zurzeit wenigstens befriedigende Theorien auch innerhalb der engsten Gebiete der Sinnesphysiologie mit irgend einem Grade höherer Wahrscheinlichkeit nicht möglich erscheinen kann. Unter diesen Umständen ist natürlich eine Verwertung der Ergebnisse der Sinnesphysiologie zur Beantwortung des Wahrnehmungsproblems vorläufig aussichtslos. Aber wenn noch immer auf die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien als auf das andere Hauptstück eines vollgültigen Beweises für die reine Subjektivität der empfundenen Qualitäten zurückgegriffen wird, so muss doch betont werden, dass diese Theorie in der Physiologie der Gegenwart nicht mehr eine unbestrittene Geltung beanspruchen darf.

In der Fassung, in der einst MÜLLER dieses Prinzip ausgesprochen hatte, kann es seit der Durchführung des Entwickelungsgedankens in der Physiologie und der Ausbildung der neueren Einsichten über Struktur und Funktion der Sinneswerkzeuge, der Nervenfasern und der zentralen Sinnesflächen kaum mehr aufrecht erhalten werden. Ja, die Einwürfe, die gegen dieses angebliche Gesetz von E. H. WEBER und LOTZE ab bis zu RIEHL und WUNDT aufgeworfen worden sind, lassen es mindestens als fraglich erscheinen, ob nicht jede Weiterbildung der MÜLLER'schen Theorie, etwa im Sinne von HELMHOLTZ, eine tatsächliche Preisgabe der ursprünglich in ihr zum Ausdruck gebrachten Anschauung bedeutet.

Nach MÜLLER ist „die Sinnesempfindung nicht die Leitung einer Qualität oder eines Zustandes der äusseren Körper zum Bewusstsein, sondern die Leitung einer Qualität, eines Zustandes eines Sinnesnerven zum Bewusstsein, veranlasst durch eine äussere Ursache, und diese Qualitäten sind in den verschiedenen Sinnesnerven verschieden, die

Sinnesenergien"[1]. In den Empfindungen sind uns so „nicht die Wahrheiten der äusseren Dinge, sondern die realen Qualitäten unserer Sinne" gegeben, daher man auch geradezu sagen kann, dass „das Nervenmark hier sich selbst leuchtet, dort sich selbst tönt, hier sich selbst fühlt, dort sich selbst riecht und schmeckt." Demgemäss postuliert er geradezu, dass jedem Sinnesnerven „gewisse unräumliche Kräfte oder Qualitäten" einwohnen, „welche durch die Empfindungsursachen nur angeregt und zur Erscheinung gebracht werden"[2], und er rückt damit sowohl die „Energien des Lichtes, Dunklen, Farbigen", die Nerven, als deren Erzeugnisse oder immanente Eigenschaften diese Kräfte anzusehen sind, aus dem Zusammenhang des mechanischen Systems heraus, als den sich die übrige, anorganische Natur der wissenschaftlichen Denkweise darstellt. Von dem Verhältnis der Empfindungen zu materiellen, eindeutig bestimmten Prozessen als ihrem mechanischen Korrelat, ist auf diesem Standpunkt nicht mehr zu reden möglich. Bezeichnet doch MÜLLER geradezu die von ihm eingeführten spezifischen Sinnesenergien als „Energien im Sinne des ARISTOTELES"[3].

Nun dürfte es zunächst keinem Zweifel unterliegen, dass diese Nervenenergien für die mechanische Naturerklärung ein Mysterium sind. Werden den Sinnesnerven spezifische Kräfte beigelegt, die, da sie in der Erzeugung der spezifischen Empfindung sich erschöpfen, physiologisch oder allgemein mechanisch nicht zu beschreiben sind, dann können diese Nerven und ihre Funktionen niemals mit den Mitteln der mechanischen Naturforschung dargestellt und erklärt werden. Das Wort Energie ist ein Name für einen uns vollkommen undurchsichtigen und unbegreiflichen Effekt. Es ist ersichtlich, dass mit dieser Voraussetzung eine bedenkliche Einschränkung der mechanischen Naturbetrachtung gefordert wird, und wer sie befürwortet, kann streng ge-

---

[1]) Handbuch der Physiologie, II, 2[2], 254.
[2]) Handbuch I, 2[2], 180.
[3]) ib. II, 2, 255.

nommen überhaupt nicht mehr das mechanische Weltbild in dem Sinne gelten lassen, wie es in den Theorien der Physik und Chemie zum Ausdruck gebracht ist. Vielmehr liegt, wenn die bei MÜLLER nicht zur Klarheit gekommene Bedeutung dessen, was in seiner Lehre von den spezifischen Sinnesenergien an prinzipiellen Grundgedanken enthalten ist, allgemein entwickelt wird, die Möglichkeit einer Aussöhnung mit dem exakten Denken nur auf dem Wege jener qualitativen Energetik, wie sie vor allem von OSTWALD ausgebildet ist. Bedient man sich aber dieses Ausweges, um den Begriff einer Sinnesenergie in dem Verstande MÜLLERS zu retten, so fällt, wie ausgeführt, die Nötigung fort, in bezug auf die übrige Natur an der Forderung einer qualitätslosen Beschaffenheit festzuhalten [1]). Gibt man jedoch andererseits die Berechtigung der mechanischen Naturerklärung zu, dann ist die Annahme spezifischer, mechanisch nicht zu definierender Kräfte, dieses Residuum einer gleichsam hylozoistischen Auffassungsweise, unhaltbar. Daher war es durchaus folgerichtig, wenn LOTZE gegenüber MÜLLERS dunklem Begriff von Energie darauf bestand, dass das Problem derselben lediglich eine rein physiologische Bedeutung habe. „Empfindungen sind nie Leistungen eines Nerven oder eines Zentralorgans, sondern der Seele; niemals darf sich daher mit dem Namen der spezifischen Energien der Nebengedanke verbinden, als läge es in der Natur des Nerven und seinem Eigensinn, dass er beständig Licht und Schall empfinde. Einer weiteren Kritik kann nur ein bestimmter ausgedrückter Satz unterzogen werden, dass jeder Nerv, welches auch immer die Reize gewesen sein mögen, die auf ihn einwirkten, stets nur in eine ihm ausschliesslich eigene Klasse physischer Zustände versetzt werden, und demgemäss auch der Seele stets nur Impulse zur Erzeugung einer einzigen Klasse der

[1]) Es ist z. B. bemerkenswert, dass ein so vorsichtiger Forscher wie STUMPF, der an der Lehre von den spezifischen Energien unbedingt festhalten zu müssen glaubt, gerade dadurch zu Erwägungen geführt wird, welche die Konstruktion der Aussenwelt aus nur räumlichen Grössen in Frage stellen. Vgl. Tonpsychologie II, 213.

Empfindungen mitteilen könne[1])." Sieht man von der in diesen Worten angedeuteten Stellung und Tätigkeit der Seele ab, so kann füglich nicht bestritten werden, dass hier genau der Punkt angegeben ist, wo die von dem Geist der mechanischen Denkweise geleitete Physiologie, welche keine Einführung geheimnisvoller Kraftprinzipien gestattet, sich von einer mehr mystischen Naturbetrachtung trennt. In der Tat muss, wenn überhaupt den Nerven eine spezifische Leistung zugeschrieben werden soll, dieselbe schon in rein physiologischer Hinsicht spezifisch sein, die Tatsache, dass die materiellen Vorgänge in unseren nervösen Organen unter gewissen Bedingungen von Empfindungen begleitet sind, ist für die physiologische Forschung irrelevant; die Empfindungen fungieren für sie nur als Zeichen für das Eintreten bestimmter, anderweitig d. h. mit unseren Mitteln direkt nicht beobachtbarer Effekte, für die aber der Umstand, dass auch ein anderes mechanisch oder chemisch nicht Definierbares sie begleitet, kein Merkmal, am wenigsten das unterscheidende Merkmal abgibt. Vielmehr muss die Spezifikation der Leistung schon auf dem rein materiellen Gebiet erkennbar sein. In diesem Sinn ist denn auch die physiologische Forschung über JOHANNES MÜLLER hinweggeschritten.

Nun liegt allerdings der Schwerpunkt des sogenannten Gesetzes von den spezifischen Sinnesenergien in physiologischer Hinsicht vor allem in dem Nachweis, dass — was auch immer am Ende die Energie sein möge — dieselbe doch eine spezifische Leistung, das heisst eine, in dem nervösen System oder genauer der Faser oder dem Rindenganglion allein verwirklichte Form des Naturwirkens sei. Auch wenn angenommen wird, dass den Empfindungen ein eindeutiger mechanischer oder chemischer Vorgang, ein Molekularprozess zuzuordnen sei, so besagt das Gesetz, dass das Nervenelement, welches als der Sitz der Energie anzusehen ist, nur einer einsinnigen, lediglich intensiv abstufbaren

[1]) Medizin. Psychologie, 185.

Funktion fähig ist, gleichgiltig, auf welche Weise es auch erregt sei. Aber auch in diesem Sinne kann das Gesetz nicht richtig sein. Wäre in der Tat der objektive, oder adäquate Reiz völlig gleichgiltig für den in dem Nerven gewirkten Effekt, würde kein Verhältnis von funktioneller Abhängigkeit der Empfindungen von den im normalen Verlauf sie auslösenden Reiz bestehen, dann müssten wir bei den beständigen Auftreffen von Reizen aller Art auf die Endausbreitungen unserer Nerven in einem beständigen Tumult von Empfindungen, in einem Chaos von Eindrücken leben, das an keinem Punkt Ordnung, Zusammenhang und Gesetzmässigkeit erkennen liesse[1]). Eine Orientierung in der Welt, wie sie erfahrungsgemäss stattfindet, wäre dann unmöglich. Um diesen unhaltbaren, aber aus der Annahme der eindeutigen Beantwortung beliebiger Reize durch den Nerven konsequent fliessenden Folgerungen zu entgehen, musste schon MÜLLER im Widerspruch zu seinen eigenen Ausführungen eine engere gesetzmässige Beziehung zwischen dem physikalischen Reiz und der Empfindung zugeben. Die Verschiedenheit der Qualitäten ein und desselben Sinnes hängt nach ihm doch von der Verschiedenheit der Reize ab[2]). Und in der Tat hat die fortschreitende Forschung die Behauptung MÜLLERS, dass die Natur des Reizes ganz und gar indifferent gegen die im Nerven erwirkte Empfindung sei, einigermassen eingeschränkt und erschüttert. Vor allem ist die Bedeutung der spezifischen Disposition (nach dem von NAGEL eingeführten Ausdruck) der Sinnesorgane, nach der sie für gewisse Reizarten besonders empfänglich sind, immer mehr gewürdigt und klar gestellt worden. Schon der äussere Apparat des Sinnesorganes ist, wo ein solcher überhaupt ausgebildet ist, in hohem Masse den adäquaten Reizen angepasst, sei es, dass er durch seinen Bau den Zutritt inadäquater Reize sehr erschwert und daher bei dem Auf-

---

[1]) Vgl. die vorzüglich orientierende Monographie von WEINMANN, Die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien, 1895, 81.

[2]) Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes, 1826, 50.

treffen zusammengesetzter Reize auslesend fungiert, sei es, dass er geradezu eine Umwandlung der inadäquaten Reize in adäquate herbeizuführen vermag. Durch diese Einsicht werden schon eine grosse Reihe von Tatsachen, die MÜLLER noch für die Annahme einer unmittelbaren Empfindungsauslösung durch inadäquate Reize geltend machte, zwanglos erklärt. Und weiter spricht die Entwicklungsgeschichte der Sinneswerkzeuge in der Tierreihe entschieden dafür, dass die spezifischen Reaktionsformen nicht als starre und unabänderliche Funktionen anzusehen sind, und es möchte vielleicht unter diesem Gesichtspunkt sich doch empfehlen, mit WUNDT das sogenannte Gesetz der spezifischen Sinnesenergien allgemeiner als das Prinzip der Anpassung der Sinneselemente an die Reize zu formulieren.

Und endlich ist der Tatsachenbeweis, auf den die Lehre MÜLLERS sich stützte, doch sehr lückenhaft. NAGEL kommt nach sorgsamer Erwägung der mannigfachen hier in Betracht zu ziehenden, von MÜLLER nicht allseitig berücksichtigten Gesichtspunkte zu dem Ergebnis, dass das bisher bekannte Material eigentlich nur einen einzigen Fall einer wirklichen klaren Bestätigung der inadäquaten Reizung enthalte; das ist die Erzeugung von Geschmacksempfindungen durch mechanische, chemische und elektrische Reizung des zentralen Stumpfes des Geschmacksnerven[1]. Man wird hinzufügen dürfen, dass auch in diesem Fall die Möglichkeit nicht prinzipiell ausgeschlossen ist, dass es sich hier um eine wie immer näher zu bestimmende vermittelte Reizung durch Entstehung etwa von chemischen Zersetzungsprodukten handeln kann.

In Anbetracht dieser Sachlage möchte doch die Bezugnahme auf das Gesetz von den spezifischen Sinnesenergien als einer wesentlichen Bestätigung der Lehre von der Subjektivität der sinnlichen Empfindungen starken Bedenken unterliegen. Aber gibt man einmal alle Einwürfe preis,

---

[1]) NAGELS Handbuch der Physiologie, III, 1905, 8.

stellt man sich ganz auf den Boden der MÜLLER'schen Anschauung, lässt man die Deutung der Erscheinungen, welche ihre experimentelle Grundlage bilden, so zwingend gelten, wie sie bestritten wird, so wird man doch die Physiologie allein niemals als zuständig für die Auflösung der Frage (wie sie HELMHOLTZ formuliert[1])) ansehen dürfen, „welcher Art die Übereinstimmung zwischen der Vorstellung und ihrem Objekt sei". Wenigstens hat schon LOTZE[2]) mit Entschiedenheit betont, dass eine Entscheidung hierüber mit den Mitteln der Physiologie als solcher prinzipiell nicht herbeigeführt werden könne. Vermöchte die Naturforschung auch zwingend darzutun, dass die Reize, die in unserem Körper die qualitativen Empfindungen auslösen, nichts als Schwingungen eines Mittels sind und als solche keinerlei Ähnlichkeit mit ihren Ergebnissen aufweisen; was hindert uns anzunehmen, „dass die von den Dingen ausgehenden Bewegungen durch unsere Nerven hindurch wirkend zuletzt in unserer Seele dieselbe Röte und Süsslichkeit als unsere Empfindung wieder entstehen liessen, die als Eigenschaften auch an den Dingen selbst haften? Es würde sich nicht wunderbarer so verhalten als mit den Leistungen des Telephons, das Schallwellen empfängt, sie in ganz anderer Form der Bewegung fortleitet und sie zuletzt in Schallwellen zurückverwandelt dem Ohre zuführt." Wer es durchsetzen möchte, dass die Dinge selbst rot oder süss blieben, wird in seinem Glauben an die Objektivität der sinnfälligen Welt durch keine Kenntnis der Nervenfunktionen und der materiellen Bedingungen des Wahrnehmungsvorganges erschüttert werden können.

Solange daher die Lehre ihrer ausschliesslichen Subjektivität auf die Tatsachen der Sinnesphysiologie, wie immer sie nun gedeutet werden mögen — sich stützt, kann sie nicht aufrecht erhalten werden.

Dementsprechend ist denn auch RIEHL in seinem Philosophischen Kritizismus dazu fortgegangen, oder vielmehr er

---

[1]) Physiol. Optik², 583.
[2]) Metaphysik, 1884, 506 ff.

hat damit begonnen, die sinnlichen Empfindungen nach ihrem objektiven Erkenntnis- und Realitätswert zu bestimmen. Auch er erblickt in dem Mechanismus der Massenteile nicht das vollständige Bild der Welt, vielmehr sieht er in ihm nur das Bild der Umrisse der Welt. „Ausser quantitativen oder messbaren Wirkungen müssen die Dinge noch qualitative Wirkungen austauschen, so gewiss es spezifische Empfindungen gibt[1])“. Denn nicht nur die Qualität der Empfindungen (in der HELMHOLTZ'schen Terminologie) sondern auch ihre Modalität muss offenbar in gesetzlicher Weise von der Bestimmtheit der Reizgattung abhängig gedacht werden. Die dagegen sprechenden Erscheinungen erklären sich dadurch, dass unsere Sinne von der stets zusammengesetzten äusseren Ursache nur den ihnen adäquaten Teil auffassen, an welchen sie adaptiert sind. Zudem ist der Sinnesapparat selbst ein „Teil der objektiven Welt, und wenn diese wirklich an sich nur aus Masse und Bewegung bestehen soll, so kann auch das Sinnesorgan nur der Träger und Vermittler von Bewegungen sein; es kann nicht ausserdem noch spezifische Wirkungen hervorbringen, es müsste sie denn aus nichts erzeugen“.

So bleibt denn, wenn jede Begründung von der ausschliesslichen Subjektivität der empfundenen Qualitäten aus der naturwissenschaftlichen Forschung, sei es der physikalischen, sei es der physiologischen als untriftig abgelehnt wird, nur noch der Rückgang auf die Tatsache der Relation jeder empfundenen Qualität zu einem empfindenden Bewusstsein, die für ihre Irrealität angezogen werden kann.

Aber auch hier sind Einschränkungen sehr verschiedener Art möglich, welche die Verwertbarkeit dieser Tatsache für die fragliche Beweisführung begrenzen. Zunächst ist die Einsicht, welche sie enthält, der Satz das Bewusstseins, ein erst spätes Ergebnis der Selbstbesinnung, kein ursprünglicher Inhalt der

---

[1]) Ich zitiere nach der mit der im zweiten Bande des „Philosophischen Kritizismus“ (Erster Teil 1879) gegebenen Ausführung übereinstimmenden Zusammenfassung in der „Einführung in die Philosophie der Gegenwart“, 1903, 61.

naiven Erfahrung. Und gerade weil sie nur und ausschliesslich auf dem Standpunkt der Reflexion gewonnen und ausgesprochen werden kann, so hat, argumentiert man, sie nur für die Reflexion, nicht für die tatsächliche Erfahrung Geltung. „Dass das abstrakte Ichbewusstsein die Grundlage sei, auf welcher alle objektive Erfahrung ruhe, und dass darum keine Erfahrung anders, denn als eine im Bewusstsein gegebene aufgefasst werden könne, das ist," so führt WUNDT aus[1]), „das πρῶτον ψεῦδος der verschiedensten Gestaltungen des Subjektivismus, mögen sie nun subjektiver Idealismus, Solipsismus oder immanente Philosophie genannt werden. Die primitive Erfahrung ist aber nicht das im, sondern das ausser dem Bewusstsein gelegene Objekt. Dass dieses äussere Objekt überhaupt im Bewusstsein vorgestellt wird, ist eine erst auf Grund hinzutretender Reflexion entstandene Erkenntnis." Demgemäss ist die Maxime dieses Standpunktes das Prinzip, jeden Inhalt der naiven Erfahrung so lange als objektiv gegeben anzunehmen, als er nicht durch nachweisbare Widersprüche, zu denen dies führt, als ein blosser Schein nachgewiesen sei. Und wenn nach WUNDT auf diesem Wege nun doch die Qualitäten dem Subjekte zugeschrieben werden, wenn für die theoretische Darstellung am Ende sich die Anschauung zwingend durchsetzt, dass der Gegenstand selbst und seine Wahrnehmung oder Vorstellung toto genere voneinander verschieden sind, indem die Wahrnehmung in der unmittelbar in dem Bewusstsein anschaulich gegebenen Vorstellung, der Gegenstand aber in dem begrifflichen Endresultat der an diesem Wahrnehmungssubstrat vorgenommenen wissenschaftlichen Bearbeitung besteht, so ist das nur der Ausdruck der in den positiven Wissenschaften vollzogenen Reform der natürlichen Weltansicht, aber mit jenem erkenntnistheoretischen Prinzip des Bewusstseins hat dies nichts zu tun. Denn „die Gründe zu einer Verneinung der objektiven Realität von Erfahrungsdaten sind stets nur

[1]) Ueber naiven und kritischen Realismus, Philos. Studien, XII, 397 Vgl. ib. 324ff. und Logik² I, 430f.

aus der Forderung des widerspruchslosen Zusammenhangs abzuleiten."

Ist diese Argumentation richtig, dann fällt auch das letzte Beweisstück für die Lehre von der Subjektivität der sinnlichen Qualitäten; denn dass die Hypothese ihrer objektiven Existenz unter Berücksichtigung der Relativität nicht der Forderung des widerspruchslosen Zusammenhangs widerstreitet, ergibt sich, sobald man die vorgehenden Ausführungen zugrunde legt.

Aber selbst wenn man die Tragweite des Satzes vom Bewusstsein doch anders einschätzt, als hier von WUNDT geschieht, so muss doch hervorgehoben werden, dass derselbe nicht eindeutig ist. Versteht man ihn in dem Sinne, den die Ausdrucksweise wohl auch zunächst nahelegt, so handelt es sich hier um eine psychologische Reflexion, die von der Auffassung der Empfindungen als subjektiver Zustände folgerichtig weiterschliesst, dass das Auftreten dieser Zustände an die Existenz seelischer Träger gebunden ist. Aber gegen eine solche Anschauung von der Natur der Empfindungen lassen sich gewichtige Bedenken erheben. Dieselbe ist kein eindeutiger Befund der Selbstbeobachtung, sondern eine Theorie und die Untersuchungen anderer Psychologen sprechen gegen sie. „So gewiss es ist," so bemerkt BRENTANO[1]), der selbst aus anderen Gründen und zwar wegen der angeblich in den sinnlichen Erscheinungen enthaltenen Widersprüchen an ihrer Irrealität festhält, „dass eine Farbe uns nur erscheint, wenn wir sie vorstellen, so ist doch hieraus nicht zu schliessen, dass eine Farbe, ohne vorgestellt zu sein, nicht existieren könne. Nur wenn das Vorgestelltsein als ein Moment in der Farbe enthalten wäre, so etwa wie eine gewisse Qualität oder Intensität in ihr enthalten ist, würde eine nicht vorgestellte Farbe einen Widerspruch besagen. Dieses ist aber offenbar nicht der Fall." Und ähnlich bezeichnet es etwa UPHUES[2]) als ein gesichertes Wissen, „dass die sinnlichen

[1]) Psychologie vom empirischen Standpunkt, 1874, 121.
[2]) Wahrnehmung und Empfinden, 1888, 56. Vgl. STUMPF, Ursprung der Raumvorstellung, 1873, 190.

Qualitäten ursprünglich und zuerst nicht als bewusst gegeben sind, sondern in einem Vorgang, den wir genau kennen, uns zum Bewusstsein kommen und erst in einem zweiten, späteren Vorgang als bewusst aufgefasst werden.“ Mit BERGMANN[1]) kann man daher sagen, dass es kein analytisches Prädikat der Empfindung ist, Gegenstand des Bewusstseins zu sein. Die Argumentation aus dem Satz des Bewusstseins trifft somit derselbe Vorwurf einer falschen Schlussweise, der sich gegen die BERKELEY'sche Beweisführung für einen Immaterialismus richten lässt. Gewiss sind die Sinnesdaten uns immer vermittelst eines Erkenntnisaktes, als Tatsache unseres Bewusstseins gegeben, aber diese Bedingung, an welche ihr Objektsein gebunden ist, entscheidet nicht, wie RIEHL einmal gegen alle idealistischen Theorien bemerkt[2]), über ihr Sein schlechthin.

Aber selbst auf dem Boden eines strengen Idealismus, für den ein Sein, das nicht Bewusstseinsinhalt ist, zum mindesten immer problematisch bleibt, ist es möglich, dem Satz des Bewusstseins eine Interpretation zu geben, die der Lehre der Physiologen von der Subjektivität der empfundenen Qualitäten zuwiderläuft. Denn in diesem ist der Begriff des empfindenden Wesens, das als der nicht hinwegzudenkende Träger der Empfindungszustände hervorgehoben wird, offenbar noch einer näheren Bestimmung bedürftig und fähig. Im Sinne etwa der LOTZE'schen Auffassung deckt er sich mit dem Begriff des empirischen Subjektes, der Einzelpersonen, die als eine Mehrheit von Individuen der Welt der Dinge gegenüberstehen und durch die von diesen ausgehenden Reizen veranlasst werden, in sich jene Empfindungsqualitäten zu erzeugen. Aber der Begriff des rein erkennenden Subjektes kann noch auf eine höhere Abstraktion gebracht werden, wonach in ihm nur gedacht wird, was stets erkennend niemals selbst Gegenstand der Erkenntnis ist. Dann fällt offenbar alles, was

[1]) Grundlinien einer Theorie des Bewusstseins, 1870, 38.
[2]) Philos. Kritizismus II, 2, 130.

den Unterschied der Individuen ausmacht, unter den Inhalt des Bewusstseins; der gesamte Inbegriff des Gegebenen mit Einschluss alles dessen, was die einzelnen empirischen Subjekte nach ihrer körperlichen wie geistigen Seite konstituiert, wird so zum Bewusstseinsinhalt; das erkennende Ich aber, das die unaufhebbare Bedingung alles Erkennens ist, ist überindividuell.

Dies ist der Standpunkt der immanenten Philosophie, den SCHUPPE zuerst in seinem rein erkenntnistheoretischen Charakter entwickelt hat. Nach ihm fällt nun jede Nötigung fort, aus der Tatsache, dass die Empfindungen immer nur in Beziehung auf ein Ich gegeben sind, ihre Subjektivität in dem Sinne der Physiologen zu folgern. Denn wenn das Gegebene, d. h. die Komplexe von Empfindungen, auch als Bewusstsinhalt angesprochen werden muss, so darf es doch nicht zu einem Zustande des Ich gemacht werden.

Der Begriff des Zustandes setzt den des Dinges voraus, das Ich ist aber kein Ding, keine metaphysische Entität, vielmehr existiert das Ich als Objekt erst oder hat seinen Begriff erst darin, dass es das Ich ist, als welches das Ich sich in seinen Zuständen oder in seinen Bewusstseinsinhalten findet oder wiederkennt, ist also durch diesen Inhalt erst vermittelt, sonst gar nicht vorhanden[1]). Das Bewusstsein erwacht nur am sinnlich Gegebenen und ist nur mit solchem als seinem Inhalt denkbar. Das subjektive Empfinden ist keine Tätigkeit eigener Art, sondern eben nur ein mit solchem Inhalt erfülltes Bewusstsein. Warum soll es daher nicht zulässig sein, das tatsächlich bewusst Empfundene in aller seiner unmittelbaren und ursprünglichen Bestimmtheit ganz als das und ganz so, wie es sich ankündigt, gelten zu lassen? Mit welchem Rechte wird dieser unmittelbare bewusste Empfindungsinhalt bloss deshalb, weil er naturgesetzlich an Vorgänge im Innern des Leibes geknüpft ist, als unwirklich, als luftiges Bild, Phantasma gedacht? Ist denn unser ganzer Leib mit allen seinen Organen nicht auch blosser Empfindungsinhalt?

Ob der Bewusstseinsinhalt als solcher subjektiv oder objektiv sei, ist eine Frage, die gar keinen Sinn hat. Im Bewusstsein als sein Inhalt ist nun selbstverständlich die ganze Welt, wie sie leibhaftig im Raum und in der Zeit vor uns steht, und das Wo der einzelnen Empfindung (als Empfindungsinhalt) ist in Wirklichkeit ganz dort, wo es

[1]) Vgl. hierzu SCHUPPE, erkenntnistheoretische Logik, 1878 Kap. IV.

nach früherer Theorie nur zu sein scheint oder wohin es erst projiziert wird[1]).

Und diese Betrachtungsweise hat weit über die engeren Kreise der Vertreter der immanenten Philosophie hinaus, von denen sie lebhaft verteidigt wird[2]), Anerkennung gefunden. So vertritt etwa RICKERT in ähnlicher Begründung und gleicher Konsequenz die Annahme, dass die sinnlichen Qualitäten der körperlichen Welt unserer Erfahrung zugehören und in keinem Sinne für weniger real gehalten werden dürfen als die Quantitäten. Erfahrung ist allerdings immer nur in bezug auf ein Bewusstsein möglich; aber dies Bewusstsein ist nicht mit dem empirischen Subjekt identisch, das vielmehr selbst ein Phänomen für das erkenntnistheoretische Ich ist.

Denn der Begriff dieses entsteht, wenn wir aus dem Ich, das wir zunächst als Subjekt in irgend einem Sinne bezeichnen, fortschreitend alles ausscheiden, was als Inhalt oder Objekt angesehen werden kann. Das Ende der so aufstellbaren Reihe von Subjektbegriffen ist dann das Bewusstsein im Gegensatz zu allem Inhalt, und von ihm kann man nichts weiter sagen, als dass es sich seines Inhalts bewusst ist. In diesem Begriff steckt dann nichts mehr, was Objekt werden kann und sein Begriff ist lediglich als ein Grenzbegriff zu verstehen. Und zwar muss offenbar auch alles, was das Bewusstsein zu meinem Bewusstsein macht, wenn es sich um den Begriff des Bewusstseins im Gegensatz zu seinem Inhalt handelt, als Bewusstseinsinhalt zum Objekt gerechnet werden. Dieses Bewusstsein oder erkenntnistheoretische Subjekt nimmt auch nicht die Wahrnehmungen wahr, fühlt nicht die Gefühle, will den Willen nicht; das Wahrnehmen ist ebenso wie das Wahrgenommene, das Fühlen ist ebenso wie das Gefühlte, das Wollen ist ebenso wie das Gewollte dem Objekt zuzuweisen oder Bewusstseinsinhalt. Es ist ein namenloses, allgemeines, unpersönliches Bewusstsein, das so als letztes Glied der Subjektreihe übrig bleibt[3]).

Diesem Bewusstsein ist nun die ganze Welt immanent; aber eben deshalb kann aus diesem Umstand keine Berechtigung für eine Scheidung der verschiedenen Bewusstseinsinhalte bezüglich ihrer Realität folgen. Die Aussenwelt ist kein Phänomen für das einzelne psycho-physische Subjekt.

---

[1]) Die Bestätigung des naiven Realismus. Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie XVII, 368.

[2]) Vgl. z. B. REHMKE, Die Welt als Wahrnehmung und Begriff 1880, SCHUBERT-SOLDERN, Grundlagen der Erkenntnistheorie 1884, sowie die Abhandlungen in den erschienenen Bänden der Zeitschrift für immanente Philosophie.

[3]) Gegenstand der Erkenntnis², 1904, 24 f.

Diesem ist sie vielmehr mit allen ihren Eigenschaften volle Wirklichkeit. „So geläufig auch die Ansicht noch sein mag, dass Licht erst durch ein Auge wirklich wird, so widersinnig ist sie unter erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten.“ Die Spaltung der Welt in ein primäres quantitatives und ein sekundäres qualitatives Sein ist nur möglich, solange die physiologische Subjektivität nicht von der erkenntnistheoretischen sorgfältig geschieden ist. Ist das aber geschehen, dann kann man wohl behaupten, dass die Sinnesqualitäten im erkenntnistheoretischen Sinne subjektiv sind; aber das gilt von allen Gegenständen unserer Erfahrung mit Einschluss unserer Sinnesorgane und Gehirne; für die Erfahrungswissenschaften sind sie deshalb doch objektive gegebene Wirklichkeit. Muss doch geradezu die Physiologie sowohl die Sinnesorgane als auch die in ihrer Umgebung befindlichen Körper schon als qualitativ bestimmte Dinge voraussetzen, und zwar so, wie sie der Erfahrung unmittelbar als Wirklichkeiten gegeben sind; denn als reine quantitative Atomkomplexe, ohne alle qualitative Differenzen, besässen die Sinnesorgane gerade für den Physiologen keine der Eigenschaften, aus denen ihre Fähigkeit zur Übertragung der Reize nach dem Gehirn verständlich wäre. Die Sinnesorgane und das Gehirn würden vielmehr anderer Sinnesorgane und eines anderen Gehirns bedürfen, um zu den qualitativ bestimmten Dingen zu werden, als die wir sie kennen, und das gäbe einen sinnlosen regressus in infinitum[1]).

Dieser strenge Phänomenalismus, in welchem ein von einem Bewusstsein unabhängiges Sein keine Stelle findet, hält gleichwohl daran fest, dass die sinnlichen Qualitäten als ein von unseren Organen und den empfindenden Organismen prinzipiell Unabhängiges, im Raume Befindliches angesehen werden dürfen. Die Tatsache der Relation der Empfindungen zu einem Bewusstsein ist sowenig geeignet, ihre Irrealität zu beweisen, dass sie vielmehr geradezu die voll-

[1]) ib. 43.

gültigste Garantie ihrer empirischen Wirklichkeit ist. So bestätigt auch diese erkenntnistheoretische Einsicht nur, was sich aus der Beobachtung der Erfahrungswissenschaften ergeben hatte: Weder die physikalische noch die physiologische Forschung, noch die philosophische Selbstbesinnung nötigt dazu, den Dingen, welche das Reich unseres Weltbildes erfüllen, die qualitativen Eigenschaften abzusprechen.

Fasst man alle Gründe, die in der Richtung dieser Behauptung liegen, zusammen, so muss ein unbefangenes historisches Urteil doch wohl zugeben, dass in der Bewertung der Lehre von der Subjektivität der Empfindungen sich eine entschiedene Wendung angebahnt hat; die allgemeine Anerkennung, die sie lange Zeiten hindurch getragen hat, scheint erschüttert. Die Verschiebung in der Auffassung der mechanischen Naturerklärung, die namentlich in dem Herausarbeiten eines reinen energetischen Weltbildes, sowie des positivistischen Wissenschaftsideals im Sinne von Avenarius sich geltend macht, die aus den Kreisen der Physiologie selbst hervorgehende Opposition gegen das Gesetz von den spezifischen Sinnesenergien, die Ausbildung eines rein erkenntnistheoretischen Begriffes des Bewusstseins: Alles das bereitet eine Möglichkeit vor, den Sinnesqualitäten eine neue Stellung und Bedeutung im System der Erkenntnis zuzuweisen.

Unter dem Eindruck dieser Entwicklung erwächst dem systematischen Denken aufs neue die Pflicht, in eine Erörterung der Gründe einzutreten, welche zu einer Erschütterung dieser fast zum Dogma gewordenen Lehre geführt haben. Ein Versuch, welcher die Auffassung des Sinnesqualitäten als bloss subjektiver Bewusstseins- oder Nerven-Reaktionen gegen auftreffende Reize in Zweifel zieht, ist nicht mehr dem Verdacht ausgesetzt, in einen naiven Realismus zurückzufallen. Es ist schon bemerkt, dass dieser sogenannte naive Realismus überhaupt keine klare Theorie, sondern ein willkürliches Gemenge von Anschauungen sehr verschiedener Durchbildung und Wertigkeit darstellt. So kann die Ein-

sicht, dass die empfundenen Qualitäten durch die Tätigkeit und den Bau unserer Sinne bestimmt und daher in erster Linie von ihnen in Abhängigkeit gedacht werden müssen, niemals mehr aufgehoben werden und unter ihrer Voraussetzung rückt die sinnliche Wahrnehmung in eine ganz andere Beleuchtung, ergibt sich eine Reform des natürlichen Weltbildes, die sehr wohl mit der durch die kopernikanische Kosmologie eingeleiteten Revolution unserer astronomischen Vorstellung verglichen werden kann. Aber wie die neue Lehre von unserem Planetensystem letzthin nur die Erkenntnis der wahren Ordnung der Wirklichkeit ist, deren Elemente als solche unverändert in ihrem Bestande erhalten bleiben, so darf vielleicht auch die Kritik der sinnlichen Wahrnehmung nur den Wert der Auflösung eines perspektivischen Scheines beanspruchen. Dass sie, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus angesehen, notwendig zu einer ausschliesslichen Subjektivität der Qualitäten führt, kann jedenfalls jetzt nicht mehr ohne besondere Beweisführung behauptet werden; denn die Frage nach dem Realitätswert der sinnlichen Qualitäten ist aufs neue der Diskussion ausgesetzt; sie ist wiederum zu einer wissenschaftlichen Streitfrage geworden.

Berichterstattung.

I.

Besprechungen.

Kühnemann, Eugen, Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung. Leipzig, Dürr 1902. 327 S. Preis 2 M. (Philosophische Bibliothek Band 103.)

Die Grösse der klassischen Literatur am Ausgange des 18. Jahrhunderts beruht darin, dass sie den Deutschen eine neue Welt und Lebensansicht gegeben hat, dass in ihr der Ertrag einer neubegründeten Philosophie als eminent wirksames Kulturmoment erscheint. Deshalb aber ist das volle Verständnis dieser Literatur nur dem erschlossen, der ihre philosophische Grundlage kennt. Zur Einführung sind die Abhandlungen Schiller's, die mit solidester philosophischer Arbeit künstlerische Einheit und Freiheit verbinden, ganz vorzüglich geeignet; es ist deshalb zu begrüssen, dass neuere Lehrpläne für höhere Schulen die Beschäftigung mit ihnen vorschreiben.

Dazu nun soll die vorliegende Auswahl ein Hilfsmittel sein. Der Text, der einige Aufsätze ganz, andere gekürzt und ausserdem noch einige philosophische Gedichte und Sprüche zum Abdruck bringt, ist nicht mit Noten und Erläuterungen belastet. Die Einführung in den Geist und in das Verständnis dieser durchaus nicht leichten Schriften ist einer ausführlichen Einleitung zugewiesen. Sie lehnt sich an die früheren Kühnemann'schen Arbeiten über Schiller als Philosophen an, sie ist flott geschrieben und interessant zu lesen, vielleicht wäre aber doch an dieser Stelle ein wenig mehr Nüchternheit und Schulmässigkeit nicht unangebracht. Zwei vorzügliche Register werden die Brauchbarkeit des Buches erhöhen.

Leipzig. Paul Schumann.

Dessoir, Max, u. Menzer, Paul, Philosophisches Lesebuch. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1903. VIII. 258 S.

Die Herausgeber sind der Ansicht, dass auf dem Gebiete der Philosophie geschichtliche Kenntnisse zum Wesen der Sache gehören und nicht zu entbehren sind, dass aber umformende Berichte wenn irgend möglich ausgeschaltet werden müssen. Ihr Buch soll deshalb denen, die Neigung zum Studium der Philosophie treibt, eine erste Auswahl bieten und den Studierenden die Vorlesungen über Geschichte der Philosophie illustrieren. Eine weitere und wichtige Verwendung des Lehrbuches denken sich die

Verfasser als Geschenk der Zukunft, nach der Einführung der philosophischen Propädeutik in den Lehrplan aller höheren Schulen. Selbstverständlich war eine sehr strenge Auswahl notwendig, von nur siebzehn Philosophen sind Fragmente dargeboten worden; sie sind aber nicht beliebig aneinandergereiht, sondern stehen in einem erkenntnis-theoretisch bestimmten, inneren Zusammenhange, wie sie auch inhaltlich diesem Gebiete der Philosophie angehören. Von psychologischen und ästhetischen Abschnitten ist vorläufig abgesehen worden, aber nur durch diese, in mancher Hinsicht bedauerliche Einseitigkeit ist es möglich gewesen, eine innere Geschlossenheit zu erzielen. Eine Erweiterung des Planes ist beabsichtigt. Vermisst habe ich Nietzsche in der Reihe der behandelten Philosophen. Unsere studierende Jugend, der das Buch hauptsächlich dienen soll, wird durch mannigfache Anlässe mit Gewalt zu ihm hingedrängt, ein Abschnitt mit einem kritischen Exkurs wäre deshalb auch in dem Lesebuche berechtigt, zumal Nietzsche, ohne Führer genossen, abstossen oder auch bedenklich in die Irre führen kann.

Auf die Schwierigkeit der Stücke haben die Herausgeber keine Rücksicht genommen; Hilfen zum Verständnis sollen die Erläuterungen bieten, die zwar nicht etwa die Gedanken ins Populäre übertragen, sondern durch reiche Beziehungen und mannigfache Hinweise, durch begriffs-geschichtliche Exkurse u. dgl. den Geist zum Nachdenken anregen und leiten. Eine Verwendung in den akademischen Übungen würde ich nicht empfehlen; es erscheint mir immer noch die Behandlung eines ganzen Werkes nutzbringender. Schon mancher hat in dem einen Philosophen seinen Führer gefunden fürs Leben.

Der Abdruck ist musterhaft, ebenso die von Menzer angefertigten doppelten Register.

Leipzig. Paul Schumann.

Locke, John, Versuch über den menschlichen Verstand. 3. Band. Übersetzt und erläutert von Kirchmann, bearbeitet von Siegert. Leipzig, Dürr, 1901. 381 S. 3 Mark. Philosophische Bibliothek Band 76.

Der zweite Band des Locke'schen Werkes ist erst verhältnismässig spät dem 1. Bande in neuer Bearbeitung nachgefolgt. Es ist dies ein untrügliches Zeugnis dafür, dass die meisten Menschen wirklich nicht über die Lektüre des ersten Buches von Locke's Versuch über den menschlichen Verstand hinauskommen, ein Umstand, der allein das allgemeine Urteil über Locke als einen ausgesprochenen Sensualisten erklärt. — Der Druck ist revidiert, die Ausstattung ist besser geworden.

Leipzig. Paul Schumann.

Ziehen, Theodor, Die Geisteskrankheiten des Kindesalters mit besonderer Berücksichtigung des schulpflichtigen Alters. Berlin, Reuther und Reichardt 1902. 1 M. 80. 79 S. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädag. Psychologie und Physiologie herausgegeben von Schiller und Ziehen. V. Band 1. Heft).

Die ausserordentlich dankenswerten, klaren Ausführungen von Ziehen sind noch nicht abgeschlossen, sie sind auf 3 Hefte berechnet, von denen

bis jetzt nur das erste vorliegt. Es mag mir gestattet sein, nach Vollendung des Ganzen erst näher auf seinen Inhalt einzugehen.

Leipzig. PAUL SCHUMANN.

Vorländer, Karl, Geschichte der Philosophie. I. Band: Philosophie des Altertums und des Mittelalters. II. Band: Philosophie der Neuzeit. Leipzig, Dürr, 1903. X und 292 S. VIII und 539 S. 6 M. 10 Pf. (Philosophische Bibliothek Band 105/106).

Die Vorzüge dieses Buches liegen in dem grossen Stoffreichtum, in der auch kleinere Geister berücksichtigenden Vollständigkeit, in der Genauigkeit des biographischen und bibliographischen Momentes, vor allem aber in der eingehenden Darstellung der Philosophie der Neuzeit bis auf die jüngste Gegenwart und in der, einer Neigung des Verfassers entspringenden liebevollen Berücksichtigung der philosophischen Entwickelung des Sozialismus und verwandter Erscheinungen. Mit diesen Vorzügen sind untrennbar einige Mängel verbunden, die besonders deutlich vortreten, wenn man den Plan des Verfassers. wie er im Vorwort ausgesprochen ist, sich vor Augen hält. VORLÄNDER hatte ursprünglich die Absicht, für die „Philosophische Bibliothek" einen kurzen Abriss der Geschichte der Philosophie zu schreiben, der geeignet schiene, den endgültig veralteten „Schwegler" zu ersetzen. Bei der Ausführung des Planes wich aber die summarische Behandlung einer ins einzelne gehenden Darstellung, die die ganze Entwickelungsgeschichte der Philosophie umfasste. Um aber den geplanten Umfang des Buches nicht um noch mehr als das Doppelte zu überschreiten, musste die ungeheuere Stofffülle in einen so engen Rahmen gepresst werden, dass darunter die Darstellung notwendig leiden musste. Dies um so mehr, je weiter der Verfasser sich der Gegenwart nähert. Viele Seiten der Darstellung der neuesten Philosophie sind nur ein Gemengsel aus Namen und Büchertiteln, die Charakteristik ist teilweise nur dem schon Eingeführten verständlich. Dazu kommt, dass Verf. nicht die Energie hat, den Ballast des Nebensächlichen und Minderwichtigen auszuscheiden, dass er sich auch in der Darstellung einer individuellen Entwicklung zu leicht ins Detail verliert, ohne eine nur aus den tatsächlich notwendigen Gliedern geschmiedete Gedankenkette herzustellen.

Als Beispiel führe ich die Darstellung KANT's an, die trotz ihrer Ausführlichkeit kein klares Bild seiner Geistesarbeit gibt und zur Einführung vor allem nicht geeignet ist. Es wird daher einem Studierenden oder einem philosophisch-interessierenden Gebildeten — für die das Buch hauptsächlich bestimmt sein soll — nicht leicht werden — sich hindurchzuarbeiten und aus ihm einen wirklichen Einblick in die Entwicklung zu gewinnen.

Als Handbuch beim Studium wird VORLÄNDER's Geschichte der Philosophie, um der eingangs erwähnten Vorzüge willen, gute Dienste leisten können.

Leipzig. PAUL SCHUMANN.

B. Varisco, La Conoscenza. Studi. Pavia, Bizzoni, 1904. Paralipomeni alla Conoscenza. Pavia, Bizzoni, 1905.

Die vorliegenden Werke enthalten eine erkenntnistheoretische Rechtfertigung des philosophischen Systems des Verfassers, und wie dieses

System realistisch ist, so ist es auch die Erkenntnistheorie als seine Grundlage. Der Beweis der Existenz einer äusseren, von unserem Bewusstsein unabhängigen Wirklichkeit besteht nicht im Inhalt, sondern in der Eigenart unserer Empfindungen, die uns von einer Kraft auferlegt sind, welche in unserem Bewusstsein nur als seine Grenze existiert. Etwas ausser uns existiert, insofern wir von Etwas ausser uns bestimmt und gezwungen werden. Man kann das Wirkliche definieren als eine Tätigkeit, welche fähig ist, uns zu modifizieren. Freilich ist das Wirkliche sehr verschieden von der Form, in welcher es uns erscheint, und es muss notwendigerweise keine Aehnlichkeit bestehen zwischen dem Inhalt der Vorstellungen und den vorgestellten Dingen. Es würde aber ungerechtfertigt sein, zu behaupten, dass das innere Wirkliche, das Ich unseres Bewusstseins, bloss phänomenal sei und das Ich an sich unerkannt und unerkennbar bleibe. Das Ich, wie jeder psychische Zustand, insofern er existiert, ist absolut, und absolut ist die Erkenntnis, welche es von sich selbst hat. Das aber schliesst nicht aus, dass das Ich die Bedingung seiner Existenz in einer äusseren Wirklichkeit haben und so einen Anfang und ein Ende zeigen kann. Diese zentrale Stellung der ersten Person, des einzigen Ich, insofern es sich selbst erkennt wie es ist, bildet die Grundlage der realistischen Erkenntnistheorie von Professor Varisco (La Con., s. 23). Die Wirklichkeit des subjektiven Geschehens schliesst in sich ein die Wirklichkeit der Zeit, weil die Aufeinanderfolge der psychischen Zustände ein Erlebnis ist wie jedes andere psychische Erlebnis, und die Wirklichkeit des Raums, welche nichts anderes als die Wirklichkeit der Verhältnisse der Dinge mit uns und zwischen ihnen ist.

Auf Grund solcher Prinzipien unterzieht der Verfasser einer eingehenden und scharfsinnigen Kritik die idealistische Philosophie, welche logischerweise in den Solipsismus geraten muss, weil die Beweisgründe des Idealismus, wenn sie gegen die äussere Wirklichkeit gültig wären, auch jedes andere Bewusstsein ausschliessen müssen ausser dem Bewusstsein des denkenden Subjekts. Eine andere sonderbare Folge des Idealismus ist, dass er das ganze bewusste Leben auf einen Augenblick konzentriert, weil es unmöglich ist, ihn mit der unbestreitbaren Tatsache der Erinnerung zu versöhnen. In der Tat, wenn wir Erinnerungen haben, erstreckt sich die Erkenntnis auf vergangene Erlebnisse, welche, insofern sie vergangen sind, nicht mehr Erlebnisse bilden, d. h. sie trifft in einem Bewusstseinszustand etwas, das nicht mehr solcher Bewusstseinszustand ist, das auf etwas anderes sich bezieht. Und so besteht kein Grund mehr, der verböte, dass jenes etwas sich auf von unserem Bewusstsein unabhängige Dinge oder Tatsachen beziehe (s. 62—6).

Es ist wichtig, die Stellung zu untersuchen, welche in dieser realistischen Erkenntnistheorie den Ideen zukommt. Im Gegensatz zu Berkeley beweist Professor Varisco, dass die Ideen feststehende und allgemeine Vorstellungen sind, d. h. Vorstellungen, die immer als dieselben wiederentstehen können und ein oder mehrere unbestimmte Elemente in sich einschliessen (s. 76). Der logische Prozess, welcher an den Ideen ausgeführt wird, bildet die reine Beweisführung, deren wesentliche Eigenart in der logischen Notwendigkeit der Folgerungen besteht. Daraus lässt sich nicht auf das Erfordernis apriorischer Formen des Denkens schliessen. Nach der Meinung des Verfassers ist freilich ein apriorisches Element notwendig, aber dieses Element kann auf eine blosse psychische Potentialität zurückgeführt werden. Die logische Notwendigkeit ist nicht von der Entstehung der Ideen, sondern von ihren Eigenschaften abhängig (s. 79 ff.). Demnach sind die analytischen Urteile notwendig, im Gegensatze zu den

rein syntetischen Urteilen, welche einen bloss konventionellen Wert besitzen und ohne Widerspruch geleugnet werden können. Das Prinzip des Widerspruchs selbst bedeutet die einzige Bedingung, welcher das Denken in seinem logischen Verfahren gehorchen muss (s. 97 ff.). So sind die physischen Postulate nichts anderes als Begriffe, um die Verhältnisse zu bezeichnen, die zwischen gegebenen empirischen Tatsachen bestehen, Begriffe, die wir benutzen, um in unsere Erkenntnis Ordnung zu bringen. Daraus ergibt sich, dass in der Wissenschaft die Vernunft eine bloss vermittelnde Aufgabe ausführt, und dass für sie jene Postulate ganz unbegreiflich und unerklärlich bleiben. Infolgedessen ist die Wissenschaft nicht imstande, die Vernünftigkeit der Natur zu beweisen, sondern sie beweist, dass diese unserem Denken unzugänglich ist (s. 143 ff.), d. h. dass es eine, von unserem Denken unabhängige Wirklichkeit gibt.

Auf dieser erkenntnistheoretischen Grundlage bildet der Verfasser seine Metaphysik. Die Erkenntnistheorie hat die Existenz einer äusseren Wirklichkeit bewiesen; die Natur dieser Wirklichkeit zu bestimmen, das ist — nach der Meinung des Verfassers — die Aufgabe der Metaphysik. Die äussere Welt umfasst zwei grosse Gebiete: das unorganische oder physische und das organische oder biologische. Merkmale der ersten sind der Determinismus und die Unvernünftigkeit. Wir können nicht eine rationelle Erklärung der Aufeinanderfolge der Tatsachen geben, sie schliessen in sich ein eine Notwendigkeit, die nicht logisch ist: diese irrationelle Notwendigkeit nennen wir Kausalität. Der Determinismus der Tatsachen ist nur von den Tatsachen selbst und von den Umständen abhängig, nicht von irgend einem äusseren Gesetze. Die Beharrlichkeit der Gesetze ist von gewissen beharrlichen Eigenschaften des Wirklichen abhängig (s. 180). Es ist dann zu bemerken, dass das physische Geschehen ein Geschehen zwischen mehreren Dingen ist, und im Grunde auf die Verhältnisse zwischen den letzten Bestandteilen der äusseren Wirklichkeit zurückgeführt werden kann. Diese letzten Bestandteile, die physisch unveränderlich bleiben, sind nach der elektromagnetischen Theorie die Elektronen. Aber diese physische Unveränderlichkeit der Elektronen schliesst die Möglichkeit innerer Veränderungen nicht aus, die sich ohne irgend einen Verbrauch physischer Energie ereignen können, und eben in dieser inneren Veränderlichkeit der letzten Bestandteile des Wirklichen besteht — nach der Meinung von Professor Varisco — die psychische Potentialität. Wenn eine solche Potentialität den äusseren Stössen (Eindrücken) gegenüber eine Gegenwirkung ausübt, dann wird sie Aktualität und gestaltet sich in ein psychisches Leben um. So kann man die Ideen und alle höheren geistigen Fähigkeiten als Erzeugnisse der allmählichen Entwicklung dieser ursprünglichen Potentialität erklären, die sich zugleich als empfänglich für die äusseren Eindrücke und als tätig in den Gegenwirkungen zeigt.

Die biologischen Erscheinungen werden in dieser Theorie auf den mechanischen Determinismus zurückgeführt, für die Zweckmässigkeit gibt es keinen Platz mehr, dieselben Gesetze, welche das physische Geschehen beherrschen, bestimmen auch die Entstehung und Entwicklung der Organismen. Aber das Bewusstsein, welches mit der Zweckmässigkeit den zweiten Hauptcharakter der organischen Welt bildet, bewahrt seine vollständige Eigenart, infolge deren es unmöglich als eine physische Erscheinung betrachtet werden kann. Obwohl die psychischen Erscheinungen keinen Einfluss auf das physische Geschehen ausüben können, und obwohl man das psychische Leben als absolut vom biologischen Leben abhängig betrachten muss, bleibt es doch etwas absolut Ursprüngliches. Daraus braucht man nicht auf die bekannte Lehre des psychophysischen

Parallelismus zu schliessen. Freilich existiert ein psycho-physischer Zusammenhang, aber dieser Zusammenhang kann nur in einer realistischen Weltanschauung seine Erklärung finden. Als metaphysische Theorie ist der psycho-physische Parallelismus unhaltbar, weil er das Subjekt in eine blosse Erscheinung umwandelt, und ein unbekanntes Etwas voraussetzt, das ausser der Erfahrung ist und demnach nicht bewiesen werden kann. Nur mit dem Realismus verbunden, wird er rationellerweise begründet, indem man die, von der elektromagnetischen Theorie bestätigte Hypothese annimmt, dass die psychischen Erscheinungen innere Veränderungen der physischen Bestandteile sind.

In diesem Werke können wir einen negativen und einen positiven Teil unterscheiden, die Kritik anderer Theorien und den Aufbau des eigenen philosophischen Systems. Die eingehende und scharfsinnige Kritik, welche der Verfasser gegen die idealistische Metaphysik wendet, beweist die Unhaltbarkeit jedes Idealismus; dieser muss notwendigerweise in den Solipsismus geraten. (S. auch Paralipomeni alla Conoscenza: Unbewusster Solipsismus, und Idealistische Metaphysik.) Dem Indeterminismus einiger französischer Philosophen gegenüber, die, wie Bergson, Boutroux, Renouvier, Milhaud, die Zufälligkeit der natürlichen Gesetze zu beweisen versucht haben, hält Professor Varisco einen strengen physischen Determinismus aufrecht, obwohl er den physischen Postulaten einen bloss konventionellen Wert zuschreibt. Nach seiner Meinung sind die Tatsachen nicht von Gesetzen, sondern von den Umständen bestimmt (Paral. alla Con., S. 82).

Man könnte vielleicht die philosophische Richtung des Verfassers einen spekulativen Positivismus nennen, weil er nur auf wissenschaftlichen Grundlagen die Philosophie begründen will, und die Kritik der als Grundlagen gegebenen Tatsachen als eine unumgängliche Voraussetzung jedes wahren Philosophierens betrachtet. Aber man kann nicht leugnen, dass es schwierig ist, mit den streng positivistischen Prinzipien die Hypothese über die letzten Bestandteile des Wirklichen in Uebereinstimmung zu bringen. Freilich den älteren monadologischen Systemen eines Leibnitz oder eines Herbart gegenüber kann diese neue psycho-physische Monadologie einen viel grösseren wissenschaftlichen Wert beanspruchen, weil sie in keinen Widerspruch mit den Tatsachen gerät und auf eine physische Hypothese gestützt wird. Aber sie bleibt immer eine metaphysische Konstruktion, die durch das in der Erfahrung Gegebene nicht bewiesen werden kann. Sie überschreitet die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, weil wir niemals imstande sein werden, die Existenz jener letzten innerlich psychisch veränderlichen und äusserlich physisch unveränderlichen Bestandteile des Wirklichen zu erfahren. Doch wird diese neue Weltanschauung eines der genialsten Erzeugnisse des gegenwärtigen philosophischen Denkens bleiben.

Florenz. Guglielmo Salvadori.

Gustav Class, Die Realität der Gottesidee, München 1904, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 94 S. 2,— M.

Das Bemühen des Verf. geht dahin, den Gedanken Kants von dem transzendenten Charakter der Gottesidee im positiven Sinne zu revidieren, ohne dabei auf den unkritischen ontologistischen Standpunkt Hegels zu geraten. Das Resultat ist der Erweis der Realität der Gottesidee. Dieser

Erweis hat übrigens weniger für das religiöse Bewusstsein (den Glauben) Wert, als für die Philosophie selbst, die anderenfalls ihrer Krone beraubt sei.

In der Welt scheint nur die faktische Notwendigkeit zu herrschen: es ist so, wie es ist. Das Denken verlangt aber eine vernünftige Notwendigkeit: es ist so, weil es so vernünftig ist. Dabei erst kommt das absolute Recht des Gedankens über die blosse Tatsache zum Ausdruck. Die faktische Notwendigkeit war das Resultat eines nur relativen, weil auf die gegebenen Tatsachen bezogenen Postulierens seitens des Denkens, das zu diesem Zwecke die Kategorien besonders der Substanz und der Kausalität bildet. Das absolute Postulieren sieht aber ab vom Gegebenen, von Vielheit und Mannigfaltigkeit, bezieht also die Kategorien auf die Welt als Ganzes und gelangt so zu den Begriffen der absoluten Substanz und der absoluten Kraft, die zusammen mit dem vernünftigen, absoluten Denken den absoluten Geist ausmachen. Gott zu denken ist mithin eine Notwendigkeit unseres Denkens, aber im Denken bleibt zunächst der Vorgang beschlossen. Als Realität wird diese Gottesidee erwiesen durch den dem kategorischen Imperative („du sollst") entsprechenden kategorischen Indikativ („es wird gehen"). Diese „Zusage", dass die Welt der blossen Tatsachen für den Geist kein unüberwindliches Hindernis bildet, kann nicht vom menschlichen Geiste, sondern nur vom absoluten Geiste stammen (unhistorische Offenbarung Gottes). Zu einer Erkenntnis des (ethischen) Charakters Gottes gelangen wir mit Hilfe der providentiellen Persönlichkeiten, insbesondere Christi, dessen einzigartige Persönlichkeit in uns das Vertrauen weckt, dass er die geistige Anschauung von Gott wirklich besessen hat, die allen anderen Menschen fehlt, dass insbesondere die Gesinnung, die er sterbend hegt, die Gesinnung Gottes gegen die Menschen ist, dass also der absolute Geist zugleich Liebe ist, was festzustellen dem spekulativen Denken allein unmöglich ist (Handeln Gottes in der Geschichte des menschlichen Geistes, historische Offenbarung).

Es ist gar kein Zweifel, dass die Ausführungen des Verf. in hohem Grade interessant und sehr wert sind, nachgedacht zu werden. Das gilt besonders von seinem „kategorischen Indikativ" und seiner Theorie der providentiellen Persönlichkeiten. Eine weitergehende Verständigung dürfte jedoch nur für den möglich sein, der sich mit dem Verf. auf dem Boden seiner vorausgesetzten früheren Schrift „Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes" zusammenfindet. Für jeden nicht spekulativen Denker haben die Darlegungen bei aller Eigenart und Interessantheit keine zwingende Kraft.

Schneeberg (Sachsen). WALTHER REGLER.

E. H. Schmitt, Die Gnosis, Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur, 1. Band: Die Gnosis des Altertums. Leipzig, 1903, Eugen Diederichs. 627 und VII Seiten, br. 12,— M.

Schon aus dem Untertitel geht hervor, dass der Verf. keineswegs eine wissenschaftliche Geschichte des Gnostizismus zu geben beabsichtigt. Er fühlt sich vielmehr in seinem Buche in erster Linie als prophetischer Mitarbeiter am Zustandekommen einer neuen religiösen Kultur. Die Tendenz des Werkes ist also durchaus praktischer Art. An Stelle der gelehrten Barbarei unserer Zeit, die ein reiches Wissen, aber keine Einsicht in den inneren organischen Zusammenhang des Wissensmaterials, also auch keine

Wissenschaft, keine „Erkenntnis“ habe, und an Stelle der Halbtierheit unserer Welt, deren Grundtriebe Rache und Vergeltung seien, sollen wir die Gnosis erstreben, d. h. die Anschauung der Tatsachen des eigenen inneren Lebens und durch diese und in dieser die Einsicht in den Zusammenhang der Stufenleiter aller Erscheinungen, oder, was dasselbe ist, die Erkenntnis von der Gotthaftigkeit des Menschen, von der Einheit des Ich mit dem Universum, und sollen es als unsere Aufgabe betrachten, die umdunkelte, halbtierische Menschheit zu erlösen aus der Nacht, indem wir sie zur Anschauung der lebendigen inneren Unendlichkeit erwecken. Da nun den Modernen das „lichte, reine Griechenauge der Gnosis“ fast ganz fehlt, wie ja unser Zeitalter „im Agnostizismus gipfelt“, kann es sich zunächst nur darum handeln, die alte gnostische Gedankenwelt im modernen Geiste wieder zu erzeugen; denn sie ist wirklich schon im Besitze jenes einheitlichen Erkennens gewesen, wenigstens in seinen grossen Zügen, dem die modernen Gnostiker (Leo Tolstoj, Gebrüder Hart, Br. Wille u. a.), ohne zu wissen, dass sie solche waren, als Ideal ihrer Bestrebungen entgegenringen. Vorläufer des neuen Weltgedankens sind vor allem die griechischen Philosophen, die Essener, Philo usw., sein Bringer ist Christus, „das Weltenlicht der Gnosis“. Mit ihm hat das Erkennen einen ganz neuen Sinn bekommen: es ist keine blosse subjektive Funktion und kein Erkennen äusserlicher Gegenstände, sondern Selbstanschauung; in sich, im „inneren Menschen“ erkennt der Mensch alle „geistige Fülle“, das Unendliche, das Göttliche lebendig, und damit die Einheit des eigenen Geistes mit dem All, im Selbsterkennen entschleiert sich das Allerkennen. Den Hauptteil des Buches nimmt sodann die Darstellung der einzelnen gnostischen Lehrer und Schulen von den Evangelien bis auf Mani ein. Der Verf. ist der Ansicht, dass seine Darstellung gegenüber dem bisherigen „gedankenlosen Schematisieren“ die wirklich richtige sei: den Gnostikern kann nur ein Gnostiker gerecht werden. — Sich mit dem Buche wissenschaftlich auseinanderzusetzen, ist nicht gut möglich; es ist ja keine vorurteilslose Untersuchung, und den „magischen Schlüssel der Gnosis“ besitzt Ref. nicht wie der Verf. Treffliche und sympathische Gedanken fehlen durchaus nicht; nur ist es nicht leicht, sie aus der Unzahl symbolischer und metaphysischer Redewendungen und den Räsonnements herauszufinden; der Verf. spricht fast nur in Bildern. Interesse beansprucht das Buch aus zwei Gründen. Es zeigt einerseits, wie gross der Ueberdruss über die ausschliessliche Spezialwissenschaftlichkeit und wie stark das Verlangen nach einer einheitlichen Weltanschauung wieder geworden ist, so dass man nicht davor zurückscheut, mit Verachtung der herrschenden „gelehrten Barbarei“ Weltanschauungen zu erneuern, die man längst begraben glaubte. Das andere ist der starke religiöse, häufig ins Mystische spielende Zug, der etwas für unsere Zeit Typisches zu werden scheint. — Die Ausstattung ist gut; doch fehlt es nicht an Druckfehlern; aber Origines S. 139. 140 u. 535ff. statt Origenes ist ein solcher nicht!

Schneeberg (Sachsen). Walther Regler.

Jul. Baumann. Anti-Kant. Mit Benutzung von Tiedemanns „Theätet“ und auf Grund jetziger Wissenschaft. Gotha. Andreas Perthes 1905.

In dieser Schrift wird Kant durch einen seiner Zeitgenossen widerlegt. Baumanns Bemühungen liegt aber eine Illusion zugrunde. Die exakten Wissenschaften sollen in den Bahnen Tiedemanns fortschreiten und sich von Kants Lehren entfernen. Wenn indessen moderne Auffassungen Tiede-

mann wirklich näher stehen sollten als Kant, so würde das für den tatsächlichen Fortschritt und seine Beziehungen zu dem Königsberger ohne jede Bedeutung bleiben. Exakte Wissenschaften gehen in solchen Bahnen, wie sie Kant feststellt; streng genommen können sie mit Kant in keinen Konflikt kommen; seine Kritik behandelt geradezu ihre Kriterien als einen Massstab, an dem die Versuche der Metaphysik gemessen werden. Nur im Felde der Metaphysik ist ein Konflikt zwischen Kant und unserer Zeit möglich. Und in dieser Hinsicht begegnen uns allerdings bei Tiedemann dieselben Missverständnisse, die nun ein Jahrhundert der Würdigung einer Lehre entgegenstehen, ohne die es Metaphysik als systematische Wissenschaft gar nicht geben kann. Wo die Mathematik prinzipielle Fragen streift, hat sie vielfach Kant'sche Grundlehren ignoriert; für den eigentlich mathematischen Betrieb ist das so wenig von Bedeutung, wie etwa irrige Beurteilung der Analogien der Erfahrung für die Physik. Jene kann so leicht ihre Geleise nicht verfehlen; die Physik aber hat entscheidende Kriterien an der Erfahrung selbst. Hinsichtlich der Mathematik möchte ich noch eins bemerken. Wo sie auch mit ihren eigenen Grundlagen sich beschäftigt, da verfährt sie überall trotz vielfach abweichender Worte nach Kant'schen Gedanken. So redet Hankel in der „Theorie der komplexen Zahlensysteme“ (Leipzig 1867) scheinbar gegen Kant; alle seine Ausführungen lassen sich aber mit diesem in Einklang bringen. Aehnlich verhält es sich in den einführenden Darlegungen der Algebra von Heinrich Weber (Braunschweig 1895). Sehr treffend bemerkt übrigens Hankel, es könne den „Mathematiker als solchen“ nicht interessieren, ob Kant oder Stuart Mill recht habe. — Der Mathematiker würde sich nicht mehr gegen die transzendentale Idealität von Raum und Zeit wehren, wenn er sich jemals den Gegensatz empirischer und absoluter Realität, der ihm innerhalb seines Gebietes gleichgültig sein kann, zur Deutlichkeit gebracht hätte. Die schon früher eingesehene Idealität bildet ohnedies für Kant kein charakteristisches Moment; bezeichnend ist vielmehr der Unterschied von Begriff und Anschauung, der nachweist, dass der Widerspruch (die Logik) den Begriff nach seinem Inhalt schon voraussetzt. Die Kritik gibt eben Kriterien für den Inhalt apriorischer Begriffe; sie zeigt, dass die Logik für diesen Inhalt nicht bestimmend ist und dass dennoch a priori Unterschiede gemacht und erkannt werden. Von solchen Unterschieden handelt die Mathematik; sie hält freilich an, wo sie auf einen Widerspruch stösst, aber dieser Widerspruch setzt einen Begriff voraus, dessen Inhalt sich a priori (in der reinen Anschauung) darbietet. So ist der Begriff der Stetigkeit aus der Anschauung des Raumes und der Zeit gezogen; die Logik braucht von ihm gar nicht zu handeln. Dieser Begriff ist sicherlich ein apriorischer; empirisch lässt er sich gar nicht entwickeln und einsehen.

Tiedemanns Einwürfe richten sich wesentlich gegen Kants Lehre vom Raum, von der Zeit und von den Kategorien, verfehlen aber überall den Zweck und die Grenzen der Kant'schen Untersuchung. Referent hat das soeben in einer kleinen Schrift dargetan (Baumanns Anti-Kant Gotha 1906) und bei dieser Gelegenheit ist auch die Kontroverse eingehend gewürdigt worden, die schon im 18. Jahrhundert spielte. Tiedemann ist damals von Johann Schultz in klarer und treffender Weise widerlegt worden.

Auch an dieser Stelle kann ich nur wiederholen, dass Kants Kritik der reinen Vernunft ein Lehrbuch ist, dessen Charakter von Baumann völlig verkannt wird. Es ist bedauerlich, dass darüber noch gestritten werden muss. Wie könnten aber noch über den Vernunftbegriff der Freiheit Debatten stattfinden, wenn zur Klarheit gekommen wäre, dass es sich hier tatsächlich um einen „überschwenglichen“ Begriff handelt, dessen praktische

Realität dennoch jedermann bei sich selbst feststellen kann? Wir wüssten für ihn keinen besseren Zeugen, als Baumann selbst, dem alles Gute am Herzen liegt.

Gotha. LUDWIG GOLDSCHMIDT.

Selbstanzeige.

Im Verlage von Max Niemeyer, Halle, ist kürzlich von mir eine Uebersetzung von LOCKES „Treatises on Government“ erschienen. Sie ist bestimmt, weiteren Kreisen ein Werk zugänglich zu machen, das durch seine Bedeutung für die Entwicklung der Staatslehre und für die Verbreitung des Liberalismus ein allgemeineres Interesse verdient.

Der Gedanke der Freiheit des einzelnen gegenüber der Obrigkeit des Staates hatte seit dem Ausgang des Mittelalters die Staatsrechtslehrer in steigendem Masse beschäftigt und, mächtig gefördert durch die geistige Bewegung im Zeitalter der Reformation, durch den englischen Bürgerkrieg seine praktische Durchführung gefunden. Es ist das Verdienst LOCKES, im Gegensatz zu den theoretischen Gegnern dieses Gedankens wie HOBBES und Lord FILMER, und im Gegensatz zu der monarchisch-absolutistischen Partei in England, deren wichtigstem Argument er durch die vernichtende Polemik der ersten Abhandlung den Boden entzog, die Gedankenarbeit der voraufgehenden Generation in der zweiten Abhandlung zusammengefasst und in klarer, überzeugender und allgemein verständlicher Weise dargelegt zu haben. Seine Theorien wurden in England schnell die herrschenden und verbreiteten sich von dort nach Frankreich, wo sie durch MONTESQUIEU und ROUSSEAU weiter entwickelt und so zu einem der wichtigsten Faktoren für den Ausbruch der französischen Revolution wurden. Die Revolution hat sie zum Gemeingut aller gemacht, bis sie durch die Lehren der historischen Schule abgelöst wurden.

LOCKE's Theorien gehören der Geschichte an. Ihre Bedeutung aber für die Entwicklung der parlamentarischen Institutionen und des modernen Liberalismus überhaupt fordert auch heute noch für sie das Interesse aller Gebildeten.

Freiburg i. B., Juli 1906. H. WILMANNS.

II.

Philosophische und soziologische Zeitschriften.

Archiv für Philosophie, I. Abteilung (Berlin, Reimer).

Bd. 19, Heft 3 (N. F. XII, 3).

L. Robinson, Untersuchungen über Spinozas Metaphysik.
W. A. Heidel, Qualitative Change in Pre-Sokratic Philosophy.
A. Lovejoy, On Kants Reply to Hume.
Jahresbericht.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Leipzig, Voigtländer).

Bd. 127, Heft 2.

G. Noth, Die Willensfreiheit.
L. Goldschmidt, Beiträge zur Kr. d. r. Vernunft.
H. Th. Lindemann, H. Taines Philosophie der Kunst.
E. Dutoit, Bericht über die Erscheinungen der französischen philosophischen Literatur im Jahre 1902.
A. Vierkandt, Ein Einbruch der Naturwissenschaften in die Geisteswissenschaften?
W. Pailler, Das Raumproblem.
Rezensionen. — Selbstanzeige. — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Bd. 128, Heft 1.

G. Noth, Die Willensfreiheit (Schluss).
A. Döring, Zwei bisher nicht genügend beachtete Beiträge zur Geschichte der Güterlehre aus Cicero de Finibus.
H. Kleinpeter, Das Prinzip der Exaktheit in der Philosophie.
R. Petsch, Das tragische Problem im „Rienzi".
K. Geissler, Die Gleichheit nach Behaftungen; Saccheri, Gauss und die nicht euklidische Geometrie.
A. Vierkandt, Nachträgliche Bemerkung zu meinem Aufsatz: „Ein Einbruch der Naturwissenschaften in die Geisteswissenschaften."
Rezensionen. — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. (Leipzig, J. Ambr. Barth). (I. Teil: Zeitschrift für Psychologie.)

Bd. 41, Heft 1.

A. Meinong, In Sachen der Annahmen.
E. Bleuler, Psychologischer Parallelismus und ein bisschen andere Erkenntnistheorie.
G. Heymans, Untersuchungen über psychische Hemmung.
K. Goldstein, Merkfähigkeit, Gedächtnis, Assoziation.
B. Hammer, Zur Kritik des Problems der Aufmerksamkeitsschwankungen.
Literaturbericht.

Bd. 41, Heft 2 und 3.

G. Heymans, Untersuchung über psychische Hemmung (Schluss).
K. Goldstein, Merkfähigkeit, Gedächtnis, Assoziation (Schluss).
M. Foth, Wie rahmen wir unsere Bilder ein?
R. Hohenemser, Die Quarte als Zusammenklang.
Literaturbericht.

Bd. 41, Heft 4.

D. Katz, Ein Beitrag zur Kenntnis der Kinderzeichnungen.
E. Jaensch, Ueber die Beziehungen der Zeitschätzung und Bewegungsempfindungen.
E. Jaensch, Ueber Täuschungen des Tastsinns.
Literaturbericht.

Bd. 41, Heft 5 u. 6.

L. Burmester, Theorie der geometrisch-optischen Gestalttäuschungen.
A. Oelzelt-Newin, Beobachtungen über das Leben der Protozoen.
E. Jaensch, Ueber Täuschungen des Tastsinns (Schluss).
E. Ackerknecht, Zur Konzentrationsfähigkeit des Träumenden.
Literaturbericht.

Bd. 42, Heft 1.

M. Radakovic', Ueber eine besondere Klasse abstrakter Begriffe.
N. Grünberg, Ueber die scheinbare Verschiebung zwischen zwei verschiedenfarbigen Flächen im durchfallenden diffusen Lichte.
N. Benussi, Experimentelles über Vorstellungsinadäquatheit.
Literaturbericht.

Bd. 42, Heft 2 und 3.

G. Heymans u. E. Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie auf Grund der Massenuntersuchung.
M. Levy, Studien über experimentelle Beeinflussung des Vorstellungsverlaufs.
O. Veraguth, Die Verlegung diaskleral in das menschliche Auge einfallender Lichtreize in den Raum.
A. Prandtl, Eine Nachbilderscheinung.
Besprechungen.
Literaturbericht.

Archiv für die gesamte Psychologie (Leipzig, Engelmann).

VI. Bd., 4. Heft.

A. Kirschmann, Normale und anormale Farbensysteme.
A. Lehmann, Beiträge zur Psychodynamik der Gewichtempfindungen.
P. Stern, Berichtigung.
Literaturbericht.

VII. Bd., 1. und 2. Heft.

Th. Lipps, Ueber Urteilsgefühle.
K. Geissler, Persönlichkeitsgefühl, Empfindung, Sein und Bewusstsein.
J. Segal, Beiträge zur experimentellen Aesthetik. I. Ueber die Wohlgefälligkeit einfacher räumlicher Formen.
Th. Zielinski, Der Rhythmus der römischen Kunstprosa und seine psychologischen Grundlagen.

VII. Bd., 3. und 4. Heft.

W. Hellpach, Grundgedanken zur Wissenschaftslehre der Psychopathologie. I. Gegenstand der Psychopathologie.
E. Abb, Kritik des Kantschen Apriorismus vom Standpunkte des reinen Empirismus aus unter besonderer Berücksichtigung von J. St. Mill und Mach.
J. W. Baird, Erwiderung.
A. Kirschmann, Bemerkungen zu vorstehender Erwiderung.
Literaturbericht. — Einzelbesprechungen. — Referate.

Kritische Blätter für die gesamten Staatswissenschaften (Dresden, Boehemert).

II. Heft 3.

I. Teil: Literaturkritische Abhandlungen.

A. Voigt, Geldtheorie und Geldpolitik.
H. Beck, Le Casier Parlementaire.
M. Wagner, Ueber neue Fortschritte in der Arbeiterversicherung Deutschlands.
E. Gottheiner, Zur Arbeiterinnenfrage.
R. Streltzoff, Russische historische Zeitschriften.

II. Teil: **Einzelbesprechungen.**

I. Enzyklopädien etc. II. Geschichte der sozialen Wissenschaften etc.: F. Tönnies III. Allgemeine Soziologie. IV. Soziologie der einzelnen Sozialgebiete etc.: Brüll, Kirchhoff, Schallmayer. V. Theoretische Sozialökonomie: Fuchs, Bullock. VI. Praktische Sozialökonomie etc.: Vogt, Habicht-Oechslin, Fellner, Schiffahrts-Kalender für das Elbe-Gebiet 1906, Hinković, Levy, Jeidels, Keyssner. VII. Politik: Lamp, Taschenbuch der Kriegsflotte. VIII. Sozialpolitik: Tolstoi, Harms, Ortloff, Danner, Buchdrucker, Esche. IX. Finanzwissenschaft und Finanzpolitik. X. Statistik. XI. Bevölkerungslehre und Politik. Wanderungen. XII. Kolonialwesen. XIII. Sozialgeschichte, insonderheit Wirtschaftsgeschichte: Arias. XIV. Rechtswissenschaft: Dicey, Camerer und Landauer, Krose, Wichern, Günther, Seitz. XV. Handelswissenschaften. XVI. Technik. XVII. Wirtschaftsgeographie: Ritters geographisch-statistisches Lexikon. XVIII. Völkerkunde. XIX. Philosophische Disziplinen: Mühlenhardt, Baumann. XX. Verschiedenes: Katscher, Landsberg.

III. Teil: **Bibliographie.**

II. Heft 4.

I. Teil.

W. **Troeltzsch**, Festgaben für Friedr. Julius Neumann.
L. **Narlez**, Der Kampf gegen die unfreiwillige Arbeitslosigkeit.
Cl. **Heiss**, Die Arbeiterversicherung im Auslande.
R. **Streltzoff**, Eine Umwälzung in der russischen Buchproduktion.

II. Teil.

I. Sidney and Beatrice Webb. II., III. v. Wiese. IV. Bruce, James Weir, Rauchberg. V. Bischoff. VI. Marco Fanno, Mühlmann, Brettreich, Hanel, Gutsche, Wulff. VII. Suthers. VIII. Schmelzer, Classen, Kittler, Verkauf, Flürscheim, Katscher, Eichholtz, Gottheiner, Ichenhaeuser, Weber, Günther u. Prevôt, Gray, Klumker. IX. Fox. X. Böhmert. XI., XII., XIII. Flamm, Rennefahrt, Hedemann, Hoechstetter. XIV. Schlippe; XV., XVI., XVII. Eckert, Baer. XVIII., XIX., XX. Eisner, Hasse Maurelet u. Capdeville, Floessel.

III. Teil: **Bibliographie.**

II. Heft V./VI.

I. Teil.

A. **Voigt**, Die Literatur des Wohnungswesens im Jahre 1905.
O. **Most**, Oesterreichische Reichsstatistik im Jahre 1905.
Hardegg, Jahresbericht der Gewerbeinspektoren im Deutschen Reich im Jahre 1904.

II. Teil.

I., II., III. Eulenburg. IV. Walter, Pontsevrez. V. Kraus, Supino, Oswalt. VI. Wolff, Seiba, Epstein, Steinmann, Bernhard. VII. Dehn, Béla Kenéz, Valmor, Streltzoff, Michalski. VIII. Bauer, Colcuc, Keidel, Jorac, Lohmann, Tews. Behrend u. a., Gide, Collier, Feld. IX. Prager, Nina. X. Bleicher, Thirring. XI., XII., XIII. v. Below, Jocksch-Poppe. XIV. Petersen, Bouger, Livy. XV. Grimshaw. XVI., XVII., XVIII. Spillmann, Wirth, Brindle, Nippold. XIX., XX.

III. Teil: **Bibliographie.**

II. Heft VII.

I. Teil.

A. **Weber**, Die Konzentration im deutschen Bankwesen.
W. **Borgius**, Imperialismus.
H. **Beck**, The International Catalogue of Scientific Literature.

II. Teil.

I. Ames, Schmidt. II., III. Scherrer. IV. Napoleone Colajanni. V. Cathrein, Kautsky. VI. Eltzbacher, Behrend, Sokownin, die Korporation der Kaufmannschaft zu Magdeburg, Behrendt Duvigneau, Bericht über den Geschäftsgang von Handel etc., Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie, Jahresbericht der Handelskammer Mannheim f. d. Jahr 1905, Führer durch die Bibliothek der Handelskammer Mannheim. VII. Stern, Solowatschew. VIII. Colze, Rosin, Grundstücks-Archiv, Jaues, Kronwenjaarbookje voor Nederland 1906, Zolper, Dietz, Sieveking, Röthig. IX., X. Böhmert. XI. Klusik v. Orzechowsky.

III. Teil: **Miscellen.**

IV. Teil: **Bibliographie.**

Mutterschutz (Frankfurt/M. Sauerländer).

I. Heft 7.

Drei Ehekongresse.
H. Fürth, Mutterschaft und Ehe.
M. Flesch, Ehe, Hygiene und sexuelle Moral.
Bleuler-Waser, Zur Diskussion der Grundfragen.
Literarische Berichte, Bibliographie, Zeitungsschau: Zur Kritik der sexuellen Reformbewegung. — Aus der Tagesgeschichte. — Mitteilungen des Bundes für Mutterschutz.

I. Heft 8.

Neue Ethik in der Kunst.
Ilse Frapan-Akunian, Drei Briefe.
Dr. jur. S. Weinberg, Die Vernichtung des keimenden Lebens.
Dr. J. Rutgers, Ein Bund in Holland.
W. Mohr, Eherechtsreform-Enquête.
Literarische Berichte etc.

I. Heft 9.

Hilligenlei.
Dr. K. Schirmacher, Frauenachtung.
Prof. Dr. Bruno Meyer, Zum Kulturkampf um die Sittlichkeit.
Literarische Berichte etc.

I. Heft 10.

Rassenveredelung durch Polygamie?
H. Fürth, Mutterschaft und Ehe.
B. Meyer, Zum Kulturkampf um die Sittlichkeit.
Literarische Berichte etc.

I. Heft 11.

H. Simon, Heimarbeit und Mutterschutz.
H. Fürth, Mutterschaft und Ehe.
B. Meyer, Zum Kulturkampf um die Sittlichkeit.
Literarische Berichte etc.

I. Heft 12.

H. Ferdy, Vom Neomalthusianismus.
A. Forel, Vom Neomalthusianismus. Antwort an Herrn Hans Ferdy.
H. Fürth, Mutterschaft und Ehe.
Aus der ärztlichen Praxis. — Aus der juristischen Praxis. — Zeitungsschau etc.

II. Heft 1.

Dr. Helene Stöcker, Von neuerer Ethik.
Dr. Hans Hagen, Sittliche Werturteile und deutsche Reichsgerichtsurteile.
Lily Braun, Wirtschaftsversicherung.
Literarische Berichte etc.

Kantstudien (Berlin, Reuther u. Reichard).

XI. Heft 1.

G. Huber, Graf von Benzel-Sternau und seine „dichterischen Versuche über Gegenstände der kritischen Philosophie.“
M. Rubinstein, Die logischen Grundlagen des Hegel'schen Systems und das Ende der Geschichte.
F. Behrend, Der Begriff des reinen Wollens bei Kant.
W. Lütgert, Hamann und Kant.
Rezensionen. — Selbstanzeigen. — Mitteilungen.

XI. Heft 2.

B. Bauch, Chamberlains „Kant“.
P. Hauck, Die Entstehung der kantischen Urteilstafel.
W. Meinecke, Die Bedeutung der Nicht-Euklidischen Geometrie in ihrem Verhältnis zu Kants Theorie der mathematischen Erkenntnis.
E. Sulze, Neue Mitteilungen über Fichtes Atheismusprozess.
A. Görland, Natorps Einführung in den Idealismus durch Platos Ideenlehre.
E. Ebstein und J. Jünnemann, Ein unbekannter Brief Kants an Nicolovius.
A. Höfler, Zu Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft.
E. von Aster, Der zweite Band der Akademie-Ausgabe.

Revue Philosophique (Paris, Alcan).

Mars 1906.

F. Paulhan, Le mensonge du monde.
Pillon, Sur la philosophie de Renouvier.
Ribéry, Le caractère et le tempérament.
Vte Brenier de Montmorand, Hystérie et Mysticisme (Le cas de Ste. Thérèse).
Segond, Le moralisme de Kant et l'amoralisme contemporain. — Analyses et comptes rendus.
Revue des périodiques étrangers. — Livres nouveaux.

Avril 1906.

G. Compayré, La psychologie de l'adolescence.
G. Belot, Esquisse d'une morale positive.
P. Gaultier, Le rôle social de l'art.
Luquet, Note sur un cas d'association des idées.
Analyses et comptes rendus etc.

Mai 1906.

Naville (Adrien), La sociologie abstraite et ses divisions.
Th. Ribot, Qu'est-ce qu'une passion?
Mauxion, L'intellectualisme et la théorie physiologique des émotions.
Probst Biraben, Contribution du saufisme à l'étude du mysticisme universel.
B. Bourdon, Sur le rôle de la tête dans la perception de l'espace.
Analyses et comptes rendus etc.

Juin 1906.

G. Compayré, La pédagogie de l'adolescence.
A. Binet, Les pemiers mots et la thèse idéaliste.
Th. Ribot, Comment les passions finissent.
Delacroix, La philosophie pratique de Kant d'après M. Delbos.
Analyses etc.

Juillet 1906.

L. Lévy-Brühl, La morale et la science des mœurs.
J. Sageret, La commodité scientifique et ses conséquences.
G.-L. Duprat, Contre l'intellectualisme en psychologie.
Dauriac, Un historien de la philosophie grecque.
Analyses etc.

Août 1906.

F. Le Dantec, Les objections au monisme.
Roerich, L'attention spontanée dans la vie ordinaire et ses applications pratiques.
Ohido, La logique avant les logiciens.
Tassy, Le sympathique et l'idéation.
Analyses etc.

Troisième Table Générale des Matières 1896—1905 par J. Clavière.

I. Table alphabétique des noms d'auteurs.
II. „ analytique des matières.

Revue de Philosophie (Paris, Chevalier et Rivière).

Mars 1906.

J. Bulliot, Pour lire M. Poincaré.
F. Mentré, Qui a découvert les phénomènes dits inconscients?
E. Tassy, Esquisse de l'activité individuelle.
Comte Domet de Vorges, La philosophie médiévale d'après M. Picavet.
Analyses et comptes rendus. — Périodiques. — L'enseignement philosophique.

Avril 1906.

F. Warrain, La Triade de la Réalité.
José Ingegnieros, Sa Psychophysiologie du langage musical.
G. Bertier, La Beauté rationelle. Périodiques.
Analyses et comptes rendus.

Mai 1906.

W. James, Le pragmatisme.
Baron Charles Mourre, La dualité du moi dans les sentiments.
F. Warrain, Les principes des mathématiques de Couturat et la Métaphysique.
R. Meunier, Une hygiène philosophique: Le Végétarisme.
Périodiques. — Analyses et comptes rendus. — Fiches bibliographiques.

Juin 1906.

E. Baudin, La philosophie de la foi chez Newman (1. article).
J. Gardair, l'Être divin.
Baron Charles Mourre, La dualité du moi dans les sentiments (2. article).
C. Dessoulavy, Le dieu fini.
F. Warrain, Les principes de mathématiques de Couturat et la métaphysique (2. article).
Analyses et comptes rendus. — Fiches bibliographiques.

Juillet 1906.

G. Challerton-Hill, La physiologie morale.
E. Baudin, La philosophie de la foi chez Newman (2. article).
E. Baron, Le phychisme inférieur.
Analyses et comptes rendus etc.

Mind, (London Williams and Norgate).

Vol XV. January 1906.

B. Bosanquet, Contradiction and reality.
Norman Smith, Avenarius' philosophy of pure experience (I).
W. H. Winck, psychology and philosophy of play (I).
H. Rutgers Marshall, Presentation and representation.
Discoussions. — Critical notices. — New books. — Philosophical Periodicals. — Notes and Correspondence.

April 1906.

Norman Smith, Avenarius' philosophy of pure experience (II).
F. C. S. Schiller, The ambignity of truth.
W. H. Winch, Psychology and philosophy of play (II).
A. O. Lovejoy, Kants antithesis of dogmatism and criticism.
Discussions etc.

July 1906.

J. Dewey, The experimental theory of knowledge.
J. S. Mackenzie, The new realism and the old idealism.
W. Mc. Dougall, Physiological factors of the attention process (IV) (Conclusion).
Foster Watson, The freedom of the teacher to teach religion.
Discussions etc.

The Hibbert Journal (London, Williams and Norgate).

January 1906.

Ameer Ali, A moslem view of christianity.
R. Weber Newton, Outcome of the theological movement of our age.
J. Troup, A japanese Buddhist sect.
H. Jones, The working faith of the social reformer.
Sir Oliver Lodge, The material element in christianity.
F. C. S. Schiller, Faith, reason and religion.
E. Armitage, Who makes our theology?
J. Iverach, Christ and Caesar.
F. Storrs Turner. Do I believe in the resurrection?
St. G. Stock, Infinity.
A. S. Furnell, Religions knowledge as a school subject.
W. Manning, Are the clergy honest?
G. H. Fox, The plea for mysticism once more.
Discussions. — Reviews. — Bibliography of recent literature.

July 1906.

Sir Oliver Lodge, First principles of faith.
Knox Little, Denominationalism, undenominationalism, and the church of England.

H. A. Garnett, A layman's plain plea for the separation of the creeds from worship.
Headmaster of Brodfield College, The teaching of the christian religion in public schools.
H. Jones, The working faith of the social reformer.
D. H. Macgregor, The great fallacy of idealism.
R. H. Smith, Japanese charakter and its probable influence outside Japan.
P. F. Torsyth, A rallying-ground for the free churches.
K. C. Anderson, Why not face the facts? An appeal to protestants.
C. E. Stephon, Signs and wonders in divine guidance.
E. Gittins, The suffering of the saints.
B. W. Bacon, Gospel types in primitive tradition.
Discussions etc.

The Philosophical Review (London, Macmillan Co.).

Vol. XV, No. 1.

W. Fite, The Experience — Philosophy.
H. Sabine, Hume's Contribution to the Historical Method.
W. B. Pitkin, The Self-Transcendency of Knowledge.
Discussion. — Reviews of Books. — Notices of New Books. — Summaries of Articles. — Notes.

Vol. XV, No. 2.

H. Dewey, Beliefs and Realities.
F. Thilly, Psychology, Natural Science and Philosophy.
H. Heath Bawden, Evolution and the Absolute.
Proceedings of the Fifth Meeting of the American Philosophical Association.
Discussion etc.

Vol. XV, No. 3.

A. Lalande, Philosophy in France (1905).
E. Albee, The Significance of Methodological Principles.
E. C. Wilm, The Relation of Schiller's Ethics to Kant.
E. H. Hollands, Schleiermacher's Development of the Subjective Consciousness.
Discussion etc.

Vol. XV, No. 4.

J. H. Tufts, Some Contributions of Psychology to the Conception Justice.
A. E. Taylor, The Place of Psychology in the Classification of the Sciences.
Gr. Neal Dolson, The Idealism of Malebranche.
J. E. Russell, Some Difficulties with the Epistemology of Pragmatism and Radical Empiricism.
Reviews of Books etc.

The Psychological Review (Baltimore, The Review Sublishing Co.)

Vol. XIII, No. 1.

W. A. Hammond, I. The Relations of logic to Allied Disciplines.
W. R. Wright, Some Effects of Incentives on Work and Fatigue.
Discussion etc.

Vol. XIII, No. 2.

M. W. Calkins, A Reconciliation between Structural and Functional Psychology.
G. M. Stratton, Symmetry, Linear Illusions, and the Movements of the Eye.
R. M. Dougall, On Secondary Bias in Objective Judgments.
J. E. Boodin, Mind as Instinct.

Vol. XIII, No. 3.

Frontispiece: Gustav Theodor Fechner.
The Fechner Number: Editorial Note.
L. J. Martin, An Experimental Study of Fechner's Principles of Aesthetics.
Announcement.

Vol. XIII, No. 4.

F. Arnold, The Psychology of Interest (I).
B. Sidis, Are there Hypnotic Hallucinations?

H. Carr u. J. B. Allen, A Study of Certain Relations of Accommodation and Convergence to the Judgment of the Third Dimension.
A. Vicholkovska, Illusions of Reversible Perspective.

The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods.

(New-York u. Lancaster, Scientific Press.)

Vol. III, No. 4.

F. C. S. Schiller, Is Absolute Idealism Solipsistic?
E. Tausch, The Interpretation of a System from the Point of View of Developmental Psychology.
Discussion. — Reviews and Abstracts of Literature. — Journals and New Books. — Notes and News.

Vol. III, No. 5.

G. A. Tawney, The Nature of Consistency.
R. Gordon, Feeling as the Object of Thought.
Discussion etc.

Vol. III, No. 6.

J. Dashiell Stoops, The Moral Individual.
G. M. Duncan, On „Feeling".
Societies etc.

Vol. III, No. 7.

J. R. Angell, Recent Discussion of Feeling.
J. A. Leighton, Cognitive Thought and Immediate Experience.
Discussion etc.

Vol. III, No. 8.

E. G. Spaulding, The Ground of the Validity of Knowledge.
Discussion etc.

Vol. III, No. 9.

E. A. Norris, Thought Revealed as a Feeling Process in Introspection.
W. G. Chambers, Memory Types of Colorado Pupils.
Discussion etc.

Vol. III, No. 10.

J. Dewey, Reality as Experience.
E. G. Spaulding, The Ground of the Validity of Knowledge. II.
Societies etc.

Vol. III, No. 11.

W. P. Montague, On the Nature of Induction.
F. C. Becker, The Final Edition of Spencers „First Principles". I.
Discussion etc.

Vol. III, No. 12.

E. G. Spaulding, The Ground of the Validity of Knowledge. III.
Societies etc.

Vol. III, No. 13.

W. James, G. Papini and the Pragmatist Movement in Italy.
V. A. C. Henmon, The Detection of Color-Blindness.
Discussion.

Vol. III, No. 14.

K. Gordon, Metaphysics as a Branch of Art.
E. G. Spaulding, The Ground of the Valididty of Knowledge. Conclusion.
Societies etc.

Vol. III, No. 15.

B. H. Bode, Realism and Pragmatism.
A. E. Davies, The Personal and the Individual.
Discussion.

The Psychological Bulletin (The Review Publishing Company Lancaster P. A.).

Vol. III, No. 2.

Wm. Harper Davis, Proceedings of the American Psychological Association, Cambridge, December 1905.
Meeting of the American Philosophical Associations. Books received, Notes and News.
Discussion.

Vol. III, No. 3.

R. Dodge, Recent studies in the correlation of eye movement and visual perception.
Psychological Literature.
Books received; Notes and News.

Vol. III, No. 4.

G. M. Stratton, The charakter of consciousness.
E. F. Buchner, Psychological progress in 1905.

Vol. III, No. 5.

Psychological Literature etc.
J. B. Watson The need of an experimental station for the study of certain problems in animal behaviour.
J. N. Freemann, Meeting of experimental psychologists.
Psychological literature etc.

Vol. III, No. 6.

E. J. Swift, Memory of skilful movements.
Psychological literature etc.

The Monist (Chicago The Open Court Publishing Company).

Vol. XVI, No. 1.

F. Lindemann, On the form and spectrum of atoms.
O. S. Andrews, Manifestations of the ether.
C. J. Keyser, Mathematical emancipations.
P. Carus, Fechner's view of life after death.
G. Gore, A scientific sketch of truth.
Criticismus and discussions etc.

Vol. XVI, No. 2.

H. Kleinpeter, On the monism of Prof. Mach.
A. Grenfell, Egyptian mythology and the bible.
G. W. Schaw, The period of the exodus.
J. A. Harris, The experimental data of the mutation theory.
L. Arréat, Three recent works on christian thought and catholicism.
Criticisms and discussions.
R. M. Bache, The problem of time. Physics versus metaphysics.
M. E. Boole, Mathematical analogy.
D. H. Müller, The mosaic law and the code of Hammurabi.
Ch. Morris, In the Beginning.
Book reviews and notes.

Vol. XVI, No. 3.

F. Hirth, Origin of the mariners' compass in China.
P. Carus, Prof. Mach's philosophy.
A. O. Lovejoy, The fundamental concept of primitive philosophy.
L. H. Mills, The Bible, the persian inscriptions, and the Avesta.
W. S. Andrews, The magic cubes.
P. Carus, The number π in christian prophecy.
Criticisms and discussions etc.

Rivista Filosofica (Pavia).

Vol. VIII, Fasc. V (Novembre—Decembre).

B. Varisco, La finalità della vita.
A. Pagano, La sociologia e l'insegnamento secondario e superiore.
A. Franzoni, Sul Nietzsche.
Rassegna bibliografica etc.

Vol. IX, Fasc. I (Germaio—Febbraio).

C. Cantoni, Sull' idealismo critico. Saggio di una difesa del sapere volgare.
B. Varisco, Fisica e filosofia.
G. Vailati, La teoria del definire e del classificare in Platone e i rapporti di essa colla teoria delle idee.
A. Pagano, La sociologia e l'insegnamento secondorio e superiore (cont. e fine).
A. Faggi, A proposito di una Teoria Epicureana.
Rassegna bibliografica etc.

Vol. IX, Fasc. II (Marzo-Aprile).

G. Calò, l'etica di Giorgio T. Ladd.
G. Chiabra, La psicologia matematica dell' Herbart e la psicofisica moderna.
G. Bonfiglioli, La gnoseologia di Tertulliano nei suoi rapporti colla filosofia antica.
A. Ferro, meccanismo e teleologia.
O. Zanotti Bianco, Schopenhauer e la gravitazione universale.
Rassegna bibliografica etc.

Vol. IX, Fasc. III (Maggio—Giugno).

F. Bonatelli, Intorno alle attinenze tra l'ideale e il reale.
A. Ferro, Meccanismo e teleologia (cont. e fine).
G. della Valle, Le nuove forme dell' etica irrazionalista.
A. Aliotta, La reazione al positivismo.
Rassegna bibliografica etc.

Revue néoscolastique (Souvain, Institut Supérieur de Philosophie).

3. Année, No. 1 (Février 1906).

Ede. Janssens, Un problème „pascalien“. Le plan de l'Apologie (suite).
G. Ysselmuiden, l'induction baconienne.
Fr. A. de Poulpiquet, O. P., Le point central de la controverse sur la distinction de l'essence et de l'existence.
Simon Deploige, Le conflit de la morale et de la sociologie (suite).
Georges Legrand, Le plaisir du roman.
Bulletin de l'Institut de Philosophie.
Comptes-rendus.

3. Année, No. 2 (Mai 1906).

Clodius Piat, La vie future d'après Platon.
Joseph Cevolari, à propos d'une règle sur la conversion des jugements.
A. Mansion, l'induction chez Albert le Grand.
S. Deploige, Le conflit de la morale et de la sociologie.
Mélanges et documents. Bulletin de l'Institut de Philosophie. — Comptes-rendus.

III.

Bibliographie.

I. Geschichte der Philosophie.

Davidson, J., New Interpretation of Herbart's Psychology and educational Theory through the Philosophy of Leibniz. London, 1906. 8°. 210 pp. 6 M.
Frost, Wt., Der Begriff der Urteilskraft bei Kant. Halle, 1906. 8°. 136 pp. 3 M.
Hedvall, K., Hume's Erkenntnistheorie, kritisch dargestellt. Eine Untersuchung über empiristische Prinzipien. I. Upsala, 1906. 8°. 6, 130 pp. 4.50 M.
Rivaud, A., Les notions d'essence et d'existence dans la philosophie de Spinoza. Paris, 1906. 8°. VIII, 216 pp. 3.75 M.
Simon, H., Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis. Heidelberg, 1906. 8°. XI, 147 pp. 4 M.
Brédif, L., Du caractère intellectuel et moral de J.-J. Rousseau. Paris, 1906. 8°. 7.50 M.
Bullón, E., De los orígenes de la filosofía moderna. Salamanca, 1905. 8°. XI, 253 pp. 6 M.
Ewald, Osc., Kants Methodologie in ihren Grundzügen. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung. Berlin, 1906. 8°. V, 119 pp. 4 M.
Marshall, T., Aristotle's Theory of Conduct. London, 1906. 8°. 600 pp. 25 M.
Studien, theologische, der Leo-Gesellschaft. Herausgegeben von Alb. Ehrhard und Fr. M. Schindler. 14. Die philosophische und theologische Erkenntnislehre des Kardinals Matthäus von Aquasparta. Von Mt. Grabmann. Wien, 1906. 8°. VIII, 176 pp. s. 1905 No. 4186. 3.60 M.
Cassirer, E., Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit. 1. Bd. Berlin, 1906. 8°. XV, 608 pp. 15 M.
Straszewski, M., Filozofia świętego Augustyna na tle epoki. Krakau, 1906. 8°. 387 pp. 7 M.
Dilthey, W., Die Jugendgeschichte Hegels. [Aus: „Abhandlungen der preussischen Akademie der Wissenschaften."] Berlin, 1905. 8°. 212 pp. 7 M.
Grassi Bertazzi, G. B., Coscienza ed incoscienza nella psicologia platonica. Catania, 1906. 8°. 504 pp. 5 M.
Kinkel, Wt., Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie. I. Tl. Von Thales bis auf die Sophisten. Giessen, 1906. 8°. VIII, 274 u. 76 pp. 6 M.
Windisch, Hs., Die Theodizee des christlichen Apologeten Justin. Leipzig, 1906. 8°. 49 pp. 1.25 M.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Bolland, G. J. P. J., Collegium logicum. Gestenographeerd door H. J. van den Berg. 2 dln. Leiden, 1905. 8°. 20, 14. 978, 16 pp. 30 M.
Ehrhardt, Fd., Ueber historisches Erkennen. Probleme der Geschichtsforschung. Bern, 1906. 8°. 96 pp.
de Gaultier, Jul., Les raisons de l'idéalisme. Paris, 1906. 18°. 3.50 M.
Huber, Sb., Grundzüge der Logik und Noëtik im Geiste des heiligen Thomas von Aquin. Paderborn, 1906. 8°. VIII, 168 pp. Mit 12 Fig. 2.50 M.
Pastore, A., Logica formale dedotta dalla considerazione di modelli meccanici. Torino, 1906. 8°. XXIII, 258 pp. Con 8 tav. 4 M.
Marchesini, Ant., L'arte dell' errore. Torino, 1906. 16°. 106 pp. 2 M.
Ferrari, G. M., Il problema logico. Roma, 1905. 16°. XXIV, 229 pp. 2.50 M.
Görland, Alb., Index zu Hermann Cohens Logik der reinen Erkenntnis. Berlin, 1906. 8°. VIII, 105 pp. 3.50 M.
Joseph, H. W. B., An Introduction to Logic. London, 1906. 8°. 572 pp. 11.25 M.
Strong, T. B., Lectures on the Method of Science. London, 1906. 8°. 258 pp. 9 M.

III. Allgemeine Philosophie und Metaphysik.

Abhandlungen, philosophische, Max Heinze zum 70. Geburtstage gewidmet von Freunden und Schülern. Berlin, 1906. 8°. V, 245 pp. 5 M.
d'Alfonso, N. R., Sommario delle lezioni di filosofia generale (la filosofia come economia) fatte nella r. università di Roma nell' anno scolastico 1903—1904. Roma, 1905. 8°. VI, 168 pp. 5 M.
Gaetani d'Aragona, Rbt., Saggio di filosofia scientifica. (Pandynamismo. Libri III: Physis, Psyche, Ethos.) Novara, 1906. 8°. XXXI, 868 pp. 20 M.
Hight, G. Ainslie, Unity of Will. Studies of an Irrationalist. London, 1906. 8°. 260 pp. 12.50 M.
Keyserling, Hm., Das Gefüge der Welt. Versuch einer kritischen Philosophie. München, 1906. 8°. VIII, 382 pp. 5 M.
Phin, J., Seven Follies of Science. London, 1906. 8°. 186 pp. Ill. 6 M.
Hyslop, J. H., Problems of Philosophy; or Principles of Epistomology and Metaphysics. London, 1906. 8°. 25. M.
de la Mennais, F., Essai d'un système de philosophie catholique (1830—1831), publié par Chr. Maréchal. Paris 1906. 16°. 3.50 M.
Vallotton, P., La vie après la mort. Lausanne, 1906. 8°. 224 pp. 2.50 M.
Zucca, Ant., L'uomo e l'infinito. Roma, 1906. 16°. 500 pp. 5 M.
Santayana, G., Life of Reason, or Phases of human Progress. Reason in Science. London, 1906. 8°. 330 pp. 6 M.
Walter v. Walthoffen, H., Die Menschheit, deren Abstammung, natürliche und kulturelle Entwicklung, Aufgabe und Bestimmung. Gemeinverständliche, wissenschaftliche Darstellung. Wien, 1906. 8°. XI, 283 pp. 4.20 M.
Baumann, Jul., Welt- und Lebensansicht in ihren realwissenschaftlichen und philosophischen Grundzügen. Mit Vorbemerkungen über Kant, J. Schultz und L. Goldschmidt. Gotha, 1906. 8°. III, 81 pp. 1.50 M.

Stern, L. W., Person und Sache. System der philosophischen Weltanschauung. I. Bd. Ableitung und Grundlehre. Leipzig, 1906. 8°. XIV, 434 pp. 13 M.

IV. Psychologie und Sprachwissenschaft.

Baerwald, Leo, Die Entwicklung der Lotzeschen Psychologie. Breslau, 1905. 8°. 65 pp. 1.20 M.

Brémond, H., Newman. Essai de biographie psychologique. Paris, 1906. 16°. 3.50 M.

Kern, Bth., Das Wesen des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Berlin, 1905. 8°. VIII, 130 pp. 2.40 M.

Sutro, Emil, Das Doppelwesen der menschlichen Natur. II. Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache. Ein Versuch, das eigentliche Wesen unbewusster Vorgänge klar zu erkennen und in die Ursachen von Erscheinungen einzudringen. Berlin, 1905. 8°. XIV, 273 pp. 3 M.

van Dijck, J. V., Bijdragen tot de psychologie van den misdadiger. Groningen, 1906. 8°. 6, 275 pp. 10.50 M.

Kassowitz, Mx., Allgemeine Biologie. IV. Bd. Nerven und Seele. Wien, 1906. 8°. VIII, 534 pp. Mit Bildnis. 12 M.

Prince, M., Dissociation of a Personality. Biographical Study in abnormal Psychology. London, 1906. 8°. 582 pp. 12.50.

Baumann, F., Sprachpsychologie und Sprachunterricht. Halle, 1905. 8°. 143 pp. 3 M.

Baratono, A., Fondamenti di psicologia sperimentale. Torino, 1906. 8°. XLVIII, 326 pp. 4 M.

Foucault. Le Rêve. Recherches et observations. Paris, 1906. 8°. III, 308 pp. 3 M.

Grasset, J., Le Psychisme inférieur. Paris, 1906. 8°. 516 pp. 9 M.

Snider, D. J., Feeling psychologically treated and Prolegomena to Psychology. St. Louis, 1906. 8°. 132, 5, 402 pp. 7.50 M.

Studien, psychologische. Herausgegeben von W. Wundt. I. Bd. 5. u. 6. Heft. Neue Folge der philosophischen Studien. Leipzig, 1906. 8°. 6 M.

Craig, Mr., Psychological Medicine. Philadelphia, 1906. 8°. Ill. 24 M.

Schultz, P., Gehirn und Seele. Herausgegeben von Hm. Beyer. Leipzig, 1906. 8°. VIII, 189 pp. 5.60 M.

Wahle, Rch., Ueber den Mechanismus des geistigen Lebens. Wien, 1906. 8°. VI, 573 pp. 10 M.

Longo, Mch., Psicologia criminale. Torino, 1906. 8°. 290 pp. 6 M.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Eitelberg, A., Unmoderne Ethik. Wien, 1905. 8°. 123 pp. 3 M.

King, H., Churchill, Rational Living. Practical Inferences from modern Psychology. London, 1905. 8°. 290 pp. 6 M.

Westermarck, E., Origin and Development of the moral Ideas. Vol. I. London, 1906. 8°. 740 pp. 16.80 M.

Groppali, A., Il problema nel fondamento intrinseco del diritto nel positivismo moderno. Parte 1. Torino, 1906. 8°. VII, 198 pp. 3 M.

Makarewicz, J., Einführung in die Philosophie des Strafrechts auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage. Stuttgart, 1906. 8°. XII, 452 pp. 10 M.

Franceschini, Giac., Il dovere. Venezia, 1906. 16°. XXIV, 758 pp. 6 M.
Horneffer, A., Nietzsche als Moralist und Schriftsteller. Jena, 1906. 8°. 106 pp. 2.50 M.
Schmidt, W., Der Kampf um die sittliche Welt. Gütersloh, 1906. 8°. 338 pp. 5 M.
Düringer, A., Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts. Leipzig, 1906. 8°. VII, 133. 2 M.
Mack, Jos., Kritik der Freiheitstheorien. Eine Abhandlung über das Problem der Willensfreiheit. Leipzig, 1906. 8°. VIII, 287 pp. 4.50 M.
Pollock, F., Introduction and Notes to Sir Henry Maine's Ancient Law. London, 1906. 8°. 78 pp. 3 M.
Matteucci, Ugo, Della storia del pensiero umano. Note di filosofia teoretica e di filosofia del diritto. Pisa, 1906. 8°. XII, 710 pp. 15 M.

VI. Aesthetik.

Pilo, M., Estetica. Lezioni sul gusto. Milano, 1906. 8°. XIII, 255 pp. 2.50 M.
Stapfer, P., Questions esthétiques et religieuses. Paris, 1906. 8°. 3.75 M.
Arréat, L., Art et psychologie individuelle. Paris 1906. 16°. 2.50 M.
Dessoir, Mx., Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft. In den Grundzügen dargestellt. Stuttgart, 1906. 8°. XII, 476 pp. Mit 16 Abbildungen u. 19 Tafeln. 14 M.
Caffin, C. H., How to study Pictures by Means of a Series of Comparisons of Paintings and Painters from Cimabue to Monet. London, 1906. 8°. XV, 513 pp. With 56 Illustr. 12.50 M.
Moos, P., Richard Wagner als Aesthetiker. Versuch einer kritischen Darstellung. Berlin, 1906. 8°. 476 pp. 5 M.
Thomas, Wfg. A., Johannes Brahms. Eine musikpsychologische Studie. in fünf Variationen. Strassburg, 1905. 8°. 120 pp. Mit 2 Bildnissen u. 1 Fksm. 3 M.
Peladan. Réfutation esthétique de Taine. Paris, 1906. 18°. 1 M.

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Bardoux, J., Essai d'une psychologie de l'Angleterre contemporaine. Les crises belliqueuses. Paris, 1906. 8°. 7.50 M.
v. Wiese, Lp., Zur Grundlegung der Gesellschaftslehre. Jena, 1906. 8°. IV, 139 pp. 3 M.
Alston, L., Obligation of Obedience to the Law of the State. London, 1906. 8°. 2.40 M.
Amitaï, L. K., La sociologie selon la législation juive appliquée à l'époque moderne. Bruxelles, 1906. 8°. 268 pp. 5 M.
Amodori, V. Gi., Il sentimento imperialista. Palermo, 1906. 16°. XXXII, 340 pp. 3.50 M.
Loria, A., La morphologie sociale. Bruxelles, 1906. 8°. 180 pp. 5 M.
Müller, Gst., Handwerkszeug und Handwerksmaschine. Eine wirtschaftswissenschaftliche Vergleichung. Leipzig, 1906. 8°. VI, 166 pp. 4.40 M.
Wernsdorf, Jul., Grundriss des Systems der Soziologie und die Theorie des Anarchismus. I. Bd. Jena, 1906. 8°. IX, 104 pp. 3 M.
Jones, R. M., Social Law in the spiritual World. London, 1906. 8°. 272 pp. 6 M.

Kieninger, K., Das Buch von der vollkommenen Erlösung. 2 Tle. in 1 Bde. Lorch, 1906. 8°. VIII, 392 pp. 4 M.

Labriola, A., Scritti varii di filosofia e politica editi e inediti raccolti e pubblicati da B. Croce. Bari, 1905. 8°. VIII, 508 pp. e ritr. 5 M.

Lacombe, P., La Psychologie des individus et des sociétés selon Taine. Paris, 1906. 8°. 7.50 M.

Berolzheimer, F., System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. III. Bd. Philosophie des Staates samt den Grundzügen der Politik. München, 1906. 8°. XI, 378 pp. 10 M.

Fitzsimmons, O. K., Metamorphose involving Regeneration of Individual and Race, and also the Solution of the great Problem of Poverty. Chicago, 1906. 8°. 4, 253 pp. 10 M.

Moore, J. H., Better-World Philosophy. A sociological Synthesis. Chicago, 1906. 8°. 5, 275 pp. 5 M.

Carver, T. Nixon. Sociology and social Progress. London, 1906. 8°. 816 pp. 15 M.

Galton, F., Sociological Papers. Vol. II. London, 1906. 8°. 12.50 M.

Glotz, G., Etudes sociales et juridiques sur l'antiquité grecque. Paris, 1906. 16°. 3.50 M.

Rost, Hs., Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung. Köln, 1905. 8°. 115 pp. 1.80 M.

Tonnini, S., La psicologia della civiltà egizia. Torino, 1906. 16°. 520 pp. 5 M.

Aschehoug, T. H., Socialøkonomik. En videnskabelig Fremstilling af det menneskelige Samfunds økonomiske Virksomhed. 19. Heft. Kristiania, 1905. 8°. p. 321—400. 2.40 M.

Bax, E. B., Essays in Socialism, new and old. London, 1906. 8°. 346 pp. 6 M.

de la Grasserie, R., Les principes sociologiques du droit civil. Paris, 1906. 8°. 10 M.

Luzzatti, Giac., La base economica dell' imperialismo. Fatti e tendenze attuali. Padova-Verona, 1906. 16°. 174 pp. 2.50 M.

Marselli, Nc., Le leggi storiche dell' incivilimento. Roma, 1906. 16°. 600 pp. 6 M.

VIII. Religionsphilosophie und Theosophie.

Drews, Arth., Die Religion als Selbstbewusstsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion. Jena, 1906. 8°. XIV, 517 pp. 12 M.

Pacheu, Du positivisme au mysticisme. Etude sur l'inquiétude religieuse contemporaine. Paris, 1906. 16°. 3.50 M.

Wallis, L., Egoism. A Study on the social Premises of Religion. Chicago, 1905. 16°. 6 M.

Ladd, G. T., Philosophy of Religion. London, 1906. 8°. 638 pp. 33.50 M.

Richards, W., Spirit in the Letter of the Word. London, 1906. 8°. 6 M.

Jevons, F. B., Religion in Evolution. London, 1906. 8°. 166 pp. 4.20 M.

Allen, Grant, Die Entwickelung des Gottesgedankens. Eine Untersuchung über die Ursprünge der Religion. Deutsche Bearbeitung von H. Ihm. Jena, 1906. 8°. V, 360 pp. 8 M.

IV. Naturphilosophie.

Fischer, Vct., Grundbegriffe und Grundgleichungen der mathematischen Naturwissenschaft. Leipzig, 1906. 8°. VIII, 108 pp. Mit 12 Fig. 4.50 M.

Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen. Stuttgart, 1906. 8°. 85 pp. Mit Abbildgn. u. 3 Farbendr.-Taf. 1 M.

Rignano, E., Sur la transmissibilité des caractères acquis. Hypothèse d'une centro-épigénèse. Paris, 1906. 8°. 5 M.

Brugix, R., I problemi della degenerazione. Bologna, 1906. 8°. XXVI, 431 pp. Con 12 tav.

v. Hartmann, Ed., Das Problem des Lebens. Bad Sachsa im Harz, 1906. 8°. VIII, 440 pp. 12 M.

Haeckel, E., Prinzipien der generellen Morphologie der Organismen. Wörtlicher Abdruck eines Teiles der 1866 erschienenen generellen Morphologie (allgemeine Grundzüge der organischen Formen-Wissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformierte Deszendenz-Theorie). Berlin, 1906. 8°. XVI, 447 pp. Mit Bildnis. 12 M.

Loeb, J., Vorlesungen über die Dynamik der Lebenserscheinungen. Leipzig, 1906. 8°. VIII, 324 pp. Mit 61 Abbildgn. 10 M.

Neumann, C. W., Ernst Haeckel. (Der Mann und sein Werk.) Berlin, 1905. 8°. 86 pp. Mit Bildnis u. Fksm. 1.50 M.

Stirling, W., New Theories in Astronomy. London, 1906. 8°. 352 pp. 10.20 M.

Hyslop, J. H., Enigmas of psychical Research. London, 1906. 8°. 440 pp. 7.20 M.

Paoli, G. C., Idea dell' universo, ovvero interpretazione della natura e sue conseguenze teoriche e pratiche. Palermo, 1906. 8°. 329 pp. Con ritr. e 22 tav. 5 M.

Petrovitch, M., La mécanique des phénomènes fondée sur les analogies. Paris, 1906. 8°. 96 pp. Avec 114 fig. 2 M.

Costantin, J., Le transformisme appliqué à l'agriculture. Paris, 1906. 8°. Avec 105 grav. 6 M.

Joël, K., Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik. Mit Anhang: Archaische Romantik. Jena, 1906. 8°. XI, 198 pp. 4.50 M.

Ehrenfeld, Rch., Grundriss einer Entwicklungsgeschichte der chemischen Atomistik zugleich Einführung in das Studium der Geschichte der Chemie. Heidelberg, 1906. 8°. VIII, 314 pp. Mit 4 Bildnissen. 8 M.

X. Allgemeine Pädagogik.

Romano, Pt., La psicologia pedagogica. Bologna, 1906. 8°. XXVIII, 364 pp. 4 M.

Studien, Berner, zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von L. Stein. XLIII. Bd. Die sozialpädagogischen Strömungen der Gegenwart. Dargestellt und kritisch beurteilt. Von J. Bamberger. Bern, 1906. 8°. III, 95 pp. S. 1905 No. 3717. 1.50 M.

Azzali, G., Educazione estetica. Milano 1906. 16°. XXII, 352 pp. 2.50 M.

Kleinschmidt, A., Die Uebung im Unterrichte. Betrachtungen und Vorschläge. Leipzig, 1906. 8°. X, 426 pp. 6 M.

Compte rendu du deuxième Congrès international de l'éducation physique de la jeunesse organisé à Liége 1905. Nivelles, 1906. 8°. 184 pp. 10 M.
Kapff, E., Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund des Arbeitsprinzips. Stuttgart, 1906. 8°. 79 pp. Mit 5 Vollbildern. 1.20 M.
O'Shea, M. V., Dynamic Factors in Education. London, 1906. 8°. 6 M.
Wolffheim, N., Zur Geschichte der Prügelstrafe in Schule und Haus. Berlin, 1906. 8°. 71 pp. 1 M.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.



Der Wirklichkeitsgedanke.

3. Artikel.

Von Georg Wernick, Kiel.

Inhalt s. Heft II S. 179.

VIII.

Es ist klar, dass die abgegebene Erklärung in doppelter Hinsicht unvollständig ist: einmal setzt sie den Gedanken an Wirklichkeit, den sie verständlich machen soll, in gewissem Sinne bereits voraus, andererseits bedarf der zunächst sehr unbestimmte Begriff der Einordnung einer weiteren Erläuterung. Die Ergänzungen, die wir demgemäss zu geben haben, werden uns bedeutend tiefer als die bisherigen Erörterungen in die Natur des W-Vorganges einführen.

Sehr kurz können wir uns über den ersten der beiden Punkte auslassen. Zwischen nichtwirklichen Inhalten können, wie schon vorher angedeutet, genau die gleichen Beziehungen gesetzt werden wie zwischen wirklichen, es entsteht also die Frage, wodurch denn die Reihe des wirklichen sich von anderen Reihen unterscheidet. Man könnte zunächst auf ihre überragende Grösse hinweisen. Alle Erzeugnisse der Phantasie, mögen sie noch so ausgedehnt sein, verschwinden gegenüber der Ausdehnung der Wirklichkeit. Alles Wirkliche bildet — wenigstens für den Erwachsenen, beim Kinde mag es anders sein — ein grosses Ganzes, wir unterscheiden nicht mehrere Wirklichkeiten, sondern nehmen nur eine einzige an, die alles Wirkliche umfasst[1]) und für

---

[1]) Vgl. Kant, Kr. d. r. V. S. 52,4 u. S. 59,4.

deren Ausdehnung wir nirgends Grenzen finden. Dennoch ist die Grösse nicht das eigentlich charakteristische Moment der Wirklichkeitsreihe, dieses liegt vielmehr darin, dass ihr die Gesamtheit des momentan sinnlich Gegebenen als Glied angehört. In der Tat liegt hier der einzige wesentliche Unterschied zwischen Wirklichkeit und Phantasiegebilde, den wir vorfinden; es gibt gewissermassen unzählig viele Wirklichkeiten, das Wort im weiteren Sinne als gewöhnlich genommen, aber nur eine ist die Wirklichkeit, nämlich die, der das Sinnenfällige als Glied angehört. Von jedem Punkt dieser Wirklichkeit führt ein ununterbrochener Weg zu dem, was ich sehe, taste usw. und die besondere Wichtigkeit, die dieses, wie wir gesehen, für mich hat, fliesst damit auf alles andere Wirkliche über. Hätten wir nicht die Fähigkeit des Empfindens, so würden wir schwerlich zum Bewusstsein der objektiven Wirklichkeit gelangen, weil uns der Massstab zur Bewertung der verschiedenen gedankenhaften Inhalte fehlen würde. Wir sehen, dass an dieser Stelle unsere relative Theorie eine Ergänzung seitens der oben als berechtigt anerkannten absoluten Theorie erfährt. — Andererseits bleibt der W-Vorgang da aus, wo man den Weg zur umgebenden Gegenwart verschlossen findet. So z. B. einem Drama gegenüber. Ein Glied ordnet sich hier an das andere wie in der Wirklichkeit — wenigstens soll es so sein —, nirgends ist der Zusammenhang unterbrochen, gelangt man aber an den Schluss des letzten Aktes, so fehlt die Fortsetzung des Fadens, der Übergang zu der Wirklichkeit, in der man lebt, ist unmöglich.

Weit schwieriger ist die zweite Frage zu beantworten, was wir denn eigentlich unter „Einordnung“ zu verstehen haben. Schon das eben angeführte Beispiel kann uns die Art dieser Schwierigkeit verdeutlichen. In gewissem Sinne ist nämlich der Übergang von dem Drama zur Gegenwart doch möglich. Nehmen wir an, ich habe es durch Lektüre kennen gelernt, so erinnere ich mich jetzt vielleicht an das Aussehen des Buches, oder überhaupt an die objektiven

Umstände, unter denen das Lesen stattfand, und die mit dem Inhalten des Dramas durch Gleichzeitigkeit des Vorhandenseins verknüpft sind; damit ist denn der gewünschte Zusammenhang, mit dem, was ich gegenwärtig sehe und fühle, hergestellt oder er kann es wenigstens sein; trotzdem erfahren die Inhalte des Dramas keine objektive (in diesem Falle allerdings subjektive) Wirklichkeitsbewertung. Ein anderes Beispiel mag uns die eigentümliche Natur der hier auftretenden Schwierigkeit noch deutlicher machen. Jemand soll sich erinnern, dass er am vergangenen Tage einen Spaziergang auf einen Hügel gemacht hat, von dem aus er den Anblick des Meeres genossen hat. Ein anderer, der mitten im Binnenlande wohnt, soll sich gleichfalls eines Spazierganges nach einem Aussichtspunkt erinnern, auf dessen Höhe angelangt, er an das Meer dachte, vielleicht mit dem Gefühl des Bedauerns, dass ihm der Anblick desselben versagt ist. Die Vorstellung des Meeres ist bei beiden sich erinnernden Individuen die gleiche — sie entbehrt bei beiden die Wirklichkeitsfarbe —, sie wird an ganz entsprechenden Stellen — Aussichtspunkt — dem objektiven Wirklichkeitszusammenhang eingefügt, aber nur im ersteren Falle erfährt sie objektive Wirklichkeitsbewertung. Wie man sieht, ist der Ausdruck „Einordnung“ noch zu allgemein, es handelt sich um eine Einordnung von ganz besonderer Art, deren Natur zu erkennen wir versuchen müssen.

D. Hume glaubte die Lösung dieses Rätsels in der Annahme zu finden, dass der als objektiv wirklich bewertete gedankenhafte Inhalt sich vor dem bloss vorhandenen (gedankenhaften) Inhalt durch seine grössere Lebhaftigkeit auszeichne. „. . . . so folgt, sagt er[1]), dass der Unterschied zwischen ihr (d. h. der Erinnerung) und der Einbildungskraft nur in der grösseren Energie und Lebhaftigkeit der Erinnerungsvorstellungen liegen kann.“ Das diese Ansicht gänzlich unhaltbar ist, geht aus unseren früheren Erörterungen hervor (man vergleiche z. B. das über die Diskontinuität des Wirklichkeitsgedankens einerseits und die Kontinuität der Vorstellungsenergie andererseits Ausgeführte S. 48 u. ff.). Wollte man, um den von uns erhobenen Einwänden zu entgehen, die Lehre H . . . s dahin abändern, dass zwar kein Intensitäts-, wohl aber ein qualitativer Unterschied zwischen

[1]) D. H. l. c. S. 113.

Phantasie- und Erinnerungsvorstellung vorhanden sei, dass etwa die erstere zur letzteren sich verhalte, wie die letztere zur Wahrnehmung, dass mit anderen Worten die gedankenhaften Inhalte noch wieder in zwei verschiedenen Wirklichkeitsfarben auftreten können, so gerät man mit der Erfahrung in Widerspruch, die uns klipp und klar zeigt, dass Inhalte nur auf zwei Wirklichkeitsstufen — entweder mit oder ohne Wirklichkeitsfarbe — auftreten. Auch wäre man genötigt, nicht nur 3, sondern 4 und mehr Wirklichkeitsstufen vorauszusetzen, da wir uns auch erinnern können, uns etwa am vergangenen Tage an etwas erinnert zu haben usw. Von derartigen qualitativen Verschiedenheiten der gedankenhaften Inhalte zeigt uns aber die Selbstbeobachtung nicht das geringste. Uebrigens würde D. H. selbst gegen eine derartige Umformung seiner Lehre Einspruch erhoben haben, bemerkt er doch (auf der genannten Seite) mit vollem Recht, dass das charakteristische Merkmal, welches die Erinnerung von der Einbildungskraft unterscheidet, . . . nicht in den einfachen Vorstellungen zu finden sein kann."

Cornelius, der die Behauptungen H.'s aus ähnlichen Gründen zurückweist, wie es hier geschieht, lehrt im Anschluss an James, dass die Wirklichkeitsbewertung eines Inhaltes davon abhängt, dass „die einzelnen früher zugleich bemerkten Inhalte der betreffenden Komplexe, in den Relationen zu jenem Gedächtnisbilde m i t e r i n n e r t werden, in welchen sie seinerzeit mit dem entsprechenden Erlebnisse verknüpft waren[1]), wobei, wie er glaubt, jene miterinnerten Inhalte nicht bemerkt zu werden brauchen sondern sich in einer besonderen Färbung des fraglichen Inhaltes geltend machen können. „Ein späteres Bemerken des gleichen Gedächtnisbildes," sagt er auf der vorhergehenden Seite, „kann demnach als Erinnerung an das ursprüngliche E r l e b n i s oder an einen derbisherigen Fälle der E r i n n e r u n g dieses Erlebnisses erscheinen, je nachdem der eine oder der andere der in diesen verschiedenen Fällen erlebten Komplexe erinnert wird." Soviel Richtiges diese Bemerkungen enthalten, so scheinen sie mir zur Lösung des Problems doch unzureichend. Nichts anderes vermögen sie zu erklären, als dass ein und derselbe Inhalt eine m e h r f a c h e Wirklichkeitsbewertung erfährt, nicht aber weswegen dieselbe v e r s c h i e d e n a r t i g ist. Der Umstand, dass dieselbe Vorstellung das eine Mal mit diesem, das andere Mal mit jenem „Hintergrunde" auftritt, kann zunächst nur die Bedeutung haben, dass ich mich erinnere, denselben Inhalt mehrmals erlebt, nicht aber ihn einmal wahrgenommen, das andere Mal erinnert zu haben. Kurz gesagt, C. macht uns nur die n u m e r i s c h e Verschiedenheit, nicht die q u a l i t a t i v e Ungleichartigkeit der Wirklichkeitsbewertungen begreiflich, während es sich gerade um die letztere (auch nach des Verfassers eigenen Worten) handelt.

Ebensowenig kommt man hier mit dem sonst von C. bevorzugten Begriff des Symbols weiter. Bezeichnet man die (gedankenhafte) Vorstellung insofern als Symbol, als sie, a n s i c h g e n o m m e n, auf einen Empfindungsinhalt hinweist (was sie in der Tat tut), so muss zugegeben werden, dass j e d e Vorstellung ein Symbol ist, dass also von hier aus die Erklärung der verschiedenartigen Wirklichkeitsbewertung unmöglich ist. Versteht man dagegen unter Symbol die Bedeutung, die eine Vorstellung in Rücksicht auf ihren H i n t e r g r u n d erhält, so müsste uns nun weiter erklärt werden, woher es kommt, dass der Hintergrund die Vorstellung

---

[1]) H. Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Leipzig 1897 S. 207.

in einem Fall zum Symbol einer Wahrnehmung, im andern Fall zum Symbol einer Erinnerung macht. Diese Erklärung aber bleibt C. uns schuldig. Mit seiner Lehre werden wir uns übrigens später nochmals auseinanderzusetzen haben.

Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die Frage nach dem Wesen der Einordnung zum Gegenstand einer neuen Erörterung zu machen, wobei wir zunächst einige allgemeine Bemerkungen machen wollen, die zum Verständnis des Folgenden besonders in terminologischer Hinsicht wünschenswert sind. Sie führen uns scheinbar von unserem Thema ab, in Wahrheit aber zu dem eigentlichen Kern desselben hin.

Ich bezeichne den psychischen Vorgang, durch den vorhandene Vorstellungen miteinander in Beziehung gesetzt und damit zu einer neuen Einheit verknüpft werden, als Assoziation. Beispiele bietet jede psychische Tätigkeit, die nicht bei der Auffassung von einfachen Empfindungen stehen bleibt. Die Empfindungen, die der Anblick eines Baumes erzeugt, bleiben nicht isoliert, sondern werden unwillkürlich zu dem Komplex „Baum“ zusammengefasst. Es ist derselbe Vorgang, den KANT Synthesis des Mannigfaltigen zur Einheit des Bewusstseins nennt und dessen letzte Gesetze er zu erforschen sucht. Das Vorhandensein einer Assoziation erweist sich uns erstens durch unmittelbares Bewusstsein, andererseits durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das solche Vorstellungen erregen. Die Assoziation kann verschiedene Grade der Festigkeit haben, die Vorstellungen können enger oder loser miteinander verknüpft sein. Wer einen schwierigen mathematischen Satz zum erstenmal hört und versteht, für den sind die Teilvorstellungen nur lose verknüpft und drohen auseinanderzufallen, für den Kenner, der den Gedanken beherrscht, ist die Verbindung vielleicht unlösbar. Von der Festigkeit ist zu unterscheiden die Energie der Assoziation, unter der ich die Anstrengung verstehe, die aufgewendet werden muss, um die Verbindung zu verfestigen. Festigkeit ist Folge der Energie, insofern bei wiederholter Anwendung derselben assoziativen Energie die Festigkeit

erhöht wird. Mit der Assoziation steht in Zusammenhang die Reproduktion. Es werden nämlich, wie die Erfahrung zeigt, im allgemeinen solche Vorstellungen reproduziert, die zur Assoziation geeignet sind. Wer den Kopf eines Pferdes sieht, reproduziert die Vorstellung des übrigen Pferdeleibes, wer ein Wort liest, in dem ein Buchstabe nicht gedruckt ist, den fehlenden Buchstaben, um die geläufige Assoziation ausführen zu können. Es taucht also im allgemeinen dasjenige Material auf, das zur Ausübung der am meisten charakteristischen seelischen Tätigkeit, der Assoziation, Gelegenheit gibt. Die weitausschauende Frage, ob Reproduktionen allein durch assoziative Verhältnisse bedingt sind, braucht hier nicht erörtert zu werden. — In welchen Fällen werden nun Vorstellungen miteinander assoziiert? In erster Linie dann, wenn gleiche oder ihnen ähnliche häufig in derselben Ordnung zusammen im Bewusstsein vorhanden waren (Gesetz der Gewöhnung). Will man genauer wissen, was denn unter Ähnlichkeit hier zu verstehen sei, so müssen wir unterscheiden zwischen der Ähnlichkeit einfacher und zusammengesetzter Vorstellungen (d. h. der Empfindungen und Komplexe). Jene ist unmittelbar mit den Vorstellungsinhalten gegeben, insofern wir den Übergang von Inhalt zu Inhalt entweder als sanft oder als stossartig empfinden können. Diese besteht darin, dass bei Ähnlichkeit oder teilweiser Identität der den Komplex bildenden Elemente die Ordnung und Art ihrer Verknüpfung ganz oder teilweise identisch ist. Dass die Assoziation ausser durch Gewöhnung noch durch andere Agentien bestimmt wird, z. B. durch Aufmerksamheit und Gefühle, sei nur nebenbei erwähnt.

Wir fragen uns jetzt, ob die Assoziation zweier Elemente stets ein und derselbe Vorgang ist, oder ob es — auch abgesehen von der Festigkeit — verschiedene Arten

---

[1]) Ich verstehe aber unter Synthesis in der allgemeinen Bedeutung die Handlung, verschiedene Vorstellungen zueinander hinzuzutun und ihre Mannigfaltigkeit in einer Erkenntnis zu begreifen. (Kr. d. r. V. Kehrbach S. 94.)

der Assoziation gibt. Mit dieser Frage stehen wir wieder mitten in unserm eigentlichen Problem, ja dieselbe hat bereits durch die vorhergehenden Erörterungen eine vorläufige Antwort gefunden. Wir haben gesehen, dass die Wirklichkeitsbewertung die Verknüpfung des fraglichen Inhaltes mit einem anderen Inhalt ist, der bereits als wirklich gilt, dass aber nicht jede derartige Verknüpfung Wirklichkeitswertung bedingt. Hierin liegt der entscheidende Beweis, dass es verschiedene Arten von Assoziationen gibt, dass die Assoziation kein Panace ist, das überall in gleichem Sinne zur Anwendung kommt.

Ich will versuchen, die Richtigkeit dieser Anschauung durch Betrachtung kontreter Fälle näher zu begründen.

Fingieren wir einmal den Fall, jemand habe häufig klingende Saiten, niemals klanglose wahrgenommen, so wird sich ihm die Vorstellung der Saite mit der des Klanges so fest assoziieren, dass er auch im Gebiete der Phantasie unwillkürlich jede vorgestellte Saite klingend denkt. Nun soll derselbe von einer gewissen Zeit an auch nichtklingende Saiten bemerken. Natürlich reproduziert er die Vorstellung des Klanges und wundert sich darüber, dass ihm dieselbe nicht sinnlich gegeben ist. Jetzt soll die Saite zum Klingen gebracht werden, und der Beobachter erlebt wieder den gewohnten Komplex; aber bald hört der Klang auf, und er ist schliesslich bei Wiederholung der betreffenden Erfahrung genötigt, sich mit dem Novum abzufinden. Damit entsteht ein neuer Komplex, nämlich der der klangfähigen Saite. Auch in ihm sind die Inhalte „Klang" und „Saite" vorhanden, aber während d i e s e r Wirklichkeitsfarbe besitzt, trägt j e n e r nur Reproduktionscharakter. Nun aber zeigt sich die höchst bedeutsame Tatsache, dass der Unterschied dieser beiden Komplexe, der zunächst nur in der Qualität (nämlich der Wirklichkeitsfarbe) des einen Elementes liegt, allmählich auch die Assoziationstätigkeit ergreift. Das geht daraus hervor, dass das Individuum, das die genannten Erfahrungen hinreichend oft gemacht hat, imstande ist, nun

auch in seiner Phantasie den Komplex der klingenden von dem der klangfähigen Saite zu unterscheiden. Hier kann der Unterschied nicht in den Elementen liegen, denn diese haben jetzt sämtlich Reproduktionscharakter, also liegt er in der Art ihrer Verknüpfung. Wie man sieht, werden unter dem Zwang der Erfahrung, die uns die Elemente das eine Mal in gleicher, das andere Mal in verschiedener Wirklichkeitsfarbe zeigt, Assoziationsarten eingeübt, die schliesslich nach Belieben auch da angewandt werden können, wo beide Elemente der Wirklichkeitsfarbe entbehren; die Form der Tätigkeit unterwirft sich das vorhandene Material, so dass sie bei dessen Verknüpfung unabhängig ist von seiner momentanen Wirklichkeitsfarbe. Die beiden hier auftretenden Assoziationsarten will ich als Assoziation nach gleicher bezw. nach ungleicher Wirklichkeitsfarbe oder kürzer als Gleichartigkeits- bezw. Ungleichartigkeitsassoziation bezeichnen. Bevor wir aber mit diesen Begriffen weiter operieren, wollen wir sehen, ob sie einigen Einwendungen standhalten. Zunächst könnte man es als blosse Einbildung hinstellen, dass wir auch in der Phantasie die klingende von der klangfähigen Saite unterscheiden. Allein diese Behauptung steht doch mit der Erfahrung in gar zu offenem Widerspruch. Wäre sie richtig, so könnte es keinen Unterschied ausmachen, ob wir, etwa in einem Roman oder in einer physikalischen Abhandlung, von einer klingenden oder klangfähigen Saite lesen, was doch kein vernünftiger Mensch behaupten wird. Weit ernster ist der unserer Theorie gegenüber mögliche Vorwurf zu nehmen, dass sie auf einer unzulässigen, der leichten Erklärbarkeit zu Liebe vorgenommenen Vereinfachung des wahren Vorganges beruhe. Die klangfähige Saite, so könnte man sagen, ist ein Gedanke, der einer weiteren Reduktion bedarf, deren Resultat noch viele andere Vorstellungen als die beiden hier angenommenen Elemente ergibt. Wir können uns die Klangfähigkeit gar nicht anders begreiflich machen, als indem wir einen Menschen, der auf die Saite zutritt und sie durch Anschlagen zum Schwingen

bringt, oder ähnliches denken. Nicht um die Verbindung von zwei, sondern von vielen Elementen handelt es sich hier, und eine eindringendere Betrachtung, die diese Tatsache berücksichtigte, würde vielleicht zu anderen Ergebnissen als den hier angenommenen führen. Allein man sieht sehr leicht, dass, wenn auch tatsächlich mehr als zwei Elemente in Betracht kommen sollten, die unausweichliche Konsequenz doch wieder in unserer Anschauung liegt. Sollte die Vorstellung des auf die Saite zutretenden und sie berührenden Menschen ein unentbehrlicher Bestandteil des Gedankens der Klangfähigkeit sein, so ist jetzt doch wieder zu erklären, dass ich eben diesen Vorstellungen nicht Wirklichkeit zuschreibe, sonst bliebe der Unterschied des Klanges und der Klangfähigkeit doch wieder unbegreiflich. Gilt mir die Vorstellung des die Saite in Schwingung versetzenden Menschen für wirklich, so auch der Klang selbst und ich denke mir nicht eine klangfähige, sondern eine klingende Saite. Man sieht also, dass die Sachlage hier im wesentlichen nicht geändert, sondern nur etwas verschoben wird, insofern an Stelle der einen Vorstellung des Klanges eine Mehrheit von Vorstellungen tritt, als deren Wirkung der Klang gilt. Kann also die angeblich genauere Analyse des Vorganges unserer Theorie niemals gefährlich werden, so möchte ich doch ausserdem noch bestreiten, dass eine derartige Analyse in allen Fällen den Tatbestand wiedergibt. Wer behauptet, dass man sich eine Möglichkeit nicht anders denken kann als durch Vorstellung der Vorkommnisse, die diese Möglichkeit zur Wirklichkeit machen würden, ist zu einem regressus in infinitum genötigt, der allemal der Erfahrung widerspricht. Denn auch jene bedingenden Vorkommnisse dürfen nur als möglich gedacht werden, da ja andernfalls das Bedingte mit dem Bedingenden wirklich würde, folglich müssten wir uns weiter dasjenige vorstellen, was die Bedingungen wirklich machen würde usw. Deswegen halte ich es für richtiger zuzugeben, dass die Klangfähigkeit durch besonders geartete Verknüpfung von nur zwei Elementen wenigstens gedacht werden kann.

Ich behaupte weiter, dass sie in dieser Weise von einem Individuum gedacht werden muss, das aus Mangel an Beobachtungs- oder Kombinationsgabe niemals die „äussere“ Veranlassung des Klingens bemerkt, oder, wenn er sie bemerkt, nicht mit dem Klang in Zusammenhang gebracht hat. Ein solches Individuum könnte auf Grund von Erfahrungen, wie sie auf S. 86 angegeben, sehr wohl die Vorstellung der klangfähigen Saite bilden, ohne dass er hierfür mehr Elemente als die des Klanges und der Saite zur Verfügung hätte. Dass aber auch derjenige, der über die betreffenden Kausalvorstellungen verfügt, sich die Sache in der hier angegebenen einfacheren Weise vorstellen kann, glaube ich durch Beobachtung an mir selbst gefunden zu haben. Um mir eine Saite als klangfähig zu denken, stelle ich mir neben ihr eine zweite klingende Saite vor und setze ihren Ton nun in Beziehung zur ersten Saite nicht in eine losere als zur zweiten, sondern in eine andere. — Zurückzuweisen ist auch die Anschauung, dass die Klangfähigkeit nichts anderes bedeutet, als dass die Saite in Zukunft ein oder mehrere Male klingen wird. In der Tat haben beide Behauptungen einen ganz verschiedenen Sinn. Eine Saite kann klangfähig sein, aber nicht mehr zum Klingen kommen, weil sie z. B. im nächsten Augenblick zerstört wird. Der Gedanke der Möglichkeit hat seine selbständige Bedeutung, die nur durch Annahme einer besonderen Assoziationsform erklärt werden kann.

Mit diesem ersten Beispiel glauben wir bereits die Richtigkeit unserer Auffassung bewiesen zu haben, trotzdem wollen wir zur weiteren Veranschaulichung unserer Begriffe noch andere Beispiele heranziehen. Nehmen wir an, es lernt jemand ein Drama kennen. Jede Vorstellung, die zugeführt wird, fügt sich im allgemeinen so an die andere, dass sie denselben Wirklichkeitswert besitzt wie sie, jede empfängt durch die andere ihre Wirklichkeitsgeltung und gibt sie ihr wieder zurück. Nehmen wir weiter an, es trete in jenem Drama ein als verlogen geschilderter Mensch auf, der eine

offenbar „unwahre“ Geschichte erzählt, so haben die diese Geschichte bildenden Vorstellungen und Gedanken doch eine andere Wirklichkeitsgeltung als der übrige Inhalt des Dramas, sie sind mit ihrer Umgebung in einer Weise verknüpft, die sie aus dem allgemeinen Wirklichkeitsrahmen hinausfallen lässt. Dieser Unterschied besteht mit der Tatsache zusammen, dass man schliesslich sämtliche Ereignisse des Dramas für nicht wirklich hält, da ihnen die geeignete Verknüpfung mit der sinnlich gegebenen Gegenwart fehlt. Dieses Beispiel verdeutlicht uns, dass der W-Vorgang ein Inbeziehungsetzen, dass aber nicht jedes Inbeziehungsetzen ein W-Vorgang ist.

Endlich nehmen wir an, es habe jemand gelegentlich seiner ersten Rheinfahrt an einer bestimmten Stelle, sagen wir am Binger Mäuseturm, ein aufregendes Abenteuer erlebt; kommt er zum zweitenmal an diese Stelle, so reproduziert er so gut wie sicher jenes Abenteuer. Doch nicht nur das, er hält es ausserdem für (vergangen) wirklich, wobei der Anblick des Turmes gleichsam Bürge für diese Wirklichkeit ist. Ist dagegen einem anderen Reisenden unter den gleichen Verhältnissen an jener Stelle die Sage vom Bischof Hatto in allen ihren Einzelheiten erzählt worden, so wird auch er bei seiner zweiten Anwesenheit diese Sage reproduzieren und sie in Beziehung zu dem sinnlich Gegebenen setzen, ohne sie indessen für wirklich zu halten. Die psychischen Vorgänge sind in beiden Fällen im ganzen dieselben, trotzdem ist ein fundamentaler Unterschied vorhanden. Ich wüsste nicht, in was anderem man ihn suchen sollte als in der Art der Assoziation zwischen dem fraglichen Komplex und dem sinnlich Gegebenen.

Zugunsten unserer Annahme einer Mehrheit von Assoziationsarten — bisher haben wir zwei kennen gelernt — können wir uns auf Kant berufen. K. bezeichnet „die Handlung, verschiedene Vorstellungen zueinander hinzuzutun“[1], als Synthesis, die „reine Synthesis allgemein vorgestellt“ als Kategorie und lehrt die Mehrzahl der Kategorien. Seine Nachfolger waren alsbald bemüht, die Mehrheit der Kategorien auf eine einzige zurückzuführen, jedoch mit Unrecht, wie ich glaube. Wie so oft hat auch hier

[1] K. Kritik d. r. V. Kehrbach S. 94.

das Bedürfnis nach Einfachheit der Erklärung dazu geführt, den Tatsachen Gewalt anzutun. Wenn wir also in diesem Punkt mit KANT gehen, so erkennen wir doch andrerseits weder die von ihm entworfene Kategorientafel an, noch sind wir mit ihm der Ueberzeugung, dass die Kategorie vor aller Erfahrung als deren Vorbedingung gegeben sei. Wir behaupten vielmehr, wie oben angedeutet und wie später etwas genauer auszuführen sein wird, dass die Kategorien sich erst unter dem Einfluss der Erfahrung entwickeln und auch nur durch sie als psychische Fertigkeiten aufrecht erhalten werden.

In doppelter Weise erweitern wir die Wirklichkeit über den Bereich des sinnlich Gegebenen, einmal indem wir sie jenseits der Schranken unseres Gesichtskreises fortsetzen, zweitens indem wir zu der Gegenwart eine Vergangenheit und Zukunft hinzudenken. In beiden Fällen muss ein ununterbrochener, im Sinne der Gleichartigkeit verlaufender assoziativer Übergang zwischen dem Wahrgenommenen und dem fraglichen Inhalt möglich sein, aber die Art des Überganges ist im einen und im anderen Falle verschieden. Jede Wirklichkeitslinie, die ich durch das räumlich Zusammenhängende ziehe, kann ich auch im umgekehrten Sinne durchlaufen, ohne das Bewusstsein einer veränderten Art der assoziativen Verknüpfung zu erhalten. Ob ich in meiner Phantasie mich von hier nach Ägypten oder von Ägypten hierher bewege, einen Unterschied in der Art des psychischen Vorganges der Verknüpfung der durchlaufenen Elemente vermag ich nicht zu entdecken. Eine Folge davon ist es, dass, wenn ich mich phantasiemässig nach einem fremden Ort versetze, mir das Dort zum Hier in der gleichen Beziehung zu stehen scheint, wie es von meinem gegenwärtigen Standpunkt erscheint. Anders bei der zeitlichen Fortsetzung der Wirklichkeit. Da ist die assoziative Verknüpfung der Elemente sehr wesentlich abhängig von der Richtung, in der ich die Reihe durchlaufe. Nur für e i n e Übergangsrichtung habe ich das sichere Gefühl der Zusammengehörigkeit der Vorstellungen, für die entgegengesetzte ist dieses Gefühl getrübt, der Übergang geht mir gleichsam gegen den Strich. So erscheint mir auch, wenn ich mich in der Phantasie in das Gestern hineinversetze, das Heute in anderer Stellung, als mir vom Heute aus gesehen

das Gestern erscheint. — Demgemäss will ich zwei weitere Arten der assoziativen Tätigkeiten unterscheiden, solche, die gleich gut von statten gehen, in welcher Richtung ich auch die Elemente durchlaufe, und solche, die vorzugsweise bei einer Richtung des Übergangs erfolgen. Ich nenne sie im Anschluss an die übliche Terminologie simultane bezw. sukzessive Assoziation. Dabei soll der Ausdruck simultan nicht den Sinn involvieren, dass die zu verbindenden Elemente genau gleichzeitig im Bewusstsein vorhanden sind, vielmehr lasse ich die Möglichkeit offen, dass auch die simultane Assoziation in der Zusammenfassung unmittelbar aufeinander folgender Inhalte besteht, nur muss dieselbe gleich gut von statten gehen, welches auch die Reihenfolge der Inhalte sein mag[1]). Sukzessive Assoziation (in unserem Sinne) ist dagegen selbstverständlich nur zwischen aufeinanderfolgenden Inhalten möglich, da bei streng gleichzeitigen die Bevorzugung der einen Übergangsrichtung nicht zutage treten könnte. Der hier gekennzeichnete Unterschied spielt übrigens nicht nur bei W-Vorgängen, sondern auch sonst im psychischen Leben eine grosse Rolle; als Beispiele führe ich einerseits die Zusammenfassung der Elemente an, die den Komplex „Apfel" ergeben (Duft, Farbe, Gestalt usw.), andererseits die Zusammenfassung der Töne einer Melodie.

Man hat öfters versucht, die Assoziation aufeinander folgender Vorstellungen als ursprüngliches Phänomen zu leugnen, sie auf die Zusammenfassung streng gleichzeitiger Vorstellungen zurückführen zu müssen. Die Schwierigkeit, die man in jenem Phänomen gefunden hat, schildert CORNELIUS in der zitierten Abhandlung folgendermassen: „Man sollte doch denken, zeitlich nicht zusammenfallende Empfindungen (von *irgendwelchen* Vorstellungen würde natürlich dasselbe gelten. A. d. H.) seien eo ipso so scharf voneinander getrennt, dass sich eine noch schärfere Trennung gar nicht

---

[1]) Man vergl. z. B. CORNELIUS: Ueber Verschmelzung und Analyse, Abschnitt IV und besonders V. Vierteljahrsschrift f. w. Ph. Bd. 17.

denken lasse; wie soll hier doch noch von Verschmelzung (in meiner Sprache: Assoziation) die Rede sein? Wie soll überhaupt verschmelzen, was gar nicht zusammen besteht?" So kennt auch HERBART keine eigentliche Assoziation von aufeinander folgenden Vorstellungen; was uns als solche erscheint, ist nach ihm in Wahrheit die Verbindung einer Vorstellung mit dem Rest, gleichsam der zeitlichen Verlängerung der vorhergehenden, der in den Zeitbereich der folgenden hinübergreift. Andere ersetzen den etwas unbestimmten Begriff des Restes durch das Erinnerungsbild oder durch die ausklingende Vorstellung. Von noch anderer Seite[1]) hat man versucht, die sukzessive Assoziation zwischen a und b darauf zurückzuführen, dass beide mit einem und demselben andauernden, jedoch sich ändernden c streng simultan verbunden werden. Im allgemeinen geht jedoch die Neigung dahin, die sukzessive Assoziation als ursprüngliches Phänomen anzuerkennen[2]). Auch CORNELIUS erklärt an der eben zitierten Stelle, dass, „wenn wirklich keine Erklärung für diese Schwierigkeit gegeben werden könnte, wir sie eben als ungelöstes Rätsel einfach hinnehmen müssten." Für mich liegt das Entscheidende darin, dass wir ohne sukzessive Assoziation niemals zu der Vorstellung eines Geschehens gelangen könnten. Würden wir nur das Gleichzeitige assoziieren, so wäre unsere Existenz in lauter Gegenwartspunkte aufgelöst, deren jeder eine — vielleicht erkennbare — Mannigfaltigkeit in sich bergen würde, von deren Ineinandergreifen wir jedoch nicht das Geringste spüren könnten. Es nützt nicht im geringsten anzunehmen, dass eine der momentan vorhandenen Vorstellungen die Folge einer früheren (etwa ihr Ausklingen) sei, denn um dieses bemerken zu können, müssten wir doch die aufeinanderfolgenden Phasen der Vorstellung zueinander in Beziehung setzen können, andernfalls wäre die ausklingende Vorstellung für uns nichts anderes als eine im Vergleich mit den übrigen

---

[1]) MÜNSTERBERG: Beiträge zur experimentellen Psychologie I.

[2]) Vgl. M. OFFNER: Ueber die Grundformen der Vorstellungsverbindungen. Philosophische Monatshefte 28.

vorhandene schwächere, aber doch nur gegenwärtige Vorstellung, und wir können nie über die Mehrzahl der gleichzeitigen Vorstellungen hinaus. LOTZE bemerkt einmal mit Recht, dass die Vorstellung der Veränderung unmöglich wäre, wenn nicht die Vorstellungen sich änderten. Dem füge ich jedoch noch hinzu, dass auch diese Änderungen nichts nützen würden, wenn wir nicht ein Mittel besässen, sie zu bemerken, und dieses Mittel kann nur in einem Bewusstsein bestehen, das sowohl den Inhalt zweier Vorstellungen als auch das Hinübergleiten von einer zur anderen umfasst, das also zur sukzessiven Assoziation befähigt ist. Auch viele speziellen Erfahrungen sind nicht anders als durch Annahme der sukzessiven Assoziation zu deuten. Ich unterscheide beispielsweise einen rasch anschwellenden von einem rasch abschwellenden Ton durch unmittelbares Bewusstwerden der Art des Überganges, ohne dass Reproduktionen aufträten, die es mir ermöglichten, die momentane Wahrnehmung mit der verflossenen Wahrnehmung zu vergleichen. Bei rascher Änderung des Tones ist sicher nicht einmal die Zeit vorhanden, die wir zur Reproduktion und vergleichenden Beurteilung gebrauchen. Anders bei sehr langsamer Änderung der Tonstärke. Hier kommt es vor, dass wir uns des Sinnes der Änderung nicht unmittelbar bewusst werden, und dass wir, um ihn festzustellen, am Schluss der Beobachtung die Anfangsempfindung reproduzieren, um einen Vergleich ziehen zu können. — Die Scheu vor der Annahme sukzessiver Assoziationen beruht wohl im letzten Grunde auf der Ansicht, dass wir immer nur in einem einzigen Zeitpunkt existieren. Diese Ansicht wieder setzt eine höchst naiv-realistische Auffassung der Zeit voraus; wie wenig sie Anspruch erheben kann, eine ursprünglich feststehende Tatsache wiederzugeben, wie sehr sie vielmehr selbst der Erklärung bedarf, hat neuerdings POSCH gezeigt[1]).

---

[1]) Vierteljahrsschrift f. w. Ph. 23, 1899, S. 400. Hier weist P. darauf hin, dass Zeitmomente durchaus nicht Gegenstand der empirischen Auffassung sind.

Wir haben bisher eine zwiefache Verschiedenheit der Assoziationstätigkeit kennen gelernt. Wir wären jetzt in der Lage, durch Kreuzung beider Einteilungsprinzipien sämtliche Grundformen der Assoziation anzugeben, eine Art Kategorientafel aufzustellen. Wir gehen jedoch dieser Aufgabe aus dem Wege und fassen statt dessen das bisher Gesagte in folgender Erklärung zusammen: Einen Inhalt für wirklich halten heisst ihn mit der Gesamtheit des sinnlich Gegebenen durch simultane oder sukzessive Gleichartigkeitsassoziation verknüpfen.

IX.

Die Wirklichkeit können wir als vierdimensionale Mannigfaltigkeit ansehen; jede Stelle in ihr ist durch vier Koordinaten — Abstände von drei aufeinander senkrecht stehenden Ebenen, und von irgend einem Zeitpunkt — eindeutig bestimmt. Wir sehen zunächst von dem zeitlichen Verlauf ab und beschränken uns auf die räumlichen Beziehungen. Damit nehmen wir keine willkürliche Abstraktion vor, sondern bleiben auf dem Boden der psychischen Tatsachen. Vielfach nämlich, so meistens gegenüber den Wahrnehmungsinhalten, hat das Wirklichkeitsbewusstsein keinerlei Beziehung zu irgendwelchen Zeitvorstellungen, wir nehmen die Wirklichkeit als räumlich ausgedehnt hin, ohne an Wandlungen, die mit ihr vorgehen können, zu denken. Es ist das der W-Vorgang in seiner einfacheren Form, ohne Hinzutritt der Komplikationen, die der Wirklichkeit die vierte Dimension verleihen. Nachträgliche Reflexion kann die in diesem einfacheren Sinn als wirklich geltenden Objekte als dauernd bezeichnen, ein Ausdruck, der freilich im allgemeinen noch eine weitere, später zu behandelnde Nuance enthält als die blosse Negierung jener Komplikationen. Welchen Inhalten legen wir nun in dem angegebenen einfachen Sinn objektive Wirklickeit bei? Zunächst, wie wir gesehen, der Gesamtheit des sinnlich Gegebenen. Doch zeigt dieser Satz, wiewohl er die Grundlage des Wirklich-

keitsgedankens enthält, auf einer höheren Stufe der Entwicklung bemerkenswerte Ausnahmen. Viele dieser Ausnahmen sind freilich nur scheinbar. Nehmen wir Objekte wie den Regenbogen, Spiegelbilder, fata morgana u. ä.; man könnte glauben, dass hier ein sinnlich Gegebenes und doch nicht für wirklich Gehaltenes vorliegt? Ich behaupte jedoch, dass dem nicht so ist. Also optische Bilder — und nur als solche wirken sie auf den Sinn — sind sie in der Tat ebenso wirklich wie ein farbiges Tuch oder bemalte Leinwand, die ich vor mir sehe. Die Nichtwirklichkeit fängt erst an bei möglicherweise gleichzeitig vorhandenen Tastvorstellungen, die aber nicht wahrgenommen, sondern nur reproduziert sind. Erst wenn ich den Regenbogen für eine Brücke halte, oder hinter dem Spiegel ein Zimmer annehme wie das, in dem ich mich befinde, gelange ich zu Vorstellungen, denen die Wirklichkeit abgesprochen wird. Die Ursache, weswegen wir geneigt sind, hier an eine Täuschung über die Wirklichkeit zu glauben, liegt in der Auffassung, die wir später als irrtümlich erkennen werden, dass „Wirklichkeit“ gleichbedeutend sei mit „möglicher Gegenstand von Tastempfindungen“ und dass die optischen Bilder nur insofern für das Wirklichkeitsbewusstsein Bedeutung hätten, als sie Anzeichen für das Vorhandensein von betastbaren Gegenständen seien. — Aber es gibt andere Ausnahmen von unserer Regel, die sich nicht gut wegdisputieren lassen und die unserer Theorie gefährlich erscheinen; als solche nennen wir das Doppelsehen, Lichtpunkte bei Erschütterung des Sehnerven, Ohrenklingen, Halluzinationen bei nervösen, jedoch nicht mental erkrankten Personen (bei letzteren würde die allgemeine Regel wieder gelten, falls nämlich die Halluzinationen für objektiv wirklich gehalten werden) u. ä. Wie lassen sich nun diese Fälle, in denen die Beziehungen oder vielmehr das Fehlen von Beziehungen zwischen dem fraglichen Inhalt und der überwiegenden Mehrheit des sinnlich Gegebenen die Wirklichkeitsgeltung entscheidend beeinflusst, mit unserer Theorie von der un-

mittelbaren Wirklichkeitsgeltung des Wahrgenommenen vereinen? Sind sie nicht ein deutlicher Beweis, dass die absolute Theorie, wie wir sie vorgetragen haben, unhaltbar ist? Natürlich dürfen wir uns nicht über die Schwierigkeit hinwegsetzen, indem wir einfach die genannten Fälle für Ausnahmen erklären, die bei normalem Funktionieren des Nervenapparates nicht eintreten können; denn eben das ist ja die Frage, wie diese Ausnahmen überhaupt möglich sind, bezw. wie wir ihnen durch Modifizierung der Theorie Rechnung tragen können. Dagegen können wir auf anderem Wege die Spannung zwischen Theorie und Tatsachen in einfacher Weise beseitigen, indem wir nämlich auf die Entwicklung des Wirklichkeitsgedankens hinweisen (Vgl. S. 198). Unsere Behauptung, dass das Wahrnehmen bereits das Fürwirklichhalten sei, gilt unbedingt nur für den Wirklichkeitsgedanken in den Anfängen seiner Entwicklung. Nachdem wir jedoch gelernt haben, die reproduzierten Inhalte auf ihren Wirklichkeitswert hin zu prüfen, was, wie wir gesehen, nur möglich ist auf Grund der unmittelbaren Wirklichkeitsgeltung des Wahrgenommenen, gewöhnen wir uns unvermerkt daran, diejenigen Assoziationsprozesse, die dem Reproduzierten Wirklichkeitsgeltung verliehen, auch auf das Wahrgenommene anzuwenden. Die unmittelbare Wirklichkeitsgeltung des Wahrgenommenen ist und bleibt Voraussetzung für jeden W-Vorgang, aber nachdem auf Grund dieser Voraussetzung sich eine neue Art von W-Vorgängen entwickelt hat, die sich zunächst auf reproduzierte Inhalte beziehen, werden dieselben schliesslich, wenn sie hinreichend eingeübt sind, auch auf Wahrgenommenes selbst bezogen. Der Wirklichkeitsgedanke diesen letzteren Inhalten gegenüber erfährt so, indem zu dem ursprünglichen absoluten Vorgang ein relativer hinzutritt, eine Bereicherung, aber auch eine Zweideutigkeit, deren wir uns freilich im allgemeinen nicht bewusst werden, da sie fast immer ohne praktische Bedeutung ist. Nur ganz ausnahmsweise tritt ein Konflikt ein, nämlich dann, wenn wir Inhalte wahrnehmen, die wir nicht

so, wie wir es seitens des Wirklichen gewohnt sind, zu assoziieren vermögen, da wir durch frühere Wahrnehmungen in keiner Weise darauf vorbereitet sind. Wie später genauer auszuführen sein wird, finden wir die Wahrnehmungsinhalte fast durchweg in Übereinstimmung mit gewissen Typen, die zwar sehr allgemein und dehnbar sind, aber doch keineswegs alles überhaupt Denkbare umfassen. Wo nun das Wahrgenommene ganz ausserhalb dieser Typen steht, gerät der W-Vorgang ins Stocken und wir sehen uns vor die Entscheidung gestellt, ob wir mehr Gewicht auf das Vorhandensein der Wirklichkeitsfarbe oder auf das Nichtvorhandensein des Assoziationsvorganges legen wollen; in welchem Sinne diese Entscheidung ausfällt, hängt im wesentlichen von der geistigen Kultur ab. Je weiter diese vorgeschritten ist, um so mehr sind wir geneigt, auf das Vorhandensein bezw. Fehlen der Beziehungen das Hauptgewicht zu legen, und umgekehrt: ein Neger z. B. der dieselben sinnlichen Erlebnisse hat, wie die bekannten von NIWLAI beschriebenen, würde die wahrgenommenen Gestalten wahrscheinlich für objektiv wirklich, etwa für böse Geister halten, während der Mann der Aufklärung keine Bedenken trägt, sie als rein subjektive Erzeugnisse anzusehen.

Wie die Entwicklung des Wirklichkeitsbewusstseins sich beim Kinde gestaltet, ist kaum mit voller Sicherheit festzustellen; ich denke sie mir folgendermassen:

1. Stufe. Ausschliessliches Vorhandensein von Wahrnehmungen. Unfähigkeit zu Reproduktionen. Der W-Vorgang ist identisch mit dem Wahrnehmen, eine Auswahl unter den wahrgenommenen Inhalten tritt nicht ein.

2. Stufe. Es treten Reproduktionen hinzu und zwar zunächst von den begehrten Dingen, z. B. der Flasche beim Hunger. Diese Inhalte gelten im Gegensatz zu dem Wahrgenommenen als nicht daseiend.

3. Stufe. Unter den Reproduktionen wird das Wirkliche vom Nichtwirklichen unterschieden.

4. Stufe. Auch das Wahrgenommene wird auf seinen Wirklichkeitswert hin geprüft.

Nach dieser allgemeinen Auseinandersetzung, die indem sie einen naheliegenden Einwand beseitigte, die Wirklichkeitsbewertung des Wahrgenommenen in einem neuen Lichte zeigte, gehen wir jetzt mehr auf das Einzelne ein. Da

zeigt sich zunächst die interessante Tatsache, dass unbeschadet der Allgemeingültigkeit unserer Fundamentalauffassung die Wahrnehmungen der einzelnen Sinne doch verschiedene Bedeutung für unser Wirklichkeitsbewusstsein besitzen. Um die bevorzugte Stelle streiten Gesichts- und Tastsinn. In quantitativer Hinsicht ist der Gesichtssinn allen anderen Sinnen überlegen und zwar in doppelter Art, einmal durch die Fülle der unterscheidbaren Empfindungsinhalte, die er uns zuzuführen imstande ist, dann aber auch durch die Fülle der Eindrücke, die er tatsächlich gleichzeitig liefert, ohne dass einer den anderen stört oder in seiner Klarheit wesentlich beeinträchtigt. In dieser Hinsicht ist er das Gegenstück des Gehörsinnes; Tonempfindungen übertönen sich gegenseitig, Lichtempfindungen beeinträchtigen sich nicht. Diese bevorzugte Stellung wird noch dadurch erhöht, dass wir, wenigstens bei Tage, Weniges wahrnehmen, das nicht mindestens auch sichtbar ist. Aber auch qualitativ hat dieser Sinn vor den anderen etwas voraus. Er liefert uns nämlich die Inhalte in einer ganz bestimmten Ordnung, was wahrscheinlich mit dem Vorhandensein äusserst empfindlicher Lokalzeichen zusammenhängt, die an die verschiedenen Stellen der Netzhaut gebunden sind und eine kontinuierliche Mannigfaltigkeit bilden. Dadurch aber werden die assoziativen Vorgänge sehr erleichtert, die, wie wir eben gesehen, für die Wirklichkeitsbewertung auch der Wahrnehmungen von hoher Bedeutung sind. Wir sind niemals unsicher, welche Inhalte unmittelbar, welche durch Vermittlung von anderen miteinander zu verknüpfen sind, es entstehen von selbst wohlgegliederte Komplexe, deren Teile sich gegenseitig in ihrer Wirklichkeitsgeltung tragen und unterstützen. Allen anderen Empfindungsinhalten kommt eigentlich erst dann das volle und sichere Bewusstsein der objektiven Wirklichkeit zu, wenn wir sie dem optischen Weltbild an bestimmten Stellen einordnen. Ein „verlorener" Laut in der Stille der Nacht wird ganz anders beurteilt als etwa das rollende Geräusch eines Wagens, den wir vor-

überfahren sehen. So bildet das optische Bild das willkommene Gerüst der Wirklichkeit, dessen Vorhandensein die Ausführung der am Wirklichkeitsbewusstsein mitbeteiligten assoziativen Vorgänge am ehesten ermöglicht. Doch auch im Gebiet der Reproduktion zeigt sich der beherrschende Charakter des optischen Sinnes, denn auch da haben wir es zum grössten Teile mit optischen Vorstellungen und Gedanken zu tun, und nur schwer kann sich der Sehende eine Vorstellung davon machen, wie der Blindgeborene Reproduktionen der Aussenwelt zustande bringt.

Weit unvollkommner in den genannten Beziehungen ist der Drucksinn. Die Zahl der unterscheidbaren Qualitäten ist bei ihm verhältnismässig gering, schon deshalb, weil seine Inhalte meist mit Gefühlen verbunden sind, die die Aufmerksamkeit auf sich lenken; gering ist aber auch die Anzahl der tatsächlich gleichzeitig gegebenen Inhalte; sie beschränken sich meist auf Drucke an den Fusssohlen, im Rücken, wenn man sich anlehnt, in den Ellenbogen, wenn man sich auflehnt, ferner auf höchst unbestimmte Berührungsempfindungen, die durch die Kleidung veranlasst werden. Lokalzeichen sind auch bei ihm vorhanden, aber sie sind in doppelter Hinsicht weit weniger geeignet, Assoziationen zu unterstützen als die Lokalzeichen des Gesichtssinnes. Erstens sind sie weniger fein, was in der Tatsache zum Ausdruck kommt, dass benachbarte Eindrücke, die optisch sehr bequem getrennt werden, durch den Tastsinn nicht auseinander gehalten werden können, zweitens erfährt hier die Assoziationstätigkeit eine starke Hemmung durch die Lückenhaftigkeit des Druckfeldes, soweit wir es von deutlichen Empfindungen ausgefüllt finden. Eine Assoziation von zwei räumlich getrennten Druckempfindungen ist, wenn sie ausschliesslich durch andere Druckempfindungen vermittelt werden soll, nur dann möglich, wenn derjenige Teil meines Körpers, der zwischen den beiden zu verbindenden Druckstellen liegt, in seiner ganzen Ausdehnung gleichfalls von dem Objekt gedrückt wird. Ist das nicht der Fall, so

bleiben die beiden Drucke zunächst isoliert; um sie zu verbinden, muss man entweder Gesichtsbilder zu Hilfe nehmen, oder Druck- oder Tastempfindungen (das sind Komplexe von Druck-, Muskel-, Sehnen-, Gelenk- und ähnlichen Empfindungen) reproduzieren, was natürlich wegen der Unbestimmtheit dieser Reproduktionen ein sehr mangelhaftes Auskunftsmittel ist. — Aber in einer anderen Hinsicht hat doch auch dieser Sinn etwas für sich voraus, insofern nämlich, als seine Wahrnehmungen, wie öfters hervorgehoben, in besonders hohem Masse Wirklichkeitsgeltung sich erzwingen. Mir ist es begegnet, dass Laien, denen ich den Kartesianischen Zweifel an der Wirklichkeit der Objekte klar zu machen suchte, erwiderten: „aber ich fühle doch alle diese Dinge, wenn ich sie anfasse.“ Der Ausdruck „greifbare Wirklichkeit“ ist aus derselben Auffassung hervorgegangen. Desgleichen spiegelt sie sich in der Entwicklung der Wissenschaft wieder. Die alte Atomistik sieht Härte oder Undurchdringlichkeit als innerstes Wesen des Objektiven an, die Naturphilosophen des siebzehnten Jahrhunderts stehen im wesentlichen auf demselben Standpunkt und erklären ausserdem das optisch Wahrnehmbare ausdrücklich als sinnliche oder sekundäre Qualität, d. h. als etwas, das objektiv nicht vorhanden ist. Dieselbe Auffassung teilen mehr oder weniger bewusst die meisten Physiker der Gegenwart, wofern sie nicht durch allgemeinere Spekulationen an ihr irre geworden sind. Wir brauchen hier natürlich nicht die Schlüsse, die zur Entwicklung der wissenschaftlichen Überzeugung geführt haben, zu erörtern, dagegen fragen wir uns, worauf denn die, von jeder Wissenschaft unabhängige, besonders intime Natur des Wirklichkeitsbewusstseins, das sich an Druck- und Tastempfindungen knüpft, beruht. Hier kann man zunächst an den Standpunkt DILTHEYS[1]) erinnern, nach welchem hauptsächlich den Tastempfindungen der Charakter des Zwingenden zukommt. Ich will z. B.

[1]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1890, 2.

meine Hand vorwärts strecken und stosse dabei an ein Hindernis. Ich setze meine Bemühungen fort, verdopple sie vielleicht sogar; das Gefühl der Anstrengung bleibt, aber statt der erwarteten Muskel- und Gelenkempfindungen, die ich mit der Vorwärtsbewegung verknüpft weiss, tritt eine Verstärkung der durch Berührung mit dem hemmenden Körper erzeugten Druckempfindungen ein. Diese Verstärkung schreibe ich nun einer fremden Gewalt zu, die meinen eigenen Willen daran hindert, sein Ziel zu erreichen, die meiner Person als ein ausser ihr liegendes Etwas gegenübertritt[1]). Wenn sich auch gegen diese Theorie im ganzen vieles einwenden lässt, so ist doch zuzugeben, dass sie Erfahrungen wiedergibt, die auf keinem anderen Wahrnehmungsgebiet als dem des Druck- und Tastsinns gemacht werden, und die daher sehr wohl dazu beitragen können, den von diesen Sinnen gelieferten Inhalten eine besonders hohe Wirklichkeitsgeltung zu verleihen. Ausserdem dürfte die im wahrsten Sinne des Wortes alltägliche Erfahrung von Einfluss sein, dass mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit die Farben und schliesslich auch die Umrisse der sichtbaren Gegenstände verschwinden, ohne dass wir ihre Weiterexistenz an einer anderen Stelle des Raumes wahrzunehmen vermöchten, während die Tastwahrnehmungen sich jederzeit realisieren lassen. Dadurch müssen die letzteren im Gegensatz zu den flüchtigen optischen Phänomenen den Charakter einer besonderen Zuverlässigkeit erhalten. Ferner kann man daran erinnern, dass der Mensch weit mehr Täuschungen seitens des Gesichts- als seitens des Druck- und Tastsinnes ausgesetzt ist. Visionen z. B. sind meistens „Gesichte“, allenfalls „Stimmen“, höchst selten Berührungsphänomene. Man vergleiche die charakteristische Stelle im Johannesevangelium, Kapitel 20 V. 25. Eine weitere Bemerkung zur vorliegenden Frage wird später gemacht werden (S. 382). — Allgemein lässt sich sagen, dass das Wirklichkeits-

[1]) Eine der Dilthey'schen ähnliche Auseinandersetzung findet sich auch bei Jerusalem: D. Urteilsfunktion, S. 219 u. 220.

bewusstsein beim Tastsinn mehr auf der Beschaffenheit der Einzelempfindungen, beim Gesichtssinn mehr auf den assoziativen Beziehungen beruht.

Derjenige Sinn, dessen Wahrnehmungen nächst den genannten am meisten mit dem Charakter des objektiv Wirklichen ausgestattet sind, ist das Gehör. Dass wir auch seine Vorstellungen dem Wirklichkeitszusammenhang an bestimmten Stellen einzuordnen vermögen, beruht auf zwei Tatsachen. Erstens hat auch dieser Sinn seine Lokalzeichen, die wenigstens bei sehr nahen Tonquellen fast nie täuschen, zweitens finden wir bisweilen Klänge und auch Geräusche mit der sicht- und tastbaren Wirklichkeit in fester Verbindung. Wir sehen das Vibrieren der klingenden Glocke, dem Blitz des gelösten Schusses, die schüttelnde Bewegung des über das Steinpflaster rollenden Lastwagens u. ä. Aber immerhin sind die Lokalzeichen doch ziemlich unsicher, und Erfahrungen über die Zusammenhänge der genannten Art sind nicht so häufig wie über die Zusammenhänge zwischen den Wahrnehmungen anderer Sinne. So tragen die akustischen Wahrnehmungen zwar noch deutlich den Charakter des objektiv Wirklichen, aber wir bemerken doch schon ein leichtes Verblassen desselben, eine leise Annäherung an das nur subjektiv Wirkliche. Bei der Musik z. B. vergessen wir bisweilen fast ganz, dass wir es mit Wahrnehmungsobjekten zu tun haben, aber auch sonst scheinen uns die Töne dem Geistigen näher verwandt als die schärfer umrissenen Wahrnehmungsobjekte des Tast- und Gesichtssinns, sie sind demgemäss am ehesten geeignet, innere Vorgänge zum objektiven Ausdruck zu bringen. „Töne sind die Brücke von Seele zu Seele," sagte Nietzsche im Zarathustra, damit in feiner Weise die innige Beziehung der Töne zum inneren Leben zum Ausdruck bringend.

Was endlich die beiden niedersten Sinne anbetrifft, so ist bei ihnen der Charakter des objektiv Wirklichen noch mehr verblasst. Zwar bezeichnen wir noch den Zucker als süss, die Rose als duftend, aber beides doch mit einem ge-

wissen Bedenken. Nach einigem Zureden pflegt sich auch der Laie nicht der „Erkenntnis“ zu verschliessen, dass jene Eigenschaften gar nicht in den Objekten, sondern eigentlich in seiner Seele enthalten seien. Charakteristisch ist es ferner, dass die Verben „riechen“ und „schmecken“ sowohl transitiv als auch intransitiv gebraucht werden, man zweifelt also, ob man es mit einer Tätigkeit des Subjekts oder einer Eigenschaft des Objekts zu tun hat. Der wahre Grund für die Unsicherheit der Auffassung liegt zunächst in der grossen Unsicherheit der Lokalzeichen. Der Geruch erfüllt die Luft so gleichmässig, dass man schon aus diesem Grunde nicht imstande ist, seinen objektiven Ursprung anzugeben, höchstens kann die Abhängigkeit seiner Stärke von Lagenänderungen des Körpers in manchen Fällen einen ungefähren Anhalt geben; der Geschmack, der an ein eng begrenztes, ziemlich gleichförmiges Organ gebunden ist, enthält noch weniger Zeichen, die die einzelnen Empfindungsinhalte räumlich voneinander unterschieden. Zweitens ist der Geruch mit keinerlei direkt wahrnehmbaren objektiven Vorgängen verknüpft, der Geschmack lediglich mit dem abwechslungslosen, und daher an sich höchst uninteressanten Vorgang des Hinabgleitens der Speise über die Zunge. Diese beiden Momente machen die Assoziationen der fraglichen Empfindungen mit der sonst anerkannten Wirklichkeit völlig unsicher und bewirken somit den Ausfall der *einen* Seite des W-Vorganges. Dass wir trotzdem diesen Empfindungen objektive Geltung beilegen, dass wir sie keineswegs mit den Gefühlen auf gleiche Stufe stellen, die wir für *blosse* Erlebnisse halten, ist ein neuer Beweis dafür, dass das Wahrnehmen für sich allein bereits ein Fürwirklichhalten sei.

Schon bei der Charakterisierung der einzelnen Sinnesgebiete mussten wir gelegentlich auf ihr Zusammenwirken hinweisen, wir wollen über dasselbe noch einige weitere Bemerkungen machen. Am wichtigsten ist das Zusammenwirken von Gesichts- und Tastempfindungen. Dass Emp-

findungen beider Art in fester Verbindung miteinander stehen, ist die erste grosse Erkenntnis, die das Kind gewinnt. Indem die einzelne Empfindung nicht nur mit Empfindungen desselben, sondern auch des anderen Sinnes in assoziative Beziehung tritt, gewinnt das Wirklichkeitsbewusstsein die grösste Bestimmtheit und Lebendigkeit, deren es fähig ist. Wir fühlen uns der Existenz eines Gegenstandes am meisten sicher, wenn wir ihn gleichzeitig sehen und berühren. DILTHEY bemerkt in der zitierten Abhandlung mit Recht, dass wir die Sterne nicht in dem Masse für wirklich halten wie irdische Dinge, wie mir scheint ein deutlicher Beweis, dass der Gesichtssinn für sich allein nicht das leisten kann, was durch das Zusammenwirken beider Sinne ermöglicht wird. Wenn aber auch beide Sinne die Wirklichkeitsgeltung ihrer Wahrnehmungen im allgemeinen gegenseitig heben und unterstützen, so gibt es doch einen Punkt, wo sie dies nicht tun, wo ihre Daten isoliert nebeneinander stehen; wir meinen die Wahrnehmung von Entfernungen. Es braucht hier nicht näher untersucht zu werden, wie die Vorstellung der Entfernung entstanden ist. Erfahrungen dürften massgebend gewesen sein wie die, dass man über gewisse Hindernisse der Vorwärtsbewegung hinübersetzen kann, über andere nicht, dass mit dem Speer das Beutetier in manchen Fällen erreicht wird, in anderen nicht u. ä. Wir Kulturmenschen beurteilen Entfernungen einmal nach der Summe der Bewegungsempfindungen, die wir spüren, wenn Arm oder Finger von einem Objekt, dem Anfangspunkt, zum anderen, dem Endpunkt, sich hintastet, andererseits aber nach der Summe der Empfindungen in den Augenmuskeln, die entstehen, während wir von der Fixierung des ersten Objektes zu der des zweiten übergehen oder vielleicht auch durch unmittelbare optische Wahrnehmung. Die Resultate sind nun, je nachdem sie durch den einen oder den andern Sinn vermittelt werden, im allgemeinen voneinander verschieden; der optische Winkel ist nicht proportional der getasteten Entfernung. Hierin liegt an sich noch keine

Schwierigkeit. Nichts steht dem entgegen, den einen Abstand so gut für wirklich zu halten als den andern. So wenig wir verlangen oder erwarten, dass jede optische Wahrnehmung durch eine Geruchsempfindung unterstützt wird, so wenig braucht die Wahrnehmung des optischen Abstandes durch die des tangiblen unterstützt zu werden. Aber durch das Hinzutreten von zweierlei Erfahrungen wird der Sachverhalt kompliziert. Einmal finden wir unter gewissen Verhältnissen doch Proportionalität zwischen den Entfernungen der einen und denen der anderen Art, nämlich dann, wenn die Visierlinie senkrecht zu der betrachteten Strecke steht, andererseits bemerken wir, dass die tangible Entfernung konstant ist, während die optische mit der Stellung des eigenen Körpers wechselt und somit in Abhängigkeit vom Willen erscheint. Während die erstere Erfahrung uns geneigt macht, die Wahrnehmungen beider Art zu verschmelzen, zwingt uns die zweite, sie auseinanderzuhalten. Der Ausweg ist durch biologische Motive, durch den relativ stärkeren Einfluss, den Druckempfindungen und ihre erfahrungsmässigen Folgen auf unser Wohlbefinden ausüben, bedingt: den höheren Wirklichkeitswert legen wir den getasteten Entfernungen bei, daneben gelten auch die optischen als wirklich, nur werden sie mit Rücksicht auf die als ihnen entsprechend vorausgesetzten tangiblen Entfernungen einer Korrektur unterzogen. Dass wir diese Korrektur meist unbewusst vornehmen, derart, dass wir uns sogar einbilden, Entfernungen innerhalb der Visierlinie zu sehen, ist schon von HOBBES hervorgehoben[1]).

Das Wirklichkeitsbild, wie es die sinnliche Wahrnehmung zeigt, ist in hohem Masse lückenhaft, gleichsam an fast allen Stellen durchlöchert und wird demgemäss durch Reproduktionen in dem oben angegebenen Sinne ergänzt. Die Rückseite eines vor mir liegenden Steines halte ich für ebenso wirklich wie seine Vorderseite, die Härte eines

[1]) Vgl. auch JAMES: Principles of Psychologie II S. 237 ff.

Stückes Holz nicht minder wie die der von mir berührten Tischplatte, die Nachtigall für ebenso wirklich wie den vernommenen Gesang, die Hitze des Feuers wie sein Licht. Prinzipiell der gleiche Vorgang ist es, wenn wir die Wirklichkeit über die Grenzen des überhaupt Wahrnehmbaren fortsetzen. Auch jenseits des Horizontes halten wir Länder mit Städten, Flüssen und Gebirgen, mit geräuschvollem Treiben, mit bestimmten Temperaturen usw. für wirklich. Auch hier liegt ein spezieller Assoziationsvorgang vor, der das Vorgestellte in mittelbare oder unmittelbare Beziehung zu dem Wahrgenommenen setzt. An dieser Stelle wollen wir eine Erklärung für die Wirklichkeitsbewertung reproduzierter Inhalte zurückweisen, die auf den ersten Blick plausibel erscheint und ausserdem der Vorzug der Einfachheit für sich hat. Man hat gesagt: „Die Behauptung der Existenz eines gegenwärtig nicht wahrgenommenen Inhaltes ist nur der Ausdruck dafür, dass wir solchen Inhalt bei Erfüllung bestimmter (sogleich näher zu charakterisierenden) Bedingungen wahrzunehmen erwarten[1].“ Ich halte die Härte jener von mir nicht berührten Mauer für wirklich, würde danach heissen: ich nehme an, dass wenn ich an sie herantrete und sie betaste, die Härteempfindung entstehen wird. Die Vorstellung der objektiven Realität wird hier also zurückgeführt auf die Vorstellung einer möglicherweise in Zukunft eintretenden subjektiven Realität, nämlich eines gewissen Erlebnisses. Wir weisen den Anspruch dieser Erklärung, eine prinzipielle Lösung des Problems zu geben, aus folgenden Gründen zurück.

1. Zunächst leidet die Erklärung an dem schweren logischen Fehler, dass sie das, was erklärt werden soll, bereits voraussetzt. Wenn die Bewertung eines (gedankenhaften) Inhaltes als gegenwärtige Wirklichkeit zurückgeführt wird auf die Bewertung eines komplizierteren Inhaltes — nämlich einer auszuführenden Handlung mit darauf folgendem

[1]) H. Cornelius: Psychologie als Erfahrungswissenschaft. 1897. S. 106, 107.

Erlebnis — als künftige Wirklichkeit, so muss man doch fragen, in welchem psychischen Prozess denn diese letztere Bewertung besteht, wodurch sich m. a. W. die Erwartung von der blossen Vorstellung unterscheidet. Hierauf aber gibt die Erklärung keine Antwort und zwar mit gutem Grund; denn das einzige, was sich sagen liesse, wäre das: erwarten heisst, etwas für zukünftig wirklich halten, während die blosse Vorstellung keine Beziehung zur Wirklichkeit hat, so dass wir bei dem Zirkel angelangt wären: etwas für wirklich halten heisst, gewisse Empfindungen erwarten, etwas erwarten heisst, es für zukünftig wirklich halten. Dabei ist hervorzuheben, dass der Begriff der Erwartung nicht etwa durch Unvorsichtigkeit in die Erklärung aufgenommen ist und durch geschicktere Formulierung hätte vermieden werden können, vielmehr kommt ohne diesen Begriff überhaupt kein halbwegs vernünftiger Sinn heraus. Vorstellen kann ich mir, wenn ich nur einigermassen Phantasie besitze, sehr wohl, dass sich die Mauer sammetweich anfassen würde, nur vermag ich dieser Vorstellung keine Wirklichkeitsgeltung beizulegen. Kurz, es ist klar, dass wir durch die angezogene Erklärung nicht klüger gemacht werden über den Sinn des Wirklichkeitsgedankens, als wir ohne sie sind[1]. Aber vielleicht hat die Erklärung doch insofern Wert, als sie, wenngleich das „Fürwirklichhalten" bereits von ihr vorausgesetzt wird, sie uns doch wenigstens die objektive Wirklichkeitsbewertung im Gegensatz zur subjektiven charakterisiert, da sie nicht nur von einer Erwartung überhaupt, sondern von der Erwartung

[1] An einer früheren Stelle des genannten Buches (S. 88) spricht CORNELIUS über den Begriff der Erwartung. Er erklärt sie dort als Erinnerung (übrigens gleichfalls in der Erklärung bedürftiger W-Vorgang A. d. H.) an gewisse frühere Erlebnisse (welche gemeint sind, lese man an der genannten Stelle nach) mit der eigentümlichen Färbung, welche durch Erfahrungen über früher erlebte Gefühle zustande kommt. Hat C. diese Erklärung bei seinen Auseinandersetzungen auf S. 106 u. ff. vorgeschwebt, so würde er den W-Vorgang darin erblicken, dass der fragliche Inhalt mit der Vorstellung gewisser Gefühle verknüpft ist. Dass diese Anschauung unhaltbar ist, geht, wie ich glaube, aus den Auseinandersetzungen unseres vierten Abschnittes (z. B. S. 50, 51) zur Genüge hervor.

einer **Wahrnehmung** spricht. Ich muss auch dieses in Abrede stellen. Tatsache ist, dass die Vorstellung, die nach Voraussetzung vorhanden ist, **nicht** Wahrnehmungscharakter trägt, mag ich ihr subjektiven oder objektiven Wirklichkeitswert beilegen. Also bleibt die Frage bestehen, wie die Vorstellung es anfängt, das eine Mal Vorstellung einer gedankenhaften Vorstellung, das andere Mal Vorstellung einer Wahrnehmung zu sein. Am Inhalt kann es nicht liegen, denn der ist in beiden Fällen genau der gleiche, wie allgemein zugegeben wird. Nun scheint es doch ausgeschlossen, dass genau der gleiche Vorgang das eine Mal „Symbol" einer Wahrnehmung, das andere Mal nur Symbol einer Vorstellung ist. Der terminus „Vorstellung einer Wahrnehmung", den ich statt der „Erwartung der Wahrnehmung" jetzt einsetze, enthält also die ganze Schwierigkeit in unverminderter Stärke, ohne zu ihrer Lösung das geringste beizutragen. Es bleibt uns unklar, wie die Vorstellung gerade das bezeichnen soll, was ihr fehlt, nämlich die Wirklichkeitsfarbe, und weswegen sie das, ohne sich selbst zu ändern, in einigen Fällen tut, in anderen nicht. Wir erfahren aus der Erklärung nur, was selbstverständlich ist, dass wir nämlich einigen Inhalten einen Wirklichkeitswert beilegen — denselben, den die Wahrnehmungen besitzen —, während wir ihn anderen versagen, wie das aber auch bei Identität der Inhalte möglich ist, erfahren wir nicht. Ich füge dem noch hinzu, dass der Gedanke einer **hypothetischen** Wirklichkeit so kompliziert, und erst auf einer so hohen Stufe der Abstraktion fassbar ist, dass es bedenklich erscheint, ihn zur Erklärung des Gedankens einer **tatsächlichen** Wirklichkeit, der doch viel einfacher ist, heranzuziehen. Weit natürlicher ist jedenfalls das Umgekehrte. Nicht weil ich ein gewisses Erlebnis für möglich halte, halte ich ein Objekt für wirklich, sondern weil ich ein Objekt für wirklich halte, halte ich ein Erlebnis (nämlich gewisse Wahrnehmungen) für möglich.

2. Es ist unzulässig, die Wirklichkeitsbewertung eines

Inhaltes abhängig zu machen von der Vorstellung eines Ereignisses, das seinerseits für nicht wirklich gilt, da Teilinhalte keine höhere Wirklichkeitsbewertung durch den Gesamtinhalt empfangen können, als dieser selbst besitzt. Solange ich beispielsweise die Geschichte, die den Rahmen und die Voraussetzung der sämtlichen Märchen aus 1001 Nacht abgibt, als erdichtet ansehe, kann sie in keiner Weise Stütze für etwaige Wirklichkeitsbewertung der einzelnen Märchen sein. Soll ich einzelne der letzteren dennoch für wirklich halten, so müssen sich Gründe dazu aus irgend einem anderen Zusammenhang ergeben. Derartige unmögliche Konstruktionen aber werden mir in vielen Fällen zugemutet, wenn ich mit der in Frage stehenden Erklärung Ernst machen will. Nehmen wir ein möglichst drastisches Beispiel. Viele Astronomen sehen — ob mit Recht oder Unrecht ist hier gleichgültig — in den weissen Flecken an den Polen des Mars Eisfelder, deren Kälte und Härte sie also für wirklich halten. Das Ereignis aber, dessen Vorbedingung die Wahrnehmung dieser Kälte und Härte wäre, nämlich eine Reise à la Jules Verne von der Erde zum Mars, halten sie für unwirklich und in alle Zukunft für unmöglich. Wie soll nun die Vorstellung dieses Ereignisses den Gedanken an die Wirklichkeit der Kälte und Härte des Eises in sich schliessen? Wenn ich mich einmal mit Bewusstsein ins Reich der Phantasie begebe, so können die Vorstellungen, die mir auf diesem Wege begegnen, doch niemals Anspruch auf Wirklichkeitswertung erheben. Der Faden des Wirklichkeitszusammenhangs ist eben abgeschnitten, und nirgends ist der Punkt gegeben, an den ihn wieder anzuknüpfen ich berechtigt wäre. Der wahre Sachverhalt in dem angeführten Beispiel dürfte wiederum nicht der sein, dass die Vorstellung einer Reise nach dem Mars mit ihren Erlebnissen die Bedingung für das Fürwirklichhalten der Kälte und Härte bildet, sondern dass, wenn ich von der Kälte und Härte des Materials an der Oberfläche des Mars überzeugt bin, ich unter der weiteren Voraussetzung

eines Aufenthaltes auf dem fremden Planeten das Erleben der Kälte- und Wärmeempfindungen zu erwarten mich genötigt sehe. Sagt man aber, hier liege ein vorsätzliches Missverstehen der Erklärung vor, bei der es gar nicht darauf ankomme, ob die betreffenden Dislokationen wirklich ausgeführt werden, deren Sinn vielmehr der sei, dass, wenn die Bewegungen ausgeführt würden, die und die Wahrnehmungen eintreten müssten, so macht man sich damit die Sache doch zu leicht. Der Gedanke der hypothetischen Wirklichkeit nämlich, der hiermit einfach vorausgesetzt wird, bedarf selbst sehr dringend der Erklärung, und ich sehe nicht, wie man zu dieser Erklärung gelangen soll, wenn man nicht schon weiss, was die Wirklichkeit schlechthin (kategorische Wirklichkeit) bedeutet.

3. Die angezogene Erklärung stimmt auch nicht mit den beobachteten Tatsachen überein und kann schon aus diesem Grunde als richtige Wiedergabe eines Vorganges nicht angesehen werden. Ich kann nicht finden, dass, wenn ich die Härte des Materials, aus dem eine Mauer besteht, behaupte, ich damit die zur sinnlichen Empfindung der Härte notwendige Lagenänderung des Körpers vorstelle oder denke. Ich reproduziere einfach die Härteempfindung und assoziiere sie mit den gegebenen Farbenempfindungen in bestimmter Weise. Überhaupt heisst es den Tatsachen Gewalt antun, wenn man den Gedanken, dass ein nicht Wahrgenommenes objektiv wirklich ist, identifiziert mit dem Gedanken an ein zukünftiges Erleben. Wer die Wirklichkeit der Härte eines Gegenstandes behauptet, meint damit nicht etwas, was möglicherweise in Zukunft realisiert sein wird, sondern etwas, was gegenwärtig realisiert ist und deutlich genug unterscheiden wir die Vorstellung des zukünftigen Geschehens von dem Dasein der Gegenwart.

4. Der fundamentale Fehler jener Erklärung liegt darin, dass sie den Raum als etwas voraussetzt, was unabhängig von den Objekten Wirklichkeitsgeltung haben könnte. Dass ein wegen seiner Entfernung meinen Blicken unerreichbares

Objekt wirklich sei, soll bedeuten, dass ich es nach Erfüllung gewisser Bedingungen wahrnehmen würde. Worin bestehen nun diese Bedingungen? Es wird uns zwar gesagt, sie beständen im „Eintritt gewisser Bewegungsempfindungen"[1]), in der Tat kommt es aber gar nicht auf die Bewegungsempfindungen an, die könnten genau ebenso auftreten, wenn ich mich in einer anderen als der hier angenommenen Richtung bewegte, sondern darauf, dass ich mich zu einer bestimmten Stelle des Raumes begebe, oder auch zu ihr gefahren oder sonstwie gebracht werde. Bringen wir diese notwendige Modifikation an der Erklärung an, so sehen wir, dass sie uns zu zeigen sucht, wie wir es anfangen, den Raum, auch soweit er unseren Blicken entzogen ist, mit Objekten gleichsam zu bevölkern. Sie setzt also als selbstverständlich voraus, dass die Vorstellung des Raumes mit seinen verschiedenen Stellen schon irgendwie vorhanden ist. Nun ist aber die Stelle zunächst gar nichts Wirkliches, sondern nur das Objekt, und zwar insofern es in Beziehungen zu anderen Objekten, mittelbar auch zu den Wahrnehmungsinhalten, gesetzt wird. Nichts anderes als die Gesamtheit dieser Beziehungen wird als Stelle bezeichnet. Der Gedanke an die Stelle ist nichts, solange ich nicht Objekte für wirklich halte. Weit entfernt also, dass das Vorstellen einer Stelle und dessen, was an ihr geschehen kann, dem Wirklichkeitsgedanken seinen Inhalt verleiht, ist es vielmehr gerade umgekehrt: um mir eine Stelle vorzustellen, muss ich irgendwelche, wenn auch inhaltlich noch so unbestimmte, Objekte für wirklich halten.

Hiermit glaube ich gezeigt zu haben, dass die Erklärung sowohl im Begriff der Erwartung, als auch dem der Wahrnehmung, als auch dem der Vorbedingungen, die, um die Wahrnehmung eintreten zu lassen, realisiert werden müssen, das, was zu erklären ist voraussetzt, nämlich die objektive Wirklichkeit der reproduzierten Inhalte, dass sie

---

[1]) Cornelius l. c. S. 109.

also eine prinzipielle Erklärung des fraglichen Problems nicht gibt. Das einzige, was wir ihr zugestehen können, ist dieses, dass wir zu dem von ihr angegebenen Verfahren bisweilen unsere Zuflucht nehmen, um einen bereits vorhandenen Wirklichkeitsgedanken anschaulicher und lebendiger zu machen. Wir stellen uns vor, was wohl geschehen wird, wenn wir mit einem Objekt in unmittelbare Berührung treten werden. Doch nur, wenn wir bereits auf anderem Wege die Überzeugung von der Wirklichkeit des Objektes gewonnen haben, kann diese Vorstellung in uns aufkommen.

Wir gelangen jetzt zu der zweiten Erweiterung des Wirklichkeitsbereiches, nämlich zu der zeitlichen. Auch hier liegt das Charakteristische des Vorganges in einer Assoziation des fraglichen Inhaltes mit dem sinnlich Gegebenen. Auch hier haben wir es mit einer Gleichartigkeitsassoziation (s. S. 6) zu tun, während diese aber im vorigen Falle simultan war, ist sie jetzt, sukzessiv. Dabei müssen wir unterscheiden, ob der Übergang vom sinnlich Gegebenen zu dem betreffenden Inhalt der bevorzugte ist oder der umgekehrte — zukünftige bezw. vergangene Wirklichkeit, zwischen beiden die Gegenwart, die gleichfalls ihren besonderen zeitlichen Charakter durch diese Assoziationsvorgänge erhält. Da aber diese Assoziationen fast nie für sich allein auftreten, sondern in den meisten Fällen von simultanen durchkreuzt werden, so entwickelt sich hier ein kompliziertes Spiel, dessen Beobachtung von hohem Interesse ist. Wenn wir ohne Rücksicht auf die Inhalte lediglich das verschiedenartige Zusammentreffen der beiden hier in Betracht kommenden Assoziationsarten ins Auge fassen, so erhalten wir die im Gegensatz zu der Allgemeinheit der Assoziationsarten schon mehr spezialisierten Formen, in denen wir die Wirklichkeit je nach dem vorliegenden Wahrnehmungsmaterial auffassen. Die wichtigsten dieser Formen seien hier angeführt. Ist ein Komplex, dessen Elemente simultan assoziiert sind, ausserdem noch simultan mit anderen Elementen assoziiert, die untereinander zu einem

zweiten Komplex sukzessiv verbunden sind, so heisst der erstere dauernd oder beharrlich, der letztere vorübergehend. So ist z. B. das Gelände einer Schlacht dauernd, die Schlacht selbst vorübergehend. Die Teile des ersteren sind untereinander simultan, die Phasen der letzteren unter sich sukzessiv, ausserdem aber die Teile des ersteren mit den Phasen der letzteren simultan verbunden. Es gilt also, wie man sieht, nicht das Gesetz, dass zwei Objekte, die mit einem dritten gleichzeitig sind, auch miteinander gleichzeitig sind. Im Gegenteil kann ich durch die Erfahrungstatsachen veranlasst werden, die beiden ersteren Objekte (die Phasen des Ereignisses) in das Verhältnis des prius und posterius zu setzen, wiewohl sie mit dem letzteren (dem Schauplatz) gleichzeitig sind oder, genauer gesagt, mit ihm allein im Verhältnis des Nebeneinander stehen. — Gleichzeitig heissen zwei Objekte, wenn sie unmittelbar oder mittelbar simultan, jedoch auf keine andere Weise, verbunden sind. Das „auf keine andere Weise" ist notwendig, da auch Objekte, die verschiedenen Zeiten angehören, simultan verbunden sein können, nämlich durch Vermittlung von beharrlichen Objekten, doch existiert alsdann stets auch eine sukzessive Verknüpfung. — Aufeinander folgend heissen Objekte, wenn sie, eventuell neben anderen Verbindungen, mindestens auf eine Art sukzessiv verbunden sind. Hier gilt nun folgendes wichtige Gesetz: sind zwei Objekte A und B derart sukzessiv verbunden, dass der Übergang A—B der bevorzugte ist, so gibt es zwischen A und B keine noch so sehr vermittelte sukzessive Assoziation, in welcher der Übergang B—A der bevorzugte wäre. Auf diesem Gesetz, das durch immer neue Erfahrungen erhärtet wird, beruht zum grössten Teile die „objektive Gültigkeit" der Zeit. — Die sukzessive Assoziation von Komplexen, die im wesentlichen dieselben Elemente und zwar simultan assoziiert, jedoch in verschiedener Gruppierung enthalten, ergibt, je nachdem der erste oder zweite Komplex oder keiner von beiden als wichtiger erscheint, die Formen des Vergehens bezw. Entstehens bezw.

Werdens. Der Eigentümer eines Schlosses spricht vom Vergehen (Zerstörung) seines Besitztums, der Ästhetiker vom Entstehen einer Ruine, der Uninteressierte lässt das Schloss zu einer Ruine werden. — Die Vorstellung Bewegung entsteht, wenn ein Inhalt nacheinander simultan mit verschiedenen, unter sich gleichfalls simultan verbundenen Teilen eines Komplexes (des relativ Ruhenden) und die so gebildeten umfassenderen Komplexe unter sich sukzessiv assoziiert werden. All diese Erklärungen ergeben sich von selbst, wofern nur Einverständnis mit unseren Fundamentalannahmen vorhanden ist. Schwieriger ist die Frage, was die Gleichheit der Wirklichkeitsdauer zweier zeitlich getrennter Ereignisse bedeutet. Was heisst es z. B., wenn ich behaupte, dass der Tag vor tausend Jahren ebensolange gedauert hat als der heutige? Wahrscheinlich spielen hier gewisse Spannungsempfindungen, die in abgestufter Intensität dem Verlauf des Ereignisses assoziiert werden, die Hauptrolle. Doch ist ein näheres Eingehen auf diese äusserst schwierige und schon mehrmals behandelte Frage für unsere Zwecke nicht nötig.

Endlich sei hier noch Stellung zu der berühmten Frage genommen, ob Raum und Zeit etwas Wirkliches sind. Wir müssen sie von unserm Standpunkt aus verneinen. Weder das eine noch das andere kann wahrgenommen, daher auch niemals mit dem Wahrgenommenen durch Gleichartigkeitsassoziation verbunden werden. Zwar stehen die Komplexe der Wirklichkeit notwendig in räumlichen oder zeitlichen Beziehungen, erst dadurch erhalten sie ja Wirklichkeitswert, aber weder einen wirklichen Raum noch eine wirkliche Zeit gibt es. Fragt man aber, was denn an diesen Gedanken wirklich sei, wodurch sie sich von einer beliebigen Fiktion unterscheiden, so ist darauf folgendes zu erwidern: wirklich ist zunächst meine Assoziationstätigkeit, die die Inhalte in zeitlich-räumliche Beziehungen setzt, nur gehört sie freilich nicht der objektiven, sondern der subjektiven Wirklichkeit an; wirklich und zwar objektiv wirklich sind aber auch die

Beziehungen, die diese Tätigkeit herstellt. Das ist so selbstverständlich, dass es keines Beweises bedarf. Da der Inhalt eines Komplexes nicht allein durch seine Elemente, sondern erst durch diese samt ihren Beziehungen bestimmt ist, so erstreckt sich die Wirklichkeitsbewertung des Komplexes notwendigerweise gleichfalls sowohl auf die Elemente, als auch auf ihre Beziehungen. Wer ein Pferd für wirklich hält, hält damit auch für wirklich, dass der Kopf sich am Halse, nicht etwa an der Brust befindet. In diesem Sinne können wir erklären, dass zwar nicht Raum und Zeit, wohl aber Räumlichkeit und Zeitlichkeit wirklich sind. Doch scheint es, als wären wir dennoch geneigt, Raum und Zeit selbst in gewissem Sinne als etwas Wirkliches anzusehen. Der Gedanke, dass beides leere receptacula sind, die für sich bestehen und die Bestimmung haben, das Objektive in sich aufzunehmen, ist zwar mehrmals „widerlegt", lässt sich aber doch nicht ganz aus dem Intellekt verbannen. Mag er auch vor einer eindringenden wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten, so hat der Psychologe dennoch die Pflicht, seine Entstehung zu erklären. Hier spielt offenbar unsere bereits oben angezogene Fähigkeit (S. 14) eine Rolle, das gedankliche Nichts in diejenigen assoziativen Beziehungen zu Inhalten zu bringen, in die wir Inhalte untereinander zu bringen gewohnt sind. So gelangen wir dazu, das Nichts zu lokalisieren, wozu freilich zunächst auch noch Inhalte erforderlich sind, die dazu dienen, ihm eine bestimmte Stelle anzuweisen. Indem wir aber auch diese Inhalte immer unbestimmter werden, immer mehr dem Nichts sich nähern lassen, muss schliesslich so etwas wie der Gedanke des leeren receptaculum entstehen.

Nicht zusammenzuwerfen mit der Frage nach der Wirklichkeit des Raumes ist die nach der Existenz leerer Stellen im Raum. Man hat früher versucht, diese Frage durch rein philosophische Erwägungen zu lösen, und sie ist ein beliebtes Streitobjekt gewesen zu einer Zeit, als die physikalische Erkenntnis zu ihrer Beantwortung nicht die

geringsten Handhaben bot. Im siebzehnten Jahrhundert hat man durch Gründe, deren Sophistik unseren mehr kritischen Blicken durchsichtig ist, sowohl das Vorhandensein als auch das Nichtvorhandensein leerer Räume „bewiesen". Heute müssen wir zugeben, dass das letzte Wort in dieser Frage der Physik zusteht. Vom philosophischen Standpunkt ist nur dieses zu sagen, dass weder die Vorstellung leerer Räume, noch auch die einer überall kontinuierlichen Materie irgend welche Schwierigkeiten hat. Der letztere Teil der Behauptung ist selbstverständlich, der erstere bedarf einer kurzen Klarlegung. Man könnte gegen ihn einwenden, dass, wenn der Raum nicht wirklich ist, der Satz, dass es leere Räume gibt, keinen Sinn hat. Allein dieser Satz drückt auch gar nicht die Position einer Wirklichkeit, sondern ihre Ablehnung aus, er ist kein positives, sondern ein negatives Existential-Urteil, er will etwa sagen, dass zwischen zwei Objekten nicht etwas Wirkliches sei, oder, wenn man der Sache noch mehr auf den Grund gehen will, dass zwischen zwei Objekten ein Teil der simultanen Assoziationen, die sonst zwischen Objekten, welche in räumlichem Verhältnisse stehen, stattfinden, unmöglich ist, da die Erfahrung die dazu nötigen Inhalte nicht bietet. Irgendwelche simultanen Assoziationen sind nämlich auch zwischen den durch den leeren Raum getrennten Objekten möglich, da sie sonst nicht beide wirklich sein könnten, aber von den unzähligen, sonst vorliegenden Assoziationen fällt hier ein Teil aus, etwa der der geraden Verbindungslinie entsprechende. — Dass die Vorstellung leerer Räume dem von physikalischen und metaphysischen Spekulationen nicht berührten Gemüt ganz natürlich ist, geht übrigens auch aus mehreren Tatsachen der psychologischen Erfahrung hervor. So stellen sich physikalisch ganz ungebildete Individuen, etwa kleine Kinder, die von dem Vorhandensein der Luft nichts wissen, die Zwischenräume zwischen den ihnen bekannten Körpern als leer vor, so nahmen die Physiker des sechzehnten Jahrhunderts zur Erklärung gewisser Erscheinungen einen horror vacui an,

eine Annahme, die sinnlos wäre, wenn man die leeren Räume nicht an sich für denkbar und möglich hielte. Aus diesen und ähnlichen Tatsachen geht mit Deutlichkeit hervor, dass die Annahme leerer Räume psychologisch auf keinerlei Schwierigkeiten stösst.

Über die erkenntnistheorethischen Grundlagen der biologischen Naturwissenschaften.

Mit spezieller Rücksicht auf: A. Pauly, „Darwinismus und Lamarckismus".

Von E. v. Aster, München.

Inhaltsangabe:

Im Darwinismus sind zwei Theorien enthalten: Die der Evolution, die ihm nicht eigentümlich ist, sondern lange vor ihm bestand, und die ihm eigentümliche des Mittels der Evolution, nämlich der natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein. Die Evolutionstheorie, die den Begriff der Verwandtschaft auf alle organischen Wesen ausdehnt, ist die Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Klassifikation. Während Darwin jede Abänderung mechanisch erklären will, nimmt die Evolutionstheorie, von Pauly „Lamarckismus" genannt, eine ursprüngliche Zweckmässigkeit der Reaktion des Organismus an. Nun gibt es eine objektive und eine subjektive Zweckmässigkeit. Pauly will alles aus subjektiver Zweckmässigkeit erklären. Dagegen soll im Folgenden gezeigt werden, dass die teleologische Betrachtung der organischen Natur nur den Begriff der „objektiven" Zweckmässigkeit zugrunde legen kann.

Es kann kein Zweifel darüber sein, dass in den Kreisen der Naturforscher und naturwissenschaftlich Gebildeten seit einer Reihe von Jahren die Stellung gegenüber der Darwinschen Lehre eine allmähliche, aber um so sicherere Wandlung durchgemacht hat. Um es kurz zu sagen, die Lehren Darwins sind aus einem Gegenstand leidenschaftlich gläubiger Jüngerbegeisterung und ebenso gefühlsmässig fanatischer Bekämpfung zu einem Objekt wissenschaftlich nüchterner Kritik geworden. Und da ist es nun wieder eine nicht wegzuleugnende Tatsache, dass aus dieser Kritik der Darwinschen Theorie eine ganze Reihe von Gegnern entstanden ist — ich erinnere nur an das bekannte Buch des Erlanger Zoologen Fleischmann, ferner an die Bestrebungen, die sich selbst als vitalistische bezeichnen oder den Namen Lamarcks im bewussten Gegensatz zu Darwin auf ihre Fahne geschrieben haben.

Die Entscheidung in allen diesen kritischen Fragen ist nun natürlich Sache des Zoologen oder Botanikers. Immer-

hin kann eine Betrachtung der Sachlage vom erkenntnistheoretischen Gesichtspunkt aus hier wie in anderen Fällen dazu beitragen, die Frage zu klären, insofern sie auf die allgemeinen wissenschaftlichen Konsequenzen aufmerksam macht, die aus der einen und anderen Stellungnahme in diesen Fragen für die organische Wissenschaft als Ganzes sich ergeben.

Diese erkenntnistheoretische Überlegung zeigt nun m. M. n. zunächst die Notwendigkeit einer Scheidung zweier Fragen, die in der wissenschaftlichen Erörterung dieser Dinge nicht immer deutlich genug auseinander gehalten wurden. Bekanntlich zerfällt die Darwinsche Theorie in zwei Bestandteile, in die allgemeine Evolutionslehre, die Darwin nur wiederbelebt, nicht eigentlich neu aufgestellt hat, und in die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und ihrer Wirkung im Kampf ums Dasein, die die spezielle wissenschaftliche Leistung Darwins darstellt. Es ist nun zunächst ohne weiteres klar, dass zwar mit der Ablehnung der Entwickelungslehre auch die Zuchtwahltheorie gegenstandslos wird, dass aber keineswegs durch die Einwürfe gegen letztere auch die Entwickelungslehre als Ganzes notwendigerweise getroffen ist. Die Fragen, deren Scheidung ich hier im Auge habe, sind nun die Frage nach der Haltbarkeit der Entwickelungslehre auf der einen, der speziellen Zuchtwahllehre auf der anderen Seite.

Einwürfe lassen sich freilich gegen beide erheben. Aber es ist zunächst leicht zu sehen, dass das Gewicht dieser Einwürfe recht verschieden ist. Die Einwände gegen die Entwickelungslehre müssen sich schliesslich darauf beschränken, auf die Grössen des Abstandes hinzuweisen, der selbst zwischen benachbarten Tier- und Pflanzenformen für unsere Kenntnis noch immer bestehen bleibt, auf die geringe Anzahl und die Vieldeutigkeit der paläontologischen Zwischenglieder, auf die breiten Lücken zwischen den uns bekannten Stufen, die nach der Entwickelungslehre in Wahrheit Überbleibsel einer kontinuierlichen Kette sein sollen. Alles das bedeutet

aber kurz zusammengefasst nichts weiter, als dass die Evolutionslehre hypothetischen Charakter besitzt und in alle Ewigkeit bei unserer beschränkten Kenntnis der geologischen Perioden und ihres Pflanzen- und Tiercharakters für uns auch behalten wird. Dagegen geht die an der Darwinschen Zuchtwahllehre geübte Kritik direkt darauf hinaus, das Nichtvorhandensein, ja die Unmöglichkeit einer natürlichen Auslese in Darwins Sinne darzutun.

Wichtiger aber ist ein anderer Punkt: es lässt sich zeigen, dass mit der Aufhebung des Entwickelungsprinzips die organische Wissenschaft als Ganzes im höchsten Grade in Mitleidenschaft gezogen wird, weil diese Wissenschaft in ihrem ganzen systematischen Aufbau auf der Entwickelungslehre ruht, so dass also dieser systematische Aufbau von Grund aus eine Änderung erfahren müsste, wenn die Entwickelungslehre fallen gelassen ist; wobei mit Recht die Frage gestellt werden kann, ob das, was übrig bleibt, wirklich noch den Namen einer Wissenschaft verdient. Im Gegensatz dazu trifft die Aufhebung des Zuchtwahlprinzips einen Punkt, der für die Zoologie als Ganzes keine grundlegende Bedeutung hat, sondern nur ein isoliert stehendes Theorem darstellt.

Der erste Teil dieser Behauptung bedarf freilich einer etwas genaueren Begründung.

Jede Wissenschaft hat die wichtige Aufgabe einer Klassifikation, einer systematischen Einteilung der Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt. Diese Klassifikation wird augenscheinlich eine um so schwierigere Aufgabe, je komplizierter die Gebilde sind, um deren wissenschaftliche Beschreibung es sich handelt, d. h. je mehr Merkmale sich an diesen Gebilden unterscheiden lassen. Es wächst jedoch damit zugleich der wissenschaftliche Wert und die wissenschaftliche Bedeutung dieser Klassifikation und systematischen Einteilung. Man denke sich zunächst eine Anzahl von Gegenständen, die nur ein bestimmtes unterscheidendes Merkmal aufweisen. Dann ist die grössere oder geringere

Verschiedenheit bezw. Ähnlichkeit der Gegenstände in bezug auf dieses Merkmal selbstverständlich die Grundlage des einteilenden Systems. So ergibt sich die Einteilung der „Empfindungsinhalte“, der unmittelbaren sinnlichen Gegebenheiten in Farben, Töne, Gerüche, Temperaturqualitäten usw. oder die Einteilung der Töne in hohe und tiefe von selbst. Dagegen entstehen Schwierigkeiten, sobald wir zu Gegenständen übergehen, an denen uns die Erfahrung eine Reihe von gegeneinander selbständigen Merkmalen aufzeigt.

Hier besteht zunächst die Möglichkeit, jedes dieser verschiedenen Merkmale (wofern es nur in seiner Eigenart ein für das betreffende Gebilde individuell dauerndes Merkmal darstellt) einer Einteilung zugrunde zu legen. Man kann z. B. die Mineralien nach ihrer Farbe, die Pflanzen nach ihrer Blattform, die Tiere nach ihrem Aufenthaltsort einteilen. Da die Wahl des der Einteilung zugrunde zu legenden Merkmals an sich willkürlich ist, so erhält man natürlich auf diese Weise für jedes Gegenstandsgebiet eine grosse Anzahl an sich gleichwertiger Systeme, die man deshalb selbst als willkürliche oder künstliche bezeichnen kann. Solche künstlichen Systeme sind keineswegs wissenschaftlich wertlos; sie dienen der Beschreibung und wissenschaftlichen Bestimmung, bezw. eindeutigen Bezeichnung von Gegenständen und erfüllen diesen Zweck vollkommen. Das beste Beispiel in dieser Hinsicht bietet das Linnésche System, das ja noch heute zweifellos die leichteste und schnellste Bestimmung des Namens einer beliebigen Pflanze gestattet. Aber freilich dieser wissenschaftliche Wert ist ein beschränkter — das künstliche System dient eben nur diesem Zweck der eindeutigen Bezeichnung der Gegenstände. Dem gegenüber entsteht nun die Frage: lässt sich nicht für das in Frage stehende Gegenstandsgebiet ein bestimmtes klassifikatorisches System ausfindig machen, das man als „das richtige“ jener Mehrzahl möglicher Systeme gegenüber stellen könnte? Es ist klar, dass ein solches natürliches System wissenschaftlich mehr leisten würde als jedes künst-

liche: es würde nicht nur gestatten, jeden einzelnen in das Gebiet der betreffenden Wissenschaft fallenden Gegenstand mit einem bestimmten Namen zu belegen, sondern auch das Verhältnis dieses Gegenstandes zu allen anderen in Worten, Zeichen oder Symbolen wissenschaftlich festzulegen. Diese wissenschaftliche Festlegung aber unterschiede sich von der im künstlichen System dadurch, dass sie nicht willkürlich ist und durch eine andere je nach der Wahl des hauptberücksichtigten Merkmals mit gleichem Recht ersetzt werden kann, sondern schlechtweg Geltung beanspruchen darf.

Ein solches „natürliches" System könnte nun z. B. dadurch entstehen, dass alle Einteilungen, die sich auf jedes einzelne Merkmal des fraglichen Gegenstandes bezögen, zu dem gleichen Ergebnis, also dem gleichen System führten. Also z. B. auf dem Gebiet der Mineralogie: wenn die Einteilung nach der Farbe und ihrer grösseren oder geringeren Ähnlichkeit zu demselben System führte, wie die Einteilung nach der chemischen Reaktion gegen Säuren, wie die nach dem spezifischen Gewicht, die nach dem Geschmack, dem Schmelzpunkt usw. Diese an sich mögliche Annahme nun trifft, wie jedermann weiss, im allgemeinen nicht zu, weder auf dem Gebiet der Lehre von den anorganischen Körpern, noch in der Zoologie und Botanik. Will man daher hier ein solches System aufstellen, so bleibt augenscheinlich nichts anderes übrig, als die einzelnen Merkmale bei der Einteilung in verschiedener Weise zu berücksichtigen, diese verschiedene Berücksichtigung aber nicht, wie beim künstlichen System einfach nach Willkür vorzunehmen, sondern sie irgendwie zu begründen oder zu stützen. Dies kann nur dadurch geschehen, dass wir in bezug auf alle Gegenstände des fraglichen Gebiets eine bestimmte theoretische Voraussetzung machen, oder wenn man will eine Hypothese aufstellen. Diese Hypothese ist in bezug auf die Welt der anorganischen Körper z. B. die, dass alle diese Körper aus einer beschränkten Anzahl von Elementen in bestimmten Gewichtsverhältnissen „zusammengesetzt" sind. Indem wir

die chemischen Reaktionen als Mittel betrachten, diese Zusammensetzung kennen zu lernen, gewinnen wir die Möglichkeit, z. B. das Verhältnis der Körper, die wir Kohlensäure und Kohlenoxyd nennen, in der Weise ein für allemal wissenschaftlich festzulegen, die in den chemischen Ausdrücken „CO und CO_2“ symbolisch bezeichnet ist. Nehmen wir an, diese Hypothese hätte sich nicht, wie es geschehen ist, Schritt für Schritt wissenschaftlich bestätigt, sondern müsste fallen gelassen werden, so wären wir in unserer diesbezüglichen wissenschaftlichen Arbeit darauf beschränkt, für die Welt der anorganischen Körper künstliche Systeme aufzustellen, also etwa diese Körper nach ihrer Farbe, oder ihrem Geschmack oder einer sonstigen Eigenschaft einzuteilen und darnach eindeutige Namen für sie festzusetzen. Ob man dann noch von einer Wissenschaft hier reden würde?

Dieselbe Rolle nun spielt auf dem Gebiet der organischen Wissenschaft die Entwickelungstheorie. Sie ist die Hypothese oder theoretische Voraussetzung, die auf diesem Gebiet ein natürliches System möglich macht. Wir setzen, um ein solches natürliches System zu gewinnen, voraus, dass zwischen allen organischen Wesen eine „Verwandtschaft“ besteht, d. h. dass sie von gemeinsamen Ahnen abstammen. Die grössere oder geringere Nähe dieser Verwandtschaft soll das System zum Ausdruck bringen. Es ist deshalb die Aufgabe des Systematikers, diejenigen Merkmale herauszufinden und auf sie bei der Einteilung und Zusammenordnung den Nachdruck zu legen, die für die Verwandtschaft typisch sind. Welche das sind, darüber kann natürlich im einzelnen Streit sein; die Instanz, die hier letzten Endes zu entscheiden hat, ist das Studium der Übergangsformen zwischen Organen und Organismen, also die Paläontologie und die Entwickelungsgeschichte des einzelnen Individuums. Wie in der Wissenschaft von der anorganischen Welt durch die Annahme der chemischen Zusammensetzung aus bestimmten Elementen, so ist in der Wissenschaft von der organischen Welt durch die Entwickelungstheorie die Möglichkeit einer Auswahl und

einer Abwägung unter den zur Systematik benutzbaren an sich ausserordentlich zahlreichen Merkmalen der einzuteilenden Gegenstände und damit die Möglichkeit gegeben, die vielen gleichwertigen künstlichen Systeme durch ein natürliches System zu ersetzen. Die Möglichkeit des Systems bedeutet dabei hier wie dort seine Möglichkeit als wissenschaftliche Aufgabe; das System der organischen Wesen ist durch die Entwickelungstheorie nicht fertig gegeben, wohl aber seine Gewinnung und Aufstellung der Wissenschaft als mögliche Aufgabe gestellt.

Mit alledem behaupte ich nun natürlich nicht, dass alle Naturforscher, die sich z. B. in der Botanik bemühten, an die Stelle des Linnéschen ein natürliches Pflanzensystem zu setzen, bewusstermassen die Entwickelungstheorie als gültig angenommen hätten. Aber ihre Bemühungen bekamen doch erst einen festen, greifbaren Sinn, wenn ihnen die Entwickelungstheorie als Voraunahme zugrunde gelegt wurde. Ohnedem blieb ihr System eine genau so willkürliche, weil unbegründbare Einteilung, wie diejenige Linnés. Übrigens gebrauchen auch sie den Begriff der Verwandtschaft. Sie sprechen von grösserer oder geringerer Verwandtschaft der Pflanzengruppen. Welchen fassbaren Sinn aber soll dies Wort haben, wenn nicht den der natürlichen der gemeinsamen Abstammung, den es zweifellos auch hat, wenn es auf menschliche Individuen, also in seiner eigentlichsten Bedeutung angewandt wird? Damit komme ich noch auf einen besonderen Punkt: Im Grunde setzt jeder Naturforscher, auch der bewusste Gegner des Entwickelungsgedankens, das Vorhandensein einer Verwandtschaft der tierischen und pflanzlichen Individuen innerhalb gewisser Grenzen voraus. Diese Grenzen aber zieht er durch den Artbegriff. Die Entwickelungstheorie bedeutet also nur die hypothetische Ausdehnung dieses für die Wissenschaft vom Lebenden ganz unentbehrlichen und auf ihrem eigensten Gebiet erwachsenen Gedankens der Verwandtschaft auf alle Organismen, nicht nur auf die „derselben Art“ angehörenden.

Durch diese Überlegung nun dürfte die Behauptung, von der ich hier ausging, genügend gerechtfertigt sein: die Behauptung, dass die Ablehnung der Entwicklungstheorie für die organische Wissenschaft als Ganzes ausserodentlich weittragende Konsequenzen in sich schliesst. Negiert man die Entwicklungslehre und mit ihr die natürliche Verwandtschaft der Organismen, so hat unser wissenschaftliches System des Tier- und Pflanzenreichs nur noch die Dignität eines künstlichen, d. h. in seinen Grundlagen willkürlichen Systems und keinen höheren Anspruch auf wissenschaftliche Geltung, als jedes andere derartige System. Mit der Entwicklungstheorie hebt man die Möglichkeit eines natürlichen Systems auf diesem Gebiet überhaupt auf — es sei denn, dass an die Stelle der Abstammungslehre eine andere theoretische Voraussetzung hypothetisch gesetzt werde, die in bezug auf die Organismenwelt die gleiche Funktion zu erfüllen vermöchte wie die fallengelassene Abstammungslehre. Solange wir aber von der Möglichkeit und dem Aussehen einer solchen Voraussetzung keine Ahnung haben, werden wir wohl, sofern nicht ganz zwingende Gründe uns zur Aufgabe der Theorie veranlassen, auf dem Boden der hypothetisch angenommenen Abstammungstheorie das wissenschaftliche Gebäude der Botanik und Zoologie weiterführen müssen. — Mit alledem steht es natürlich keineswegs im Gegensatz, vielmehr im besten Einklang, wenn man betont, dass die Entwicklungstheorie keineswegs eine „Tatsache“, sondern eine zu wissenschaftlichen Zwecken aufgestellte Theorie ist, die man eben zu diesen wissenschaftlichen Zwecken und nicht zu fantastischen Spekulationen benutzen soll, die den Boden des durch Erfahrung kontrollierbaren unter den Füssen verloren haben.

Nun erwachsen indessen durch die Entwicklungstheorie der Naturwissenschaft noch besondere wissenschaftliche Fragen und Aufgaben. Die Individuen, die da insgesamt als „verwandt“, als von gemeinsamen Ahnen abstammend betrachtet werden, zeigen unter einander eine grosse Mannig-

faltigkeit und Verschiedenheit. Soweit diese Abweichungen voneinander sich innerhalb der Grenzen derjenigen Verschiedenheiten bewegen, die unserer Erfahrung nach überhaupt zwischen Eltern und Kindern, allgemeiner gesprochen, zwischen Individuen, die sicher einer Verwandtschaftsreihe angehören, vorkommen können, erwächst hieraus der Entwicklungstheorie kein spezifisches Problem. Wohl aber hat, die Richtigkeit der Entwicklungstheorie vorausgesetzt, die Naturwissenschaft die Aufgabe, das Zustandekommen der grösseren Verschiedenheiten zu erklären. Anders gesagt: die Naturwissenschaft dehnt den Gedanken der Verwandtschaft, der gemeinsamen Abstammung, der für bestimmte Individuen, nämlich die Angehörigen derselben Art, als Tatsache feststeht, hypothetisch auf alle Individuen aus, betrachtet also z. B. ein Säugetier und ein Infusionstierchen als Abkömmlinge derselben Urform. Dann entsteht das Problem: wie ist es zu erklären, durch welche besonderen Bedingungen wird es verständlich, dass dieselbe Urform Ausgangspunkt so verschiedener Abkömmlinge, wie eines Infusionstiers und eines Säugetiers sein kann, da wir doch durch direkte Erfahrung nur von Voreltern und Nachfahren, bzw. von Nachkommen derselben Vorfahren wissen, deren Verschiedenheiten sich immer nur innerhalb bestimmter sehr viel engerer Grenzen bewegen? Welches sind die Ursachen, die treibenden Faktoren, die es verursachen, dass von einer Art eine von dieser verschiedene andere Art abstammt?

Das Problem nimmt jedoch sogleich eine noch speziellere Gestalt an. Eine Art unterscheidet sich von der anderen in erster Linie durch das Vorhandensein neuer oder anderer Organe, allgemeiner gesprochen durch eine Körperbeschaffenheit oder eine Eigenart einzelner Körperzonen, die eben durch diese Beschaffenheit und Eigenart bestimmten Funktionen dienen, also diesen Funktionen oder „Zwecken“ angepasst sind. So erhalten wir das speziellere Problem der Entstehung der zweck-

mässig funktionierenden Organe in der Tier- und Pflanzenwelt. Um ein Beispiel zu nehmen: die Erfahrung legt die Annahme nahe, dass die landbewohnenden Reptilien aus fischartigen Wesen hervorgegangen sind. Daraus entsteht die Frage: welche sind die Faktoren, die das Hervorgehen dieser aus jener von ihr verschiedenen Art verursachten? Nun besteht die Verschiedenheit beider Arten zum wesentlichen Teil darin, dass an die Stelle der für das Leben im Wasser bestimmten solche Organe getreten sind, die für das Leben auf dem Lande angepasst sind. Also kann die erste Frage durch die andere ersetzt werden: welches sind die Bedingungen, die die Entstehung der für das Landleben zweckmässig eingerichteten Organe verständlich machen?

Die Bedeutung dieser Frage nach der Entstehung der organischen Zweckmässigkeiten wird schliesslich noch dadurch gesteigert, dass die Entwicklungsreihe der Tier- und Pflanzenformen im allgemeinen eine Entwicklung vom Einfachen zum Komplizierteren darstellt. „Komplizierter" aber sind die Formen der organischen Welt eben, insofern sie neue, speziellen Zwecken dienende Organe und Beschaffenheiten aufweisen.

Dieses aus der Entwicklungstheorie entstehende eigenartige Problem hat nun bekanntlich verschiedene Beantwortungen erfahren. Die einfachste Antwort ist natürlich die, die die äusseren Lebensbedingungen und ihre Verschiedenheit, ihren Wechsel für die Entstehung neuartiger Individuen als Ursache in Anspruch nimmt Veränderungen des Wohnorts, des Klimas, der Nahrung wären hiernach die gesuchten Ursachen und sind als solche auch in Anspruch genommen worden. Aber die Wirksamkeit solcher Faktoren wird sofort als in jedem Fall nur in beschränktem Umfange möglich erkannt, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Frage ja wesentlich auf die Entstehung von „Zweckmässigkeiten" gerichtet ist. Die Wirkungen, die Wechsel der Umgebung oder der Temperatur

sonst unserer Erfahrung nach auf einen Körper anorganischer Natur etwa auszuüben pflegen, bestehen bekanntlich nicht in der Entstehung von Zweckmässigkeiten.

Zu dieser Auffassungsweise würde diejenige im entschiedensten Gegensatz stehen, die diese äusseren Ursachen ganz ausschlösse. Ich denke an die Konstruktion einer theistischen Teleologie — Gott als Urheber, als treibender Faktor der Entwicklung, insbesondere als Bildner, der nach vorgesetztem Plan die zweckmässig wirkenden Organe geschaffen und ihren Funktionen angepasst habe. Aus mannigfachen Gründen kann natürlich auch diese Auffassung nicht als wissenschaftliche Lösung der Frage in Betracht kommen. Abgesehen von allen den Gründen, die der Einführung eines deus ex machina als Ursache in den natürlichen Kausalzusammenhang überhaupt entgegenstehen, wüsste eine solche „Erklärung“ auf die Frage, warum gerade an dieser Stelle diese, an jener jene andere Entwicklung Platz gegriffen habe, immer nur dieselbe stereotype Antwort durch die Rückführung auf den unerforschlichen freien Willen Gottes zu geben. Das ist natürlich auch nicht anders, wenn wir an die Stelle des Wortes Gott „die Natur“ einsetzen.

Sehen wir nun von diesen den Rahmen der Wissenschaft einigermassen verlassenden Versuchen, die Frage zu beantworten, ab, so haben wir die interessanteste Antwort auf das gestellte Problem vor allem in der Darwinschen Zuchtwahllehre. Sie geht aus von der Tatsache, dass die jeweils geborenen Sprösslinge einer Art nicht alle gleich sind, sondern wenn auch mehr oder weniger geringe, so doch tatsächliche Abweichungen voneinander, Variationen zeigen. Angenommen nun, es treten äussere Veränderungen der Lebensbedingungen ein, wie sie ja sicherlich nirgends und niemals zu den Seltenheiten gehören werden, so werden sich unter den verschiedenen Individuen einer Art wohl auch solche befinden, die in der Art ihrer individuellen Eigentümlichkeit den veränderten Lebensbedingungen etwas besser angepasst sind als ihre Artgenossen, die nicht gerade nach

dieser Richtung hin vom Durchschnittstypus abweichen. Diese unter den gegebenen Umständen bevorzugten Individuen haben damit einen Vorteil im Kampf ums Dasein jenen andern gegenüber, sie können leichter und eher ihr Leben fristen, werden in grösserer Zahl erhalten bleiben und sich fortpflanzen, und da bei ihren Nachkommen dasselbe stattfindet, so wird die Zahl derjenigen Individuen im ständigen Wachsen begriffen sein, die jene vorteilhafte spezifische Eigenart besitzen und in möglichst hohem Masse besitzen Nimmt man endlich noch hinzu, dass von Generation zu Generation jedesmal auch die Möglichkeit besteht, dass die einmal dem Leben günstige Variation in ihrer Richtung noch einen Schritt weiter von der Urform sich entferne, so sind die Faktoren bezeichnet, die es verständlich machen, dass eine Art allmählich durch eine andere aus ihr entstandene ersetzt wird, die sich durch bestimmte, andern Lebensbedingungen angepassten Organe von der ersten unterscheidet. — Man sieht: die Darwinsche Erklärung bringt den äusseren Faktor, die wechselnden äusseren Lebensbedingungen, ebenfalls in Anschlag, aber sie sind nur die Gelegenheitsursache, die es macht, dass das Ausleseprinzip jetzt in Geltung treten, zur Wirkung kommen kann, und dass es gerade diese bestimmten Wirkungen hervorbringt. Das Eintrocknen von Sümpfen etwa hatte zur Folge, dass durch natürliche Zuchtwahl nur die Fische am Leben blieben, die innerhalb gewisser Grenzen die Fähigkeit besassen, sich auf dem Lande fortzubewegen und zu atmen, und wurde auf diesem Wege die Ursache für die Entstehung von Amphibien.

Der Hauptvorzug, den man — mit Recht — der Darwinschen Theorie beilegt, besteht darin, dass sie eine „mechanische“ Erklärung für die Entstehung der organischen Zweckmässigkeiten gibt. Davon soll sogleich die Rede sein.

Nun werden gegen die Zuchtwahllehren mannigfache schwere Bedenken erhoben. Welche Annahme bleibt uns, wenn diese Bedenken uns zwingen, das

Prinzip der natürlichen Auslese als unhaltbar zu verwerfen?

Mit einer Art, die unter veränderte äussere Lebensbedingungen gestellt wird, geht eine Veränderung vor sich; es entsteht aus ihr eine neue Art, die sich dadurch von der ersten unterscheidet, dass ihre Organe den veränderten Bedingungen angepasst sind, ihren Zwecken oder Funktionen in der durch die Verhältnisse geforderten Weise entsprechen können. Kann nun die Ursache dafür weder allein in den veränderten Lebensbedingungen, noch in ihnen und der natürlichen Auslese gesucht werden, so bleibt nur übrig, dass wir sie in den Organismen selbst suchen, die jene Veränderung durchmachen. M. a. W. wir müssen annehmen, dass den lebenden Organismen selbst eine eigentümliche Kraft oder Fähigkeit innewohnt, die Fähigkeit nämlich, einem äusseren Eingriff gegenüber auf eine bestimmte, kurz gesagt zweckmässige Art und Weise zu reagieren. Oder anders gesagt: bringen wir eine Ansammlung lebloser Atome und bringen wir eine lebende Zelle, bzw. ein Aggregat solcher Zellen unter dieselben äusseren Verhältnisse oder Bedingungen, so unterscheidet sich die Reaktion des lebenden von der des leblosen Systems, die Wirkung, die auf die eine, von der, die auf die andere ausgeübt wird, dadurch prinzipiell, dass die erstere den Charakter der „Zweckmässigkeit" besitzt. Dieser Begriff der „zweckmässigen Reaktion" bedarf allerdings noch einer genaueren Bestimmung. Zunächst aber ist klar der Gegensatz zwischen dieser und der Auffassung der Selektionstheorie. In dem eben aufgestellten Gedanken wird der Organismus, die organisch belebte Materie als mit einer eigentümlichen, nur ihr zugehörigen Kausalität behaftet eingeführt, die ihn von aller leblosen Materie und ihrer Wirksamkeit unterscheidet und auf diese nicht zurückführbar ist. Die vom Organismus ausgehenden Wirkungen sind zweckmässig, diejenigen der leblosen Materie nicht; damit ist ein prinzipieller Dualismus eingeführt. Diesen Dualismus, diese

prinzipielle Scheidung vermeidet Darwin, er überträgt die Kausalität, wie sie auf anorganischem Gebiet herrscht, die „mechanische" Kausalität unverändert auf das Gebiet der organischen Materie, er braucht für den Organismus keine besondere, eigentümliche Wirkungsweise. Seine Theorie ist mechanisch, und insofern seine Gegner dem Organismus eine besondere zweckmässig wirkende Natur zuerkennen, können wir die entgegengesetzte als teleologische Theorie bezeichnen.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, gewährt nun entschieden die Darwinsche Theorie eine grössere formal wissenschaftliche Befriedigung, dieselbe Befriedigung etwa, die wir gewinnen, wenn wir auf die Gesetze der Mechanik alle anderen Gesetze der Physik zurückführen können. Grösstmögliche Vereinfachung in der wissenschaftlichen Erklärung d. h. eine möglichst geringe Anzahl von obersten Gesetzen ist ja auf allen Gebieten des wissenschaftlichen Denkens das zu erstrebende Ziel. Wie weit dieses Ziel erreicht werden kann, das ist nun freilich im einzelnen Fall nur durch die Erfahrung zu entscheiden, wir können nicht von vornherein sagen, ob es gelingt, die Gesetze der Wärme etwa auf die der mechanischen Massenbewegung zurückzuführen. Und ebenso bedarf es einer Prüfung im einzelnen, um eine sichere Entscheidung darüber herbeizuführen, ob zwischen der Kausalität der anorganischen und derjenigen der organischen Materie ein prinzipieller Gegensatz besteht oder die letztere auf die erstere zurückführbar ist.

Die Fähigkeit einer zweckmässigen Reaktion muss dem Organismus beigelegt werden, wenn wir die Darwinsche Theorie fallen lassen. Wenn wir nun diesen Begriff etwas genauer zu bestimmen versuchen, so ergibt sich zunächst, dass es zwei verschiedene mögliche Begriffe der Zweckmässigkeit gibt, die wir als objektive und subjektive Zweckmässigkeit oder als Zweckmässigkeit im engeren Sinne und als Zwecktätigkeit unterscheiden können. Ein Gegenstand, ein Verhalten ist zweckmässig, kann ein doppeltes heissen:

1. er dient der Erreichung eines bestimmten Zweckes oder Zieles, allgemeiner gesprochen hat zur notwendigen Folge die Verwirklichung des Gegenstandes, der als Zweck im gegebenen Fall angesehen wird. So ist der Regen z. B. zweckmässig im bezug auf den als Zweck gedachten Tatbestand, dass die Erde, auf die er fällt, fruchtbar werde. Zweckmässig in diesem Sinn — objektiv zweckmässig — können wir natürlich jede Ursache im Hinblick auf ihre Wirkung nennen, wofern wir nur diese Wirkung, was ja ganz in unsere Willkür gestellt ist, als „Zweck" bezeichnen oder auffassen. Wenden wir nun diesen Begriff der Zweckmässigkeit auf die Reaktionen in der organischen Welt an, so kann dies natürlich nur heissen: alle diese Reaktionen sind so beschaffen, dass sie einem und denselben Zwecke dienen oder anders ausgedrückt, dass sie zur Herbeiführung eines und desselben allgemein zu bezeichnenden Tatbestandes beitragen, eines Tatbestandes, den wir daher als ihren Zweck, bezw. sie selbst als diesem Zwecke entsprechende Mittel auffassen können. Wir müssen, sagte ich vorhin, den Organismen diese Eigenschaft einer Causa finalis beilegen, d. h. die Entstehung neuer Arten aus anderen, wie wir sie nach der Entwicklungstheorie annehmen müssen, und damit die Entstehung neuer Organe wird uns wissenschaftlich nur verständlich, wenn wir die Wirksamkeit, das gesetzmässige Verhalten der Organismen als mit dieser Bestimmung behaftet, denken. Freilich setzt nun augenscheinlich eine Zweckmässigkeit in diesem Sinne die Bestimmung eines allgemeinen Zweckes voraus. Es hat keinen Sinn, einen Gegenstand in diesem Sinne zweckmässig zu nennen, ohne den Zweck anzugeben, für den er zweckmässig ist, oder dem er als objektives Mittel entspricht. So verlangt auch die Anwendung dieses Zweckbegriffes auf die organischen Wesen die genauere Bezeichnung desjenigen Zweckes, den ihre Reaktionen herbeizuführen geeignet sein sollen. Ich komme auf die einzig mögliche Bestimmung, die hier für die wissenschaftliche Überlegung in Betracht kommen kann, sogleich zurück.

Zunächst sei der objektiven die subjektive Zweckmässigkeit gegenüber gestellt. Wenn ich eine Handlung oder einen Vorgang subjektiv zweckmässig nenne, so ist dabei nicht nur vorausgesetzt, dass sie für die rein sachliche Betrachtung der Dinge als Ursache und daher als Mittel für die Verwirklichung von etwas angesehen werden kann, sondern dass ein Bewusstsein dieses Etwas selbst als Zweck sich gesetzt und die Handlung als Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes begangen habe. Wenn wir uns unser obiges Beispiel vergegenwärtigen, so ist daher das Regnen vom Standpunkt des Landmanns aus betrachtet zwar objektiv, aber nicht subjektiv zweckmässig, denn der Landmann lässt nicht den Regen fallen, um die Erde zu befruchten. Nennen wir nun den Organismus subjektiv zweckmässig, schreiben wir ihm ein für allemal die Fähigkeit zu, subjektiv zweckmässig auf eine Änderung äusserer Verhältnisse zu reagieren, so heisst das: der Organismus fühlt Bedürfnisse, setzt sich Zwecke und vermag sie mit Hilfe entsprechender Mittel zu verwirklichen; kurz gesagt: er besitzt die Fähigkeit der zwecktätigen Handlung. Es ist nun offenbar, dass bei der Anwendung dieses Zweckbegriffs es nicht notwendig ist, einen allgemeinen objektiven Zweck bestimmter Weise anzugeben, den die Reaktionen der organischen Körper zu verwirklichen beitragen: welchem Zwecke die Reaktion dient, das hängt ja eben davon ab, welchen Zweck sich der Organismus im einzelnen Falle setzt, bezw. wohin ihn das Gefühl seines Bedürfnisses treibt.

Kehren wir noch einmal zur objektiven Zweckmässigkeit zurück. Man kann das Vorhandensein dieser objektiven Zweckmässigkeit auch mehr oder minder metaphorisch dadurch ausdrücken, dass man den Tieren und Pflanzen einen auf jenen objektiven Zweck gerichteten unbewussten „Trieb" innewohnen lässt. Dann muss man sich doch dessen bewusst bleiben, dass in diesem Zusammenhang das Wort Trieb eben nur ein Wort für die bezeichnete Tatsache, für diese in einer bestimmten Richtung gehende Art jeder organischen Reaktion

ist, daher in keiner Weise etwa irgend ein Analogon des bewussten Willensaktes bedeutet. Höchstens können bewusste Willensakte, insofern sie physiologisch und daher biologisch bedingte Erscheinungen sind, einem Triebe ihren Ursprung verdanken und daher ihrerseits in ihrer Richtung durch jene Richtung des Triebes bestimmt sein. Für diejenige Auffassung dagegen, die den Organismen subjektive Zweckmässigkeit zuschreibt, hat das Wort Trieb von vornherein einen anderen Sinn: es bedeutet einen bestimmten Willensakt, der sich nur dadurch etwa, dass er weniger deutlich zum Bewusstsein kommt, sozusagen blind, durch keine Überlegung bestimmt ist, von den im strengen Sinn sogenannten Willensakten unterscheidet.

Indem man das Wort Trieb im ersten Sinn nahm, hat man von einem „Vollkommenheitstrieb" gesprochen und gemeint, dieser Vollkommenheitstrieb lebe in allen organischen Wesen und er sei es, der die Entwicklung einer Art aus einer anderen bedinge. M. a. W. die Frage nach dem Zwecke, den die Reaktionen des organischen Lebens zu verwirklichen strebten oder geeignet seien, wird beantwortet durch den Hinweis auf die wachsende „Vollkommenheit" des Organismus. Es bedarf nicht vieler Worte, um zu zeigen, dass dieser Vollkommenheitstrieb keine wissenschaftliche Lösung der Frage bringt. Vor allen Dingen unterwerfen wir die Organismen, wenn wir von ihrer grösseren oder geringeren Vollkommenheit sprechen, einer Wertung. Soll diese Wertung aber einen Sinn haben, so müsste erst gesagt werden, nach welchem Massstab wir hier zu messen haben, welcher Umstand ein Tier zum vollkommneren macht. Ist ein an das Landleben angepasstes Tier vollkommner, als ein solches, das für das Wasserleben bestimmt ist? Und um einen speziellen Fall anzuführen, in dem dieser Vollkommenheitstrieb in ein besonders augenscheinliches Gedränge gerät: die Parasiten stammen nach allgemeiner Anschauung ab von nicht-parasitisch lebenden Tieren, die parasitische Lebensweise und der damit verbundene Verlust der freien Beweglichkeit und der ihr dienenden Organe, der sich auch auf Nervensystem und Sinnesorgane erstreckt, ist also ein Produkt der Entwicklung und müsste danach auch als ein Resultat des Triebes nach Vollkommenheit angesehen werden. Schliesslich wäre nicht einzusehen, warum der Vollkommenheitstrieb sich nur bei einer Veränderung der äusseren Lebensbedingungen und warum er sich immer gerade in dieser bestimmten Weise äussern müsste; mit anderen Worten, wir geraten in eine „Erklärung" hinein mit diesem spontan wirkenden Vollkommenheitstrieb, die genau soviel unbeantwortbare Fragen zur notwendigen Folge hat, wie die theistische Teleologie.

Einer haltbareren Auffassung der Dinge nähert man sich zweifellos mit dem der Naturwissenschaft im allgemeinen wohlgeläufigen Begriff des „Selbsterhaltungstriebes". Wenn wir den Selbsterhaltungstrieb als treibenden Faktor in die

Kausalität der organischen Natur einführen, so heisst dies, dass der Erfolg, den zu verwirklichen alle organischen Reaktionen beitragen, die Erhaltung des Organismus ist, natürlich desjenigen Organismus, dessen Reaktion in Frage kommt. Es ist leicht verständlich, wie anlässlich einer Veränderung der äusseren Lebensbedingungen dieser Trieb zur Entstehung neuer Arten führen muss: Die Veränderung der Lebensbedingungen ist es ja, die die Existenz des Organismus bedroht. Zugleich nähern wir uns offenbar mit dieser Bestimmung wieder dem Darwinismus: der Kampf ums Dasein, um die Existenz ist ja auch bei Darwin ein wesentliches Moment für die Entstehung der Arten und der Organe, nur dass bei ihm dieser Kampf um die Existenz durch das mechanisch wirkende Mittel der Auslese, hier dagegen durch die eigentümliche lebenerhaltende Kausalität des Organismus selbst zur Entstehung dieser neuen Arten und Organe führt. Eben diese Annäherung an den Darwinismus aber führt nun notwendig noch zu einer Erweiterung des Prinzips. Es ist nämlich gerade eine der Schwächen der Darwinschen Theorie, dass wenn sie richtig sein soll, die neu erworbenen zweckmässig wirkenden Organe direkt die mit ihnen ausgerüsteten Individuen am Leben erhalten müssen, während der Mangel derselben Vorzüge ihre Mitkonkurrenten dem Tode und dem Absterben aussetzt. Das ist insofern kaum annehmbar, als es sich oft um verhältnismässig recht geringfügige Verbesserungen der Organisation handelt, zudem auch diese Veränderungen nach Darwin selbst aus den sehr geringen Abweichungen hervorgehen sollen, die innerhalb der Varietäten einer und derselben Art sich finden und schon in dieser Anfangsform ihre Wirkung im Kampfe ums Dasein ausüben sollen. Auch zeigt uns die Erfahrung Fälle, in denen Tiere mit erstaunlichen Mängeln, verkrüppelte Geschöpfe, der natürlichen Auslese zum Trotz sich inmitten starker Konkurrenz am Leben erhalten haben[1]). Wir werden also, um

[1]) Pauly führt in seinem gleich näher zu besprechenden Buch u. a. den Fall eines im Walchensee gefangenen Hechtes an, der „eine hoch-

diesen Fehler zu vermeiden und nicht zu der Annahme gezwungen zu sein, dass Veränderungen der Arten und Organe nur stattfinden, wenn unmittelbar das Leben der Organismen bedroht ist, der Selbsterhaltung noch ein Moment hinzufügen müssen, das ich kurz zusammenfassend als Lebensförderung bezeichne. Ich verstehe darunter den möglichst schnellen, sicheren und ungehemmten Verlauf der organischen Funktionen.

Danach würde das gewonnene Prinzip so lauten: Sobald durch eine Veränderung der äusseren Lebensbedingungen der Fortbestand des Organismus bedroht oder seine normalen Funktionen gehemmt und vermindert werden, reagiert der Organismus auf diese äussere mit einer inneren Veränderung, die auf die Sicherung, Erhaltung und Wiederherstellung des Organismus und seiner Funktionen hinwirkt. Ob diese Wirksamkeit von Erfolg begleitet ist, hängt natürlich im einzelnen Fall von den Umständen ab. Und noch eins muss hinzugefügt werden: Erfahrungen mannigfacher Art zwingen uns, als gleichwertigen bezw. übergeordneten Zweck neben die Erhaltung des Individuums die Erhaltung der Gattung zu stellen. Dafür können wir auch sagen: zu den Funktionen, deren Schädigung die teleologische Kausalität des Organismus zu verhindern tendiert, gehört auch die Funktion der Fortpflanzung.

Noch ein Wort über gemeinsame Züge, die der Theorie der „subjektiven“ wie der „objektiven“ Zweckmässigkeit bei näherer Ausführung anhaften werden: beide werden ihre Eigenschaft der zweckmässigen Reaktion jedem lebenden Organismus, letzten Endes also jeder Zelle beilegen müssen; auch den einzelnen Zellen, die die Teile eines einheitlichen Organismus bilden. Hier aber wird zugleich, wiederum für beide Theorien, eine übergeordnete Zweckmässigkeit Platz

---

gradige Verkümmerung der Oberschnauze zeigte, als ob diese 2—3 cm hinter der Spitze abgehackt worden wäre“. Er fügt hinzu: „Zuchtwahltheoretisch war dieses Tier vollkommen unberechtigt zu leben.“

greifen, die sich auf den Organismus als Ganzes bezieht. Und zwischen diesen beiden Richtungen der organischen Zielstrebigkeit werden unter Umständen Konflikte entstehen können. (Vom Standpunkt der objektiven Zweckmässigkeit ausgesprochen: die Zelle, ihre Existenz, Ernährung, Fortpflanzung ist Selbstzweck für die Reaktionen, die in ihr vorgehen. Zugleich aber sind die Reaktionen des ganzen Organismus, zu dem eine Zelle als Teil gehört, gerichtet auf den Zweck der Erhaltung, Ernährung, Fortpflanzung dieses ganzen Organismus. — Vom Standpunkt der subjektiven Zweckmässigkeit aus gesprochen: die Zelle fühlt Bedürfnisse, setzt Zwecke und strebt, soweit sie die Mittel hat, nach ihrer Verwirklichung; zugleich aber hat der Organismus als Ganzes Bedürfnisse und Zwecke und entsprechend gerichtetes Wollen und Handeln.) Auf diese Dinge komme ich indessen am Schluss noch einmal ausführlicher zurück.

Wie haben wir uns nun zwischen diesen beiden Auffassungen der organischen Zweckmässigkeit zu entscheiden? Um die Frage noch einmal kurz zu formulieren: müssen wir die Entstehung zweckmässig wirkender Organe zurückführen auf eine Zwecktätigkeit des Organismus und demgemäss die Fähigkeit zu solcher zwecktätigen Handlungsweise als eine letzte, nicht weiter zurückführbare Eigenschaft der Organismen ansehen, die diese von aller anorganischen Materie unterscheidet? Oder: ist diese Entstehung vielmehr zu erklären durch eine auf einen bestimmten Zweck, die Erhaltung und Förderung des Organismus und der Gattung, gerichtete Reaktionsweise des Organismus, ohne dass doch dieser Zweck ein vom Organismus irgendwie gesetzter und daher diese Reaktionsweise als Willens- oder Zwecktätigkeit anzusehen wäre?

Ich versuche der so formulierten Frage näher zu kommen, indem ich im folgenden kritisch an ein Buch anknüpfe, das mit vollem Bewusstsein und in umfassendster Weise den Standpunkt vertritt, den ich durch den Begriff der „subjektiven Zweckmässigkeit“ zu kennzeichnen versuchte. Ich

meine das vor nicht langer Zeit erschienene Buch des Münchner Zoologen A. PAULY, das ich in der Überschrift dieses Aufsatzes genannt habe: „Darwinismus und Lamarckismus" mit dem Untertitel „Entwurf einer psychophysischen Teleologie"[1]).

Das Buch stammt von einem Verfasser, der dem Studium der organischen Zweckmässigkeit im Tierkörper viele Jahre des eindringendsten Forschens gewidmet hat. Er verfügt über eine Fülle von Material, das oft nur im Vorübergehen in Form von Beispielen dem Leser vorgelegt wird. In dieser Hinsicht von der Reichhaltigkeit und dem wissenschaftlichen Wert des Werkes auch nur entfernt einen Begriff geben zu wollen, kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, da ich es sozusagen nur mit der theoretischen Seite der Sache zu tun habe. Aber die Bemerkung darf ich mir wohl gestatten, dass schon aus diesem Grunde niemand, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, das Buch ohne wirkliche Förderung aus der Hand legen wird.

Ich sagte zu Anfang, man müsse die Kritik der Darwinschen Theorie und der Entwicklungstheorie auseinanderhalten und sich darüber klar sein, dass die Ablehnung der einen ganz andere Konsequenzen nach sich zieht, als die der anderen. P. ist sich der Notwendigkeit dieser Scheidung vollständig bewusst, er betont immer wieder, dass wir in der Entwicklungstheorie eine Theorie von ausserordentlichem heuristischem Wert vor uns haben, während dieser heuristische Wert der Zuchtwahllehre fehlt. Ich habe im vorstehenden das Wesen dieses heuristischen Wertes etwas näher zu erläutern versucht.

In einem weiteren Kapitel fasst P. in gedrängter aber treffender Form, mit ausgewählten Beispielen die kritischen Einwände gegen die Darwinsche Zuchtwahllehre zusammen, die ihn veranlassen, diese Lehre als unmöglich abzuweisen. Diese Kritik hier im einzelnen zu referieren, liegt nicht in

---

[1]) Verlag von ERNST REINHARDT, München 1905. 335 S.

meiner Absicht, es sei in dieser Hinsicht auf die Lektüre des Buches selbst verwiesen. Ich erwähne nur, dass die Einwände letzten Endes darauf hinauslaufen, dass die Darwinsche Theorie mit zwei notwendigen Voraussetzungen in unüberwindliche Schwierigkeiten gerät. Diese Voraussetzungen sind die einer unendlichen Zeit für die Entwicklung der Organismen — gegen die die Länge der geologischen Zeiten verschwindet — und einer unendlichen Zahl konkurrierender Individuen für jede sich verändernde Art, jedenfalls einer sehr viel grösseren Zahl, als mit den Tatsachen irgendwo und irgendwie im Einklang steht. Und wie diese beiden Voraussetzungen, so erweisen sich auch die angeblichen Folgen des Kampfes ums Dasein als eine blosse Fiktion, wenn wir die schon erwähnten Fälle ins Auge fassen, in denen verkrüppelte Individuen inmitten einer konkurrenzkräftigen Umgebung sich am Leben erhalten haben. Die Fälle also, in denen wir die Wirksamkeit des Kampfes ums Dasein in direkter Erfahrung sollten verfolgen können, versagen in dieser Hinsicht.

Mit vollem Recht scheidet P. die mechanische Zuchtwahltheorie von den teleologischen Bestandteilen, die Darwin selbst als „Mitursachen“ eingefügt und der Zuchtwahl untergeordnet hatte. Die eigentlich interessante Frage ist nur die, ob natürliche Auslese und damit mechanische Kausalität hier unumgänglich ist. In dieser Hinsicht muss daran festgehalten werden, dass der Hauptwert der Darwinschen Theorie eben in der restlosen Zurückführung der Kausalität im organischen Leben auf die der anorganischen Körper liegt und dass diese Zurückführung nur möglich ist, wenn wir die Zuchtwahl als einziges Erklärungsprinzip betrachten.

Der Zuchtwahllehre stellt nun P. die These gegenüber, dass in der organischen Welt durchgängig eine nicht mechanische, sondern teleologische Kausalität herrsche. Er fügt jedoch sogleich hinzu, diese Zielstrebigkeit der organischen Vorgänge sei dadurch bedingt, dass in der organischen Welt überall psychische Faktoren wirksam

seien. Damit spricht er unzweideutig aus, dass er die Zweckmässigkeit in der organischen Welt als eine subjektiv, durch Zwecktätigkeit bedingte ansieht, sich also derjenigen Auffassung anschliesst, die ich oben als die der „subjektiven Zweckmässigkeit“ der Organismen kurz bezeichnete.

Ich versuche, P.s Ansicht in möglichstem Anschlusse an seine Worte wiederzugeben. — Die letzte Ursache der Zweckmässigkeit in der organischen Welt soll eine psychische sein, die Zweckmässigkeit soll auf psychologischem Wege verständlich gemacht werden. D. h. konkreter: wenn ein Organismus in eine Lage gebracht ist, in der ein Bedürfnis für ihn entsteht, sich dieser Lage in bestimmter Weise anzupassen, so ist dies empfundene Bedürfnis und das aus ihm hervorgehende entsprechende Streben oder Wollen des Individuums zugleich die zureichende Ursache dafür, dass im Organismus diese Anpassung wirklich stattfindet. Die eigentliche Ursache der zweckmässigen Reaktion also ist der psychische Komplex, der sich aus dem erlebten Bedürfnis und dem Gefühle des Strebens zusammensetzt. Voraussetzung für die Wirksamkeit dieser Ursache ist freilich, dass der Organismus die Mittel hat, dem gedachten Zwecke zu entsprechen, und dass sich der Gedanke an dies Mittel als Zwischenglied zwischen Bedürfnis und Handlung einschiebt.[1]

[1] Pauly bezeichnet seine Theorie direkt als die nähere Ausführung Lamarckischer Gedankengänge, sich selbst als Anhänger Lamarcks. Nach den ausführlichen Zitaten, die er aus Lamarcks Schriften in die eigene Darstellung einfügt, hat er in der Tat ein Recht dazu. Sehen wir indessen von der historischen Frage ab, wie man Lamarcks System nach seinen eigenen Worten und Darlegungen anzusehen habe, so liegt hier noch ein sachliches Problem vor. Nach der allgemein üblichen Anschauung nämlich wird als Lamarckisch eine Theorie bezeichnet, die die Entstehung neuer Arten wesentlich auf den „Gebrauch und Nichtgebrauch“ einzelner Teile oder Organe zurückführt. Was nun diese Einwirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Teile anlangt, gleichgültig ob man mit Recht gerade diesen Gedanken als das Wesentliche der Lamarckschen Lehre bezeichnen mag, so hebt P. mit Recht hervor, dass man sie sich nach doppelter Weise denken kann und dass je nach der Vorstellung, die man mit diesen Worten verbindet, die Theorie ein ganz anderes Aussehen erhält. Nehmen wir der Einfachheit halber ein spezielles Beispiel. Bestimmte Huftiere unterscheiden sich von den verwandten Formen, aus denen sie entstanden sind, durch die

P. entwickelt diesen Gedanken zunächst im Hinblick auf die bewusste menschliche Zwecktätigkeit. Hier erleben wir nach ihm den bezeichneten Zusammenhang unmittelbar. In der Betrachtung des „künstlich Zweckmässigen“ bleibt uns keine andere Erklärung als die, dass es durch mensch-

starke Verlängerung der Metatatarsalknochen, die sie zu schnellerem Laufe befähigt. Wir nehmen an, dass die Vorfahren dieser Geschöpfe irgendwie gezwungen wurden, grössere Geschwindigkeit aufzuwenden, um ihre Nahrung zu gewinnen oder Feinden zu entgehen. Die mit der Anstrengung des Laufes verbundene stärkere Inanspruchnahme jener Knochen nun, der „Gebrauch“ also führte unmittelbar zu ihrer Verlängerung und wurde damit die Ursache für die Entstehung einer eigenen mit neuen zweckmässigen Organen ausgestatteten Art. Umgekehrt: der Nichtgebrauch, die fehlende Inanspruchnahme führt bei unterirdisch lebenden Tieren — beim Maulwurf etwa — zur Verkümmerung und zum Schwinden der Augen.

Mit dieser allgemeinen Angabe ist aber das Problem noch nicht gelöst. Es muss noch gezeigt werden, wie denn der Gebrauch eine solche Wirkung üben kann. Darauf hat man nun die Antwort gegeben: die dauernde Inanspruchnahme eines Organs bedingt eine gesteigerte Blutzufuhr in die entsprechende Körperregion, damit eine stärkere Ernährung derselben und durch diese auch eine Verstärkung, Verlängerung usw. des betreffenden Organs selbst. Schliesst man sich nun dieser Erklärung an, so ist augenscheinlich der Zusammenhang zwischen dem Gebrauch eines Organs und seiner diesem Gebrauch entsprechenden Umgestaltung ein rein mechanisch zu verstehender. Und wenn wir die gegebene Erklärung verallgemeinern und sie auf alle Fälle der Neugestaltung organischer Produkte anwenden, so erhalten wir eine rein mechanische Theorie für die Entstehung der organischen Zweckmässigkeiten, d. h. eine Theorie, die ohne die Annahme einer ursprünglichen Zweckmässigkeit aller organisierten Materie auskommt, in dieser Hinsicht also der Zuchtwahllehre an die Seite zu stellen wäre. Diese mechanische Erklärung nun ist, wie auch P. ausführt, nicht haltbar, aus dem einfachen Grunde, weil der Gebrauch, wenn er durch vermehrte Ernährung wirken soll, immer nur eine Verstärkung und Vergrösserung des Organs zur Folge haben kann. Damit aber bleiben alle die zahlreichen Fälle unerklärlich, in denen das Organ eine andere zweckmässige Umgestaltung erfährt. In gewissen Fällen besteht diese Veränderung sogar in einer ausgesprochenen Verkleinerung des gebrauchten Organs — man denke an die Entstehung der winzigen Gehörknöchelchen aus den viel grösseren Kiemenbögen der Fische. Und auch wenn man an die Stelle der gesteigerten Blutzufuhr irgend ein anderes mechanisch wirkendes Zwischenglied einschieben wollte, würde die Sache nicht besser werden, da doch jede mechanische Ursache immer nur die gleichen Wirkungen auslösen könnte, während hier die Umgestaltungen der Organe, je nach dem Zweck, der dadurch erreicht werden soll, eine ganz verschiedene Gestalt annehmen. Also bleibt nur die Annahme, dass der Gebrauch auch nur seine Wirkungen zeitigen kann in Verbindung mit der ursprünglichen Eigenschaft der organischen Materie, zweckmässig zu reagieren. M. a. W. der „Gebrauch und Nichtgebrauch“ ist nur der Ausdruck dafür, dass hier ein Fall vorliegt, in dem die teleologische Kausalität des Organismus durch eine Veränderung äusserer Verhältnisse gezwungen ist, in bestimmter Weise sich zu betätigen.

liche Bedürfnisse und menschliches Wollen geschaffen, verursacht ist. Da diese Erklärungsart hier die einzig mögliche ist, müssen wir sie auf die Entstehung der zweckmässigen Organe der Tier- und Pflanzenwelt übertragen. Tun wir das nicht, nehmen wir ein anderes z B. mechanisches Prinzip der Entstehung an, so haben wir das paradoxe Resultat, dass zweckentsprechende Gebilde in der Welt auf doppeltem Wege entstehen können — einmal durch die Wirksamkeit psychischer Faktoren, wie wir es in unseren Zweckhandlungen erleben und von allen unseren Werkzeugen, Maschinen, kurz allem Ergebnis menschlicher Technik im weitesten Sinne des Wortes mit Bestimmtheit wissen, und auf der anderen Seite durch mechanische Zuchtwahl, in den zweckmässig eingerichteten Organen der lebenden Wesen. Freilich müssen wir, wenn wir die bewusste Zwecktätigkeit als Schema der Erklärung aller zweckmässigen Erscheinungen zugrunde legen, davon absehen, dass dieser Vorgang, so wie wir ihn kennen, sich im vollen Lichte des Bewusstseins abspielt: Bedürfnis und Akte des Wollens oder Strebens können mehr oder minder unbewusst sein.

Noch von einem anderen Gesichtspunkt her meint P. zu demselben Resultat kommen zu müssen: nämlich durch die Betrachtung der von ihm angegebenen psychischen Ursache selbst. Als das eigentlich Wirksame in der Welt, meint er, hat die Physik überall die Energie nachgewiesen. Und wenn wir in uns nun das Bedürfnis, diesen „Trieb eines Begehrens oder einer Abwehr“ betrachten, so finden wir, dass wir auf ihn den Begriff der physikalischen Energie anwenden dürfen. Das Bedürfnis „zeigt den Charakter einer Art von Spannung, da es zu einer gewissen Höhe anschwellen muss, um Folgen auszulösen; und diese Spannung sowohl, als auch die als Arbeitsleistung auftretende Folge lassen es erkennen, dass dieser seelische Zustand nicht ohne die Anwendung des Begriffs physikalischer Energie verstanden werden kann, welcher Begriff auch dann nicht zu

entbehren ist, wenn der ganze Vorgang nicht über das Stadium des Gedankenhaften hinausgelangen sollte, da auch Assoziation als Verbindung zweier nicht an identische Orte gebundener Vorstellungen, Leitung und Antwort, also Energie erheischt"[1]). Dementsprechend bezeichnet P. kurzweg die als Energie betrachtete „Bedürfnisspannung" als letzte und eigentliche Ursache der zu erforschenden Reaktionen.

Dies Ergebnis führt endlich noch zu Spekulationen, die über das Thema des Buches erheblich hinausgehen: auch für die anorganische Natur soll Ähnliches gelten, auch hier müssen wir uns die treibenden wirkenden Momente nach Analogie der von uns erlebten Bedürfnisspannungen denken. Das Resultat ist eine Art Allbeseelung. „Was uns physisch in wirksame Punkte getrennt erscheint, als Moleküle, Atome, besteht auch psychisch aus getrennten Punkten, die ihrem Energiegehalt nach allseitig abgeschlossene Einheiten, Subjektivitäten von erregbarem Wesen vorstellen"[2]).

Ich möchte kritisch zunächst kurz an diese letzte Begründung anknüpfen. Von der Allbeseelung sehe ich dabei allerdings vorläufig ab. — Ich kann in der Einmischung des Begriffs der physikalischen Energie an dieser Stelle nur eine für die Physik wie für die Psychologie gleich unheilvolle Verwirrung der Begriffe sehen. Wenn der Physiker von einer Wärmemenge oder von einer Elektrizitätsmenge von bestimmtem Potential oder von einer in Bewegung befindlichen Masse aussagt, sie stellten eine gewisse Menge Energie dar, so heisst dies nur, dass wir die genannten Faktoren in ein bestimmtes Mass mechanischer Arbeit „umwandeln" können und dass, wenn diese Arbeit wieder verschwindet und dafür Wärme oder Elektrizität erscheint, wieder dieselbe Wärmemenge oder dieselbe elektrische Energie zum Vorschein kommt. In der rein physi-

---

[1]) Pauly, a. a. O. S. 9.
[2]) a. a. O. S. 291.

kalisch wissenschaftlichen Definition bedeutet Energie das, was mechanischer Arbeit äquivalent ist, d. h. nach festen Massverhältnissen in dieselbe übergeführt und aus ihr erhalten werden kann. Dieser Begriff der physikalischen Energie hat nun, soviel ich sehe, gar nichts mit erlebten Spannungsgefühlen zu tun. Er kann auch auf Erlebnisse dieser Art schon deshalb nicht angewendet werden, da sie, wie alle Erlebnisse im eigentlichen Sinn, nicht gemessen werden können. Im Begriff der Energie aber ist die Anwendung von Massbegriffen unzweifelhaft vorausgesetzt.

Der Kernpunkt der „psychologischen" Erklärung der organischen Zweckmässigkeit ist natürlich der Gedanke, dass das Bedürfnis in Verbindung mit dem entsprechenden Streben oder Begehren selbst als Ursache der erwähnten zweckmässigen Bildungen anzusehen sei und dass wir eine kausale Beziehung dieser Art in jeder menschlichen Zwecktätigkeit unmittelbar erlebten. Nun ist es zweifellos richtig, dass innerhalb gewisser Grenzen unser Wille ohne weiteres imstande ist, auch den gewollten Erfolg hervorzurufen. Ich will meinen Arm bewegen — und die Bewegung stellt sich ein. P. aber stellt in seiner Theorie den allgemeinen Satz auf, dass das Bedürfnis stets und allein die Ursache für eine entsprechende Reaktion sein müsste. Er spricht von einer „Omnipotenz des Bedürfnisses". Sollte diese Behauptung richtig sein, so müsste doch wenigstens da, wo wir es kennen und beobachten können, also in der eigenen psychischen Persönlichkeit, das Bedürfnis bzw. das Streben und Begehren eine solche Omnipotenz zeigen. Dies ist aber, wie jedermann weiss, ganz und gar nicht der Fall. Nur ganz bestimmte Partien unseres Körpers sind durch den Willen beeinflussbar. Ein roter Fleck auf der Haut z. B. lässt sich durch unser Wollen ganz und gar nicht entfernen. Ich weiss, dass ich als Kind den lebhaftesten Wunsch hatte, die Ohren bewegen zu können und die verschiedensten, aber erfolglosen Anstrengungen in dieser Hinsicht machte. Nicht einmal auf rein psychischem Gebiete trifft die Behauptung

zu, wie das Beispiel des vergeblichen Besinnens auf einen Namen, auf ein Wort zeigt.

Diese jedermann bekannte Beschränktheit der Macht des Willens ist für die P.sche Theorie eine bedeutende Schwierigkeit. Wenn jede Zweckmässigkeit des tierischen Körpers auf ein entsprechendes Wollen als seine Ursache zurückgeführt werden soll, so muss der allgemeine Satz gelten, dass, wo ein Wollen tatsächlich statt hat, es stets auch die zureichende Ursache des gewollten Erfolges ist. Dieser Satz aber gilt nicht.

Auf diesen Einwand wird nun P. vermutlich mit dem Hinweis auf die speziellere Ausgestaltung seiner Theorie antworten.

Er wird, wenn ich ihn recht verstanden habe, darauf hinweisen, dass wir, um ein erstrebtes Ziel zu verwirklichen, erst die „Mittel" kennen müssen, durch die dies zu geschehen hat. Ich kann meinem Wollen, eine Dampfmaschine zu konstruieren, erst dann die Tat folgen lassen, wenn ich weiss, nach welchem Rezept ich zu verfahren habe. Die Fälle, in denen sich unser Wollen als machtlos erweist, wären hiernach als solche anzusehen, in denen uns die Kenntnis der „Mittel" noch fehlt. Man könnte hinzusetzen, dass lang andauerndes intensives Wollen, das auf denselben Punkt gerichtet ist, wahrscheinlich zum Ziele führen würde: Wie viele Tiere, würde wohl auch der Mensch die Fähigkeit, seine Ohren zu bewegen, wieder erlangen, wenn diese Fähigkeit für ihn von besonderem Nutzen wäre und sich daher ein permanentes Bedürfnis nach dieser Richtung hin geltend machte.

Aber hier entstehen neue Schwierigkeiten: wir kennen die „Mittel" gar nicht, durch die wir unsere willkürlichen Handlungen hervorbringen. Wir kennen sie in keinem einzigen Fall. Auf unser Wollen folgt für unser Bewusstsein unmittelbar die Bewegung des Arms, in Wirklichkeit aber vollzieht sich hier ein komplizierter Mechanismus: eine Erregung im Gehirn, ein irgendwie beschaffener Reiz dort,

eine Nervenerregung, eine Fortpflanzung derselben bis zu dem betreffenden Armmuskel, eine Kontraktion dieses Muskels. Von allen diesen Zwischengliedern wissen wir als naiv wollende Menschen nicht das Geringste, sie sind in ihrer genaueren Gestaltung auch der Wissenschaft noch heute unbekannt. Darin liegt für die P.sche Theorie m. M. n. eine sehr viel grössere Schwierigkeit, als ihr Urheber meint. Nach P. ist der genannte Tatbestand dadurch leicht erklärbar, dass das Bedürfnis zunächst fortgeleitet wird zu dem Punkt, an dem es in die Tat umgesetzt werden soll, und hier erst die Frage nach den Mitteln akut wird. Wenn nun z. B. die Kontraktion des Muskels eine Erfindung der Zellen eben dieses Muskels ist, so liegt kein Grund vor, dass eine Erfahrung davon auch in unser Bewusstsein tritt, das ja nicht das Bewusstsein des Muskelzellen, sondern lediglich an einen Teil des Gehirns gebunden ist. Erfahrungen und Erfindungen über anzuwendende Mittel, die die Muskelzelle macht, sind nicht Erfahrungen, die in dem uns allein bekannten Bewusstsein gemacht werden.

Aber damit ist die Sache nicht erledigt: es ist ja eine ganze Reihe von Mitteln, die aufgewandt werden, um den Zweck zu erreichen, und die Erfindung des ersten dieser Mittel muss doch eben dem uns bekannten Bewusstsein zufallen, in dem das Bedürfnis selbst entsteht. Dies Bewusstsein müsste „gelernt“ haben, wie man diesem Bedürfnis entsprechen kann, zunächst etwa indem man einen Anstoss im Gehirn, am Anfang des zum Arm führenden Nerven erzeugt u. dergl. m. Dergleichen Erfindungen müssten von unserem Bewusstsein selbst gemacht sein, wofern man von einer Erfindung von Mitteln hier in demselben Sinn sprechen will, wie man von der Erfindung der Mittel zur Herstellung einer Dampfmaschine spricht. Jch brauche wohl kaum hinzuzufügen, dass es ein schweres Missverständnis wäre, wenn man annehmen wollte, dass hier zunächst bewusst Gelerntes und Eingeübtes durch fortgesetzte Gewohnheit und Übung automatisch geworden und dadurch „ins Unbewusste herab-

gesunken“ sei, wie wir uns etwa später beim Schreiben nicht mehr der einzelnen Bewegungen bewusst werden, die wir ausführen. Die Analogie wäre deshalb völlig verfehlt, weil wir uns der automatisierten und deshalb unbeachteten Tatbestände jederzeit bewusst werden können, wenn wir unsere Aufmerksamkeit darauf lenken, während wir von einem Reiz im Gehirn nun einmal schlechterdings niemals etwas bemerken. Es bliebe also nur übrig, hier von einem gänzlich unbewussten Lernen und Erfinden zu reden, das doch ein Lernen und Erfinden eben derselben psychischen Persönlichkeit wäre, die das Bedürfnis und das Streben hat, bezw. erlebt. Damit geraten wir in das Gebiet bodenloser Hypothese. Und zwar ist das Hypothetische daran nicht dies, dass sich in dem Zusammenhang des Geschehens in unserem Bewusstsein unbewusste Glieder einschieben, wohl aber dass diese Glieder genau nach Analogie von Bewusstseinstatsachen gedacht werden, dass man von unbewussten Schlüssen, von unbewusstem Erfinden spricht und das alles im eigenen Bewusstsein vorsichgehen soll, nicht etwa in dem Bewusstsein einer Muskelzelle an der Peripherie unseres Körpers. Will man nun nicht zu so gewagten Hypothesen seine Zuflucht nehmen, so bleibt die Tatsache, dass unser Körper zum Teil durch den Willen direkt beeinflussbar ist, eine psychologisch nicht weiter erklärbare Eigenschaft dieses physischen Organismus. Und nur soweit und sofern diese Eigenschaft vorhanden ist, gibt es, soviel wir wissen, Zwecktätigkeit.

Kehren wir noch einmal zur „Omnipotenz des Bedürfnisses“ zurück. Es ist eine Tatsache, dass nur in einer sehr beschränkten Anzahl von Fällen unser Körper dem Wollen gehorcht. Daraus folgt unmittelbar, dass das Wollen oder Streben als solches nicht die zureichende Ursache der zugehörigen Handlung sein kann. Nur wenn das Wollen im Zusammenhang steht mit einer gewissen physiologischen Konstellation im Gehirn, kann die Handlung erfolgen. Ich will noch etwas genauer sagen: in allen Fällen wird unser

Wollen in einem, irgendwie — das ist hier gleichgültig — zu denkenden Zusammenhang mit einem Gehirngeschehen stehen; nur in gewissen Fällen aber wird dies Gehirngeschehen so beschaffen sein, dass es Ursache der entsprechenden Handlung ist. Hier entsteht nun die Frage: wann ist dies der Fall? Wann entsteht also für unser Bewusstsein dieser unmittelbare Konnex von Wollen und Handeln? Die Frage lautet konkret: warum haben wir die Fähigkeit, den Arm und den Fuss und nicht die Nase zu bewegen? Oder: warum entspricht dem auf die Armbewegung gerichteten Wollen ein Geschehen im Gehirn, dass die Handlung hervorruft, dem auf die Bewegung der Nase gerichteten dagegen nicht? Auf diese Frage gibt es nur eine Antwort, die in der Tat nahe genug liegt: dass die Bewegung der Arme und Beine in der Macht des Individuums stehe, liegt im Interesse dieses Individuums und seiner Erhaltung selbst, ist in diesem Sinn nützlich oder objektiv zweckmässig, während die Fähigkeit, die Nase zu bewegen, für die Erhaltung des Individuums eine völlig gleichgültige Sache ist.

Ich unterschied objektive und subjektive Zweckmässigkeit. Der Organismus ist subjektiv zweckmässig eingerichtet, heisst: seine Einrichtung ist eine derartige, dass alle seine Reaktionen letzten Endes auf das Wollen als Ursache zurückgehen und im Dienste der vom Individuum gesetzten Zwecke stehen. Er ist objektiv zweckmässig eingerichtet heisst: er ist so eingerichtet, dass alle seine Reaktionen auf die Verwirklichung eines bestimmten Erfolges hin tendieren. Wäre im Organismus alle Zweckmässigkeit subjektiver Art, wie P. es will, so wäre durchaus nicht einzusehen, warum der Mensch bestimmte Zwecke verwirklichen kann und andere nicht. In der eben durchgeführten Betrachtung dagegen zeigt sich, dass die uns bekannte subjektive Zweckmässigkeit nur ein Spezialfall, nur eine Folge der objektiven ist. Die objektive Zweckmässigkeit der Organismen ist danach das Erste, die subjektive nur das Abgeleitete. Der Körper ist

subjektiv, weil er objektiv zweckmässig ist, nicht umgekehrt.

Wir wollen dies noch an einem speziellen Punkt etwas näher erläutern. Bekanntlich steht unser Streben und Wollen in einem inneren Zusammenhang mit dem Gefühle der Lust und Unlust. Es ist eine allgemeine Tatsache, dass wir nach dem Angenehmen streben, das Unangenehme fliehen. Nun besteht — von scheinbaren noch zu besprechenden Ausnahmen abgesehen — zweifellos das allgemeine Gesetz, dass vom Gefühle der Lust zugleich diejenigen Funktionen, Tätigkeiten usw. begleitet werden, die unserem Organismus nützlich sind, seiner Erhaltung und Wiederherstellung objektiv dienen, umgekehrt den Charakter des Unangenehmen diejenige an sich tragen, die eine schädliche Wirkung üben. Das ist objektiv gesehen eine ausserordentlich zweckmässige Einrichtung, denn die Folge dieser Eigentümlichkeit unserer sinnlichen Gefühle ist die, dass wir uns nur solche Zwecke setzen und zu erreichen streben, die zugleich objektiv der Erhaltung unseres Organismus dienen. Oder allgemeiner gesagt: es wird dadurch erreicht, dass unser Streben und Wollen, unsere subjektive Zwecksetzung und Zwecktätigkeit dem objektiven Zweck der Natur, der Erhaltung des Organismus dient, ohne dass dieser Zweck als solcher in einem Bewusstsein gesetzt oder betrachtet würde. Andererseits kann diese zweckmässige Einrichtung schlechterdings nicht auf subjektive Zweckmässigkeit zurückgeführt, oder was dasselbe ist, als Erfolg unserer Zwecktätigkeit angesehen werden.

Zu demselben Ergebnis kommen wir durch einen verwandten Punkt, der der P.schen Theorie besondere Schwierigkeiten bereitet: ich meine den Geschlechtstrieb und seine Beziehung zur Fortpflanzung. Das Vorhandensein des Geschlechtstriebs enthält ein augenscheinliches Problem und zwar deshalb, weil wir im Geschlechtstrieb eine offenbar einem bestimmten Zweck dienende Massregel vor uns haben, die als solche von jeher aufgefallen ist. Der Zweck ist die Erhaltung oder Fortpflanzung der Art, bezw. Gattung. Es

verhält sich aber nicht so, dass das Individuum ein Streben nach der Erhaltung seiner Art fühlte und dass dies Strebungsgefühl sich die Geschlechtsorgane als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks geschaffen hätte, sondern es besteht ein für unser Bewusstsein völlig ursachloses Streben nach der Vereinigung mit dem anderen Geschlecht und wenn wir wissenschaftlich nach der Ursache dieses instinktiven Triebes forschen, so werden wir auf die teleologische Beziehung aufmerksam, in der tatsächlich jenes instinktiv erstrebte Ziel mit der Entstehung artgleicher Individuen steht. Diese zweckmässige Einrichtung des Organismus ist für P. ebenfalls unerklärlich, denn sie ist eine objektiv bestehende Zweckmässigkeit, die nicht auf subjektiv gesetzte und erstrebte Zwecke zurückgeführt werden kann. Und die Sache wird nicht verständlicher, wenn man das Streben nach Vereinigung in die Spermatozoen und Eizellen verlegt. Wie ist es denn zu erklären, das Ei und Spermatozoen auf die sonderbare Idee kommen, sich zusammenschliessen zu wollen, wenn nicht dadurch, dass diese Vereinigung einen objektiv bestehenden, aber in keinem Bewusstsein vorgestellten Zwecke als Mittel dient.

In diesem wie im vorigen Fall erweist sich also ein bestimmtes gefühlsmässiges Bedürfnis nicht als Ursache für die Entstehung zweckmässiger Beziehungen, sondern umgekehrt das Vorhandensein eines Bedürfnisses und daraus entstehenden Strebens ist nur verständlich als zweckmässige Einrichtung des Organismus. Diese bestimmten Zwecke würde das Individuum sich nicht setzen und zu erreichen bestrebt sein, wenn sie nicht objektiv wiederum Mittel für den bestimmten Zweck wären, dem alle Reaktionen des Organismus untergeordnet sind. Kurz gesagt: die Fähigkeit, sich bestimmte Zwecke zu setzen und durchzuführen, ist nicht die Ursache zweckmässiger Bildungen im Organismus, sondern in ihrer speziellen Gestalt selbst eine Tatsache, die nur aus einer ursprünglichen objektiven Zweckmässigkeit des Organismus verständlich ist.

Jeder Organismus hat die Eigentümlichkeit, dass er zweckmässig reagiert, d. h. dass bei einem Wechsel der äusseren Lebensbedingungen die eintretenden Veränderungen im Organismus selbst jederzeit so beschaffen sind, dass sie zur Erhaltung des Organismus und seiner Funktionen beitragen. Es ist verständlich, wie diese Grundeigentümlichkeit aller Organismen zur Entstehung neuer Arten, d. h. neuer anderen Bedingungen angepasster Organe führen muss. Indem das Tier gezwungen wird, vom Wasser- zum Landleben überzugehen, wird die Funktion der Sauerstoffaufnahme eine andere, und da diese veränderte Funktion nicht mehr durch die Kiemen erfüllt werden kann, schafft sie sich in den Lungen ein neues eigenartiges Organ. Es ergibt sich daraus weiter, dass solange die Lebensbedingungen dieselben bleiben, auch die Art ihre Konstanz behalten wird; dies jedoch in einer Form, die den gegebenen Bedingungen gegenüber ein Maximum von Zweckmässigkeit, von Anpassung darstellt.

Fassen wir nun eine solche Art ins Auge, so ist die Aufgabe der Wissenschaft ihr gegenüber mit Rücksicht auf die besprochenen Voraussetzungen eindeutig zu bezeichnen. Wollen wir ein solches einer bestimmten Art angehöriges tierisches oder pflanzliches Individuum in allen seinen Teilen uns als notwendig verständlich machen, so müssen wir die Funktionen eben dieser Teile aufsuchen und zeigen, dass mit Rücksicht auf diese Funktion dies Organ so und nicht anders aussehen musste. Aus ihrer Aufgabe, ihrer Funktion heraus müssen wir also die Beschaffenheit der Organismen zu begreifen suchen.

Diese funktionelle oder teleologische Erklärung aber stösst nun gelegentlich auf Schwierigkeiten. Wir finden Eigentümlichkeiten der Organe in bezug auf Beschaffenheit und Lage, die für die Funktion als gleichgültig, bedeutungslos erscheinen, vom Standpunkt der Funktion aus gesehen daher den Charakter der Zufälligkeit besitzen. Wir finden abgegrenzte Teile des Körpers, wie die Zirbeldrüse, den Wurmfortsatz des Blinddarms, für die überhaupt keine

Funktion aufzeigbar ist. Wir finden endlich auch hier und da mehr oder minder offenbare Unzweckmässigkeiten. — Diese Fälle stellen natürlich an die Wissenschaft besondere, spezifische Anforderungen. Alle zwecklosen, d. h. vom Standpunkt der Funktion aus nicht zu verstehenden, und alle unzweckmässigen Einrichtungen im Organismus bedürfen als anormale Erscheinungen einer besonderen Erklärung.

Das Mittel solcher Erklärung bietet nun zunächst die Entwickelungstheorie selbst dar. Wie die neuen Arten nicht einfach dem Haupte des Zeus entspringen, sondern eben aus schon früher bestehenden verwandten Arten sich bilden, so entstehen natürlich auch die neuen Organe nicht aus dem Nichts heraus, sondern aus dem vorhandenen und verfügbaren Zellenmaterial, das jenen älteren Arten zu Gebote stand. Sie sind ebenfalls Umbildungen und müssen als solche begriffen werden. Als solche Umbildungen aber werden die neuen Organe den Stempel ihres Ursprungs noch an sich tragen, denn die Umwandlung, die durch die neue Bestimmung des Organs bedingt ist, wird eben auch immer nur so weit getrieben werden, als diese neue Bestimmung es erfordert. Jedes Organ wird also auch Eigenschaften an sich tragen, die nicht durch seine Funktion bestimmt, dieser gegenüber daher bedeutungslos, zufällig, gleichgültig sind, uns aber dadurch verständlich werden, dass sie auf den Ursprung des Organs hinweisen. Lage und Beschaffenheit der Wirbeltierlunge wird uns nicht allein daraus verständlich, dass wir in ihr ein Organ zur direkten Aufnahme des Sauerstoffs der Luft vor uns haben, wir müssen noch den Umstand hinzunehmen, dass sie als eine diesem Zweck entsprechend umgewandelte Schwimmblase eines Fisches zu betrachten ist. — Aus einem nahe verwandten Gedankengang entsteht der Begriff der „rudimentären Organe“, den wir auf mehr oder minder einheitlich abgegrenzte Zellkomplexe anzuwenden pflegen, deren Bestehen nicht funktionell sondern nur genetisch zu erklären ist.

Grösser werden die Schwierigkeiten für die Erklärung,

wenn wir ausgesprochenen Ausnahmen von dem Gesetze der zweckmässigen Einrichtung der Organismen, also direkten Unzweckmässigkeiten begegnen. Um an ein Beispiel anzuknüpfen: ich erwähnte die zweckmässige Beziehung der sinnlichen Gefühle auf Schädigung und Erhaltung unseres Körpers. Die Regel, dass schädliche Eingriffe von Unlust, nützliche von Lust begleitet sind, erleidet aber, wie jedermann weiss, Ausnahmen. Es gibt wohlschmeckende Gifte und höchst unangenehme Arzneien. Solche Ausnahmen können die Regel nicht aufheben; um sie zu erklären, werden wir uns indessen daran erinnern müssen, dass die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Arzneien und Gifte Nützlichkeit und Schädlichkeit für den Organismus als Ganzes oder seine unmittelbar lebenerhaltenden Organe, nicht aber für die Zellen an der Peripherie, z. B. für diejenigen auf der Zunge bedeutet, die uns den Geschmack der Stoffe vermitteln. Wir können sogar sehr wohl annehmen, dass das Gift etwa auf die Tätigkeit dieser Zellen zunächst eine belebende und fördernde Wirkung ausübt, die sich durch ein Lustgefühl kundgibt.

Allgemein gesprochen würde diese Erklärung solcher Unzweckmässigkeiten darauf hinauslaufen, dass nicht nur der Organismus als Ganzes, sondern auch die einzelne Zelle zweckmässig reagiert. Was für die einzelne Zelle zweckmässig ist, braucht es aber nicht für den Organismus als Ganzes zu sein, es sind hier Konflikte möglich. Der Konflikt, den wir eben besprachen, hatte den Erfolg, dass durch die zweckmässige Reaktion einer oder einiger Zellen der Organismus leiden musste; viel häufiger finden wir aber das Umgekehrte: um den Organismus zu erhalten, vermindern einzelne Zellen ihre Tätigkeit, verkümmern oder sterben ab. Nur auf diesem Wege können feste Skelette oder schützende Panzer zustande kommen. Es wird schliesslich von der inneren Einheit des Organismus, die bekanntlich nicht in allen Tierklassen die gleiche ist, abhängen, welche Seite bei einem solchen Interessengegensatz schliesslich gewinnt.

Im Studium solcher biologischen Verhältnisse stehen wir freilich erst am Anfang wissenschaftlicher Untersuchungen.

Endlich kann noch in einem anderen Punkte ein Konflikt der „Zwecke“ in der Natur und daraus eine scheinbare Unzweckmässigkeit entstehen: insofern es sich nämlich in der Natur nicht nur um die Erhaltung des Individuums, sondern auch der Art handelt. Das Interesse der Gattung kann mit dem des einzelnen kollidieren. Es ist, um einen hierher gehörigen Fall zu erwähnen, eine dem Landwirt wohlbekannte Tatsache, dass Bäume, die etwa infolge eines sehr trockenen Sommers der Gefahr des Eingehens besonders ausgesetzt sind, verhältnismässig viel Frucht tragen, obgleich sie dadurch ihre Kräfte noch mehr erschöpfen — der Zweck der Fortpflanzung tritt als massgebend hier besonders hervor. Mit der Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Zwecke in der Natur, ihrer gegenseitigen Stärke und den Bedingungen von denen sie abhängt, nähern wir uns freilich wieder Rätseln der Natur, die für die heutige Forschung noch mit einem dichten Schleier bedeckt sind.

Indem wir den auch eben wieder besprochenen Umstand berücksichtigen, dass auch die Elemente des psychischen Lebens, soweit sie von physiologischen Prozessen abhängen, den genannten Zwecken entsprechend beschaffen sind, werden wir die Eigenschaft der zweckmässigen Reaktion dem psychophysischen Organismus als Ganzem beilegen müssen. Es muss jedoch betont werden, dass der Zweckgedanke in der Betrachtung des psychischen Lebens nur so weit eine Rolle spielt, als wir die psychischen Tatsachen in ihrer Abhängigkeit vom Biologischen betrachten. In einem rein psychologischen Zusammenhang haben wir keine Veranlassung, irgendwelche zielstrebige Kausalität einzuführen.

Ich kehre noch einmal zu dem P.schen Buch zurück. An verschiedenen Stellen spricht P. von Kants „Kritik der teleologischen Urteilskraft“ und es scheint, dass er von seiner Auffassung meint, sie befinde sich mit der Position Kants

diesen Dingen gegenüber im Einklang[1]). Das ist insofern zweifellos richtig, als KANT mit Energie die strikte Unmöglichkeit behauptet, eine Erklärung der organischen Natur nach mechanischen Prinzipien, ohne „Kausalität nach Zwecken“ zustande zu bringen. Mit der speziellen Ausführung der Teleologie, wie sie P. bringt, und ihrer psychologischen Wendung aber würde er sich schwerlich einverstanden erklären. Ich zitiere zum Beleg nur eine Stelle des KANTischen Werkes, die in dieser Hinsicht deutlich genug sein dürfte. Im 8. Absatz des § 65 wendet sich KANT dagegen, dass man, um sich die Zweckmässigkeit der Organismen verständlich zu machen, diese mit Werken der Kunst vergleiche, da der Organismus sich selbst erzeuge und erhalte, nicht ein von einem ausserhalb stehenden Künstler Erschaffenes sei. Dann heisst es weiter: „Näher tritt man vielleicht dieser unerforschlichen Eigenschaft, wenn man sie ein Analogon des Lebens nennt; aber da muss man entweder die Materie als blosse Materie mit einer Eigenschaft (Hylozoismus) begaben, die ihrem Wesen widerstreitet, oder ihr ein fremdartiges mit ihr in Gemeinschaft stehendes Prinzip (eine Seele) beigesellen, wozu man aber, wenn ein solches Produkt ein Naturprodukt sein soll, organisierte Materie als Werkzeug jener Seele entweder schon voraussetzt und jene also nicht im mindesten begreiflicher macht, oder die Seele zur Künstlerin dieses Bauwerks machen, und so das Produkt der Natur (der körperlichen) entziehen muss. Genau zu reden, hat also die Organisation der Natur nichts Analogisches mit irgendeiner Kausalität, die wir kennen.“

Am weitesten aber entfernt sich P. von dem Boden der kritischen Philosophie, wenn er die Kluft zwischen organischem und anorganischem Geschehen durch metaphysische Annahmen überbrücken will. Denn die Einführung psychischer Faktoren in die Naturwissenschaft bleibt nun einmal eine durch Er-

[1]) Näher setzt sich P. mit KANT auseinander in einem erst nach Abschluss dieser Arbeit erschienenen Artikel der Zeitschrift „Kosmos“ (Band III. Heft 9.)

fahrung nicht kontrollierbare metaphysische Annahme. Demgegenüber würde KANT mit Nachdruck seinen Satz vertreten, dass wir in der teleologischen Betrachtung der organischen Naturprodukte nur eine „Maxime für die reflektierende Urteilskraft" sehen dürfen, die da Platz greift, wo die rein kausale Betrachtung nicht zum Ziele führt, d. h. nicht ausreicht, die Tatsachen „unter Gesetze zu bringen".

Mir erscheint diese metaphysische Betrachtung in gewissem Sinn direkt als ein Missverständnis der Gründe, aus denen die teleologische Betrachtungsweise der organischen Natur ihre eigentliche Berechtigung schöpft.

Es zeigt sich, dass die Gesetze der Mechanik, Physik und Chemie nicht ausreichen, das Zustandekommen und die Beschaffenheit organischer Körper zu erklären. Deshalb müssen besondere Gesetze der organischen Natur aufgestellt werden, die auf die der anorganischen Körperwelt nicht zurückführbar sind. Sie finden ihren zusammenfassenden Ausdruck in dem Gesetz der zielstrebigen Wirkungsweise der Organismen. Dieses Gesetz ist also der Ausdruck dafür, dass für unsere wissenschaftliche Erkenntnis zwischen organischer und anorganischer Natur eine unüberbrückbare Kluft besteht. Das Resultat ist ein Dualismus dieser Reiche. Ein solcher Dualismus befriedigt unser Erkenntnisbedürfnis in geringerem Grade, als eine „monistische" Erklärung. Aber es ist für die wissenschaftliche Selbstbesinnung befriedigender, einen der Erfahrung nach vorhandenen Gegensatz einfach zu konstatieren, als ihn durch unbeweisbare metaphysische Annahmen zu verschleiern.

Die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung V.

Inhalt.

Die Bildung der christlichen Religionsgesellschaft im römischen Reiche. Entstehung ihrer Hierarchie. Organisation der Erziehung als der Vorbereitung zur Taufe. Späterer Verfall derselben. — Die Gesellschaft der germanischen Völker, die das römische Reich besetzten, in der ersten Hälfte des Mittelalters. Ihre Stände: Grundherrn, Bauern, Geistlichkeit. Versuch Karls des Gr., einen allgemeinen Volksunterricht einzuführen. Baldiger Verfall desselben unter seinen Nachfolgern wegen der Schwäche des mittelalterlichen Staates. Naturform der Erziehung im Adelstande und im Bauernstande. Die Erziehung im geistlichen Stande nur Vorbereitung auf den geistlichen Beruf.

Die Gesellschaft ist ein Organismus von Willenseinheiten, also ein geistiges Gebilde [1]). Der Wille kann bewusst werden und ist dann nicht gebunden an die Gesellschaft, in die der Mensch hineingeboren ist. Er kann ganz oder teilweise sich einer neuen Gesellschaft anschliessen, es kann eine ganze oder eine teilweise Sezession stattfinden.

Eine solche Sezession erscheint am häufigsten als ganze, als Auswanderung. Wer in seiner bisherigen Gesellschaft nicht mehr leben kann oder will, verlässt sie und begibt sich in ein neues Land, in eine neue Gesellschaft. Aber die Sezession kann auch eine teilweise sein, der Mensch kann in der politischen Gesellschaft, der er angehört, bleiben, er kann jedoch gleichzeitig die religiöse Gesellschaft wechseln, er kann physisch bleiben, aber geistig auswandern.

Eine derartige Auswanderung der Geister fand, etwa seit dem zweiten Jahrhundert nach Chr., statt im römischen Reiche. Die alten Religionen der verschiedenen Länder des Reiches wurden aufgegeben, nach und nach wurden sie ersetzt durch eine neue, die aus dem Osten des Reiches stammte, durch das Christentum.

---

[1]) Vergl. P. Barth, Unrecht und Recht der „organischen" Gesellschaftstheorie in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 24. Band (1900), (S. 69—98), S. 83 f.

Wenn einmal die Naturform der Gesellschaft aufgehört hat, so ist die Weltanschauung, wie oben[1]) erwiesen wurde, für das soziale Leben fundamental. Ein Wandel der Ideen über die Welt hat zur Folge eine Änderung der Ideen über das Leben, das individuelle sowohl als das soziale. Und wenn der Wandel ein radikaler ist, wenn die neuen Ideen in scharfem Gegensatze zu den alten stehen, so wird auch eine lebhafte Tendenz entstehen müssen, nicht bloss die individualen, sondern auch die sozialen Lebensverhältnisse umzugestalten.

Ein solcher radikaler Wandel aber war im römischen Reiche das Aufkommen und Durchdringen der christlichen Weltanschauung. Sie enthielt eine Umwertung aller Werte, wie man mit Nietzsche sagen kann. Die Durchsetzung der Persönlichkeit, das Ausleben der natürlichen Triebe, die, an sich gut, nur durch Sitte zu beschränken und durch Tugend zu veredeln sind, das ist der Inhalt des hellenischen Lebensideals, eine freudige Lebensbejahung, der die römische Lebensführung nur an harmonischer Durchbildung nachstand, an Energie noch überlegen war. Das christliche Lebensideal hingegen ist die Verleugnung der eignen Persönlichkeit, die Bekämpfung der natürlichen Triebe, die nicht zu veredeln, sondern, soweit als irgend angeht, zu überwinden und dadurch auszurotten sind, die Lebensverneinung, soweit sie dem Menschen möglich ist. Der ganze Kontrast fasst sich zusammen einerseits in der eigentümlichen griechischen Tugend, der *μεγαλοψυχία*, die Aristoteles mit Vorliebe beschreibt, für die wir ein genau entsprechendes Wort nicht haben, die wir aber am besten mit „edlem Stolze" wiedergeben können, andrerseits in der christlichen Haupttugend, der Demut, die das gerade Gegenteil dieser *μεγαλοψυχία* darstellt. Das griechische Wort, das in den christlichen Schriften „demütig" bedeutet, *ταπεινός*, ist bei den hellenischen Philosophen und in der hellenischen Volksmeinung immer tadelnden Sinnes,

---

[1]) Vergl. die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung V im 28. Bande der Vierteljahrsschrift, S. 395 ff.

bedeutet „niedrig, kleinmütig". Und wie in der Tugendlehre, so in der Güterlehre. Was bei den Hellenen und bei den Römern wertvoll ist, Gesundheit, Reichtum, Macht, Wissenschaft, das ist bei den Christen „irdisches Gut", darum minderwertig. Und der Gegensatz erstreckt sich auch auf die Schätzung der Gesellschaft selbst. Dem Hellenen und dem Römer ist sein Staat ein Teil seines Selbst, für den Staat zu wirken in der Blütezeit ihrer Gemeinwesen sein höchster Lebensinhalt, später wenigstens noch eine hohe Aufgabe, für den Christen ist der weltliche Staat ein Notbehelf, ein vorübergehender Aufenthalt, seine eigentliche Heimat ist die civitas Dei, der Staat Gottes, soweit er sich im Diesseits offenbart hat und offenbart, noch mehr aber, soweit er sich im Jenseits offenbaren wird. Und der Gegensatz wurde mit dem weiteren Vordringen des Christentums nur schärfer; es ist ja bekannt, wie PAULUS mahnt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat". TERTULLIAN aber, der um 200 nach Chr. schrieb, sagt: „Nichts ist uns gleichgültiger als der Staat"[1]). Und AUGUSTIN, 200 Jahre später, bezeichnete den Staat nicht bloss als ein notwendiges Übel, wie etwa 100 Jahre vor ihm CHRYSOSTOMUS[2]), sondern den irdischen Staat überhaupt als eine Gründung KAINS, des Brudermörders[3]), und den römischen Staat, ebenfalls die Gründung eines Brudermörders, des ROMULUS, als das caput terrenae civitatis, also „die Ausgeburt der Selbstsucht und der Gottesverachtung[4])." Die neue religiöse Gesellschaft gab sich allmählich auch eine Organisation. Zuerst bestand diese in blosser Arbeitsteilung, die auf den verschiedenen Gnadengaben (Charismata) der Gläubigen beruhte, ohne einen Rangunterschied zu begründen. Es gibt zwar Presbyter, die ohne Unterschied auch episcopi heissen,

[1]) APOLOGETICUM, K. 38, zitiert von H. v. EICKEN, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung Stuttgart, 1887, S. 112. Aber auch schon schärfere Urteile klingen bei TERTULLIAN an. Z. B. ad nationes. II, 17: „laesis deis auctum est imperium Romanum".

[2]) Vergl. H. v. EICKEN, a. a. O. S. 122.

[3]) Vergl. AUGUSTINUS, de civitate dei, l. XV, c. 5.

[4]) AUGUSTINUS, a. a. O. und l. XIV, c. 28.

die das Abendmahl zu reichen und die Taufe zu vollziehen haben; aber noch ist jeder Gläubiger zugleich Priester, beide Handlungen kann er im Notfalle selbst verrichten[1]. Noch TERTULLIAN vertritt Recht und Pflicht des allgemeinen Priestertums[2]. Der Montanismus aber, der zu TERTULLIANS Zeit entstand und diesen selbst mit sich fortriss, erhob die Offenbarungen ekstatischer Propheten zur höchsten Autorität. Gegen den Subjektivismus, der von dieser Seite drohte, schützte sich die Kirche nun durch eine wirkliche Hierachie, der das Priestertum der Juden zum Vorbilde diente[3]. Der Bischof legitimiert nun die Glaubensregel, während früher die Regel den Bischof legitimierte[4]. Er ist der Hohepriester, der Prophet, der Richter an Gottes statt[5]. Die anderen Beamten, die Presbyter und die Diakonen sind nur des Bischofs Diener.

Es ist aber eine ganz falsche Vorstellung, wenn man glaubt, die Kirche habe ihre Ideen im ganzen Leben durchgesetzt, alles und jedes ihren Grundsätzen gemäss gestaltet. Sie hat vielmehr nur das religiöse Leben, das Leben der Gemeinde als religiöser Gemeinschaft geleitet, das Weltliche aber ganz und gar sich selbst überlassen; wenigstens so weit, als es nicht mit ihren Gesetzen in Widerspruch geriet, war ihr dieses ein Adiaphoron. So ist es ganz irrtümlich, zu meinen, die Kirche habe die Sklaverei aufgehoben, etwa jedem ihrer Bekenner zur Pflicht gemacht, seine Sklaven frei zu lassen. Sie hat nur verlangt, dass die Sklaven menschlich behandelt würden und hat wohl innerhalb des religiösen Gemeindelebens Sklaven und Herren gleich behandelt[6]. Wenigstens war es nicht prinzipiell unmöglich, dass ein Sklave zum Bischof gewählt wurde. Der römische Bischof

[1] Vergl. A. RITSCHL, die Entstehung der altkatholischen Kirche, 2. Aufl., Bonn 1857, S. 348—350, S. 367f.

[2] RITSCHL, a. a. O. S. 396.

[3] Vergl. RITSCHL, a. a. O. S. 561f.

[4] A. a. O. S. 571.

[5] A. a. O. S. 575.

[6] Vergl. FRANZ OVERBECK, Studien zur Geschichte der alten Kirche, I, Schloss-Chemnitz 1875, S. 182—196.

CALLISTUS (218—223) war ursprünglich Sklave[1]). Später, als sie zur Macht gelangte, hat die Kirche nicht als eine Neuerung die Besserung der Lage der Sklaven angestrebt, sondern nur eine Gesetzgebung, die von den heidnischen Kaisern schon drei Jahrhunderte lang in dieser Richtung betrieben worden war, in derselben Richtung fortgesetzt.

Zu den ihr gleichgiltigen Dingen gehörte notwendigerweise auch die weltliche Erziehung. Soweit Elementarunterricht, war sie Privatsache, wie oben[2]) erwiesen wurde. Der höhere Unterricht, der Grammatik und Rhetorik lehrte, war öffentlich organisiert. Die wohlhabenden jungen Christen empfingen ihn ebenso wie ihre heidnischen Altersgenossen; nur einzelne, wie TATIAN und TERTULLIAN, eiferten gegen die hellenischen Philosophen. Aber nicht die Philosophie war ja der Hauptgegenstand der höheren Bildung, sondern die Grammatik und die Rhetorik, die der christlichen Weltanschauung weniger gefährlich waren. Darum widerspricht sich TERTULLIAN nicht, wenn er zwar die heidnische Philosophie verwirft, die heidnische Literatur (literas) aber kennen zu lernen erlaubt. Denn „wie soll einer zu menschlicher Einsicht oder zu irgend einer Erkenntnis oder Tätigkeit unterwiesen werden, da doch das Mittel für jeden Lebenslauf die Literatur ist? Wie mögen wir die weltlichen Studien verwerfen, ohne welche die göttlichen nicht bestehen können?“[3]) Er entscheidet sich dann dahin, dass der Christ die heidnische Literatur als Lernender, aber nicht als Lehrender treiben dürfe.

Aber je mehr die Organisation der Kirche sich befestigte, desto bestimmter und wichtiger wurde gleichzeitig ihre Lehre.

Während das Urchristentum eine Gefühlsrichtung gewesen war, wurde das kirchliche Christentum ein Glaube

---

[1]) OVERBECK, a. a. O. S. 190.

[2]) Die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung IV (28. Band der Vierteljahrsschrift), S. 416.

[3]) Tertullianus, de idololatria, c. 10, zitiert von G. BAUR, die christliche Erziehung in ihrem Verhältnisse zum Judentum und zur antiken Welt in K. A. SCHMID, Geschichte der Erziehung II, 1, Stuttgart, 1892, S. 53.

an ein dogmatisches System, und es ergab sich die Notwendigkeit, dieses System den neu eintretenden Mitgliedern der Gemeinde zu überliefern. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. war es Sitte, dass diejenigen, die in die Kirche aufgenommen werden wollten, vor der Taufe, dem Akte der Aufnahme, vom Katecheten, einem dafür bestimmten Mitgliede der Gemeinde, über alle Glaubenssätze belehrt wurden. Aber eine feste Ordnung dieser Belehrung wurde erst um die Mitte des 3. Jahrhunderts eingeführt, indem man drei Stufen der Einführung in das Gemeindeleben unterschied: 1) die der Hörer, die bloss an der Predigt, 2) diejenigen der Kniebeugenden, die schon am Gebete teilnehmen durften, 3) die der Kompetenten, die sich unmittelbar auf die Taufe vorbereiteten[1]).

Mit diesem Unterrichte, den die Kirche gab, war ein prinzipiell neuer Gedanke eingeführt, der, teils ausgesprochen teils verborgen, der ganzen Einrichtung zugrunde lag. Der Unterricht, den der antike Staat bei allen erzwang, in der Gymnastik und teilweise in der Musik, diente staatlichen Zwecken; die enzyklopädische Bildung diente individuellen Zwecken, aber sie wurde nicht vom Staate erzwungen, sie war nicht allgemein, sondern nur eine Bildung der oberen Schichten[2]). Hier aber, im kirchlichen Unterricht, entstand ein Unterricht aller, nicht bloss bevorzugter Klassen, der gleichwohl keinem sozialen Zwecke, wenigstens keinem irdischen sozialen Zwecke diente. Er bereitete freilich vor für die Mitgliedschaft im Gottesstaate, aber diese Vorbereitung geschah aus einem individualen, nicht aus einem sozialen Grunde. In der römischen Welt wird der einzelne dem Staate geopfert, er hat dem Ganzen gegenüber keine Freiheit, der Staat ist die Substanz, wie HEGEL richtig hervorhebt[3]), der einzelne eine Akzidenz. Im Christentume

---

[1]) Vergl. Constitutiones apostolicae, ed. P. A. DE LAGARDE, Lipsiae 1862, l. VII, c. 39 und SCHMID, a. a. O. S. 38f.

[2]) Vergl. die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung III, S. 321—326 und IV, S. 406, 416 im 28. Bande der Vierteljahrsschrift.

[3]) Vergl. HEGEL, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, (Werke, 9. Band) 2. Aufl. Berlin 1840, S. 306.

aber ist jede einzelne Seele wichtig, jede soll dasjenige Leben empfangen, das allein wertvoll ist, das ewige Leben. Die Aussetzung von Kindern ist verpönt[1]), weil ein ungetauftes Kind nicht bloss leiblich, sondern auch seelisch verloren, zur ewigen Verdammnis bestimmt ist. Darum ist der Unterricht, den die Gemeinde gibt, allgemein, keiner, der der Gemeinde angehören will, ist ausgeschlossen. Dennoch wird mit dieser Allgemeinheit kein sozialer Zweck, wenigstens kein sozialer Zweck für diese Welt, verfolgt. Die Schätzung des Individuums ist damit gewaltig gewachsen. Die antike Welt kennt keine Konstruktion des Rechts und des Staates, die vom Individuum ausginge. Für PLATO ist der Staat ein Organismus; nicht der einzelne leidet oder ist glücklich im Staate, sondern der Staat leidet oder ist glücklich am einzelnen[2]). Auch für ARISTOTELES ist der Staat früher als der einzelne, d. h. er ist die Substanz, das Bleibende, der einzelne nur vorübergehend[3]). Im 16. Jahrhundert aber wurde es anders. Das „Naturrecht“ fragt nach „dem Rechte, das mit uns geboren ist“, es geht aus vom einzelnen und konstruiert nach seinen Lebensbedingungen den sozialen Vertrag, aus dem Staat und Recht entstehen. ALTHUSIUS, GROTIUS und LOCKE wollen nicht, dass der Mensch durch Eintritt in die Gesellschaft an Rechten verliere, sondern

---

[1]) KONSTANTIN bestrafte sie mit dem Tode. Vergl. W. PLATZ, Geschichte des Verbrechens der Aussetzung, Stuttgart 1876, S. 21.

[2]) Staat, V, K. 10—12, auch IV, K. 1.

[3]) Er sagt (POLITIK, I, 1. Kap.): „Und zwar ist der Staat von Natur früher als die Familie und jeder von uns. Denn das Ganze ist notwendigerweise früher als der Teil. Wenn das ganze vernichtet wird, dann gibt es keinen Fuss, keine Hand mehr, ausser in ganz andrer Bedeutung, wie man auch von einer steinernen Hand sprechen kann ..... Denn wenn der einzelne von dem Ganzen getrennt nicht selbständig leben kann, so verhält er sich zum Ganzen wie die Glieder zum Organismus.“ HEGEL (a. a. O. S. 350) weist mit Recht hin auf die unbedingte Achtung des Römers vor dem formalen Staatsrechte: „Wie oft ist die Plebs im Aufstande und in der Auflösung der gesetzlichen Ordnung bloss durch das bloss Formelle wieder zur Ruhe gebracht und um die Erfüllung ihrer gerechten und ungerechten Forderungen getäuscht worden! Wie oft ist vom Senat z. B. ein Diktator gewählt worden, wo weder Krieg noch Feindesnot war, um die Plebejer zu Soldaten auszuheben und sie durch den militärischen Eid zum strengen Gehorsam zu verpflichten!“

dass er gewinne. Zu dieser individualistischen Richtung des Naturrechts hat der Individualismus, der im Christentum enthalten ist, ein gutes Teil beigetragen.

Freilich auch der organisierte Unterricht der christlichen Gemeinden war ihnen nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke, Vorbereitung zur Taufe. Als daher im 5. und im 6. Jahrhundert die Taufe der neugeborenen Kinder allgemein geworden war, hörte der katechetische Unterricht auf[1]). Die Wirkung der Taufe schien genügend zur Aneignung des von Christus dargebotenen Heils. Nicht länger als der Unterricht der Katecheten konnten naturgemäss die Schulen bestehen, an denen sie vorgebildet wurden, die sogenannten Katechetenschulen zu Alexandria, Antiochia, Edessa in Ostsyrien und Nisibis in Mesopotamien, gewissermassen die Hochschulen des Christentums. Im 6. Jahrhundert war die zu Nisibis die einzige. Weil an der äussersten Grenze der christlichen Welt gelegen, war sie ganz ungenügend. Aber vergeblich bemühte sich um die Mitte des 6. Jahrhunderts Cassiodor, in Rom eine ähnliche Schule herzustellen[2]).

Wenn so die offizielle Kirche nur einen Teil des Unterrichts, den religiösen, und auch diesen nur vorübergehend organisiert hat, stand es anders mit den freiwilligen Körperschaften, die seit dem Anfange des 4. Jahrhunderts entstanden, mit den Klöstern. Sie machten sich die Pflege der christlichen Wissenschaft zur Aufgabe und nahmen sehr bald Knaben, die zu Mönchen, oder Mädchen, die zu Nonnen werden sollten, auf. Diesen gab das Kloster den gesamten Elementarunterricht und darauf die religiöse Belehrung, wahrscheinlich sogar einen Teil des höheren weltlichen Unterrichts, der „Grammatik", in dem oben[3]) angegebenen Sinne. Da das Kloster sich von der Gesellschaft abschloss, so musste es selbst eine Gesellschaft im kleinen sein und,

---

[1]) Vergl. Baur, a. a. O. S. 47.

[2]) Vergl. Baur, a. a. O. S. 76.

[3]) Die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung IV (Vierteljahrsschrift Bd. 28), S. 406 f.

wie ein Staat für seine geistige Fortpflanzung, für die Erziehung der Jugend sorgen. Es war natürlich, dass auch weltliche Kinder, die sich dem klösterlichen Leben nicht widmen wollten, im Kloster Unterricht empfingen. Und als sonst infolge der volkswirtschaftlichen Zersetzung [1]) alle Bildungsanstalten verfielen, waren die Klöster die einzigen Stätten, in denen sich Stücke der Wissenschaft und der Literatur der alten Welt in die germanische Gesellschaft hinüberretteten.

Als die germanischen Völker sich auf dem Boden des römischen Reiches niederliessen, stand die soziale Organisation, die sie erreicht hatten, auf derselben Stufe wie diejenige der klassischen Völker, als sie von der Geschlechterverfassung zur ständischen übergingen. Dieser Übergang offenbart sich bei den Griechen und den Römern äusserlich in der Gesetzgebung LYKURGS, SOLONS und der übrigen teils mythischen, teils geschichtlichen Persönlichkeiten, die als Urheber geschriebener Gesetze der verschiedenen Staaten genannt werden. Ähnlich bei den Germanen. Auch hier entstehen nach der Völkerwanderung die sogenannten „Leges barbarorum“[2]), die Gesetze der germanischen Stämme, die entweder in der Heimat geblieben sind oder sich auf dem Boden des römischen Reiches niedergelassen haben. Und diese Gesetze, die grösstenteils noch erhalten sind, lassen uns sehr deutlich erkennen, wie die urwüchsige, kommunistische Geschlechterverfassung zwar noch in deutlicher Erinnerung ist und vielfach nachwirkt, die Herrschaft über das Leben aber schon der Familie und der ständischen Gliederung zugefallen ist. Nach dem Gesetze der zwölf Tafeln war in Rom für das Intestaterbrecht die Folge der Erben: 1. sui, 2. agnati, 3. gentiles, d. h. 1. leibliche Söhne und Töchter, die noch in des Erblassers väterlicher Gewalt waren, und die Ehefrau, 2. solche Söhne und Töchter, die nicht mehr in

---

[1]) Vergl. a. a. O. S. 420f.

[2]) Die Germanen sind in ihnen selbst im Gegensatze zu den Römern als Barbaren bezeichnet. Vergl. z. B. Lex Salica t. 14, 2 und t. 41, 1.

väterlicher Gewalt waren; oder die Nachkommen der Söhne oder Brudersssöhne und ihre Nachkommen, 3. alle übrigen männlichen Mitglieder der Sippe[1]). Nach der Lex Salica erben den Grundbesitz eines Verstorbenen zunächst seine Söhne, dann seine Brüder, dann die vicini, d. h. seine Sippengenossen oder Markgenossen, die „die Mark“ bilden und noch jetzt, nach dem neuen Rechte, einen Teil des Bodens, die Allmende, (Wald und Weide) gemeinsam besitzen[2]). Und die Markgenossenschaft bleibt das ganze Mittelalter hindurch lebendig, eine dauernde Erinnerung an die Geschlechterzeit, freilich später vielfach durch das Obereigentum des Grundherrn über alles Gemeindeland gehemmt[3]). Wer das Wergeld, die Busse für einen Mord, aus seiner fahrenden Habe nicht bezahlen konnte, der konnte nicht einfach seine Hufe der Sippe des Ermordeten überlassen, sondern musste sie den nächsten Verwandten seiner eigenen Sippe verkaufen, damit das Gesamteigentum derselben nicht geschmälert werde[4]). Das Wergeld selbst wiederum fiel zum Teile an die Erben, zum Teile an die Sippe des Ermordeten[5]). Und so lebte in vielen Spuren noch die Naturform der Gesellschaft fort.

Aber über ihr und gegen sie erhebt sich die neue, ständische Ordnung, die wir zunächst für den früheren Teil des Mittelalters, etwa bis 1150, zu betrachten haben.

---

[1]) Vergl. R. Sohm, Institutionen des römischen Rechts, 4. Aufl., Leipzig 1889, § 98.

[2]) Es ergibt sich diese Folge der Erbberechtigten aus Lex Salica t. 59 und aus dem Edictum Chilperici, das auch Töchter und Schwestern des Erblassers zur Erbfolge zulässt, aber das Heimfallsrecht der vicini (Markgenossen) nicht beseitigt. Vgl. Lex Salica, her. v. R. Geffcken, Leipzig 1898, S. 59, S. 223f., S. 270f. Vergl. auch R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 4. Aufl., Leipzig 1902, § 35, V, Anm. 296. Ueber die Gemeinsamkeit der Weide und des Waldes für die Zeit der Lex Salica, vergl. auch K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter I, 1, Leipzig 1886, S. 48f, S. 284.

[3]) Lamprecht a. a. O. S. 298, 482f. und I, 2. S. 996f. Auch die Wiese war wohl im Gemeindebesitz (vergl. Geffcken, a. a. O. S. 139). Doch war sie das ganze Mittelalter hindurch von geringer Ausdehnung und Bedeutung. Vergl. Lamprecht a. a. O. S. 530f.

[4]) Vergl. Lex Salica t. 58 und Geffcken, a. a. O. S. 219.

[5]) Vergl. Lex Salica t. 62 und Geffcken, a. a. O. S. 230f.

Wie im klassischen Altertum die Gliederung der Stände sich nach der Höhe des Vermögens und der Leistungen für den Staat festsetzte, ist es auch hier der Grundbesitz, der die wesentliche Differenzierung bewirkt.

Das Privateigentum am Boden musste sehr bald Ungleichheit des Besitzes erzeugen. Wer Knechte hatte, konnte im Walde roden, der, wie alles nicht einer Markgenossenschaft Gehörige, Königsland war, und das gerodete Land wurde sein Eigentum[1]). So entstand allmählich ein Stand der grossen Grundherren, der bald dem freien Bauern gegenüber noch ein besonderes Übergewicht erlangte, indem der Grundherr (senior, davon seigneur) zugleich zum „Feudalherrn" wurde, ein Verhältnis, das dem klassischen Altertum in seiner ständischen Epoche ganz fremd war.

Das Königtum der Franken und der andern germanischen Stämme, die sich auf römischem Boden niederliessen, war ursprünglich kein anderes als dasjenige, das Homer schildert, das auch bei den Indern in ihren grossen Epen erscheint, das wir auch in Tacitus' Germania finden[2]), ein Volkskönigtum patriarchalischen Ursprungs, das sehr an den Willen des Volkes, an die Beschlüsse der Volksversammlung gebunden war. Aber gerade während der Völkerwanderung und der darauf folgenden beständigen Kriege war das Königtum, als die Gewalt des obersten Befehlshabers, zu grösserer Macht gelangt. Alle Volksgenossen waren dem Könige durch einen Eid zum Gehorsam verpflichtet[3]), er hatte dieselbe unumschränkte Gewalt wie der römische Imperator, dem der germanische König nachzuahmen suchte. Er hatte ein Beamtentum wie der römische Kaiser, ausser diesem aber noch eine Gefolgschaft von Männern, die sich in seinen

---

[1]) Vergl. K. Th. von Inama-Sternegg, die Ausbildung der grossen Grundherrschaften in Deutschland, (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller, I.) Leipzig 1879, S. 46.

[2]) Vergl. die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung, I, in der Vierteljahrsschrift, 27. Jahrgang (1903), S. 77.

[3]) Vergl. P. Roth, Geschichte des Benefizialwesens, Erlangen 1850, S. 108, 276 ff. und R. Sohm, die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung, Weimar, 1871, S. XIII.

persönlichen Dienst gegeben hatten, die sogenannten Antrustionen[1]).

Nach der endgültigen Niederlassung aber wurde das Verhältnis des Königtums zum Volke ein andres. In den Zeiten des Wanderns und des Kämpfens war die Regierung leicht; sie war ein militärischer Oberbefehl, den der König führte. Jetzt aber, im Frieden, war die Regierung über weite Länder auszuüben, wozu ein lange eingeübtes und organisiertes Beamtentum, wie das römische, nötig, aber nicht vorhanden war, die wenigen Gaugrafen nicht genügten. So hatte der König keinen andern Ausweg, als die grossen Grundherren gewissermassen zu Beamten zu machen. Da er jedoch nicht imstande war, ihre Dienste zu bezahlen, so musste er ihnen Privilegien gewähren, die ihnen Nutzen brachten. Diese Privilegien bestanden in eben den staatlichen Hoheitsrechten, die er ihnen übertrug, im Heerbanne, d. h. dem Rechte, die Bauern der Hundertschaft zum Heeresdienste auszuheben und dem Gerichtsbanne, d. h. dem Rechte, die niedere Gerichtsbarkeit über die Leute dieser selben Hundertschaft auszuüben oder wenigstens zu leiten[2]). Viele dieser Grundherren waren durch Lehen (beneficia), d. h. durch Grundbesitz, den sie aus des Königs Hand nur auf Lebenszeit, nicht erblich empfangen hatten — besonders nach den Säkularisationen vielen Kirchengutes durch Pipin und seinen Nachfolger[3]) — zu besonderer Treue verpflichtet[4]), aber auch von den übrigen, die kein Lehen hatten, erwartete er als Entgelt für ihre Privilegien Treue und Gehorsam[5]). Zudem wurde unter den späteren Karolingern die Sitte, Lehen zu

---

[1]) Vergl. Roth, a. a. O. S. 119—125.

[2]) Vergl. Roth, Geschichte des Benefizialwesens, S. 356—358, 409, auch Roth, Feudalität und Untertanenverband, Weimar, 1863, S. 316. Ueber den Heerbann vergl. Schröder, a. a. O. 154, 157, 161. Ueber den Gerichtsbann Schröder S. 180ff.

[3]) Vergl. Roth, Geschichte des Benefizialwesens, S. 325—50. Roth weist dort nach, dass die grossen Säkularisationen nicht unter Karl Martell stattfanden, der ihretwegen von der Kirche später verdammt wurde, sondern unter Pipin und Karl dem Grossen.

[4]) Roth a. a. O. S. 358. 373, 381, 416, 420.

[5]) Roth a. a. O. S. 386.

nehmen, immer allgemeiner. So entstand der „Feudalismus“, der in privatrechtlicher Hinsicht die Sitte, ein Landstück als Untereigentum mit Anerkennung eines Obereigentümers, des Lehnsherrn zu besitzen, in staatsrechtlicher Beziehung aber die Zerstückelung der Staatsgewalt in private Einzelgewalten bedeutet[1].

Zu den Privilegien der grossen Grundherren kam noch hinzu als sekundäres Moment der Heeresdienst zu Pferde, den die deutsche Heerverfassung seit den Kriegen mit den Arabern erforderte, der, kostspieliger als der Dienst zu Fuss, nur den grösseren Besitzern und den von ihnen ausgerüsteten Leuten möglich war. Diese Art des Heeresdienstes begründete den Namen „Ritter“, den der Stand der Grundherren allmählich annahm[2].

Durch die obrigkeitliche Stellung, die so der Grundherr einnahm, ist der freie Bauer, das Mitglied der Markgenossenschaft, in den Schatten gedrängt worden. Er musste im Grundherrn gewissermassen seinen König sehen, in dessen Wohlwollen sein Geschick lag, von dessen Willen besonders Schwere oder Erleichterung der Last des Heeresdienstes abhing. So gab er sich in seinen Schutz, übertrug ihm seine Hufe und empfing sie nach Analogie des Lehens, das der Grundherr vom Könige trug, als belastetes Untereigentum von ihm zurück[3]. Wie der Grundherr dem Könige, so war der Bauer nun dem Grundherrn verpflichtet und zwar nicht bloss zu persönlichen Leistungen, wie der Grundherr zur Heeresfolge, sondern vor allem zu materiellen, zu Abgaben vom Ertrage seiner Hufe[4]. Er wurde dadurch nicht ein „Knecht“, sondern ein freier „Hintersasse“, aber doch ein

---

[1]) Roth, Feudalität und Untertanenverband, S. 27: „Als charakteristisches Merkmal des Feudalismus tritt vor allem die Tendenz hervor, jede amtliche Befugnis in ein selbständiges Recht zu verwandeln, teils durch Erblichmachung der öffentlichen Aemter, teils durch Ausscheidung gewisser Grundbesitzungen aus der Kompetenz der öffentlichen Beamten und Verbindung der darauf bezüglichen amtlichen Befugnisse mit dem Grundbesitz selbst“.

[2]) Vergl. Schröder, S. 161.

[3]) Vergl. Inama-Sternegg, a. a. O. S. 58f.

[4]) Lamprecht, I, 2, S. 992f.

„Höriger", der freilich nicht von der Scholle vertrieben werden, aber sie auch ohne Genehmigung des Herrn nicht verlassen durfte und, solange er auf der Scholle sass, an mancherlei Pflicht gebunden war[1]). Und wie jeder einzelne, so war auch die gesamte Markgenossenschaft nicht mehr unabhängig von dem Grundherrn der Hundertschaft[2]). Sie bestand weiter, aber wichtiger als sie ward nun der Hof des Grundherrn. Man kann in bezug auf das platte Land sagen: An Stelle der Markverfassung trat die Hofverfassung. Damals wohl entstand das französische Sprichwort: nulle terre sans seigneur. Und auch in England tritt an Stelle der mark freier und gleicher Bauern der manor eines Grundherrn, der über die ehemaligen Freien eine gewisse Regierung ausübt. Und zwar geschieht dies aus denselben Ursachen wie in Deutschland, noch vor der normannischen Eroberung[3]). Und jeder Hof, der auch ein besonderes, für die niedere Gerichtsbarkeit zuständiges Hofgericht hatte, war gewissermassen ein kleines Königreich, ziemlich unabhängig von der Gewalt des grossen Staates. Nur noch die Grafen, die Leiter der höheren Gerichtsbarkeit, des „Hochgerichts", waren die letzten Vertreter des königlichen Beamtentums, aber auch sie fassten allmählich ihre Stellung als ein durch die Gerichtsabgaben nutzbares Lehen auf, das bald, wie schon

---

[1]) Schröder, a. a. O. S. 455.

[2]) Bezüglich der „Hundertschaft" sind Sohm (S. 71, 118) und Lamprecht verschiedener Meinung. Sohm findet in ihr eine Unterabteilung des Gaues. Die Hundertschaft entspricht der kirchlichen Parochie, der Gau der Diözese (203, 207). Die Hundertschaft ist nach ihm auch identisch mit der Markgenossenschaft, später mit dem vom Grundherrn beherrschten Dorfe (S. 209). Lamprecht hingegen hält die Hundertschaft für grösser als eine Markgenossenschaft (I, 1, S. 58, 198 f.). Es wird wohl beides richtig sein. Sohms Ansicht für die ältere Zeit, Lamprechts Meinung für die spätere, nachdem sich der Anbau erweitert hat.

[3]) Vergl. H. S. Maine, Village communities, 5. ed. London 1887, S. 147, der jedoch die Unterordnung der freien Bauern unter den Lord als eine allzu spontane betrachtet. Die Zwangslage der Bauern betont mehr W. J. Ashley, an introduction into english economic history and theory, London 1888, S. 14. Die Ansicht von Fustel de Coulanges, dass es bei den alten Germanen und die Seebohms, dass es bei den Angelsachsen keine freie Dorfgemeinde gab, widersprechen dem Zeugnis der Quellen und der Analogie anderer, z. B. der indischen Dorfgemeinden, von denen im 2. Teile dieser Abhandlungen die Rede war. (Bd. 27. S. 217.)

lange die anderen Lehen, auf die Nachkommen vererbt wurde, so dass auch in ihnen der letzte Rest des Beamtentums erlosch[1]).

So gab es im wesentlichen nur zwei weltliche Stände, Grundherren und Bauern, den zweiten aber in seinem Rechte gemindert. Dieser behielt nur in denjenigen Ländern seine volle Freiheit, die, von den grossen Kämpfen abseits liegend, weniger Verteidigungskriege zu führen hatten, so dass kein Übergewicht der Heeresverfassung über das friedliche Leben entstand, oder in solchen Gebieten, in denen der Bauer seiner Beschäftigung wegen oder endlich in solchen, wo er der unmittelbaren Landesverteidigung wegen wehrhaft blieb. Zur ersten Art gehört Skandinavien, das keine Angriffe zu erleiden hatte, zur zweiten die Schweiz und Tirol, deren Bewohner Jäger und Schützen sein mussten, zur dritten die friesischen und nordsächsischen Gebiete an der Nordseeküste, die in fortwährendem Kampfe gegen die Dänen lagen[2]).

Über der weltlichen Gesellschaft jedoch, obgleich mitten in ihr lebend, erhob sich die religiöse Gesellschaft, die Kirche. Wie schon in den letzten Jahrhunderten des weströmischen Reiches, war sie nicht bloss eine vollendete Organisation, einheitlich durch die Herrschaft des Papstes und wirksam durch ihre Diener verschiedener Grade, sondern sie war auch mächtig durch weltlichen Besitz. Der Gottesstaat war in ihr materialisiert, gewissermassen auf die Erde herabgestiegen. Schon für die erste Hälfte des Mittelalters ist kaum zu hoch die Schätzung des kirchlichen Besitzes, die H. Taine[3]) gibt: „Der Klerus hat ein Drittel des Grund-

---

[1]) Vgl. Schröder, 128 f.

[2]) In den genannten deutschen Gebieten hatte der Bauernstand das ganze Mittelalter hindurch Vertreter auf den Landtagen. Vergl. Schröder, a. a. O. S. 616.

[3]) Origines de la France contemporaine, deutsch von L. Katscher unter dem Titel „die Entstehung des modernen Frankreich", Leipzig, o. J. I. S. 53. Die Schätzung Taines trifft, soweit sie den Grundbesitz betrifft, zusammen mit Roth, Geschichte des Benefizialwesens, S. 249: „Ich sage gewiss eher zu wenig als zu viel, wenn ich annehme, dass zu Ende des siebenten Jahrhunderts ein Dritteil alles Grundeigentums in Gallien Kirchengut war". Soweit Taine von Einkommen und von Vermögen spricht,

besitzes, die Hälfte des Einkommens und zwei Drittel des Vermögens von ganz Europa in Händen gehabt." Die Ursache dieses Reichtums der Kirche war die Gläubigkeit des gesamten Volkes, das in der Geistlichkeit die Verwalterin überirdischer Gnadenmittel, im Papste den „Stellvertreter Gottes auf Erden" sah[1]).

Somit war es kein Wunder, dass die Geistlichkeit den ersten Stand bildete. Sie hatte dasselbe Wergeld, wie die königlichen Beamten, die noch über den Grundherrn stehend betrachtet wurden[2]). Alle ihre Stellen, das Amt des Priesters, des Erzpriesters, des Archidiakonen, des Abtes, des Bischofs, des Erzbischofs, waren nicht erblich, wie sehr bald bei den weltlichen Beamten, sondern wurden mit den Tüchtigsten besetzt. Seit Ludwig dem Frommen wurden Unfreie zu den priesterlichen Weihen nicht zugelassen[3]). Geistliche waren die Berater, die Gesandten der Könige, sie zogen zu Felde[4]), sie führten die laufenden Geschäfte am Hofe. Die freiwillige Armee der Kirche, das Mönchstum, ordnete sich ganz ihr unter und vermehrte ihre Macht. Zwar wurden die Bistümer vom Könige besetzt, zwar hatte jedes Kloster einen weltlichen Grundherrn zum Schützer, aber die Anschauung des Volkes war, dass die Kirche über dem Staate stand.

Auch die Kirche trug sehr viel bei, den freien Bauernstand zu vernichten. Auch sie übte auf ihren Gütern durch weltliche Stellvertreter Heerbann und Gerichtsbann aus; die Bauern der Markgenossenschaft waren ihr zinspflichtig. Faktisch waren sie wohl etwas besser gestellt als die Hintersassen der Grundherren, rechtlich aber diesen völlig gleich.

---

stimmt er überein mit L. Felix, der Einfluss der Religion auf die Entwicklung des Eigentums, 1889, 220—225. Nach Lamprecht a. a. O. S. 703 hatte die Abtei Prüm im 9. Jahrhundert 1600 Hufen, das Stift Bamberg im J. 1007 tausend Hufen.

[1]) „Veri dei vere vicarius papa appellatur" schreibt Innocenz III. Vergl. H. Masius, die Erziehung im Mittelalter in K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung II, 1, Stuttgart 1892, S. 261.

[2]) Schröder, a. a. O. S. 146.

[3]) Schröder, a. a. O. S. 147.

[4]) Vergl. Roth, Geschichte des Benefizialwesens, S. 356.

Ein bürgerlicher Stand fehlt in der ersten Hälfte des Mittelalters noch ganz. Die Bewohner der Städte sind entweder Ackerbauer, oder, besonders in den ehemaligen römischen Provinzen, unfreie Handwerker. Jede Stadt steht unter dem Schutze und der Herrschaft eines weltlichen oder kirchlichen Grundherrn[1]).

Diese ständische Gesellschaft, die hier charakterisiert wurde, ist aber von jedem sozialen Zustande des Altertums dadurch verschieden, dass die oben S. 442f erwähnte höhere Schätzung des Individuums, jeder Menschenseele als solcher auf allen Lebensgebieten anfing, sich durchzusetzen. Der Knecht ist zwar der niedrigste aller Volksgenossen, aber doch nicht gleich dem servus des Zwölftafelgesetzes und der römischen Republik überhaupt. Dieser ist nur ein instrumentum vocale, ein Werkzeug mit artikulierter Stimme, wie der Ochse ein instrumentum semivocale, ein Werkzeug mit unartikulierter Stimme, und der Pflug ein instrumentum mutum ist. Verletzung oder Tötung eines Sklaven durch den Herrn hatte gar keine weiteren Folgen; wenn sie durch einen anderen geschah, nur die Folgen der Sachbeschädigung[2]). Dagegen in einigen der leges barbarorum wird für die Tötung der Unfreien — von der Sachbeschädigung ganz abgesehen — schon als blosse Strafe ein Wergeld festgesetzt[3]). Nach den zwölf Tafeln darf der Vater das Kind töten oder aussetzen oder dreimal verkaufen[4]). Im frühen Mittelalter aber

[1]) Vergl. Schröder, a. a. O. S. 621: „Dem fränkischen Staatsrecht waren Städte im Rechtssinn ebenso unbekannt wie dem altgermanischen." S. 628: „Freie Städte, die ganz ihre eigenen Herren gewesen wären, gab es ursprünglich ebensowenig wie früher freie Märkte." S. 632: „Allodiale Grundbesitzer gab es unter den Bürgern freilich im allgemeinen nur in den ehemaligen Römerstädten sowie in solchen Städten oder Märkten, in denen den Ansiedlern die Baustellen schon bei der Gründung zu zinsfreiem Eigentum überlassen worden waren."

[2]) In der römischen Republik galt die lex Aquilia, die nach den Digesten (9. Buch tit. II, § 2) lautet: Wer einen fremden Sklaven oder eine fremde Sklavin oder ein fremdes Heerdentier oder ein sonstiges fremdes Tier zu Unrecht getötet hat, ist dem Besitzer so viel zu zahlen verurteilt, als der höchste Preis der genannten Gegenstände im Jahre der Tötung beträgt.

[3]) Schröder, a. a. O. S. 346.

[4]) Vergl. Fontes juris romani antiqui, ed. Bruns, 5. Aufl. Freiburg i. B. 1887, S. 21.

schon wird die Gewalt über Leben und Tod des Kindes durch das Recht und durch die öffentliche Meinung beschränkt. „Sobald bei den Nordgermanen das Kind einmal durch Lustration (Begiessung mit Wasser) und Namengebung in die Familien- und Rechtsgemeinschaft aufgenommen war, hatte es ein definitives Recht auf das Leben erworben“ [1]). An Stelle der Lustration tritt in der christlichen Zeit die Taufe. Später aber drang in der kirchlichen Disziplin die entgegengesetzte Ansicht durch, dass die Tötung oder Aussetzung eines ungetauften Kindes strafwürdiger sei als eines getauften, da jenes der ewigen Seligkeit nie teilhaftig werden könne [2]). Ferner wurden von der öffentlichen Meinung Tötung und Aussetzung gemissbilligt, wenn sie nicht grosser Not wegen geschahen [3]). Charakteristisch für den rechtlichen Fortschritt in dieser Beziehung ist die Gesetzgebung in Island. Im J. 1000 „wurde zwar bei der gesetzlichen Annahme des Christentums ausser dem Essen von Pferdefleisch und der heimlichen Opferung auch die Fortdauer der alten Gesetze bezüglich der Kinderaussetzung vorbehalten.“ Aber wenige Winter später wurde dieser Vorbehalt abgeschafft, nur die Aussetzung der Missgeburten blieb erlaubt [4]). Und auch weiterhin wurde das Kind gegen allzuscharfe Behandlung seitens des Vaters geschützt. Ein gewisser Schutz fand statt durch das Aufsichtsrecht der Sippe [5]). Witwen und Waisen standen unter der Vormundschaft des Königs [6]).

Was nun die weltlichen Stände betrifft, so ist es sehr natürlich, dass es keine öffentliche Organisation der Erziehung gab. Der Bauernstand war durch die Hörigkeit gedrückt; ein Streben nach höherer oder gar eigener Kultur konnte in ihm nicht entstehen. Der mittelalterliche Staat aber war nur unter den Frankenkönigen mächtig, ehe der ausgebildete

[1]) Platz, a. a. O. S. 37.
[2]) Platz, a. a. O. Seite 37, 38.
[3]) Platz, S. 38.
[4]) Platz, S. 39.
[5]) Vergl. Schröder, a. a. O. S. 321.
[6]) Vergl. Schröder a. a. O. S. 325.

Feudalismus und der Widerstand der Kirche seine Energie lähmten. Und in der Tat, in der fränkischen Periode erhebt sich die Staatsgewalt zu der Idee, eine allgemeine Belehrung für das ganze Volk zu organisieren über dasjenige, was allen als das wichtigste galt, nämlich über den christlichen Glauben. Karl der Grosse vereinigte in sich die Staatsgewalt des römischen Imperiums, das sein Vorbild war, dessen Titel er ja am 25. Dezember 800 annahm[1]). Er war durch die Kirche nicht beschränkt, sondern ordnete, wie seine Kapitularien zeigen, alle ihre Angelegenheiten nach eignem Gutdünken. Die soziale und staatliche Zweckmässigkeit erforderte es, dass der neue christliche Glaube, der das Leben beherrschen sollte, auch wirklich geistiges Eigentum jedes einzelnen werde. Darum verordnete Karl d. Gr. schon im J. 794 auf einer Synode zu Frankfurt: „dass der katholische Glaube an die heilige Dreieinigkeit und das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis allen gepredigt und gelehrt werde“[2]). Und in zwei Kapitularien des Jahres 802, die er nach einer Synode zu Aachen erliess, sowie in einem Kapitulare Missorum aus den Jahren 802—813 bestimmte er seine Vorschrift näher dahin, „dass jeder Priester das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis dem ihm anvertrauten Volke sorgfältig einpräge“[3]). In einem Kapitulare wird verlangt, dass die Geistlichen imstande seien, den Sinn des Glaubensbekenntnisses selbst zu verstehen und anderen klar zu machen[4]). Wegen dieses Eingehens auf den Inhalt ist wohl anzunehmen, dass Karl d. Gr. beides in deutscher Sprache gelehrt und gelernt wissen wollte, zumal er hervorhebt, dass niemand glauben solle, nur in drei Sprachen (Latein, Griechisch, Hebräisch) zu

---

[1]) Seine Umgebung nannte ihn einen „zweiten Augustus“ im „zweiten Rom“. Und Einhart beschrieb sein Leben in der Terminologie der Kaiserbiographien Suetons. Vgl. Masius a. a. O. S. 162—165.

[2]) Monumenta Germaniae historica Leges II, 1, Nr. 28 § 33.

[3]) A. a. O. Nr. 36 § 5. Aehnlich Nr. 38 § 13. und 60 § 2. Vgl. auch Nr. 177 § 2 die Verordnung des Bischofs Haito von Basel, der das Lernen in beiden Sprachen, Latein und Deutsch (Barbarice) verlangt.

[4]) O. a. O. Nr. 38, § 9.

Gott beten zu dürfen"[1]). Um seiner Verordnung auch einen äusseren Nachdruck zu geben, gebietet er, dass nur der zur Patenschaft berechtigt sei, der seinem Pfarrer das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser herzusagen imstande ist[2]). So wird hier ein Minimum allgemeinen Unterrichts verlangt. Solange Karl d. Gr. regierte, ist seine Verordnung sicherlich auch in weitem Umfange ausgeführt worden. Sie wird noch einmal i. J. 856 von Ludwig II. für Italien eingeschärft[3]), dann erlischt sie. Im späteren Mittelalter aber wird die Staatsgewalt immer schwächer, und demgemäss hören wir nichts mehr von einem Unterrichte des ganzen Volkes. Die Idee der allgemeinen Volksbildung ging hier vom Staate aus, aber die Kirche machte sie sich nicht zu eigen. Erst der Protestantismus sollte sie, etwa siebeneinhalb Jahrhunderte später, wirder aufnehmen, und der moderne, gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich erhebende Staat sollte sie vollenden.

Somit blieb die grosse Masse des Volkes, die Bauernschaft und die Bürgerschaft der Städte, in bezug auf die soziale Fortpflanzung im Zustande der Familienerziehung, die schon in der voraufgehenden Epoche, in der gentilen Gesellschaft, die herrschende gewesen war. Das Kind reifte heran durch bewusste oder unbewusste Nachahmung der Erwachsenen und durch Zucht, Unterweisung und Belehrung, die von seinen Eltern und von den Alten überhaupt ausgeübt wurden.

Aber auch der herrschende Stand, der der Grundherren, erhob sich in dieser Beziehung nicht über die Naturform des Lebens. Den Schild schütteln, Sehnen winden, Bogen spannen, Pfeileschäften, Spiesse werfen, Lanzen schiessen, Hengste reiten, Hunde hetzen, Schwerter schwingen, den Sund durchschwimmen, diese Fertigkeiten, die ein nordisches Lied der vorchristlichen Zeit als Beschäftigungen des aufwachsenden Helden aufzählt[4]), waren gewiss der wesentliche Gegenstand der

---

[1]) A. a. O. Nr. 28, § 52.
[2]) A. a. O. Nr. 38, § 14.
[3]) Masius a. a. O S. 189.
[4]) Zitiert bei F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Stuttgart 1885, S. 232.

Unterweisung, die der Ritter seinem Sohne zuteil werden liess. Gleichzeitig lernten die Kinder von den Eltern die Regeln der Lebensführung und der christlichen Sitte; irgend welchen andern Unterricht erhielten sie nicht, nicht einmal den, den wir elementaren nennen. Wie im Altertum, war er im Mittelalter für das praktische Leben nicht allgemein notwendig, daher nicht öffentlich organisiert. Aber auch eine private Gelegenheit dazu gab es nicht. Noch die ritterlichen Dichter des 13. Jahrhunderts können grösstenteils nicht lesen noch schreiben[1], in der ersten Hälfte des Mittelalters waren ihnen erst recht diese Künste fremd. Immer noch herrschte hier die Auffassung, der einst die vornehmen Goten der Königin Amalasunta gegenüber Ausdruck verliehen hatten, mit der Mahnung, sie solle den Schulmeistern den Abschied und ihrem Sohne Genossen und Lehrer geben, die ihn nach Volksart seine Lust am Waffenhandwerk finden liessen[2].

Die merowingische Hofschule, als Nachahmung der Hausschule der römischen Kaiser eingerichtet, darum schola palatina genannt, bestand nicht lange. Karl Martells Söhne konnten ihren Namen nicht mehr schreiben[3]. Karl d. Gr., Ludwig der Fromme und Karl der Kahle erneuerten die Hofschule nur vorübergehend.

Karls des Grossen Beispiel, der noch als Vierziger schreiben lernte[4], wirkte nicht lange. Wipo, der gelehrte Kaplan Konrads II, klagte noch um die Mitte des 11. Jahrhunderts, dass es den Deutschen als „vacuum vel turpe (als Zeitverlust oder Schande) gelte, jemandem etwas zu lehren, wenn er nicht zum Kleriker bestimmt sei"[5]. In der Tat, wer eine höhere Bildung anstrebte, musste zeitweilig seinen Stand verlassen und sich dem Priesterstande anschliessen.

Dieser Stand, aus der christlichen Religion emporgewachsen, die nicht urwüchsig, sondern aus dem römischen

[1] Vergl. Masius, a. a. O. S. 266f.
[2] Masius, a. a. O. S. 100.
[3] Masius S. 149.
[4] Vgl. Masius a. a. O. 152 u. Specht, a. a. O. S. 17.
[5] Specht, a. a. O. S. 240.

Reiche eingewandert war, unterhielt naturgemäss eine gewisse Erinnerung an die Kultur, aus der das Christentum entstanden war, freilich nicht an die ganze römische Kultur, der ja, wie oben S. 441 erwähnt wurde, das Christentum teilweise sich feindlich entgegengestellt hatte, sondern an gewisse Reste, die sich trotz der Feindseligkeit des römischen Christentums erhalten hatten. Und da es keine andere Kultur als diese gab, so war der Klerus der alleinige Inhaber geistiger Bildung überhaupt. Wer an ihr Teil hatte, wurde, obgleich weltlichen Standes, „Pfaffe" genannt[1]). Und noch heute heisst im Englischen der Schreiber clerk von clericus, weil im Mittelalter der Schreibkundige immer ein Kleriker war.

Die Erziehung im geistlichen Stande musste für die Fortdauer des Standes sorgen, also Kinder zu Klerikern bilden. Dies war für die Kirche von grösster Wichtigkeit. Darum sehen wir, wie sie sehr bald die Erziehungsarbeit zu organisieren sucht, da ja die Organisation zugleich Assoziation ist und mit gleichen Mitteln mehr leisten kann als Einzelarbeit.

Schon im J. 443 verordnete eine Synode zu Vaison im burgundischen Gallien, dass die Priester und die Bischöfe, nach dem Vorbilde der Italiener, Jünglinge ins Haus nähmen, um sie zu ihren Nachfolgern heranzubilden[2]). Bald wurde es Sitte, dass besonders die Bischöfe Knaben aufnahmen, von den Pfründen des Stifts unterhielten und von einem der Priester des Doms, dem scholasticus, unterrichten liessen. Es entstanden so allmählich an allen bedeutenden Bischofssitzen Domschulen, scholae cathedrales[3]). Wie aber schon im römischen Reiche die Klöster zuletzt mehr als die Kirche für die Erziehung tätig waren, so waren es auch in den germanischen Reichen vor allem die neu gegründeten Klöster, die in der Erziehung sich hervortaten. Sie wurden alle nach der Benediktinerregel eingerichtet, die zwar ausdrücklich nur

[1]) Vergl. Specht, a. a. O. S. 231.
[2]) Vergl. Masius, S. 114.
[3]) Die ältesten derselben waren wohl die spanischen, z. B. in Saragossa, Bracara, Kartagena, Merida, Toledo, Sevilla. Vergl. Masius, S. 103.

Handarbeit, Gebet und Lesung der heiligen Schriften gebietet, bei den neu Eintretenden nur Lesen und Schreiben voraussetzt, aber weiteren Unterricht, der über Lesen und Schreiben hinausgeht, und weitere wissenschaftliche Beschäftigung wenigstens nicht direkt verbietet [2]), so dass das Vorbild, das CASSIODOR in seinem Kloster Vivarium und das die irischen, von Gallien aus gegründeten Klöster gegeben hatten, in den neuen Gründungen fortwirken konnte. Beide, CASSIODOR wie die Iren, hatten die Abschrift heidnischer und kirchlicher Schriftsteller sehr eifrig gepflegt [3]), die Iren waren ausserdem in der Bildung der Jugend sehr tätig gewesen [4]). Beides setzte sich in den neuen Klöstern fort. Reichenau, St. Gallen und viele andere Abteien hatten bald ihre schola interior und schola exterior, die erste für die künftigen Mönche, die pueri oblati, die zweite für diejenigen Kinder, die nur auf einige Jahre ins Kloster kamen, um dann ihrem weltlichen Berufe zu leben oder als Weltpriester zu wirken. Auch die Nonnenklöster unterhielten dieselben zwei verschiedenen Schulen. Und es scheint, dass bald die Klosterschulen ein gewisses Übergewicht über die Domschulen erlangten. Die Disziplin der ersten diente zum Vorbilde für die zweiten. Dies ist der Sinn der berühmten regula des Bischofs CHRODEGANG von Metz [1]).

Beide Einrichtungen, die Domschule wie die Klosterschule, dienten der Fortpflanzung der Hierarchie, zumal sich ja die Klöster ganz und gar der kirchlichen Gewalt unterordneten. Dass auch Laienkinder an der klösterlichen Erziehung teilnahmen, war eine Erweiterung derselben, die, ohne beabsichtigt zu sein, doch auf ganz natürliche Weise sich durchsetzte, da es unmöglich ist, die Stände eines Volkes ganz voneinander abzuschliessen.

Und wie die Organisation, musste auch der Inhalt dieser Erziehung demselben kirchlichen Zwecke dienen, der Fort-

---

[1]) Vergl. MASIUS, a. a. O. S. 122.
[2]) MASIUS, S. 123.
[3]) MASIUS, S. 126.
[4]) MASIUS, S. 146.

pflanzung der christlichen Gesinnung und des christlichen Wissens.

Was zunächst die Bildung der Gesinnung, des Willens betrifft, so müsste sie naturgemäss auf Einpflanzung der christlichen Tugenden gerichtet sein. Die erste derselben war nach den Kirchenvätern und nach den Regeln der Mönchsorden die Demut. AUGUSTINUS setzte sie der Liebe zu Gott gleich in seinem kurzen Gebete: „Noverim te, noverim me, ut amem te et contemnam me“ [1]). Die Benediktinerregel nennt nur eine Tugend, die Demut (humilitas), alle anderen Tugenden sind nur ihre verschiedenen Stufen, deren sie zwölf aufzählt [2]). Und HRABANUS MAURUS nennt in seiner Schrift de clericorum institutione, dem ersten Lehrbuche der mittelalterlichen Pädagogik, „die Hoffart (superbia) die Königin aller Laster“, aus der sieben Hauptlaster entspringen. Das erste dieser sieben ist der Stolz (gloria), dem er die Demut entgegenstellt [3]). Wie also der Stolz das erste Laster, so ist auch bei ihm die Demut (humilitas) die erste Tugend.

Die ganze Willensbildung, die sogenannte Zucht, war darum auf die Einpflanzung der Demut gerichtet. Sie solte besonders gefördert werden durch Gebet und durch demütigende Strafen. Gebete fanden jede Nacht zwei, jeden Tag sechs statt und zwar nicht einzelne, sondern Chorgebete; sie dauerten im ganzen täglich vier Stunden [4]). Die Ruten-

---

[1]) „Möchte ich dich (Gott), möchte ich mich erkannt haben, damit ich dich liebe und mich verachte.“ Angeführt von A. LEHMKUHL, S. J., Theologia moralis, I, 5 ed. Friburgi Brisgoviae, 1888, S. 430. Nach diesem ist in der katholischen Kirche noch heute die Demut mater et nutrix aliarum virtutum und hat inter virtutes eminentiam quandam. A. a. O.

[2]) Vergl. Benedicti regula monachorum, E. WÖLFFLIN, Leipzig 1895, K. 7. In K. 5 ist zwar von obedientia die Rede, aber diese ist nur primus humilitatis gradus, wenn sie aus Furcht vor Gott, und die dritte Stufe der Demut, wenn sie aus Liebe zu Gott hervorgeht. Verg. daselbst K. 7. In K. 64 heisst die disrcetio mater virtutum, aber sie gilt nur für den Abt.

[3]) Vergl. des HRABANUS MAURUS pädagogische Schriften, übersetzt von J. FREUNDGEN (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften V), Paderborn 1890, S. 164—166.

[4]) SPECHT, a. a. O. S. 164.

schläge auf den nackten Leib waren etwas sehr Alltägliches. Nicht bloss für kleinere und kleinste Verfehlungen, für unbedeutende Übertretungen der Klostergesetze, sondern auch für kleine Unachtsamkeiten im Unterricht wurde die Rute, für schwerere Vergehen die Peitsche geschwungen[1]). Dieser Tendenz kam fördernd entgegen, was das Alte Testament über die Erziehung sagte[2]), die im Neuen Testamente[3]) enthaltenen Mahnungen zur Milde blieben unbeachtet.

Wie die Demut im Verhalten gegen andere und gegen Gott, also gewissermassen in sozialer Hinsicht, so sollte in individualer Hinsicht die Askese herrschen, die in der Benediktinerregel vorgeschrieben war. Die Nahrung war nicht reichlich, in manchen Klöstern nur vegetabilisch, die freie Zeit kurz, gegenseitige Unterhaltung der Schüler selten gestattet, die Unterhaltung der Schüler mit den Mönchen fast immer verboten[4]). Die Domschulen unterschieden sich bis zum 10. Jahrhundert nur wenig von den Klosterschulen[5]).

Was nun die geistige Bildung betrifft, so ist es selbstverständlich, dass sie, wie die Willensbildung, die Vorbereitung zum mönchischen Leben oder zum kirchlichen Amte zum Ziele hatte, dass also der Unterricht wesentlich religiös war. Da es keine öffentliche Gelegenheit zum Elementarunterrichte mehr gab — die literatores der Römer waren gegen Ende des Kaiserreichs ausgestorben[6]) — so musste die Kloster- wie die Domschule auch diesen übernehmen. Es folgte darauf der Kirchengesang, besonders der Teil, der zur Messe gehörte, Erlernung des Lateins, der Kirchensprache, die den schwierigsten Gegenstand des Unterrichts bildete, des computus, d. h. der Berechnung der Ter-

---

[1]) Specht, a. a. O. S. 203ff.

[2]) Besonders Spr. Salomos 13, 24: Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald. Vergl. auch Spr. Sal. 29, 15; 29, 17; 23, 13 und 14; Jesus Sirach 30, 1.

[3]) Kolosser 3, 21; Epheser 6, 4.

[4]) Vergl. Specht, a. a. O. S. 166—169.

[5]) Specht, a. a. O. S. 178.

[6]) Vergl. P. Barth, die Geschichte der Erziehung in soziologischer Beleuchtung IV, in dieser Zeitschrift, 28. Band (1904), S. 420 f.

mine für die beweglichen Feste, des Vaterunser, des Apostolicums, der Taufformel und der Psalmen.

Über dieses Mass, das selbst in theologischer Hinsicht nicht gross war, ging der durchschnittliche Unterricht wohl nicht hinaus. Bisweilen kam aber durch Nachahmung des Altertumes noch ein weltlicher Stoff hinzu. Es ist überhaupt eine in der Geschichte häufige Erscheinung, dass die Nachahmung zu dem, was aus den bestehenden Verhältnissen sich ergibt, ein nicht in diesem begründetes, heterogenes Element entweder aus der Vergangenheit oder aus der gleichzeitigen Umgebung hinzusetzt. Ein solches Element war hier das System der sieben artes liberales, der sieben freien Wissenschaften, das — allerdings mehr in der Theorie als in der Praxis — der Gegenstand des vollständigen mittelalterlichen Unterrichts war. Es stammte aus der spätesten Zeit des römischen Altertums. Bei dem allgemeinen Verfalle der Studien war die „enzyklopädische" Bildung schliesslich auf den Inhalt kleiner Kompendien der sieben artes liberales zusammengeschrumpft[1]). Solche Kompendien gab es nicht bloss von dem Heiden MARTIANUS CAPELLA, sondern auch von dem vermeintlichen Christen BOETHIUS und den wirklichen Christen AUGUSTINUS und CASSIODORIUS, ein Umstand, der ihre Einführung in den mittelalterlichen Schulunterricht sehr erleichterte. Freilich wollte man die sieben artes nicht als weltliche Fächer anerkennen, sondern suchte sie als unentbehrliche Hilfsmittel der geistlichen Bildung zu erweisen. Die Grammatik bedurfte keiner Rechtfertigung, sie war ja die Methode der Erlernung des Lateins, der kirchlichen Sprache. Doch vergisst HRABANUS MAURUS[2]) nicht zu betonen, dass die Kenntnis der Redefiguren, die von der Grammatik gelehrt wird, zum Verständnis der heiligen Schrift notwendig und dass die ebenfalls zur Grammatik gehörige Metrik unentbehrlich ist, um die vermeintlichen kunstvollen

[1]) Vergl. P. BARTH, a. a. O. S. 420.
[2]) A. a. O. S. 120f.

Versmasse der Schriften des Alten Testaments zu verstehen [1]). „Daher hat diese Kunst, mag dieselbe auch eine weltliche sein, nichts Verächtliches an sich“ [2]). Die Rhetorik ist auch „der kirchlichen Unterweisung nichts Fremdartiges“. Sie lehrt in wirksamer Weise „kurz und klar“ Gottes Wort zu verkünden. Man solle dieses Mittel der Überzeugung nicht den Gegnern überlassen, sondern, wer Anlage dazu hat, solle die Kunst der Rede studieren. Die Dialektik (oder Philosophie) „müssen die Geistlichen verstehen und über die Gesetze derselben unablässig nachsinnen, auf dass sie die Verschlagenheit der Irrlehrer scharfsichtig zu durchschauen vermögen, auf dass sie die auf verderbliche Trugschlüsse sich aufbauenden Worte derselben zu widerlegen imstande sind“ [3]). Die Arithmetik ist notwendig „für die Deutung mancher Stellen in der heiligen Schrift“, besonders aber für die allegorische Erklärung der in der Bibel vorkommenden Zahlen, z. B. der vierzig Tage, die Moses, Elias und Christus fasteten [4]). Die Geometrie ist dem Geistlichen wertvoll, weil „sie bei der Erbauung der Stiftshütte und des Tempels Verwertung gefunden hat“ [5]). Die Musik, „die Wissenschaft von den Zeitteilen, wie dieselben an den Tönen wahrgenommen werden, ist eine ebenso hochstehende wie nutzbringende. Derjenige, welchem sie fremd bleibt, vermag es nicht, die Pflichten eines kirchlichen Amtes in angemessener Weise zu erfüllen“ [6]). Astronomie und Astrologie, „Teile einer und derselben Wissenschaft“, sind beide nötig. Die Astronomie ist „für

---

[1]) „Da bei den Juden, wie dies der heilige Hieronymus bezeugt, der Psalter bald in jambischen Versfüssen sich bewegt, bald in alcäischen Weisen erklingt, bald die volltönende sapphische Weise wählt, bald selbst halbe Versfüsse nicht verschmäht. Im Deuteronomium aber und bei Jesajas, ebenso bei Salomon und bei Job finden sich, wie Josephus und Origenes dies hervorheben, Hexameter und Pentameter“. A. a. O.

[2]) A. a. O. S. 121.

[3]) A. a. O. S. 125.

[4]) A. a. O. S. 130 f.

[5]) S. 134.

[6]) A. a. O. S. 134. Hrabanus Maurus fährt fort: „Der angemessene Vortrag beim Lesen und der liebliche Psalmengesang in der Kirche werden durch die Kenntnis dieser Wissenschaft geregelt.“

die Frommen ein gewichtiges Beweismittel", die Astrologie aber ist notwendig, „um den Zeitpunkt des Osterfestes und aller anderen Feste und Feiertage anzusetzen und der Gemeinde behufs der gebotenen Feier dieser Feste kund zu tun".

In Wirklichkeit freilich war der Unterricht schon ein sehr hochstrebender, wenn er das trivium umfasste, Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Die Rhetorik änderte zudem sehr bald ihren Inhalt. Sie blieb nicht die Wissenschaft von den Kunstmitteln der Rede, sondern wurde zur blossen ars dictandi, d. h. der Fertigkeit, Urkunden und Briefe abzufassen. Das Quadrivium, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, wurde in den seltensten Fällen wirklich gelehrt.

Aber wie viel oder wie wenig auch von den sieben Wissenschaften der Alten wirkliches Lehrfach wurde, es wurde in das geistliche System der Erziehung eingeordnet. Die weltliche Bildung hatte in der organisierten Erziehung nicht die kleinste Stätte. Erst in der folgenden Weiterbildung und Umbildung der mittelalterlichen Gesellschaft gelangte das weltliche Leben zu seinem Rechte.

Beiträge zur Logik und ihren Grenzwissenschaften.

Von Karl Marbe.

Vorbemerkung.

Die folgende Serie von Aufsätzen bezieht sich auf logische Fragen im weitesten Sinne des Wortes, zu denen ich auch die erkenntnistheoretischen gerechnet wissen will, ohne dass ich natürlich deshalb der begrifflichen Trennung der Gebiete der Logik im engeren Sinn und der Erkenntnistheorie gegenübertreten möchte. Auch sollen Probleme anderer Disziplinen, sofern sie mit der Logik in Beziehung stehen, hier erörtert werden. Die bisher in Aussicht genommenen Publikationen sind zum Teil aus meinen philosophischen Seminarübungen erwachsen, denen ich seit Jahren nebst der Unterhaltung mit Kollegen erhebliche Förderung verdanke. Anderntells stellen sie Ergänzungen meiner beiden Schriften über das Urteil[1]) und die Wahrscheinlichkeitslehre[2]) dar.

I.

Zur Lehre von den Merkmalen.

§ 1.

Über Gegenstände.

Unter Gegenstand soll zunächst jegliches verstanden werden, was im weitesten Sinne des Wortes irgendwie bezeichnet werden kann. Zu den Gegenständen gehören dann unsere Erlebnisse und die Körper, deren Existenz wir auf Grund der Erlebnisse annehmen oder doch wenigstens diskutieren. Auch die idealen Gegenstände wie der goldene Berg und die abstrakten Gegenstände wie Raum, Zeit, drei und Zahl gehören hierher sowie überhaupt jegliches, was wir sonst erwähnen könnten. Auch einzelne Worte oder Sätze oder ganze Schriftstücke, Tugend und Hass, ja selbst das Nicht-Ich und das Nicht-Sein sind Gegenstände in unserer Bedeutung, denn auch sie können durch Worte oder sonstwie bezeichnet werden. Natürlich sind auch die Bedeutungen

---

[1]) Leipzig 1901.
[2]) Leipzig 1899.

von Worten wie *und*, *aber* usw. Gegenstände in dem erörterten Sinne. Gegenstand bedeutet also für uns keineswegs so viel wie Ding.

Da wir bis jetzt unter Gegenständen jegliches verstehen, was bezeichnet werden kann, so ergibt sich ohne weiteres, dass unter den Begriff des Gegenstandes im angedeuteten Sinn auch manches fällt, was möglicherweise niemals bezeichnet wurde oder bezeichnet werden wird. Andrerseits ist aber klar, dass die Gegenstände in unserem bisherigen Sinne eine Sprache voraussetzen, durch welche die Bezeichnungen stattfinden oder doch stattfinden können, wenngleich eine Sprache in der weitesten und vagsten Bedeutung, die nur durch Zeichen irgend welcher Art charakterisiert ist.

Um diese Voraussetzung zu eliminieren, könnte man vielleicht unter Gegenständen alles zusammenfassen wollen, was wir möglicherweise meinen können. Doch ist es zweifelhaft, ob wir überhaupt etwas meinen können, ohne es ebendadurch im weitesten Sinne des Wortes zu bezeichnen.

Der Voraussetzung der Sprache ohne Zweifel entbehrend, ist dagegen die Definition, welche Gegenstand mit Objekt identifiziert und unter Gegenständen alles versteht, was irgend ein Subjekt, also ein Subjekt in irgend welchem philosophischen Sinne als von sich verschieden betrachten kann. So aufgefasst, setzt der Begriff des Gegenstandes lediglich ein Subjekt und die möglichen Unterscheidungen zwischen Subjekt und Objekt voraus [1]). Natürlich gilt auch hier analoges, wie bei unserm ersten Begriff des Gegenstandes: zu den Gegenständen im letztern Sinne des Wortes kann manches gehören, was niemals Objekt war oder sein wird.

Gegenstände in diesem Sinne (und lediglich von solchen soll in diesem und den folgenden Aufsätzen die Rede sein) kann es auch für Wesen geben, denen eine Sprache selbst im weitesten Sinne des Wortes fehlt. Andrerseits sind sehr wohl Wesen denkbar und in gewissen niederen Tieren

[1]) Über drei Bedeutungen der Worte Subjekt-Objekt handelt Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis, 2. Aufl. (1904) S. 11 ff.

wahrscheinlich vorhanden, für die es zwar Erlebnisse, nicht aber Gegenstände gibt; denn offenbar werden nicht alle Tiere, die Bewusstseinsvorgänge besitzen, auch in irgend einem Sinne zwischen Subjekt und Objekt unterscheiden können. Die Erlebnisse solcher Tiere wären freilich für uns Gegenstände.

Übrigens entstehen auch für das menschliche Individuum Gegenstände höchstwahrscheinlich erst im Laufe seiner Entwickelung. Das Kind hat zunächst doch wohl nur Erlebnisse. Allmählich zerfallen diese in zwei Gruppen, die wir als Ich und Nicht-Ich bezeichnen können. Später unterscheidet das Kind neben den zu Gegenständen gewordenen Erlebnissen auch andere Gegenstände, die Körper, um dann zu idealen und abstrakten Gegenständen zu gelangen. Für die Zeit nun, wo das Kind zwar Erlebnisse besitzt, wo ihm aber die primitivste Subjekt-Objekt-Unterscheidung, die zwischen Ich und Nicht-Ich fehlt, kennt es keine Gegenstände in unserm Sinne.

Fragen wir uns nun, ob die Möglichkeit von Gegenständen auch Urteile voraussetzt, so ist (sofern wir wenigstens unter Urteilen Erlebnisse verstehen, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung finden) dies entschieden zu verneinen. Es kann sehr wohl Wesen geben, für die es Erlebnisse und auch Gegenstände gibt, denen aber jedes Urteilen fehlt. Dies schliesst natürlich nicht aus, dass gewisse Gegenstände allerdings Urteile voraussetzen.

§ 2.
Über Merkmale.

Für uns Menschen gibt es eine unzählige Menge von Gegenständen. Jeder Gegenstand ist von andern verschieden und ist eben durch diese Verschiedenheit ein besonderer Gegenstand. Ein Gegenstand, welcher von einem andern nicht in irgend welcher Richtung verschieden ist, kann diesem gegenüber nicht als besonderer Gegenstand angesehen werden.

Die Unterschiede eines Gegenstandes von anderen Gegenständen bezeichnen wir als dessen Merkmale. Wenn wir z. B. in dem Satz *Diese Rose ist rot* einer Rose das Merkmal *rot* beilegen, so bezeichnen wir damit einen Unterschied der Rose von anderen nicht-roten Gegenständen. Und wir würden niemals eine Rose als rot bezeichnen können, wenn es nicht andere nicht-rote Gegenstände für uns gebe, mögen diese nun wirkliche, fingierte oder sonstwelche Gegenstände sein. So verhält es sich mit allen Merkmalen: ob wir sagen *Frankfurt liegt am Main* oder *Der Würfel hat sechs Seiten*, immer bezeichnen wir mit den Merkmalen einen Unterschied der Gegenstände von andern, denen die fraglichen Merkmale fehlen. Diese andern Gegenstände sind im vorletzten Beispiel Orte, die nicht am Main liegen, im letzten Gegenstände, die mehr oder weniger als sechs Seiten haben. Könnten wir Orte, die nicht am Main liegen, weder wahrnehmen noch vorstellen und hätten wir von solchen Orten niemals auf irgend welche Weise Kunde erlangt, so könnten wir auch niemals dem Gegenstand *Frankfurt* das Merkmal *am Main liegen* beilegen. Und nur weil wir andere Körper als sechsseitige kennen, sind wir imstande, den Würfel als sechsseitig zu bezeichnen. Die Merkmale eines Gegenstandes geben also die Unterschiede des Gegenstandes von andern Gegenständen an, und irgend ein Merkmal eines Gegenstandes ist nur möglich unter Voraussetzung anderer Gegenstände, denen dies Merkmal fehlt.

Wir legen aber etwas auch dann ein Merkmal bei, wenn wir es als Gegenstand bezeichnen. In diesem Falle stellen wir es im Sinne unserer Theorie anderen Gegenständen gegenüber, die Nicht-Gegenstände sind. Wie ist dies aber möglich? Weist uns nicht gerade dies Ergebnis darauf hin, dass unsere Theorie gänzlich verfehlt ist oder doch wesentlicher Modifikationen bedarf?

Die Sache löst sich einfach, wenn wir bedenken, dass Gegenstände nur im Hinblick auf ein Subjekt möglich sind. Es kann dann allerdings etwas zugleich Gegenstand und auch

Nicht-Gegenstand sein. So ist das Subjekt, sofern es Gegenstände von sich unterscheidet, nicht auch selbst zu diesen Gegenständen zu rechnen, während es für ein anderes Subjekt (also auch für sich selbst zu einer andern Zeit) sehr wohl Gegenstand sein kann. Daher können wir auch sagen, dass wir etwas, sofern wir es als Gegenstand bezeichnen, von uns als Subjekt unterscheiden und dass dieses Subjekt (als Subjekt für den fraglichen Gegenstand) nicht selbst Gegenstand sei, während es in anderer Betrachtung sehr wohl als Gegenstand angesehen werden muss.

Die Unterschiede der Gegenstände von andern Gegenständen oder die Merkmale der Gegenstände sind die einzigen Bestimmungen, die wir den Gegenständen beilegen können. Die Gegenstände als solche können wir nicht bestimmen, sondern nur durch andere Gegenstände, etwa Eigennamen oder sonstige Worte oder Zeichen bezeichnen. So erklärt es sich, dass, wenn wir die Merkmale eines Gegenstandes namhaft gemacht haben, etwas von ihnen Verschiedenes neben dem ursprünglichen Gegenstand nicht zurückbleibt — mag es sich nun um die Seele im Sinne der scholastisch - rationalistischen Philosophie handeln, welche einfach, unveränderlich ist usw. oder mag es sich um eine Gesichtsempfindung oder ein Pferd, oder endlich um einen abstrakten Gegenstand, wie den euklidischen Raum oder die Tugend, handeln.

Merkmale sind Unterschiede zwischen Gegenständen. Unterschiede zwischen Gegenständen bestehen nun natürlich nur, sofern Gegenstände durch ein Subjekt voneinander unterschieden werden. Wie also Gegenstände im allgemeinen, so setzen Merkmale im besonderen ein Subjekt voraus; Merkmale setzen überdies ein Unterscheiden von Gegenständen voraus.

Letztere Tatsache könnte man nun vielleicht psychologisch zu deuten geneigt sein. So möchte man vielleicht annehmen, dass jedesmal, wenn wir einem Gegenstand ein Merkmal beilegen, psychologische Vorgänge bestimmter Art

auftreten, die als ein Unterscheiden zu betrachten sind. Ob dies der Fall ist oder nicht, kann lediglich durch das Experiment entschieden werden. Wahrscheinlich ist es nicht. Denn mit dem Ausdruck *unterscheiden* dürften wir, ebenso wie mit dem Wort *urteilen*, den Sinn, nicht aber die Qualität psychologischer Vorgänge bezeichnen.

Wenn wir einem Gegenstand ein Merkmal beilegen, so konstatieren wir einen Unterschied zwischen diesem Gegenstand und anderen Gegenständen. Wir führen also in diesem Falle eine geistige Betätigung aus, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung finden. Wenn wir einem Gegenstand ein Merkmal beilegen, so urteilen wir daher. Merkmale setzen also Urteile voraus.

Nach unseren terminologischen Ausführungen im § 1 ist es klar, dass auch die Merkmale zu den Gegenständen gehören. Wir wollen jedoch denjenigen Gegenstand, dem wir ein Merkmal beilegen, als Grundgegenstand bezeichnen und das ihm beigelegte Merkmal Grundmerkmal nennen. Jedem Grundgegenstand stehen dann viele andere Gegenstände gegenüber, denen das Grundmerkmal fehlt. So stehen der roten Rose unseres Beispiels gelbe und weisse Rosen, braune Kleiderstoffe, aber auch Tugend, Zahlen u. a. gegenüber. Die Gegenstände, denen das Grundmerkmal fehlt, wollen wir als Restgegenstände bezeichnen.

Merkmale verlangen Unterscheidungen von Gegenständen. Wir können nun irgend einen Gegenstand von andern immer nur in einer bestimmten Richtung unterscheiden. Die Richtung, in welcher wir einen Grundgegenstand, dem wir ein Grundmerkmal beilegen, von andern Gegenständen, also von Restgegenständen unterscheiden wollen wir als Unterscheidungsrichtung bezeichnen. Die Unterscheidungsrichtungen in unsern drei Beispielen sind dann Farbe, Lage zum Main und Seitenzahl.

Wir können nun die Gesamtheit der Restgegenstände in zwei Klassen einteilen. Die einen lassen sich mit dem Grundgegenstand in der Unterscheidungsrichtung überhaupt

nicht vergleichen. Hierher gehören Zahl, Tugend in unserm Rosenbeispiel. Die andern sind sehr wohl mit dem Grundgegenstand in der Unterscheidungsrichtung vergleichbar. Hierher gehören gelbe und weisse Rosen, sowie braune Kleiderstoffe. Diejenigen Restgegenstände, die sich mit dem Grundgegenstand in der Unterscheidungsrichtung vergleichen lassen, wollen wir als Unterscheidungsgegenstände bezeichnen. Die Gegenstände nun, von denen wir den Grundgegenstand, dem wir ein Merkmal beilegen, unterscheiden, sind in der Reihe der Restgegenstände zu suchen und zwar offenbar innerhalb der Unterscheidungsgegenstände. Denn nur Gegenstände, die sich in einer bestimmten Richtung vergleichen lassen, lassen sich in dieser Richtung voneinander unterscheiden.

So gleichförmig sich nun die bisherigen Betrachtungen für unsere drei Beispiele und für unzählige andere durchführen lassen, so weisen die Merkmale *rot*, *am Main* und *sechsseitig* doch sehr wichtige logische Unterschiede auf.

Wenn wir eine Rose als rot oder einen Würfel als sechsseitig bezeichnen, so stellen wir damit einen Unterschied der Rose oder des Würfels gegenüber andern Gegenständen fest. Wenn wir aber die geographische Lage eines Grundgegenstandes angeben, so unterscheiden wir nicht einen Grundgegenstand von andern Unterscheidungsgegenständen als solchen, sondern wir unterscheiden in diesem Fall Grundgegenstand und Unterscheidungsgegenstände lediglich in ihrer Beziehung zu dritten Gegenständen, zu Flüssen, Meeren, Gebirgen, Städten usw. Zu den Grund- und Unterscheidungsgegenständen tritt hier jeweils noch ein weiterer Gegenstand hinzu, den wir als Beziehungsgegenstand bezeichnen wollen. Dieser Beziehungsgegenstand ist in unserem Beispiel von Frankfurt der Main. In dem Satz: *Frankfurt liegt nördlich von Karlsruhe* ist der Beziehungsgegenstand *Karlsruhe*.

Wir haben nun eine Reihe von Kunstausdrücken geprägt, deren Bedeutung für die Merkmalslehre von Wichtig-

keit sein dürfte. Ich will jetzt diese Termini in einer Tabelle zusammenfassen und zugleich ihren Sinn mit Hilfe unserer bisherigen Beispiele erläutern.

Tabelle I.

Grundgegenstände:	Diese Rose	Frankfurt	Würfel	Frankfurt
Grundmerkmale:	rot	am Main liegend	sechsseitig	nördlich von Karlsruhe liegend
Beispiele für **Restgegenstände:**	weisse, gelbe Rosen, braune Kleiderstoffe; Dreiecke, Kreise	Marburg, Sardinien; die Zahl π, Tugend	Icosaeder, Kugel; Nacht, Ueberlegung	Basel, Paris; Tugend, Liebe
Beispiele für **Unterscheidungsgegenstände:**	weisse, gelbe Rosen, braune Kleiderstoffe	Marburg, Sardinien	Icosaeder, Kugel	Basel, Paris
Vergleichsrichtung:	Farbe	Lage zum Main	Seitenzahl	Lage zu Karlsruhe
Beziehungsgegenstand:	—	Main	—	Karlsruhe

Es gibt nun (ganz abgesehen von den Merkmalen, welche Grundgegenstände hinsichtlich ihrer geographischen Lage von andern unterscheiden) eine grosse Menge von Merkmalen, für die sich ein Beziehungsgegenstand nachweisen lässt. So ist für das Urteil *Dieser Rock gehört Johann* der Gegenstand *Johann* Beziehungsgegenstand des Grundgegenstandes *Dieser Rock* und des Grundmerkmales *Johann gehörig*. Wir wollen alle Merkmale, für welche sich solch ein Beziehungsgegenstand nachweisen lässt, als Beziehungsmerkmale bezeichnen. Sie sind, wie sich ohne weiteres ergibt, dadurch charakterisiert, dass sie nicht Unterschiede zwischen Gegenständen als solchen bedeuten, sondern Unterschiede, die Gegenständen nur in ihrer Beziehung zu einem weiteren Gegenstand (dem Beziehungsgegenstand) zukommen. Im Gegensatz zu diesen Beziehungsmerkmalen wollen wir Merkmale wie *rot*, *hölzern*, *sechsseitig* die Unterschiede von Gegenständen als solchen bezeichnen, Eigenmerkmale nennen.

Dass zu den Eigenmerkmalen auch das Merkmal *sechsseitig* in unserm Würfelbeispiel gehört, erscheint vielleicht nicht sofort klar, ist aber leicht einzusehen. Denn wir legen dies Merkmal einem Würfel bei, um ihn als solchen von andern Körpern zu unterscheiden. Eine Voraussetzung,

die bei den Merkmalen *rot* und *hölzern* fehlt, ist freilich für das Merkmal *sechsseitig* noch zu machen. Wir können nämlich einem Gegenstand dies Merkmal nur auf Grund einer Abzählung der Seiten beilegen. Wir dürfen also sagen, dass sich unter den Eigenmerkmalen solche finden, die eine Abzählung voraussetzen.

Wenn wir nun aber einem Gegenstand z. B. einer Strecke a das Merkmal *zehnmal so gross als die Strecke b* beilegen, so handelt es sich hier wieder um ein Beziehungsmerkmal, da wir in diesem Fall nicht die Strecke a als solche von andern Strecken als solchen unterscheiden, sondern vielmehr lediglich diese Strecken in ihrer Beziehung zur Strecke b ins Auge fassen. Das Beziehungsmerkmal *zehnmal so gross als die Strecke b* ist aber andrerseits nur möglich, sofern wir abzählen, wie oft die Strecke b in der Strecke a enthalten ist. Wir sehen also, dass auch Beziehungsmerkmale Abzählungen voraussetzen können. Durch die Abzählung, welche das Merkmal *zehnmal so gross usw.* voraussetzt, wird es möglich, dass das Merkmal den Unterschied des Grundgegenstandes und Beziehungsgegenstandes exakt bestimmt.

Zu den Beziehungsmerkmalen gehört nun auch das Merkmal *gross*. Denn wenn wir z. B. sagen, irgend ein x sei gross, so unterscheiden wir damit nicht dies x als solches von andern Gegenständen als solchen: Wir unterscheiden hier vielmehr lediglich Gegenstände, sofern wir sie mit einem andern Gegenstand in Beziehung setzen. Wie unterscheidet sich nun das Merkmal *gross* von dem Merkmal *zehnmal so gross als die Strecke b* im vorigen Beispiel? In diesem ist der Beziehungsgegenstand bestimmt; er ist eben der Gegenstand b. Gross aber nennen wir z. B. einen Vogel Strauss in Beziehung zu einem Sperling, vielleicht aber auch in Beziehung zu einem Sperling und einer Blaumeise. Der Beziehungsgegenstand des Merkmals *gross* ist also entweder ein einzelner Gegenstand oder eine Gruppe von Gegenständen. Insofern ist dieser Beziehungsgegenstand unbestimmt. Er ist

aber auch deshalb unbestimmt, weil wir das Merkmal *gross* einem Gegenstand in seiner Beziehung zu verschiedenen einzelnen Gegenständen oder Gruppen von Gegenständen beilegen können. Wir können einen Vogel Strauss gross nennen in Beziehung zu einem Sperling, einem Sperling und einer Blaumeise, aber auch in Beziehung zu einer Schnepfe oder einer Schnepfe und einer Schleiereule.

Ist nun der Beziehungsgegenstand des Merkmals gross unbestimmt, so ist diese Unbestimmtheit doch in gewisse Grenzen eingeschlossen. Denn der Beziehungsgegenstand eines Merkmals *gross* gehört offenbar zu den Unterscheidungsgegenständen, wie man sich an beliebigen, etwa an den angeführten Vogelbeispielen klar machen kann. Dann aber können nicht alle Unterscheidungsgegenstände zu Beziehungsgegenständen eines Merkmals *gross* werden, sondern nur solche, die kleiner sind als der Grundgegenstand. Der Beziehungsgegenstand des Merkmals *gross* ist also nur innerhalb gewisser Grenzen unbestimmt.

Abgesehen nun davon, dass der Beziehungsgegenstand unseres Merkmals *zehnmal so gross als die Strecke b* bestimmt, der Beziehungsgegenstand des Merkmals *gross* aber innerhalb gewisser Grenzen unbestimmt ist, unterscheiden sich beide in noch anderer, wesentlicher Hinsicht. Das erste setzt, wie wir sahen, eine Abzählung voraus, durch welche der Grössenunterschied des Grundgegenstandes und des Beziehungsgegenstandes festgestellt wird. Das Merkmal *gross* hingegen setzt solch eine Abzählung nicht voraus, wie es denn auch im Gegensatz zu diesem ersten Merkmal den Unterschied zwischen Grundgegenstand und Beziehungsgegenstand nicht genau bestimmt, sondern nur angibt, in welcher Richtung der Grundgegenstand hinsichtlich der Grösse vom Beziehungsgegenstand verschieden ist.

Da das Merkmal *gross* lediglich bestimmt, in welcher Richtung ein Gegenstand von andern hinsichtlich der Grösse verschieden ist, so ist es klar, dass, sofern die Anzahl der in Betracht zu ziehenden Gegenstände unendlich ist, jeder beliebige Gegenstand gross erscheinen kann. So ist bei-

spielsweise jede, selbst eine unendlich kleine Strecke gross, sofern als Beziehungsgegenstand eine oder mehrere noch kleinere Strecken gewählt werden. Stellen die in Betracht zu ziehenden Gegenstände eine endliche Reihe dar, wie die Vögel, so können nur die Gegenstände als gross bezeichnet werden, für die mindestens ein kleinerer Beziehungsgegenstand vorhanden ist.

Es wurde vorhin darauf hingewiesen, dass der Beziehungsgegenstand des Merkmals *gross* zu den Unterscheidungsgegenständen dieses Merkmals gehört. Es gibt nun aber auch Beziehungsmerkmale, deren Beziehungsgegenstand ausserhalb der Unterscheidungsgegenstände liegt. Bei dem Beziehungsmerkmale *am Main liegend, Johann gehörig* sind die Beziehungsgegenstände *Main, Johann* nicht zu den Unterscheidungsgegenständen zu rechnen. Denn Unterscheidungsgegenstände, so sagten wir, heissen diejenigen Restgegenstände, die sich mit dem Grundgegenstand in der Unterscheidungsrichtung vergleichen lassen. Es hat aber offenbar keinen Sinn, den Gegenstand *Main* mit dem Gegenstand *Frankfurt* hinsichtlich der Lage zum Main oder den Gegenstand *Johann* mit einem Rock hinsichtlich der Eigentumszugehörigkeit an Johann vergleichen zu wollen. Doch ist wieder der Beziehungsgegenstand des Merkmals *zehnmal so gross als die Strecke b* unter die Unterscheidungsgegenstände zu rechnen, da natürlich eine Strecke b und eine Strecke a hinsichtlich der linearen Ausdehnung vergleichbar sind.

Die Merkmale *sechsseitig, zehnmal so gross als die Strecke b* und *gross* sind quantitative Bestimmungen von Gegenständen. Sie stellen zugleich drei Klassen solcher quantitativer Bestimmungen dar, nämlich Eigenmerkmale, die eine Abzählung voraussetzen (*sechsseitig*), Beziehungsmerkmale, die eine Abzählung postulieren (*zehnmal so gross etc.*) und solche Beziehungsmerkmale, die keine Abzählung verlangen und nur einen quantitativen Richtungsunterschied zwischen Grundgegenstand und Beziehungsgegenstand feststellen. Zu letzterer gehören offenbar auch Merk-

male wie *klein*, *dick*, *dünn*, *lang*, *kurz etc.* Dass sich hier analoge Betrachtungen wie für das Merkmal *gross* durchführen lassen, liegt auf der Hand. Den quantitativen Merkmalen wollen wir die qualitativen Bestimmungen wie *rot*, in *Frankfurt* gegenüberstellen.

Zu den qualitativen Merkmalen gehört auch das Merkmal *Ursache eines andern sein*, wenn wir etwa sagen: *Der gestrige Regen ist die Ursache des Steigens des Rheins*. Das Merkmal *Ursache des Steigens des Rheins* ist im übrigen ein Beziehungsmerkmal, dessen Beziehungsgegenstand durch das Steigen des Rheins, dargestellt wird. Im Satz *Das Steigen des Rheins ist die Wirkung des gestrigen Regens* ist das Grundmerkmal *die Wirkung des gestrigen Regens* ein qualitatives Beziehungsmerkmal mit dem Beziehungsgegenstand *der gestrige Regen*. Bezeichnen wir daher den Grundgegenstand im Satz *Der gestrige Regen ist die Ursache des Steigens des Rheins* mit G_1 und den Grundgegenstand im zweiten Satz mit G_2 und bezeichnen wir die zugehörigen Grundmerkmale als M_1 und M_2, so ist G_2 Beziehungsgegenstand für M_1 und G_1 Beziehungsgegenstand für M_2. Analoges gilt für viele andere Paare von Merkmalen, so auch für die Merkmale *Mittel* und *Zweck*.

Ich will nun in einer zweiten Tabelle, die ebenso wie Tabelle I gebaut ist, solche Merkmale behandeln, die nach Tabelle I ausführlicher erörtert wurden.

Tabelle II.

Grundgegenstände:	dieser Rock	Strecke a	Vogel Strauss	der gestrige Regen
Grundmerkmale:	Johann gehörig	zehnmal so gross als die Strecke b	gross	Ursache des Steigens des Rheins
Beispiele für Restgegenstände:	Fritzens Rock, Gretchens Hut; Icosaeder, Kugel im geometrischen Sinne	die Strecken b, x, y; Gedanken, Gefühle	andere Vögel, Tiere; Vokale, Konsonanten	die Schneeschmelze in den Bergen; Gesang, Geld
Beispiele für Unterscheidungsgegenstände:	Fritzens Rock, Gretchens Hut	die Strecken b, x, y	andere Vögel, Tiere	die Schneeschmelze in den Bergen
Unterscheidungsrichtung:	Eigentumszugehörigkeit an Johann	lineare Ausdehnung	körperliche Ausdehnung	kausaler Zusammenhang mit dem Steigen des Rheins
Beziehungsgegenstand:	Johann	die Strecke b	Sperling, andere Vögel od. Vogelgruppen, Mäuse	Steigen des Rheins

In der folgenden Tabelle sollen alle in diesem § besprochenen Merkmale zusammengestellt und nach den diskutierten Gesichtspunkten eingeteilt werden.

Tabelle III.

	Qualitative Merkmale	Quantitative Merkmale
Eigenmerkmale ohne Abzählung	rot, hölzern	—
Eigenmerkmale mit Abzählung	—	sechtsseitig
Beziehungsmerkmale ohne Abzählung, mit bestimmtem Beziehungsgegenstand	am Main liegend, nördlich von Karlsruhe liegend, Ursache des Steigens des Rheins, Wirkung des gestrigen Regens, Mittel, Zweck eines Gegenstandes.	—
Beziehungsmerkmale ohne Abzählung, mit unbestimmtem Beziehungsgegenstand	—	gross, klein, lang, kurz, dick, dünn
Beziehungsmerkmale mit Abzählung mit bestimmtem Beziehungsgegenstand	—	zehnmal so gross als die Strecke b
Beziehungsmerkmale mit Abzählung mit unbestimmtem Beziehungsgegenstand	—	—

Natürlich beansprucht die vorstehende Einteilung der Merkmale nach keiner Richtung hin irgendwelche Vollständigkeit. Doch dürften die durch Beispiele nicht vertretenen Merkmalskategorien auch nicht möglich sein, was freilich noch im einzelnen zu beweisen wäre.

In der nächsten Tabelle sollen unsere die Begriffe Ursache und Wirkung enthaltenden Beispiele, sowie die zugehörigen Grundgegenstände, Grundmerkmale und Beziehungsgegenstände dargestellt werden, sowie andere Paare von Merkmalen, die sich analog verhalten, wie das Merkmalspaar *Ursache-Wirkung*. Je zwei solche zusammengehörige Merkmale wollen wir, wie vielfach üblich, als korrelative bezeichnen.

Tabelle IV.

Grundgegenstände		Grundmerkmale	Beziehungsgegenstände
Der gestrige Regen	ist	die Ursache des Steigens des Rheins	das Steigen des Rheins
Das Steigen des Rheins	ist	die Wirkung des gestrigen Regens	der gestrige Regen
Die Arbeit	ist	das Mittel zum Erfolg	der Erfolg
Der Erfolg	ist	der Zweck der Arbeit	die Arbeit
Altona	ist	neben Hamburg gelegen	Hamburg
Hamburg	ist	neben Altona gelegen	Altona

Wie man leicht sieht, ist hier in jedem Merkmalspaar der Grundgegenstand eines Grundmerkmals zugleich Beziehungsgegenstand des andern Grundmerkmals.

Sind nun aber nicht auch die Merkmale *gross-klein* als korrelative zu betrachten, wie oft geschieht? In der Tat können wir einem Grundgegenstand G_1 ein Grundmerkmal *gross* beilegen im Hinblick auf einen Beziehungsgegenstand G_2 dem wir mit Rücksicht auf G_1 das Merkmal *klein* zusprechen können. Dieser Fall ist erfüllt in den Beispielen: *London ist gross* (mit Rücksicht auf Frankfurt); *Frankfurt ist klein* (mit Rücksicht auf London). Aber dieser Fall braucht keineswegs immer gegeben zu sein, wo wir einander zwei Gegenstände als klein und gross gegenüberstellen, wie sich ohne weiteres aus der Tatsache ergibt, dass die Beziehungsgegenstände dieser Merkmale unbestimmt sind. Wir können eben einen Gegenstand gross nennen mit Rücksicht auf sehr verschiedene Beziehungsgegenstände, und ebenso können wir einen andern Gegenstand mit Rücksicht auf die mannigfaltigsten Beziehungsgegenstände als klein bezeichnen; so lassen sich auch zwei verschiedene Gegenstände mit Rücksicht auf ein und denselben Beziehungsgegenstand einander als klein und gross gegenüberstellen. Ursache ist aber ein Gegenstand nur mit Rücksicht auf einen einzigen Beziehungsgegenstand, nämlich in Rücksicht auf seine Wirkung; Wirkung aber heisst ein Gegenstand nur, sofern er rücksichtlich seiner Ursache betrachtet wird. Die Beziehungsgegenstände *Ursache* und *Wirkung* sind eben bestimmt. Analoges gilt von den Begriffen *Zweck-Mittel* und ähnlichen. Wir müssen also sagen: *gross* und *klein*, *lang* und *kurz* usw. sind nur unter gewissen Umständen, *Ursache-Wirkung* usw. sind immer korrelative Merkmale.

§ 3.
Über Beziehungen.

Merkmale wie *gross*, *klein*, *lang*, *kurz*, *dick*, *dünn*, *Ursache*, *Wirkung*, *Zweck* u. dergl. bezeichnet man oft einfach als Beziehungen. Man nennt also einen Teil der Merkmale,

die wir als Beziehungsmerkmale bezeichneten, vielfach kurzweg Beziehungen. Gegen diesen Sprachgebrauch, den wir nicht akzeptieren wollen, ist an sich natürlich nichts einzuwenden. Doch sollte man bedenken, dass man mit gleichem Recht auch alle andern Merkmale, für die sich ein Beziehungsgegenstand nachweisen lässt, als Beziehungen bezeichnen könnte und dass sich z. B. das Merkmal *gross* gegenüber dem Merkmal *am Main liegend* nicht durch den Beziehungscharakter, sondern vielmehr in anderer Weise auszeichnet, wie wir dies im vorigen § sahen.

In anderer Bedeutung des Wortes als in der hier abgelehnten sprachen wir selbst von Beziehungen. Wir führten im § 2 aus, dass wir bei den Beziehungsmerkmalen Grundgegenstand und Unterscheidungsgegenstände nicht als solche in Betracht ziehen, sondern lediglich in ihrer Beziehung zu einem weiteren Gegenstand, dem Beziehungsgegenstand. Wir stellen also bei den im § 2 erörterten Beziehungsmerkmalen Beziehungen her zwischen den beiden Gegenständen, die wir als Grund- und Beziehungsgegenstand bezeichneten. Auch in andern Fällen spricht man noch von Beziehungen. Im Satz *Die Rose ist rot* stellen wir eine Beziehung her zwischen dem Grundgegenstand *Rose* und dem Grundmerkmal *rot*. Wenn wir sagen: *Vater und Sohn starben*, so stellen wir eine Beziehung her nicht nur zwischen Vater und Sohn einerseits und dem Sterben andrerseits, sondern auch zwischen dem Vater einerseits und dem Sohn andrerseits. Eine andere Beziehung stellen wir z. B. her, wenn wir zwei Sätze einander durch *aber* gegenüberstellen. Andere Beziehungen bezeichnen wir durch *weil, wenn* usw.

Es ist nun klar, dass (wie Gegenstände im allgemeinen und Merkmale im besondern ein Subjekt voraussetzen) auch Beziehungen nur durch ein Subjekt möglich werden. Sie setzen ein Subjekt voraus, welches bezieht. Auch dürfte wohl ohne weiteres allgemein zugestanden werden, dass Be-

ziehungen immer mindestens zwei Gegenstände voraussetzen, zwischen denen sie stattfinden.

Wann stellen wir aber eine Beziehung zwischen einem Gegenstand a und einem Gegenstand b her? Was ist das gemeinschaftliche in all' den eben angeführten Fällen von Beziehungen? Oder gibt es solch ein gemeinschaftliches nicht? Haben wir vielmehr verschiedene Bedeutungen des Wortes Beziehung für die erwähnten Beispiele zu statuieren?

Diese Fragen werde ich vielleicht in einem der späteren Aufsätze zu behandeln suchen. Trotz mancherlei fruchtbarer Diskussionen mit wertgeschätzten Kollegen und Schülern und vielfachen eigenen Nachdenkens bin ich über diese Probleme noch nicht endgültig zur Klarheit gelangt.

Natürlich darf man die hier aufgerollten Fragen nicht mit dem Probleme des psychologischen Charakters des Beziehens verwechseln. Dieses Problem, dessen bisherige Behandlung mir nicht unbekannt ist, muss nach meiner Meinung experimentell gelöst werden, indem man geeignete Beobachter veranlasst, Beziehungen herzustellen und ihre Erlebnisse zu Protokoll zu geben. Wenn wir aber auch die psychologische Natur des Beziehens kennten, so wüssten wir doch noch keineswegs, welchen Sinn das Wort *Beziehung* hat, wenn wir es auf die genannten Beispiele anwenden. So ist auch z. B. die Frage nach dem tieferen Sinn des Wortes *Existenz* keineswegs gelöst, wenn wir die psychologischen Vorgänge bei sogenannten Existenzialurteilen kennen.

II.

Wundts Kritik meiner Schrift über das Urteil.

§ 1. Gegenstand der Abhandlung. § 2. Meine Versuche über das Urteil. § 3. Wundts Kritik. § 4 Notwendigkeit einer vorläufigen Definition des Urteils.

§ 1.

Gegenstand der Abhandlung.

Meine Schrift „Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil. Eine Einleitung in die Logik.

Leipzig 1901“ hat von WUNDT[1]) eine Kritik erfahren, welche geeignet ist, bei denjenigen, die jene Schrift nicht selbst gelesen haben, falsche Vorstellungen über ihren Inhalt zu erwecken[2]). Ich werde nun zunächst den Gedankengang jener Untersuchung, soweit er der Psychologie angehört und dies hier unumgänglich notwendig erscheint, wiederholen (§ 2). Dann werde ich WUNDTS Darstellung meiner Ausführungen richtigzustellen suchen (§ 3). WUNDTS Kritik gab mir aber auch Veranlassung zu einigen prinzipiellen Auseinandersetzungen. Diese sollen im § 4 mitgeteilt werden.

§ 2.

Meine Versuche über das Urteil.

Da ich unter Urteilen Erlebnisse verstehe, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung finden, können alle Erlebnisse unter gewissen Umständen zu Urteilen in diesem Sinne werden. Es erscheint nun keineswegs ausgeschlossen, dass ein Erlebnis zu einem Urteil wird, wenn bestimmte andere Erlebnisse zu ihm hinzukommen. Um diese Möglichkeit zu prüfen, habe ich zwei hervorragend geeignete Versuchspersonen, nämlich die Herren Professoren KÜLPE und ROETTEKEN, veranlasst, Urteile der verschiedensten Art zu bilden und im unmittelbaren Anschluss an jedes Urteil ihre Erlebnisse zu Protokoll zu geben. Teils bewirkte ich, dass meine Beobachter Sinneswahrnehmungen und Erinnerungsvorstellungen erlebten, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung fanden, teils stellte ich Fragen an sie, die sie

---

[1]) Grundzüge der Physiologischen Psychologie. 5. Aufl. (1903) Bd. III, S. 579 ff.

[2]) Eine unrichtige Wiedergabe meiner Ansichten durch WUNDT findet sich auch (Grundzüge der Physiologischen Psychologie Bd. III, S. 548) in seiner Erörterung der Schrift von THUMB und mir (Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung, Leipzig 1901). Gegenüber meiner Kritik seiner Klassifikation der Assoziationen, die er nicht widerlegt, bemerkt WUNDT nur, sie beruhe auf der irrtümlichen Meinung, jene Klassifikation solle eine Feststellung von Assoziationsgesetzen sein. Für diese Auffassung meiner Bemerkungen liegt kein Grund vor.

mit Gebärden oder mit laut oder innerlich gesprochenen Worten und Sätzen beantworten mussten; auch legte ich ihnen einige gedruckte lateinische Sätze vor, die ich sie ins Deutsche zu übersetzen veranlasste. Im ganzen habe ich 110 Versuche dieser Art publiziert, die alle zu dem Ergebnis führten, dass es keine psychologischen Begleitvorgänge der Erlebnisse gibt, welche sie zu Urteilen erheben. Denn wenngleich mit den von den Beobachtern gefällten Urteilen die mannigfaltigsten andern Erlebnisse einhergingen, so fanden sich doch keine solchen Erlebnisse, welche immer oder auch nur in den meisten Fällen vorhanden waren, als die Beobachter urteilten[1]). Ich habe aber aus den mitgeteilten Erörterungen und Experimenten auch geschlossen, dass es überhaupt keine psychologischen Bedingungen des Urteils gibt, und dass daher die üblichen Ansichten der Logiker über die psychologische Natur des Urteils ganz und gar verfehlt sind[2]). Zu diesem Schluss hielt ich mich berechtigt, da die von den Beobachtern gegebenen ausführlichen Protokolle keinerlei Hinweise auf irgend einen psychologischen Urteilscharakter zeigen.

§ 3.
Wundts Kritik.

Nachdem WUNDT zunächst über andere seiner Meinung nach unrichtige Behandlungen des Verhältnisses „der apperzeptiven Funktionen zu den Assoziationen“ gesprochen hat, fährt er fort:

„Oder man vermengt die psychischen Vorgänge selbst mit logischen Denkakten. So werden die Empfindungen als Urteile, die Sinneswahrnehmungen und die Affekte als Schlüsse bezeichnet. Und erst auf dieser alles psychologische Geschehen angeblich durchziehenden Logik bewegen sich dann als mechanische Bindeglieder die Assoziationen. In der Tat ist dies der durchgängig vorherrschende Standpunkt der üblichen Reflexionspsychologie, die den Einwand, dass die logischen Vorgänge doch auch Bewusstseinsvorgänge seien, die als solche eine psychologische Analyse erfordern, gelegentlich sogar mit der Behauptung ablehnt, Urteile und Schlüsse gehörten in die Logik und überhaupt nicht in die Psychologie“. Damit ist dann jener Behandlung oder besser Misshandlung der Psychologie

[1]) Exp.-psychol. Unters. usw. S. 9—42.
[2]) S. 42 f., S. 99.

Tür und Tor geöffnet, die sich im wesentlichen aus den Konstruktionen der traditionellen Assoziationslehre, scholastischer Logik und Entlehnungen aus der Physiologie zusammensetzt.

Mehr Verständnis für die wirklichen psychologischen Aufgaben beweisen diejenigen . . . . . ."

Die Behauptung, Urteile und Schlüsse gehören in die Logik und überhaupt nicht in die Psychologie, schreibt WUNDT mir zu, da er an der mit * bezeichneten Stelle S. 55 meiner Schrift über das Urteil zitiert.

Ich habe nun gegen WUNDT zunächst zu erwidern, dass in meinen Ausführungen in dem ganzen S. 55 beginnenden und Seite 99 schliessenden Kapitel von der Frage, ob Urteile und Schlüsse in die Psychologie gehören oder nicht, mit keiner Silbe die Rede ist. Es handelt sich in diesem Kapitel lediglich um das Verstehen und Beurteilen wahrgenommener Urteile. Auch an keiner andern Stelle meiner Arbeit habe ich die mir von WUNDT zugeschriebene Ansicht ausgesprochen. Denn von Schlüssen ist in meiner ganzen Schrift überhaupt nur an einer einzigen Stelle die Rede, nämlich auf Seite 97 f., wo ich sage:

„Die Richtigkeit eines Urteils ist ohne weiteres vorhanden, wenn dasselbe aus andern richtigen Urteilen abgeleitet werden kann. Mit dieser Ableitung eines Urteils aus einem oder mehreren andern Urteilen beschäftigt sich die Logik in der Lehre vom induktiven und deduktiven Schluss."

Mit diesen inhaltlich gewiss nicht neuen Sätzen dürften wohl alle Logiker von ARISTOTELES bis auf WUNDT einverstanden sein, und kein Psychologe wird an ihnen Anstoss nehmen können, da sie ja die Möglichkeit einer psychologischen Behandlung des Schlusses keineswegs ausschliessen.

Was nun das Urteil angeht, so habe ich nicht nur nicht behauptet, dasselbe gehöre nicht in die Psychologie, sondern ich bin vielmehr für eine psychologische Untersuchung des Urteils aufs lebhafteste eingetreten. Über 280 psychologische Experimente habe ich angestellt und ausführlich mitgeteilt.

S. 12 sage ich: „Da das Urteil zu den Erlebnissen gehört, so ist es offenbar in demselben Sinne Gegenstand der psychologischen Untersuchung wie die übrigen Erlebnisse. Auch das Urteil muss daher als solches nach allen Richtungen hin untersucht werden." S. 93 f. heisst es: „Ich wüsste

kein auf das Urteil sich beziehendes Problem zu nennen, welches sich einer fruchtbaren, experimentellen Behandlung unzugänglich erweisen könnte. Ist aber in der Psychologie irgendwo die experimentelle Behandlung eines Problems möglich, so muss sie auch vollzogen werden.

Diese Stellen zeigen doch wohl (ebenso wie wie viele andere) deutlich, einen wie grossen Wert ich der psychologischen Untersuchung des Urteils beimesse. Ich kann daher unmöglich der Ansicht sein, die Behandlung des Urteils gehöre überhaupt nicht in die Psychologie.

Bei der wiederholten Lektüre meiner Schrift habe ich denn auch vergeblich nach einer Stelle gesucht, auf welche sich WUNDTS Ansicht über meine Auffassung der Urteilslehre mit Recht stützen könnte, und ich habe nur eine einzige Bemerkung meinerseits gefunden, welche, soweit ich sehe, möglicherweise Veranlassung zu WUNDTS Auffassung meiner Ansichten geben konnte. Ich habe nämlich[1]) ausgeführt, dass vom streng wissenschaftstheoretischen Standpunkt aus die psychologische Urteilslehre nicht als besonderer Teil der Psychologie etwa neben der Lehre von den Wahrnehmungen und den Vorstellungen aufgefasst werden dürfte, aber sogleich hinzugefügt, dass trotzdem diese psychologische Urteilslehre von grösstem Interesse sei.

Die betreffende Stelle lautet wörtlich so:

Als ein besonderer Teil der Psychologie etwa neben der Lehre von den Wahrnehmungen oder der Lehre von den Vorstellungen wird die psychologische Urteilslehre allerdings vom streng wissenschaftstheoretischen Standpunkt aus nicht angesehen werden dürfen. Für den Psychologen als solchen gibt es ebensowenig eine Urteilslehre, als es für den Chemiker als solchen eine physiologische Chemie gibt. Nichtsdestoweniger müssen wir der psychologischen Urteilslehre ebenso wie der physiologischen Chemie ein hervorragendes Interesse zuwenden. Denn beide Tatsachengebiete haben für uns, wenn auch aus Gründen, welche ausserhalb der fraglichen Disziplinen (der Chemie und der Psychologie) liegen, ein hervorragendes Interesse."

Bei ganz flüchtigem Hinblick auf diese Stelle mag es ja vielleicht einen Augenblick so scheinen, als wolle ich durch sie die Urteilslehre der Psychologie gänzlich entrücken. Aber sobald man sie näher ansieht, muss man doch wohl bemerken, dass ich darin zweimal von der „psychologischen"

[1]) a. a O. S. 94.

Urteilslehre spreche und zugleich sage, dass diese ein hervorragendes Interesse verdiene. Man kann daher aus jener Stelle kaum ableiten, dass ich tatsächlich der Ansicht sei, die Urteilslehre gehöre überhaupt nicht in die Psychologie.

Durch meine Behauptung, die Urteilslehre bilde nicht einen Teil der Psychologie, welcher der Lehre von den Empfindungen oder Vorstellungen koordiniert sei, wollte ich lediglich eine kleine wissenschaftstheoretische Erörterung einführen, die ich durch meinen Hinweis auf die Chemie und die physiologische Chemie als genügend geklärt erachte. Um indessen hier noch ein anderes Beispiel anzuführen, so sind auch sehr viele Psychologen der Ansicht, dass die experimentelle Psychologie nicht als ein besonderer Teil der Psychologie zu betrachten sei, und doch wird sich unter diesen kaum einer finden, der behauptet, die experimentelle Psychologie gehöre überhaupt nicht in die Psychologie. So kann man sehr wohl auch die psychologische Urteilslehre nicht als einen besondern Teil der Psychologie ansehen, ohne deshalb die unhaltbare Meinung haben zu müssen, sie gehöre nicht in die Psychologie[1]).

Wenn mich WUNDT an der oben zitierten Stelle zu den Vertretern der Reflexionspsychologie rechnet und wenn er den „durchgängig vorherrschenden Standpunkt“ dieser Richtung in der oben wiedergegebenen Weise charakterisiert, so habe ich zunächst zu bemerken, dass meine Schrift keine Veranlassung gibt, mich diesem „durchgängig vorherrschenden Standpunkt“ einzureihen. Denn abgesehen davon, dass ich nur an einer Stelle in dem oben erörterten Sinne von Schlüssen spreche, habe ich die Empfindungen nirgends als Urteile bezeichnet und bin nur der Ansicht, dass auch sie, wie alle Erlebnisse überhaupt zu Urteilen werden können. Von Affekten ist bei mir nirgends die Rede. Ebensowenig habe ich irgendwo behauptet, alles psychologische Geschehen werde von einer Logik durchzogen

[1]) WUNDTS Irrtum, ich meinte die Urteilsfunktion gehörte nicht in die Psychologie, kehrt a. a. O. S. 581 Anm. wieder.

auf welcher sich als mechanische Bindeglieder die Associationen bewegen. Auch nicht entfernt ähnliche Behauptungen sind in meiner Schrift zu finden.

Was aber die Reflexionspsychologie abgesehen von diesem „durchgängig vorherrschenden Standpunkt“ anlangt, so habe ich in WUNDTS Schriften vergeblich nach einer Definition derselben gesucht. Ich meinerseits habe bisher unter Reflexionspsychologen solche Schriftsteller verstanden welche anstatt zu experimentieren auch da reflektieren, wo das Experiment sehr wohl in Anwendung gebracht werden könnte. Zu Produkten der Reflexionspsychologie wären demnach z. B. rein theoretische, durch keinerlei Experimente begründete Erörterungen zu rechnen, die über die Formen der aktiven Apperzeption, die Entwicklung apperzeptiver Gesamtvorstellungen, die Agglutination und Synthese der Vorstellungen, die Gesetze des apperzeptiven Gedankenverlaufs u. dergl. handeln. Wenn WUNDT an der oben abgedruckten Stelle sagt, Reflexionspsychologie öffne der Misshandlung der Psychologie Tür und Tor, so stimme ich ihm unter Zugrundelegung dieses Begriffs der Reflexionspsychologie völlig bei, muss aber zugleich hinzufügen, dass sich in meinen Schriften keine Erörterungen finden, die unter diesen Begriff fallen.

Meine Versuche über die psychologische Natur des Urteils hält WUNDT für wertlos, da sie offenbar Kunstprodukte des Experimentes seien, die sich von den ursprünglichen Urteilen mehr oder weniger weit entfernen[1]). Um diese Ansicht zu stützen, bespricht WUNDT zwei Gruppen meiner Versuche.

In der ersten habe ich meinen beiden Beobachtern (natürlich jedem in einer besonderen Sitzung) zwei Gewichte von gleicher Grösse und Gestalt, aber verschiedener Schwere vorgelegt und ihnen die Aufgabe gestellt, die Gewichte der Reihe nach mit derselben Hand gleich hoch zu heben und dann das schwerere der beiden Gewichte umzukehren. Die

[1]) a. a. O. S. 580 f.

Tätigkeit des Umkehrens der beiden Gewichte war offenbar richtig, wenn sie an dem schwereren, falsch, wenn sie an dem leichteren Gewichte vollzogen wurde. Sie war demnach, sofern sie dem Beobachter bewusst wurde, ein Urteil. Jeder der beiden Beobachter führte drei solche Versuche aus, wobei jeweils ganz oder teilweise verschiedene Gewichte zur Anwendung kamen. WUNDT sagt nun im Hinblick auf diese Experimente, es fänden im allgemeinen keine ursprünglichen Urteile statt, wenn sich jemand einübe, bei der Unterscheidung zweier Gewichte mit einer bestimmten Handbewegung auf das schwerere zu reagieren. „Ist er noch ungeübt", fährt WUNDT fort, „so wird dabei möglicherweise ein an die Reproduktion gebundener Wahlakt vorliegen; sehr bald wird aber die Reaktion rein automatisch erfolgen." Wie man sieht, ist diese Darstellung meiner Experimente unzutreffend, da sich von meinen Versuchspersonen keine eingeübt hat, bei der Unterscheidung zweier Gewichte mit einer bestimmten Handbewegung zu reagieren. Im Gegenteil muss bei diesen Experimenten, deren jede Versuchsperson nur drei ausführte, jede Übung als ausgeschlossen betrachtet werden. Wenn WUNDT sagt, bei diesen Versuchen hätte, soweit der Beobachter noch ungeübt war, möglicherweise ein an die Reproduktion gebundener Wahlakt vorgelegen, so dürfte dieser Satz kaum verständlich sein. Vielleicht liegt indessen hier ein Druckfehler vor, so zwar, dass statt des Wortes Reproduktion das Wort Reaktion eingesetzt werden muss. Sollte dies der Fall sein, so hätte ich zu erwidern, dass solche Wahlakte nach meiner Definition des Urteils allerdings als Urteile angesehen werden müssen, da auf sie die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung finden.

In der zweiten von WUNDT erörterten Versuchsgruppe habe ich den Beobachtern Sätze aus SPINOZAS Ethik vorgelesen, die sie laut übersetzen mussten, um dann die im Anschluss an die gehörten lateinischen Sätze erlebten Bewusstseinsvorgänge zu Protokoll zu geben. Die Erlebnisse der

Beobachter, die mit der Übersetzung der Sätze zusammenfielen, konnten, da auf sie die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung fanden, als Urteile im Sinne meiner Definition bezeichnet werden. Die Protokolle dieser Experimente ergaben mehrfach, dass die Übersetzung rein associativ ohne weitere Erlebnisse erfolgte. Diesen Versuchen gegenüber bemerkt Wundt, sie zeigten, dass bei zureichender Übung Sätze aus einer Sprache in eine andere automatisch durch blosse Wortassoziationen übersetzt werden können. Die Aussage der Beobachter, dass mit der Übersetzung der Texte keine weitere Erlebnisse verbunden gewesen seien, bürge aber dafür, dass es sich hier nicht um Urteile gehandelt habe.

Ich will nicht darüber streiten, ob die Herren Külpe und Roetteken im Übersetzen lateinischer Texte geübt sind oder nicht. Die Frage, welche Erlebnisse beim Übersetzen einer Sprache in eine andere stattfinden und wie sich diese Erlebnisse mit zunehmender Übung gestalten, ist für mich ein experimentelles Problem, das bisher nicht untersucht wurde und dessen Behandlung sehr wohl zu dem Ergebnis führen könnte (wenn auch nicht müsste), dass auch bei ungeübten die blosse Wortassoziation eine grosse Rolle spielt. Wenn aber Wundt meint, das Fehlen weiterer Erlebnisse bei den Übersetzungen der beiden Beobachter zeige, dass es sich hier nicht um Urteile gehandelt habe, so muss ich wiederum bemerken, dass hier nach meiner vorläufigen Definition der Urteile allerdings solche vorlagen, da die Übersetzungen offenbar richtig oder unrichtig waren.

Das Gleiche muss ich endlich Wundt entgegenhalten, wenn er am Schluss seiner Bemerkungen gegen meine Schrift ganz allgemein der Ansicht Ausdruck gibt, meine Versuche bezögen sich überhaupt nicht auf wirkliche Urteile, sondern nur auf Sätze, welche die sprachliche Form eines Urteils haben und auf mimische und pantomimische Reaktionen, die unter Umständen als Äquivalente von Urteilen vorkämen, aber im Fall meiner Untersuchungen keine wirklichen Urteile gewesen seien.

§ 4.
Notwendigkeit einer vorläufigen Definition des Urteils.

In der Besprechung der WUNDT'schen Einwände gegen meine Schrift über das Urteil habe ich mehrfach die eingangs der Untersuchung aufgestellte Definition des Urteils erwähnt, derzufolge Urteile Erlebnisse sind, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe Anwendung finden. Man wird nun vielleicht sagen, ich hätte kein Recht, gerade diese Definition des Urteils so sehr zu betonen und ich könne von niemandem verlangen, dass er sich ihr anschliesse.

Aber wer über das Urteil schreiben will, muss diesen Begriff doch zunächst irgendwie abgrenzen, da wie bekannt und wie gerade wieder durch WUNDTS Angriffe auf meine Versuche deutlich wird, keineswegs immer dieselben Gegenstände als Urteile bezeichnet werden. Wer über das Urteil handeln will, muss also seinen Untersuchungen eine vorläufige Definition des Urteils vorausschicken.

Solche vorläufigen, am Eingang von Untersuchungen aufgestellten Definitionen können bekanntlich später, je nach den Resultaten, zu welchen man gelangt, geändert werden müssen. Sie werden sich natürlich praktischerweise an den herrschenden Sprachgebrauch anlehnen, der Willkürlichkeit aber nicht vollständig entgehen können. Sie werden analytisch sein müssen, aber doch des synthetischen Charakters nicht ganz entbehren können. Denn „wer . . . analytische Definitionen aufstellt, korrigiert immer ein wenig den Sprachgebrauch“[1]). Solche vorläufigen Definitionen sind natürlich nicht wahr oder falsch im Sinne anderer Aussagesätze, sondern höchstens mehr oder weniger zweckmässig und mehr oder weniger mit dem herkömmlichen Sprachgebrauch übereinstimmend.

Ich habe nun im Sinne einer solchen vorläufigen Definition die Urteile als die Erlebnisse bezeichnet, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemässe An-

---

[1]) KARL OTTO ERDMANN, Die Bedeutung des Wortes (1900) S. 64.

wendung finden. Diese Definition hat den grossen Vorzug so weit zu sein, dass sie alle üblicherweise als Urteile bezeichneten Erlebnisse unter sich begreift[1]). Ich verhehle mir aber nicht, dass sie auch ihre Bedenken hat, da wir auch andere Gegenstände als gerade Erlebnisse mit dem Prädikaten richtig oder falsch belegen und da die logischen Grundbegriffe wahr und unwahr nicht auf alle Erlebnisse Anwendung finden, die richtig oder falsch heissen. Hier sind jedenfalls noch manche Schwierigkeiten aufzuklären.

Andrerseits muss man sich aber doch wohl entweder meiner vorläufigen Definition anschliessen oder eine andere bessere aufstellen oder aufgestellt haben. Wundt hat aber, soviel ich sehe, niemals in einem seiner Bücher solch eine Definition aufgestellt. Er setzt vielmehr implicite aber mit Unrecht das, was man unter Urteil versteht, als bekannt voraus, um im Anschluss an diesen angeblich bekannten Gegenstand seine Urteilstheorie zu entwickeln, die ihn dazu führt, im Urteil eine Zerlegung einer Gesamtvorstellung in ihre Teile zu sehen[2]).

Dieses Vorgehen scheint mir nicht angemessen. Solange man nicht eine vorläufige, wenn auch an den Sprachgebrauch angeschlossene, doch in gewissem Grade willkürliche Definition des Urteils vorausgeschickt hat, hat es gar keinen Sinn, irgend etwas über das Urteil behaupten zu wollen. Was soll schliesslich damit gesagt sein, wenn Wundt lehrt, Urteile seien Zerlegungen von Vorstellungen, wenn nicht genau bekannt ist, was Wundt unter Urteilen versteht. Dass irgendwo und irgendwann Zerlegungen von Gesamtvorstellungen in ihre Teile stattfinden, kann gewiss nicht bestritten werden. Auch hat Wundt das gute Recht, solche Vorgänge im Sinne einer vorläufigen Definition als Urteile zu bezeichnen. Dies ist aber doch wohl kaum Wundts Absicht. Er will vielmehr durch jene Theorie

---

[1]) Doch rechnet Benno Erdmann, Logik I (1892) auch die Fragen zu den Urteilen.

[2]) Logik, 3. Aufl. (1906) I, S. 145 ff.

einen Tatsachenkomplex beschreiben, der nicht abgegrenzt ist und daher als solcher nicht beschrieben werden kann.

Wenn WUNDT mitteilen würde, was er im Sinne einer vorläufigen Definition unter Urteil versteht, so wäre ich sehr gern bereit, meine Versuche mit Urteilen, die unter diese Definition fallen, zu wiederholen. Ich habe bereits im Anschluss an WUNDTS Physiologische Psychologie und Logik eine Reihe von Gesichtspunkten in Aussicht genommen, unter welchen die Protokolle der Experimente mit „wirklichen“ Urteilen auf die WUNDT'schen teorethischen Anschauungen hin zu prüfen wären.

Man würde übrigens weit fehlgehen, wollte man annehmen, WUNDT stehe mit seinem Verfahren, über nicht abgegrenzte Gegenstände zu schreiben, ohne eine vorläufige Definition derselben vorausgeschickt zu haben, ganz allein. Solches ist nicht nur im Gebiet der Urteilslehre häufig; vielmehr besteht ein Erbfehler der Philosophen, den sie mit andern, insbesondere mit Volksrednern gemein haben darin, dass die verschiedenen Gelehrten mit denselben Worten ganz heterogene Dinge bezeichnen. Man denke nur etwa an die Streitigkeiten um die Willensfreiheit. Dass auf solchem Wege verschiedene Forscher zu gänzlich verschiedenen Resultaten gelangen ist nicht sehr wunderbar.

III.

Wortbedeutung und Begriffslehre.

§ 1. Umfang, Inhalt und Definition des Begriffs. § 2. Usuelle und okkasionelle Bedeutung. § 3. Übliche und gelegentliche Bedeutung. § 4. Elementare und komplexe Bedeutung. § 5. Einteilung der Wortbedeutungen nach den Bedeutungsgegenständen. § 6. Wortbedeutung und Begriffslehre.

§ 1.

Umfang, Inhalt und Definition des Begriffs.

Die Gesamtheit der Gegenstände, die wir mit dem Wort x bezeichnen, heisst der Umfang des Begriffes x. Für das Wort *Berlin* wird dieser Umfang durch einen einzigen Gegenstand repräsentiert, der Umfang des Begriffes *Dreieck* hingegen umfasst eine unendlich grosse Zahl von Gegenständen. Ob wir irgend einen Gegenstand als zum Umfang

eines Begriffes gehörig betrachten, hängt davon ab, ob ihm gewisse Merkmale zukommen. Diejenigen Merkmale eines Gegenstandes, die wir als erforderlich ansehen, um ihn zum Umfang eines bestimmten Begriffes zu rechnen, bilden die wesentlichen Merkmale oder den Inhalt dieses Begriffs. Die Definition eines Begriffs besteht in der Aufzählung seines Inhalts oder, sofern dies überhaupt möglich ist, seines Umfangs. Statt die wesentlichen Merkmale oder den Inhalt eines zu definierenden Begriffes aufzuzählen, können wir indessen auch andere Merkmale angeben, von denen wir wissen, dass mit ihnen die Inthaltsmerkmale notwendigerweise verbunden sind.

Diese Bemerkungen sind so allgemein gehalten, dass sie wohl mit jeder philosophischen Anschauung über die Natur des Begriffs in Einklang gebracht werden können. Sie schliessen ein Wesen im aristotelischen Sinne ebensowenig aus wie den Begriff im Sinne der allgemeinen Vorstellung[1]). Auch wer wie RIEHL[2]) Begriffe nur als potentielle Urteile gelten lassen will, wird sich mit den obigen Ausführungen befreunden können, da sie der Ansicht, dass die Gegenstände des Umfangs des Begriffs mögliche Urteile seien, nichts in den Weg legt. Die bekanntlich schon bis aufs Mittelalter und die Stoa zurückgehende Lehre, dass alle Begriffe nur Worte seien[3]), lässt sich gleichfalls mit unsern bisherigen Ausführungen vereinen.

Wie man aber über die Natur des Begriffes auch denken mag, die Lehren vom Umfang, Inhalt und der Definition lassen sich ohne tatsächliche Berücksichtigung der Wortbedeutungen oder wenigstens einzelner Wortbedeutungen

---

[1]) Ob es solche Gebilde gibt, ist eine Frage, die experimentell untersucht werden kann und daher lediglich auf experimenteller Basis beantwortet werden darf. Man vergleiche dazu meine Schrift, Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil. Eine Einleitung in die Logik, Leipzig 1901, S. 99 ff.

[2]) Der philosophische Kritizismus Bd. II, 1 S. 224.

[3]) Diese Ansicht ist nicht die des HOBBES. Vergl. De corpore II. — Ibidem II, 5: „Quoniam autem nomina, ut definitum est, disposita in oratione signa sunt conceptuum . . . .“

nicht durchführen. Es liesse sich sogar leicht zeigen, dass die Wortbedeutungen gewissermassen das Leitmotiv aller dieser Lehren sind, was auch da gilt, wo gelegentlich erklärt wird, dass die Sprache nur zur Verwirrung der Definitionslehre beigetragen hat[1]). Die Wortbedeutungen sollen in den folgenden §§ 2—5 näher untersucht werden.

§ 2.
Usuelle und okkasionelle Bedeutung.

Die Sprachforscher pflegen im Anschluss an PAUL[2]) zwischen usueller und okkasioneller Bedeutung der Worte zu unterscheiden. PAUL selbst grenzt am Eingang seiner Untersuchungen über den Wandel der Wortbedeutungen beides in folgender Weise gegeneinander ab: „Wir verstehen . . . unter usueller Bedeutung, den gesamten Vorstellungsinhalt, der sich für den Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Worte verbindet, unter okkasioneller Bedeutung denjenigen Vorstellungsinhalt, welchen der Redende, indem er das Wort ausspricht, damit verbindet und von welchem er erwartet, dass ihn auch der Hörende damit verbinde“[3]).

Diese Definitionen können indessen heute nicht mehr als einwandsfrei gelten. Zunächst müssen wir zwischen den Worten und den Gegenständen unterscheiden, die wir mit den Worten bezeichnen. Diese Gegenstände machen die Bedeutungen der Worte aus. Diese Bedeutungen können, müssen sich aber nicht in Vorstellungen ausdrücken. So kann mit dem Aussprechen des Wortes Pferd die Vorstellung eines bestimmten Pferdes verknüpft sein. Dieser Fall ist aber keineswegs der gewöhnliche. Bei meinen Untersuchungen über das Urteil[4]) habe ich zwei vorzüglich geschulten Beobachtern verschiedene Fragen vorgelegt, welche sie entweder laut oder innerlich sprechend beantworten

---

[1]) RICKERT, Zur Lehre von der Definition, S. 53.
[2]) Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl. 1898, S. 67 ff.
[3]) Prinzipien, S. 68.
[4]) Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil. Eine Einleitung in die Logik 1901. S. 26 ff.

mussten, um dann die Erlebnisse, die im Anschluss an meine Frage abliefen, zu Protokoll zu geben. Alle diese Protokolle zeigten nur einen Fall, in welchem mit den Antworten Vorstellungen verbunden waren, die man als dem Bedeutungskreis der begleitenden Worte angehörig deuten kann; auf die Frage: „*welches ist wohl die am hänfigsten gebrauchte deutsche Partikel?*“ reagierte nämlich ein Beobachter mit dem Wort und, wobei dem Protokoll zufolge ein optisches Bild des geschriebenen Wortes auftrat. In einer andern Gruppe von Versuchen las ich den beiden Beobachtern Sätze aus SPINOZAS Ethik vor, die sie durch laut zu sprechende Worte ins Deutsche übersetzen mussten. Auch hier gaben sie die Erlebnisse zu Protokoll, die mit ihren Worten einhergingen. Unter den acht Experimenten, die wir in dieser Weise ausführten, befand sich kein einziges, wo der Beobachter Vorstellungen hatte, welche dem Bedeutungskreis der ausgesprochenen Worte angehören. In sehr vielen Fällen waren mit den gesprochenen Worten weitere Erlebnisse überhaupt nicht verknüpft.

Es gibt nun aber auch Fälle, wo es ganz unmöglich ist, dass die gesprochenen Worte Vorstellungen ihres Bedeutungskreises mit sich führen; denn eine grosse Anzahl von Worten sind Zeichen für Gegenstände, welche überhaupt nicht vorstellbar sind. Hierher gehören z. B. die Worte *Röte, Dreieck* (im geometrischen Sinn), *zwei*, *Raum* und dergl. Wir können einen roten Körper, eine dreieckige irgendwie gefärbte oder schwarze Fläche, zwei Menschen oder einen durchsichtigen, farblosen oder irgendwie gefärbten oder undurchsichtigen Raum vorstellen, niemals aber die Gegenstände als solche, welche durch jene Worte bezeichnet werden.

In den Erörterungen dieses § wurde bisher stillschweigend vorausgesetzt, dass ein Wort immer mehrere Gegenstände bezeichne, weshalb auch von einem Bedeutungskreis der Worte die Rede war. Wie aber allgemein bekannt und schon im § 1 angedeutet ist, gibt es auch Worte,

welche nur einen einzigen Gegenstand bedeuten. Diese Worte sind die Eigennamen und diejenigen Worte, die wie Eigennamen gebraucht werden können[1]. Auch sie sind nicht immer mit Vorstellungen der Bedeutung verbunden. Für viele Eigennamen wie z. B. für Anaximander wäre dies auch ganz unmöglich.

Sind nun mit den gesprochenen Worten vielfach keine Vorstellungen der von ihnen bezeichneten Gegenstände verbunden, so sind die gesprochenen Worte häufig mit Vorstellungen verknüpft, die mit der Bedeutung der Worte nichts zu tun haben. So ist es sehr wohl möglich, dass jemand, der die Worte *„ich war gestern zu Hause"* spricht, gleichzeitig nur das Gesichtsbild eines Freundes erlebt, der ihn gestern in seinem Hause besuchte.

Wir dürfen also sagen: wir sprechen häufig Worte aus, ohne dass sich mit ihnen Vorstellungen ihrer Bedeutungen verbinden. Oft ist es unmöglich, die Bedeutungen vorzustellen. Vielfach sind mit den ausgesprochenen Worten überhaupt keine weiteren Vorstellungen verknüpft oder solche, welche nicht unter die Wortbedeutungen fallen. Bei diesem losen Zusammenhang der Worte einerseits und der Bedeutungsvorstellungen andrerseits ist es offenbar nicht tunlich, mit PAUL zu sagen: „Wir verstehen unter usueller Bedeutung den gesamten Vorstellungsinhalt, der sich für den Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Worte verbindet, unter okkasioneller Bedeutung denjenigen Vorstellungsinhalt, welchen der Redende, indem er das Wort ausspricht, damit verbindet".

Wenn aber PAUL zugleich sagt, die okkasionelle Bedeutung sei auch derjenige Vorstellungsinhalt, von welchem der Redende erwarte, dass ihn der hörende mit den gehörten Worten verbinde, — so stösst auch diese Definition psychologischerseits auf Schwierigkeiten. Bei Gelegenheit der erwähnten Schrift über das Urteil richtete ich an einen Assistenten Fragen, die er mit einzelnen Worten beant-

[1] PAUL a. a. O. S. 69.

worten musste, während der Beobachter Fragen und Antworten anhörte und dann seine während der Antworten abgelaufenen Erlebnisse zu Protokoll gab. In andern Versuchen wurden dem Beobachter Sätze zugerufen, nach deren Anhörung er jeweils ein Protokoll abgeben musste. Diese Experimente[1]), an welchen sich sechs Beobachter beteiligten, hatten einen ähnlichen Verlauf wie die vorhin angeführten. Die gehörten Worte waren mit mancherlei Erlebnissen und auch mit Vorstellungen verknüpft, die aber keineswegs immer der Bedeutung der gehörten Worte entsprachen. Verschiedene gehörte Sätze und einzelne Worte lösten weitere Vorstellungen überhaupt nicht aus, und bei den Sätzen, die mit Vorstellungen verknüpft waren, erzeugten keineswegs alle Worte oder auch nur alle Substantiva, Adjektiva und Verba begleitende Vorstellungen. Letztere traten überhaupt bei den verschiedenen Beobachtern in sehr verschiedener Menge auf. Wurde mit zwei Beobachtern das gleiche Experiment ausgeführt, so waren die von den beiden Beobachtern abgegebenen Protokolle in der Regel gänzlich verschieden. Unter diesen Umständen wäre es sehr verfehlt, wenn ein Redender erwarten wollte, dass die Hörenden mit seinen Worten ganz bestimmte Vorstellungsinhalte oder gar die von dem Redenden selbst erlebten Vorstellungsinhalte verbänden. Man kann daher auch nicht sagen, die okkasionelle Bedeutung sei derjenige Vorstellungsinhalt, von welchem der Redende erwarte, dass ihn der Hörende mit den vernommenen Worten verbinde. Was der Redende erwarten kann und in der Regel natürlich erwartet. ist lediglich, dass er vom Hörenden verstanden wird. Wir verstehen aber gesprochene Worte dann, wenn wir wissen. welche Gegenstände der Sprechende mit seinen Worten bezeichnet[2]); die aktuellen Erlebnisse, die wir beim Hören haben, sind nicht eine conditio sine qua non des Verstehens, und bestimmte Vorstellungsinhalte mit den gehörten

[1]) a. a. O. S. 70 ff.
[2]) Vergl. meine Schrift über das Urteil S. 91 f.

Worten zu verbinden ist weder für das Verständnis immer notwendig noch überhaupt immer möglich. Denn nicht alle Bedeutungen sind mögliche Vorstellungsinhalte.

Wollen wir daher die erwähnten PAUL'schen Definitionen der Sache noch beibehalten und sie zugleich so umformen, dass sie mit den Ergebnissen des psychologischen Experiments im Einklang stehen, so müssen wir sie offenbar ohne Rücksicht auf die mit gesprochenen oder gehörten Worten möglicherweise verbundenen Vorstellungen definieren, sondern statt ihrer lediglich die Bedeutungen der Worte im Sinne der von den Worten bezeichneten Gegenstände ins Auge fassen. Wir können dann sagen: wir verstehen unter usueller Bedeutung die Gesamtheit der Gegenstände, welche die Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Worte bezeichnen, unter okkasioneller Bedeutung die Gegenstände, welche der Redende, indem er das Wort ausspricht, damit bezeichnet und von welchen der Hörende nach der Erwartung des Redenden weiss, dass sie durch das fragliche Wort bezeichnet werden.

PAUL lehrt nun auch, dass ein Wort mehrere usuelle Bedeutungen haben könne (*Acht=dilligentia, proscriptio, octo*). Er nimmt nämlich[1]) dann mehrere usuelle Bedeutungen eines Wortes an, wenn eine Definition nicht ausreichend ist, um den ganzen Umfang der Bedeutung eines Wortes auszudrücken, was offenbar z. B. für die Bedeutungen von *Acht* zutrifft. Wollen wir dieser Auffassung gerecht werden, so müssen wir sagen: Wir verstehen unter einer usuellen Bedeutung die Gesamtheit derjenigen Gegenstände, welche von den Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Wort bezeichnet werden und für welche sich eine gemeinschaftliche Definition aufstellen lässt.

PAUL will aber auch mit seinen Begriffsbestimmungen die Bedeutung, die ein Wort in der jedesmaligen Anwendung hat gegen die Bedeutung die ihm an und für sich, dem Usus nach zukommt, abgrenzen[2]). Dies lehrt uns, wie wir

[1]) Prinzipien, S. 70.
[2]) Prinzipien, S. 68.

den Ausdruck Gesamtheit in den obigen Definitionen zu verstehen haben. Fragen wir uns zunächst, welche Bedeutung man einem Wort an sich beizulegen pflegt, so sehen wir, dass die Worte sich immer in irgendwelcher Anwendung vor finden und dass eine Bedeutung an sich offenbar nur diejenigen Merkmale umfassen kann, die allen unter eine Definition fallenden okkasionellen Bedeutungen gemeinsam sind. Wenn wir von all' diesen okkasionellen Bedeutungen das weglassen, was für die einzelnen Wortbedeutungen spezifisch ist, so gelangen wir zu einem von den einzelnen Bedeutungen gewissermassen abgezogenen, abstrakten Gegenstand, den wir als Bedeutung an sich den von dem Wort in den verschiedenen okkasionellen Verwendungen bezeichneten Gegenständen gegenüberstellen können. Diese Bedeutung an sich, diese abstrakte Gesamtheit der gemeinsamen Merkmale der okkasionellen Bedeutungen ist es daher, was der Gesamtheit der Gegenstände in unseren Definitionen entspricht.

Wir können also zusammenfassend sagen: Die okkasionelle Bedeutung ist die Bedeutung, die einem Wort bei einer bestimmten Anwendung zukommt, die usuelle Bedeutung ist die Bedeutung eines Wortes an sich, d. h. die abstrakte Gesamtheit der gemeinsamen Merkmale der einzelnen okkasionellen Bedeutungen, die unter eine einzige Definition fallen.

§ 3.
Übliche und gelegentliche Bedeutung.

Paul spricht nun auch von mehreren Fällen, wo die okkasionelle Bedeutung nicht alle Elemente der usuellen enthält z. B. bei den Worten *Schwein*, *stinkt* und *hinkt* in den Beispielen: *Dieser Mensch ist ein Schwein, Eigenlob stinkt, Freundeslob hinkt.* In solchen Fällen enthält die usuelle Bedeutnng Merkmale, welche der okkasionellen fehlen. Da dies nach der eben entwickelten, wie auch nach der ursprünglichen Paul'schen Definition ganz unmöglich ist, so müssen wir annehmen, dass Paul an diesen und ähnlichen

Stellen[1]) einen andern Begriff der okkasionellen und usuellen Bedeutung zugrunde legt, dass er nämlich hier unter dieser einfach die übliche, unter jener die gelegentliche Bedeutung versteht.

Wir wollen nun die Worte *usuell* und *okkasionell* lediglich im Sinne der oben gesperrt gedruckten Definitionen verwenden und ihnen die Ausdrücke *üblich* und *gelegentlich* gegenüberstellen. Es ist dann klar, dass sowohl von verschiedenen okkasionellen als auch von verschiedenen usuellen Bedeutungen eines Wortes die eine üblicher und gelegentlicher sein kann als die andere.

§ 4.
Elementare und resultierende Bedeutung.

Ein Teil der Worte kann dekliniert oder konjugiert werden, kann also verschiedenen Flexionscharakter annehmen, wie wir uns mangels einer besseren Terminologie ausdrücken wollen. Der Flexionscharakter kann mit Hilfe von Flexionszeichen oder durch die Stellung ausgedrückt werden. *(Peter schlägt Paul, Paul schlägt Peter).* Der Flexionscharakter der Worte (d. h. also der Umstand, ob sie im Nominativ oder Dativ, der zweiten oder dritten Person, dem Imperfekt oder Perfekt, der Einzahl oder Mehrzahl usw. gebraucht werden) hat nun natürlich selbst eine gewisse Bedeutung. Andrerseits haben aber die flektierten Worte auch eigene für die verschiedensten Flexionsformen konstante Bedeutungen. Daher müssen wir den flektierten Worten nicht eine, sondern mindestens zwei Bedeutungen zuschreiben, von denen eine mit dem Flexionscharakter der Worte variiert.

Auch an die zusammengesetzten Worte (wie z. B. *Räuberhauptmann*) knüpfen sich vielfach mehrere Bedeutungen an, keineswegs freilich immer, da wie bekannt, die Erkenntnis, dass Worte zusammengesetzt sind, gänzlich verloren gehen kann. Alle Worte, die nicht mehr als eine Bedeutung besitzen, sind mit mindestens einer Bedeutung verbunden. Bedeutungslose Worte gibt es nicht. Die Bedeutung ist

[1]) Prinzipien, S. 75 ff.

vielmehr ein wesentliches Merkmal des Wortes, durch welches sich dieses von sinnlosen Lautkomplexen unterscheidet.

Die Bedeutungen solcher Worte mit nur einer Bedeutung sowie die einzelnen Bedeutungen zusammengesetzter und flektierter Worte wollen wir als elementare bezeichnen. Die Zeichen für die elementaren Bedeutungen treten zu Gruppen zusammen (*Räuberhauptmann)* oder sie verschmelzen zu Gruppen (*geht* [3. Pers. Praes.]), die neue Bedeutungen gewinnen. Zu solchen Gruppen mit Bedeutungen gehören ausser den zusammengesetzten und flektierten Worten auch Ausdrücke wie *gestern früh.*

Die Bedeutung, welche derlei Gruppen als solchen zukommt, ist offenbar von den entsprechenden elementaren Bedeutungen abhängig, ohne sich freilich aus ihnen einfach zusammenzusetzen oder nach einer für alle Fälle gültigen Regel aus ihnen abgeleitet werden zu können. Wir wollen die Bedeutungen solcher Gruppen von Zeichen als resultierende Bedeutungen bezeichnen.

Eine Gruppe von Zeichen, welcher eine resultierende Bedeutung entspricht, kann mit andern Zeichen zu einer neuen Gruppe zusammentreten, um dann als solche wiederum eine neue resultierende Bedeutung zu gewinnen, die sich zu den Bedeutungen, aus denen sie unmittelbar resultiert, ähnlich verhält, wie diese zu den elementaren. Der Ausdruck *die Flüsse* hat eine resultierende Bedeutung; ebenso der Ausdruck *im Gebirge.* Beide Gruppen von Worten können zu einer neuen Gruppe *Die Flüsse im Gebirge* zusammentreten, die nun auch wieder eine neue resultierende Bedeutung gewinnt.

Von Bedeutungen, die aus resultierenden Bedeutungen resultieren, gilt Analoges. Auch sie können mit anderen Bedeutungen zusammentreten, wodurch dann wieder neue resultierende Bedeutungen entstehen. (*Die Flüsse im Gebirge des südlichen Badens*). So können wir resultierende Bedeutungen verschiedener Grade unterscheiden. Natürlich gehören auch die Bedeutungen ganzer Sätze zu diesen resultierenden Bedeutungen.

Die Prädikate der usuellen, okkasionellen, üblichen und gelegentlichen Bedeutung finden nun offenbar in gleicher Weise auf die elementaren wie auf die resultierenden Bedeutungen Anwendung.

§ 5.

Einteilung der Wortbedeutungen nach den Bedeutungsgegenständen.

Gewisse Zeichen bedeuten Gegenstände, denen wir Merkmale beilegen, z. B. die Worte *Die Rose* im Satz *Die Rose ist rot.* Andere Zeichen bedeuten Merkmale von Gegenständen, wie das Wort *rot* in dem genannten Satz. Andere Zeichen bedeuten Beziehungen, die wir zwischen Gegenständen herstellen, wie die Worte *weil* — *so* im Satz *Weil a ist, so ist b.* Übrigens können die Gegenstände, denen wir Merkmale beilegen, selbst Merkmale sein, wie in dem Satz *Rot ist eine Farbe*; auch können die Gegenstände, zwischen denen wir Beziehungen herstellen, selbst Beziehungen sein, wie in dem Ausdruck *a und b oder c und d.* Andere Zeichen bedeuten, dass wir einem Gegenstand ein Merkmal beilegen, wie das Wort *ist* in unserm Satz von der Rose. Andere Zeichen drücken aus, dass wir im Zweifel sind, ob einem Gegenstand ein Merkmal zukommt, wie die Worte *ist vielleicht* im Satz *Die Rose ist vielleicht rot.* Die Bedeutungen von Worten wie *ist* und *ist vielleicht* rechnet man wohl auch selbst zu den Beziehungen. — So lassen sich die Wortbedeutungen nach dem Charakter der Gegenstände einteilen, die durch die Worte bezeichnet werden.

Jede Klasse dieser Wortbedeutungeu kann dann wieder nach den im letzten Absatz des vorigen § zusammengestellten Gesichtspunkten betrachtet werden.

§ 6.

Wortbedeutung und Begriffslehre.

Die usuelle Bedeutung ist die abstrakte Gesamtheit der gemeinsamen Merkmale der Gegenstände, die wir unter eine Definition stellen können und mit einem einzigen Ausdruck bezeichnen. Die usuelle Bedeutung des Wortes *gestern*

ist daher der abstrakte Gegenstand, dem die gemeinsamen Merkmale aller Gegenstände zukommen, die wir im Einzelfalle mit *gestern* bezeichnen[1]). Die usuelle Bedeutung eines Ausdrucks erscheint daher als der Inhalt des dem betreffenden Wort zugehörigen Begriffs: die usuelle Bedeutung des Wortes *gestern* ist also nichts anders als der Inhalt des Begriffs *gestern.* Jede einzelne okkasionelle Bedeutung kann dann als Gegenstand des Umfangs des betreffenden Begriffs angesehen werden, wie z. B. die okkasionelle Bedeutung des Wortes *gestern* im Ausdruck *gestern früh.*

Hieraus ergibt sich, das man die Lehre vom Inhalt und Umfang des Begriffs nicht auf die usuellen Bedeutungen als solche, wohl aber auf die usuellen und okkasionellen Bedeutungen beziehen kann. Auch ist nach dem Vorhergehenden ohne weiteres klar, dass die Inhaltsdefinitionen die usuelle Bedeutung eines Ausdrucks klarlegen, während die Umfangsdefinitionen die okkasionellen Bedeutungen mehr oder weniger vollständig aufzählen.

Auch auf eine okkasionelle Bedeutung als solche lässt sich die konventionelle Begriffslehre nicht anwenden. Okkasionell bedeuten die Ausdrücke ja immer etwas ganz Bestimmtes, sei es nun einen einzelnen Gegenstand (wie die Ausdrücke *Napoleon I.* oder *Dieser Kreis im geometrischen Sinne des Wortes*), sei es eine Reihe von Gegenständen wie kollektive Ausdrücke (*die Deutschen*). So kann man die okkasionellen Bedeutungen nur jeweils als Begriffsumfänge der betreffenden Ausdrücke ansehen. Wird freilich wie beim Beispiel *Napoleon I.* die Anzahl der Umfangsgegenstände gleich 1, so fallen Inhalts- und Umfangsmerkmale und eine usuelle und eine okkasionelle Bedeutung zusammen.

Wenn wir uns nun fragen, ob eine Begriffslehre im Sinne der traditionellen Inhalts-, Umfangs- und Definitionslehre historisch und sachlich möglich wäre, ohne jegliche Berücksichtigung der Wortbedeutungen, so dürfte dies ent-

---

[1]) Man muss sich hier an unsern Begriff des Gegenstandes erinnern. S. Aufsatz I, S. 465ff.

schieden zu verneinen sein. Die Parallele zwischen der Tatsache der okkasionellen und usuellen Bedeutungen und dem Verhältnis von Umfang und Inhalt ist doch wohl kaum als eine zufällige anzusehen. Offenbar ist nicht nur die PAUL'sche Theorie, sondern auch die Lehre vom Umfang usw. im Grunde eine Theorie der Wortbedeutung.

Dass aber diese Theorie des Inhalts usw. ebenso wie die Einteilung der Bedeutungen in okkasionelle und usuelle nicht nur auf einzelne Worte, sondern auch auf komplizierte Ausdrücke und selbst Sätze anwendbar ist oder dass sie nicht nur auf elementare Bedeutungen, sondern auch auf komplexe bezogen werden kann, liegt auf der Hand. Auch ist klar, dass die Theorie des Inhalts, Umfangs und der Definition nicht nur auf Substantiva, Adjektiva, Adverbia und substanivierte Infinitive oder besser Verbalabstrakta bezogen werden kann, sondern auf ganz beliebige Wortklassen. Die Bevorzugung der Bedeutungen der Substantiva, Adjektiva, Adverbia und Verbalabstrakta in der Begriffslehre dürfte vornehmlich in zweierlei ihren Grund finden. Einmal sind in diesen Wortklassen die okkasionellen Bedeutungen im allgemeinen leichter zu überblicken und die usuellen leichter zu formulieren als in den andern. Man denke z. B. an die Bedeutungen von Partikeln wie *und*, *doch*, deren Sinn mannigfaltig und schwer exakt feststellbar ist! Dann aber hatten nur die Bedeutungen jener Wortarten für die platonisch-aristotelische Philosophie ein besonderes Interesse. Dieses metaphysische Interesse aus der Zeit des Entstehens der Begriffslehre dürfte heute immer noch nachwirken.

Berichtigung.

In der Abhandlung „über naturwissenschaftliche Hypothesen" in diesem Bande S. 148 findet sich im Anschluss an die Besprechung des Verhältnisses der Ladung zur Masse bei einem elektrischen Elementarquantum die Bemerkung: „Die Ladung ist also ausserordentlich gross, die Masse dagegen klein, und zwar mindestens 1000mal kleiner als die eines Wasserstoffatoms." Dieser Satz enthält eine Inkorrektheit. Der Quotient selbst besagt nichts Direktes über Ladung und Masse für sich. Doch haben verschiedene Tatsachen zu denselben Annahmen über beide hingeführt. Wir erwähnen davon nur folgendes: Für die Ionen in Elektrolyten kann man das Verhältnis der Ladung zur Masse aus dem elektrochemischen Äquivalent herleiten, und da die kinetische Gastheorie einen angenäherten Wert für die Masse eines solchen Ions an die Hand gibt, so ist auch seine Ladung bekannt. J. J. THOMSON hat ferner durch seine „Nebelmethode" einen Weg gezeigt, auf dem man die Ladung der Gasionen finden kann. Merkwürdigerweise ergibt sich dabei ein Wert, der mit dem für die Ladung eines Wasserstoffions gut übereinstimmt (10^{-20} e. m. Einheiten). Da nun aus anderen Daten hervorzugehen scheint, dass die negativen Elektronen, um die es sich gewöhnlich handelt, nach Ladung und Masse nur wenig von einander differieren, so folgert man, dass die Ladung eines Gasions nichts anderes als das elektrische Elementarquantum selbst sei, und das zwingt dann weiter dazu, die Masse eines solches Quantums sehr klein anzunehmen und zwar etwa 2000mal so klein als die eines Wasserstoffatoms.

EMIL KOCH.

Berichterstattung.

I.

Besprechungen.

Wilhelm Wundt: Völkerpsychologie, eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. 2. Band. Mythus und Religion, 1. Teil. Mit 53 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1905. XIV u. 617 S.

Der vorliegende erste Teil des zweiten Bandes der Völkerpsychologie von WILHELM WUNDT behandelt zum grössten Teile das Wesen der Phantasie, da ja die Phantasie die Schöpferin aller Mythen ist.

Das erste Kapitel hat zum Gegenstande die Phantasie in individualer und gewissermassen alltäglichster Erscheinung. Es wird nachgewiesen, dass die Phantasie nicht eine ausnahmsweise, gewissermassen nur eine feiertäglich auftretende Funktion unseres Geistes ist, sondern dass sie beständig, unaufhörlich und alltäglich an unseren Sinneseindrücken mitarbeitet.

Sehr viele unserer Sinneswahrnehmungen fügen zu dem Objektbilde Elemente hinzu, die aus der Gesamtheit früherer Erlebnisse zuströmen, und sind insofern Illusionen, Erzeugnisse nicht bloss der Empfindung, sondern auch der elementaren Phantasie (S 17 f.). Zur Untersuchung dieser elementaren Phantasie eignen sich am besten die pseudoskopischen, besonders die umkehrbaren perspektivischen Täuschungen. Eine und dieselbe Figur, z. B. die eines Tetraeders, wird bald als hinter der Ebene des Papiers gelegner Körper bald als aus derselben hervortretend aufgefasst, je nachdem man die horizontale Seite des basalen Dreiecks oder die mittlere vertikale Linie zuerst fixiert. Vielfach bestimmend wirkt dabei Schwäche oder Stärke, grössere oder geringere Deutlichkeit der Linien. Denn „aus unzähligen Empfindungen und ihren Komplexen hat sich die feste Assoziation zwischen Deutlichkeit und Nähe, Undeutlichkeit und Ferne gebildet“ (S. 29). Als letzter, entscheidender Faktor kommt dann noch die grössere oder geringere Bekanntheit hinzu, wenn sich mehrere Vorstellungen zur Deutung eines Eindrucks darbieten (S. 30). Und so wie es eine Raumphantasie gibt, die allerlei Subjektives zu dem objektiven Eindrucke hinzufügt, so gibt es auch eine Zeitphantasie, die dasselbe tut. Eine Reihe von Bewegungen oder von Schalleindrücken fassen wir als rhythmisches Taktgebilde auf, und zugleich als Ausdruck eines Affekts, den wir also in die Reihe hineinlegen, der aber auch durch diese Hineinlegung in uns verstärkt wird (S. 50). Wie die Raumphantasie für die bildende Kunst, so ist die Zeitphantasie die Grundlage für die „musischen Künste“. Diesen Namen führt WUNDT ein; er scheint mir besser als der von LESSING geprägte: „die redenden Künste“.

Das zweite Kapitel gibt eine Entwicklungsgeschichte der primitiven Kunst, in der „zugleich die allgemeinen Gesetze des Werdens der menschlichen Phantasie zum Ausdruck kommen“ (S. 89). Hierbei treten besonders

zwei Erscheinungen als sehr charakteristisch hervor: 1) Sehr oft ist nicht der ästhetische Eindruck der Zweck dessen, was uns als Kunstgebilde erscheint, sondern der Zauber, den man durch dieses Gebilde bewirken will. So ist das Auge, das in vielfacher Wiederholung den Mantel des Schamanen bedeckt, ursprünglich bloss ein Zaubermittel, durch dessen „bösen Blick“ er sowohl sich vor seinen Feinden schützen als auch selbst magische Wirkungen ausüben will (S. 203f). „In der Kunst reichen die Spuren dieses Glaubens von den mehräugigen Fetischbildern afrikanischer Negervölker an bis zu dem idealen Gorgonentypus der griechischen und den ihm verwandten Formen der mexikanischen Kunst“ (a. a. O.). Allmählich aber wird, wie beim Gorgonenhaupte, aus dem Zauber ein Schmuck. So blüht hier die ästhetische Wirkung aus einem ausserästhetischen Motive hervor; ein Beispiel des auch sonst von WUNDT stets hervorgehobenen Prinzips der „Heterogonie der Zwecke“. (Vergl. S. 296.) 2) Das Kunstwerk ist nicht bloss ein Erzeugnis dessen, der es hervorbringt. Wie in der Philosophie und in der Religion, gibt es in der Kunst immanente Kräfte, die ihren Werdegang beherrschen. Neben diesem Einflusse der Tradition wirkt noch die ganze Kultur der Zeit auf den Künstler, kommt in ihm auch seine besondere Rassenanlage zum Ausdruck (S. 221).

Die erste Stufe der bildenden Kunst ist die „Augenblickskunst“, die eine Form flüchtig hinwirft, mehr als Merkzeichen, denn als wirkliches Bild. Die Anfänge der Bilderschrift gehören hierher (S. 98). Die zweite Stufe ist die Erinnerungskunst, in mancher Hinsicht den Zeichnungen der Kinder ähnlich, aber ihnen nicht gleich. Sie unterscheidet sich von diesen durch grössere Sicherheit der Umrisslinien und durch stilisierende Umwandlung vieler Formen zu regelmässigen Ornamenten (S. 122). Aus der Methode, nach der Erinnerung zu zeichnen, erklärt sich die Gewohnheit, den Menschen immer in der Frontalansicht, das Tier aber im Profil darzustellen. Denn dem Menschen sehen wir in den wichtigsten Momenten, besonders wenn wir mit ihm sprechen, ins Angesicht, das Tier aber ist uns in der Gestalt seines gestreckten Rumpfes und seiner Beine und in seiner Bewegung am deutlichsten von der Seite (S. 144).

Die dritte Stufe der bildenden Kunst ist die Zierkunst. Sie ist sehr wichtig; denn sie ist die Mutter der Architektur. „Die Baukunst ist im eigentlichen Sinne die Ornamentik auf einer höheren Stufe“ (S. 115). Und aus der Architektur wieder erheben sich als ihre ornamentalen Ergänzungen Plastik und Malerei (S. 116).

Das Mittel der Zierkunst ist zuerst die Farbe, wie bei der Tätowierung (S. 157, 160), später die Zeichnung.

Die Motive der Zeichnung sind entweder Herstellungs- oder Nachahmungsmotive, beide gut entwickelt in der Keramik, von der die Baukunst sie übernommen hat (S. 173), und in den Webstoffen (S. 202 f.). Die ersten Gefässe entstehen in Körben, und die dabei entstandenen regelmässigen Abdrücke der Korbruten werden wegen ihrer Wohlgefälligkeit stehen gelassen (S. 175). Die Nachahmung ergreift entweder das ganze Gefäss, so dass die Flasche oft zur Menschengestalt, die Schüssel zum Tierleib, z. B. einem Vogel wird (S. 179 ff.), oder sie verwendet ein Tier bloss zum Ornament, z. B. die Schlange, das bevorzugte Zaubertier primitiver Völker Durch die Stilisierung, die in Vereinfachung oder in Variierung besteht (S. 127), wird häufig aus dem Nachahmungsmotiv das rein geometrische Ornament, z. B. aus der Schlange der Mäander (S. 185). Später als das Tier wird die Pflanze zur Ornamentik herangezogen und ebenfalls stilisiert. Es liegt bei dieser Erweiterung der Motive keine „Ermüdung“ durch die

älteren Formen zugrunde, sondern eine Aenderung der vorherrschenden Apperzeptionsrichtung (S. 198, 256 f.).

Von den musischen Künsten ist wohl die früheste der Tanz, allerdings fast immer mit Gesang und Musik verbunden (S. 302). Bei den Irokesen gibt es 32 verschiedene Tänze. Auch der Tanz ist ursprünglich ein Zaubermittel; besonders bei der Ackerbestellung und bei der Männerweihe (S. 411) sollte er die Hilfe der guten Dämonen herbeiziehen und die bösen vertreiben. Er ist mimischer oder ekstatischer, einzelner oder geselliger Tanz. Die letzte Form, ein religiöser Akt geworden, hat ihn zur Kunst erhoben.

Das Lied ist ursprünglich Kultlied oder Zauberlied oder Arbeitslied (S. 312, 320). Kultlied und Märchenerzählung sind die beiden Wurzeln des Epos (S. 384). Das Märchen ist nicht, wie man bisher seit Jacob Grimm annahm, eine nach der Göttersage entstandene kleine Nebenform desselben, sondern geht dem Götter- und Heldenepos voraus (S. 340, 384). Die mythologische, die scherzhafte und die moralisierende Form des Märchens und der Fabel sind wohl nacheinander entstanden (S. 361). Die Morallosigkeit des primitiven Märchens beruht auf seinem Ursprunge aus der Zeit des moralisch noch indifferenten primitiven Menschen (S. 331 f.).

Die Musik dient ursprünglich ebenfalls dem Zauber, wie Tanz und Gesang, oder sie wird bloss als Signal verwendet (S. 436). Sie entbehrt zuerst durchaus der festen Stimmung und der bestimmten Intervalle. Dass man zu solchen gelangte, beruht zum Teile auf der Heiligkeit gewisser Zahlen, die man dann den Längeverhältnissen der Saiten zugrunde legte. In der Regel nimmt man nur einen Einfluss der Musik auf die Zahlenmystik an, aber auch der umgekehrte Einfluss hat stattgefunden (S. 446 f.).

Das letzte Kapitel behandelt die mythenbildende Phantasie. Es findet seine Fortsetzung in dem soeben erschienenen 2. Teile des 2. Bandes. Es soll daher mit diesem zusammen besprochen werden.

Wie der erste Band, so verarbeitet dieser erste Teil des zweiten Bandes ebenfalls ein ausserordentlich reiches Material, das auch hier, wie im ersten Bande, teils Quelle teils Objekt psychologischer Erkenntnis ist. Die scheinbare Zufälligkeit der Entwicklung verschwindet, die psychologische Gesetzmässigkeit tritt an ihre Stelle. Die hier gegebene Methode der Betrachtung der primitiven Kunst ist beinahe die erste in ihrer Art. Nur Sempers genetische Darstellung der technischen und der tektonischen Künste, die er in seinem berühmten Werke „Der Stil" gegeben hat, lässt sich vergleichen. Was bei Semper als spezielles Verhältnis der „kleinen" Künste zur Baukunst erscheint, ist bei Wundt in einen allgemeinen Zusammenhang gerückt worden. Das Verhältnis, das zwischen Webekunst und Töpferei einerseits, der Architektur andrerseits obwaltet, wiederholt sich einigermassen in dem Verhältnis des Märchens und der Fabel zum grossen Epos.

Wie der erste Band für die Sprachwissenschaft, so hat der vorliegende erste Teil des zweiten Bandes für die primitive Kunstgeschichte einen psychologischen Wegweiser gegeben, der hoffentlich vielfach benutzt werden und mittelbar auch der allgemeinen Kunstgeschichte als Vorbild psychologischer Vertiefung dienen wird.

Leipzig. Paul Barth.

W. E. Biermann: Staat und Wirtschaft. **Erster Band: Die Anschauungen des ökonomischen Individualismus, Berlin 1904, Puttkammer und Mühlbrecht, 200 S.**

E. BIERMANN unternimmt ein wichtiges Thema zu behandeln. Denn der Staat ist die mächtigste Organisation innerhalb der Gesellschaft — wobei ich „Gesellschaft“ nach dem Sprachgebrauche der französischen und der englischen Soziologen fasse — und das Wirtschaftsleben eine Bedingung, wenn auch nicht die zureichende Ursache alles höheren Lebens. Beide Faktoren sind also von höchster sozialer Bedeutung, und ihre künftige mögliche und wahrscheinliche Stellung zu einander lässt sich nur aus der geschichtlichen Betrachtung ableiten. Der vorliegende erste Teil beschränkt sich auf die eine der gegensätzlichen Strömungen, auf die individualistische.

B. findet mit Recht den Ursprung des ökonomischen Individualismus und Liberalismus in der Naturrechtslehre, die, aus dem Altertum stammend und im Mittelalter nie ganz erloschen, durch GENTILIS, ALTHUSIUS und HUGO GROTIUS wieder auflebt, um fortan für die Umbildung der feudalen Gesellschaft zur bürgerlichen die leitenden Begriffe zu geben. LOCKES bedeutsame Einwirkung auf diese Lehre hat B. richtig erkannt. LOCKE betont mehr als seine Vorgänger, dass der Mensch in die Gesellschaft eintrete nicht um seine Rechte zu vermindern, sondern um sie zu vermehren. Die Physiokraten ziehen aus dem Naturrecht die Folgerungen, die sich für das Verhältnis des Staates zur Wirtschaft daraus ergeben, unterstützen aber diese Forderungen auch durch allerlei volkswirtschaftliche Deduktionen, neben denen die volkswirtschaftliche Induktion noch zurücktritt. Auch ihr System wird aus dem Begriffe des ordre naturel richtig entwickelt und ihr Optimismus, der an stete Harmonie des Einzel- und des Gesamtinteresses glaubt, als wesentlicher Bestandteil ihrer Lehre erwiesen. Es folgen SMITH und seine Schule, die Lehre vom Rechtsstaat (KANT, W. von HUMBOLDT, SCHOPENHAUER, der wohl einigermassen als Saul unter die Propheten kommt, da ihn Staat, Gesellschaft und Geschichte wenig kümmerten), der Anarchismus und der französische Kommunismus, der Marxismus und die Sozialdemokratie, das französisch-englische Manchestertum, endlich die deutsche Freihandelsschule. Ueberall ist die Darstellung gründlich, nur bisweilen wünscht man mehr Gradlinigkeit, wenn Zwischenbemerkungen sich eindrängen. Dass der Marxismus in die Nähe des ökonomischen Individualismus gehöre, klingt zuerst paradox, ist aber doch richtig. Geschichtlich ist er gewiss daraus hervorgegangen und die Nichtigkeit des staatlichen Wirkens, die beide lehren, ist gewiss ein gemeinsames Band. Es trennt sie nur die Lehre vom Klassenkampfe, an dessen Stelle die Manchestermänner die Harmonie der Interessen sehen. Gegen die materialistische Geschichtsauffassung führt B. STAMMLERS Kritik ins Feld. Ich glaube, nach STAMMLERS Art kann man jene Geschichtsphilosophie nicht bekämpfen. Dieser meint, die Menschen in ihrem Zusammenleben setzen sich Zwecke, gehörten darum einem andern Reiche an als der Kausalität, nämlich dem Reiche des Telos. Damit hört für die Untersuchung und für die Beurteilung der Vergangenheit die eigentliche Wissenschaft auf. Wo die Kausalität nicht waltet, gibt es nur Kenntnis, nicht Erkenntnis, nur eine Wahrnehmung, nicht eine Erfahrung. Dies lehrt auch KANT, soweit er theoretisch zur Welt steht. Der Irrtum liegt bei STAMMLER darin, dass er nicht erkennt oder nicht erkennen will, wie die Zweckvorstellungen selbst psychologisch entstanden sind und darum in den

psychologischen, ursächlichen Zusammenhang gehören, während sie bei ihm, wie der kategorische Imperativ, ausserhalb desselben stehen. Erst die durchgeführte kausale Betrachtung lässt in der Geschichte empirische Gesetze finden, aus denen sich für oder gegen eine Geschichtsauffassung Gründe ergeben.

Vielleicht wird solches der Verfasser im Fortschritte seiner verdienstvollen Arbeit, für die ich ihm alles Gute wünsche, selbst noch zu finden Gelegenheit haben.

Leipzig. P. Barth.

M. Wartenberg: Das idealistische Argument in der Kritik des Materialismus. Eine kritische Auseinandersetzung. Leipzig 1904. Joh. Ambr. Barth. 72 Seiten. 1,60 Mk.

Daraus, dass das Bewusstsein Grund des Erkennens der Materie ist, macht der Idealismus seit Kant den Satz: das Bewusstsein sei Grund des Seins der Materie. Es hindert uns aber kein entscheidender Grund anzunehmen, dass die Materie, die wir in unserem Bewusstsein wahrnehmen, auch jenseits unseres Bewusstseins als absolute Realität, unabhängig von unseren Wahrnehmungen, existiert. Daraus, dass das Spiegelbild (Vorstellungsobjekt) nicht ohne Spiegel (Subjekt, Bewusstsein) existieren kann, folgt nicht, dass ausserhalb des Spiegels kein Ding als realer Gegenstand existiert. Also nur die „Erscheinung des Gegenstandes“ die Art, wie er sich im Inhalte der Wahrnehmung für das Bewusstsein darstellt, ist vom Bewusstsein abhängig, nicht aber der „Gegenstand selbst“. Dieser Gegenstand ist nun zunächst auch nur eine Position des Bewusstseins. Jedoch entscheidet die Erfahrung mindestens nicht gegen die Annahme, dass der Wahrnehmung der Materie eine materielle Wirklichkeit als realer Gegenstand entspricht, so wenig sie sich bestimmt dafür entscheidet. Der spiritualistische Idealismus, (der die Wirklichkeit ebenso wie der Materialismus uniformiert, nur nach der entgegengesetzten Seite hin,) wird stets eine Theorie ohne empirische Grundlage bleiben, indem die materiellen Erscheinungen, die wir auf die anorganische Natur beziehen, mit den seelischen unvergleichbar sind, und wir in der organischen Natur nur bei Menschen und Tieren deutliche Anzeichen des Seelischen treffen. Die dynamische Theorie der Materie hebt diese aber nicht auf, verwandelt sie auch nicht in Geistiges (Kraft, Immaterialität ist noch nicht Geist). Die Immaterialität betrifft nur das Wesen der physischen Kraft, die reale Erscheinung dieses Wesens dagegen trägt das Merkmal der Extension als charakteristischer Eigenschaft der Materialität an sich. - Erkenntnistheoretisch spricht aber für die Existenz der Materie als selbständiger Realität, dass sie der einzige zureichende Realgrund für den Inhalt unserer sinnlichen Wahrnehmungen ist (den wir auf eine an sich seiende materielle Wirklichkeit beziehen). Es kann auch nicht in der Anschauungsform des Raumes allein liegen, dass wir die Empfindungen räumlich ordnen, die Empfindungen müssen von bestimmten Lokalzeichen begleitet sein, (Dimension und Richtung der Gegenstände liegen nicht in uns bereit) und diese weisen auf eine reale Wirklichkeit, deren Form die Räumlichkeit ist, d. h. auf die Materie hin. (Intelligible Beziehungen, die mit der Räumlichkeit nichts gemein haben, können nicht die Ursache von Empfindungen sein, die sich auf räumliche Verhältnisse beziehen.) Spezialwissenschaftlich

spricht für die Existenz der Materie der Umstand, dass sämtliche naturwissenschaftliche Theorien die Materie als selbständige von den Wahrnehmungen des Subjekts unabhängige Realität bemessen; andernfalls gäbe es keine Naturwissenschaft, sondern nur eine deskriptive Psychologie der Empfindungen. Ob das Psychische irgendwie Produkt der materiellen Prozesse ist oder nicht, ob also der Materialismus zu Recht besteht oder nicht, kann nur ein realistischer Standpunkt entscheiden, der das Psychische und das Physische als Realitäten begreift. — Der erkenntnistheoretische Idealismus hat lediglich die Naivetät und die Kritiklosigkeit der materialistischen These aufgezeigt.

Dankenswert ist der einfach und klar geführte Nachweis, dass der erkenntnistheoretische Idealismus nicht imstande ist, den Materialismus zu widerlegen. Der gleiche Nachweis in bezug auf den metaphysischen Idealismus büsst an seiner allgemeinen Bedeutung etwas dadurch ein, dass z. B. dessen Wundt'sche Form (Idealrealismus, von O. Külpe Einleitung 3. A. 1903 S. 185 als metaphysischer Spiritualismus bezeichnet) nicht berücksichtigt wird.

Schneeberg-Neustädtel (Sachsen). Walther Regler.

Alois Riehl, Hermann von Helmholtz in seinem Verhältnis zu Kant. Berlin 1904. 48 S.

Die kleine Schrift behandelt die philosophischen Anschauungen von Helmholtz in ihrem Verhältnis zu den Lehren Kants, an welchen der grosse Forscher seine eigenen erkenntnistheoretischen Arbeiten orientiert hat. Die Prüfung der Helmholtzischen auf philosophische Probleme bezüglichen Darlegungen — von dem Vortrage über „das Sehen des Menschen" bis hin zu einem Blatte aus dem Nachlass — ergibt, dass in ihnen der eigentliche Sinn der kritischen Methode verkannt ist. Indem Helmholtz die Lehre von den apriorischen Formen der Erfahrung in Analogie setzt mit der Lehre von der spezifischen Energie der Sinne, interpretiert er die Lehre Kants physiologisch. So wandelt sich ihm die kritische Untersuchung der Erkenntnis, der Nachweis der Bedingungen und der Grenzen ihrer objektiven Gültigkeit in eine nativistische Theorie des Ursprungs unserer Vorstellungen. Der ganze transzendentale Beweis, die Fragestellung auch den Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung, der Objektivität fällt bei Helmholtz aus. Riehl zeigt dies an den auf den Kausalsatz und auf das Raumproblem bezüglichen Darlegungen Helmholtz's. Dadurch, dass Helmholtz überall die Unterscheidung zwischen der Gesetzlichkeit der blossen Form der Erfahrung, die doch alle Objektivität begründet, und der Gesetzlichkeit im Sinne eines allgemeinen Inhaltes der Erfahrung unterlässt, beweist er, dass er die Einheitsbegriffe a priori, die, aus der Einheit des Intellektes stammend, aller Erfahrung vorhergehen müssen, weil sie dieselbe überhaupt erst möglich machen, in ihrer fundamentalen Bedeutung nicht gewürdigt hat. — Es zeigt sich in den philosophischen Arbeiten von Helmholtz nach Ansicht des Referenten derselbe Mangel, der den erkenntnistheoretischen Arbeiten anderer Naturforscher — Machs, Ostwalds u. a. — eigen ist: ihnen allen fehlt das Verständnis für die Bedeutung und den eigentlichen Sinn der Kategorie. Diesem Mangel ist nur dann abzuhelfen, wenn man sich zu einer prinzipiellen Auffassung des Logischen als unabhängig von aller besonderen Wissenschaft, also auch der Psychologie, entschliesst. Denn alle erkenntnistheoretischen Arbeiten, die nicht in der reinen Logik ihren sicheren Ankergrund suchen, müssen notwendig ihr Ziel verfehlen, wie die „logischen Untersuchungen" vo-

Husserl zur Evidenz gezeigt haben. Auf dieses Werk, besonders auf dessen scheinbar nicht überall hinreichend gewürdigten zweiten Band, sei deshalb in diesem Zusammenhange mit allem Nachdruck hingewiesen.

Strassburg i. E. Hans Voeste.

Hönigswald, Dr. Richard. Über die Lehre Hume's von der Realität der Aussendinge. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung. Berlin 1904. VIII u. 88 S.

Die inhaltsreiche und sorgfältige Arbeit gestaltet sich in Anknüpfung an Hume's Realitätslehre d. h. die Lehre von der Natur unserer Gewissheit der realen Existenz beharrender Aussendinge zu einer Untersuchung des Verhältnisses der theoretischen Philosophie Hume's zu derjenigen Kant's unter dem Gesichtspunkte der kritischen Beharrlichkeitsvorstellung. Unsere Ueberzeugung von der realen Existenz beharrlicher Aussendinge ist nach Hume weder intuitiv noch demonstrativ, sie beruht vielmehr auf der Einbildungskraft, welche aus der beobachteten unvollkommenen Konstanz unserer Wahrnehmungen eine vollkommene macht. Da aber die Wahrnehmungen tatsächlich unterbrochen sind und ähnliche Wahrnehmungen nicht als identisch und als über die aktuelle Wahrnehmung hinaus beharrend betrachtet werden können, so scheidet sich Wahrnehmung und Gegenstand; letzterer ist nach Hume eine eigens auf Grund der Beharrlichkeitsvorstellung geschaffene Fiktion, er wird als beharrlich und die unterbrochenen Wahrnehmungen verursachend gedacht. Dieser fiktive Glaube eines beharrenden Gegenstandes ist instinktiv und deshalb überall dem Zweifel der Vernunft ausgesetzt, eben weil die beharrliche reale Existenz unbeweisbar ist. Dieser Zwiespalt zwischen vernünftiger Einsicht und instinktivem Glauben hinsichtlich des Realitätsproblems ist vom Standpunkte Hume's aus nicht überwindbar, weil seine Beharrlichkeitsvorstellung auf dem subjektiven Vermögen der Einbildungskraft, nicht auf einer für jedes Bewusstsein verbindlichen Einheitsform des Denkens beruht. Kant erst hat bewiesen, dass die Dinge als Gegenstände der Erfahrung Einheitsgesetzen unterworfen sein, d. h. allgemeine Gültigkeit besitzen müssen, dadurch dass er zeigte, dass die obersten Gesetze des Denkens zugleich die Form bilden der Naturobjekte und der Naturgesetze, ja dass sie schon die Einzeltatsache in ihrer raum-zeitlichen Einheit bestimmen. Die Verkennung der transzendentalen Funktion des Logischen, der schon in der Wahrnehmung wirkenden formalen Denkfunktion bewirkt, dass für Hume der Begriff des Beharrlichen nicht das Symbol der Realität und als solches das konstitutive Prinzip des durch Wahrnehmungen bestimmten Gegenstandes der Erfahrung ist, sondern vielmehr zum konstitutiven Prinzip der Realität überhaupt wird. Hume verwechselt somit Dasein und Geltung und verwendet unkritisch einen Erkenntnisbegriff der Erfahrung über die Erfahrung hinaus: so kommt es, dass Hume's Substanzbegriff wirklich den von Mach perhorreszierten „dunklen Klumpen" involviert, während der kritische Substanzbegriff doch nur die Form der Erfahrung bestimmt. — Diese Grundgedanken werden vom Verf. in äusserst klarer Form entwickelt, sie führen zu einer Klärung des kritischen Begriffes eines „Dinges an sich" und münden schliesslich in einer sorgfältigen Kritik der Theorie der psychophysischen Wechselwirkung.

Strassburg i. E. Hans Voeste.

Raoul Richter. Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1903. (Gross 8° S. VI 286.)

Eins der besten Bücher, die je über Nietzsche erschienen sind, ist unzweifelhaft dies von Prof. Richter, welches aus einer Sammlung von Vorträgen besteht, die V. im Winter-Semester 1902—3 an der Universität Leipzig hielt.

Die Einteilung ist einfach, klar und, wir können auch hinzufügen, vollkommen, da keiner der wichtigsten Bestandteile, die ein vollständiges Studium über den Mann und sein Werk, in logischem und sachlichem Zusammenhang, enthalten soll, hier fehlt. Der erste Abschnitt beschreibt das Leben Nietzsches, und zwar sind drei Vorlesungen der Erzählung der Erlebnisse, die vierte der kritischen Schilderung der Persönlichkeit gewidmet. Nichts von dem was wichtig und interessant zu wissen war, wurde vernachlässigt. Rasse, Genealogie. Vererbung, Gesundheit, Begabung, Erziehung, Studienzeit, Beruf, Liebhaberei, Freundschaften, äussere Ereignisse und innere Wendungen. alles wird an rechter Stelle erwähnt und wissenschaftlich geprüft. — Der zweite Abschnitt handelt vom Werke Nietzsches und zerfällt in zwei Abteilungen: die eine die Darstellung, die andere die Beurteilung dieses Werkes enthaltend. Die Methode der Darstellung ist eine doppelte, nämlich eine genetische und eine systematische. Die erste wird auf die Behandlung des werdenden, die zweite auf die des gewordenen Werkes angewandt. Fünf Vorträge besprechen demgemäss die philosophischen Ansichten Nietzsches in ihrem Entwicklungsgange, worin natürlich biographische Momente wieder zur Geltung kommen, die psychologische Notwendigkeit dieses inneren Werdens doch aber nicht ausser Acht gelassen wird. Die folgenden vier Vorlesungen versuchen die Philosophie Nietzsches als ein Ganzes wiederzugeben, wobei das Wort Ganzes den gebräuchlicheren Terminus System (wovon man bei Nietzsche weniger reden kann) augenscheinlich ersetzen will. Zum Schlusse kommt die Beurteilung des ganzen Werkes in historischer und sachlicher Hinsicht, worin Nietzsches Philosophie im Vergleiche zu anderen und in sich selbst, in ihrem relativen und in ihremabsoluten Wert betrachtet wird.

Wie man leicht aus dieser kurzen Uebersicht sehen kann, bleibt keine allgemeine Frage, die sich auf die Persönlichkeit oder das Werk Nietsches bezieht, unberührt. Was die Ausführung anlangt, kann ich nur sagen, dass ich das Buch von Prof. Richter mit grosser Befriedigung gelesen habe und dass ich insbesondere an der klaren, gewandten und belehrenden Vortragsweise viel Freude und Genuss gehabt habe. Keiner, der sich in der Gedankenwelt Nietzsches richtig orientieren will, darf das anziehende und anregende Buch Richters beiseite lassen.

Nur eins möchte ich gegen Richters systematische Behandlung der Philosophie Nietzsches einwenden. R. schreibt meiner Ansicht nach, dem dichterischen Werke Nietzsches, dem Buche Zarathustras, einen zu grossen theoretischen Wert zu, indem er es als eine Rekapitulation des „gewordenen Werkes", als Schluss desselben erwähnt. Ja, die Scheidung zwischen werdendem und gewordenem Werke scheint mir überhaupt bei Nietzsche nur relativ gelten zu können: sie wird sogar schwankend, sobald wir einsehen, dass dieses Werk an sich immer im Werden begriffen ist; während seine Grundtendenzen schon von Anfang an beinahe konstant vorhanden sind. Gibt insbesondere das Buch Zarathustras die dichterische Darstellung aller philosophischen Grundansichten, die Nietzsche schon in

„Morgenröte“ und in „Fröhlicher Wissenschaft“ wissenschaftlich zu begründen bemüht war, und fügt es nun die phantasievolle Verkündigung zweier neueren Lehren, die des Uebermenschen und die der ewigen Wiederkunft, hinzu, so gehören doch die Prophezeiungen ZARATHUSTRAS einem theoretischen Standpunkte, den NIETZSCHE nicht lange nachher überwunden hat. Ich habe besonders den Hinweis auf diese merkwürdige Stellung der Dichtung ZARATHUSTRAS gegenüber der folgenden Entwickelung der Philosophie NIETZSCHES in meinem Buche „Le idee fondamentali di F. N.“ (Palermo 1903, S. 243 f.) zuerst gegeben. Dieses mein Buch ignorieren aber die deutschen N.-Kenner, trotz mancher privaten und öffentlichen günstigen Anerkennung. Meine Thesis, die erst TH. RIBOT (s. Revue philosophique, avril 1903) ausdrücklich als richtig anerkannt hat: die dichterische Behandlungsweise philosophischer Gegenstände gehöre bei NIETZSCHE einem gewissen theoretisch reifen, fertigen Stadium und höre auf, sobald die theoretische Grundlage wieder schwankend wird, kann ich hier natürlich nur sehr kurz andeuten. Tatsächlich inauguriert NIETZSCHE mit „Jenseits von „Gut und Böse“ eine neue theoretische Phase, die nach dem „Willen zur Macht“, dem Versuche einer Umwertung aller Werte, hinzielt; und trotz aller Mühe sah er sich gezwungen, den Versuch, einen fünften Teil dem Buche ZARATHUSTRAS hinzuzufügen, schliesslich aufzugeben. NIETZSCHE leistet zuletzt auf alle philosophische Grundlage des Zarathustrismus Verzicht: er ist kein Determinist, kein Darwinist mehr; die Lehre des Uebermenschen ist gründlich geändert, ja das Wort Uebermensch kommt nunmehr in allerseltensten Fällen vor, und wird auf geschichtliche Menschentypen angewandt. Will man die letzten philosophischen Anschauungen NIETZSCHES systematisieren, so darf man, wie ich glaube bewiesen zu haben, nur einen streng phänomenistischen Standpunkt im Sinne HERAKLITS annehmen. Erkenntnistheorie, Naturphilosophie, Religion, Moral. Recht, Kunst alles bildet wirklich in der letzten Phase der Philosophie NIETZSCHES ein richtiges System unter dem Grundbegriff des unaufhörlichen, einfachen, sinnlosen, schuldlosen Werdens, eines Werdens ohne Ursache und ohne Endzweck, ohne Hintergrund und ohne Anschein, wo alle Wertungen nur perspektivische Auffassung der zeitweilig aktiven oder passiven Teile sind. Hätte Prof. RICHTER den letzten Werken, und hauptsächlich den Postuma des XV. Bd. N. W. mehr Aufmerksamkeit geschenkt, da hätte er gewiss die Grundgedanken des ZARATHUSTRA nicht für die endgültigen gehalten. Er hat fein gefühlt, dass die dichterische Form die Krönung einer langjährig, mühsam theoretischen Arbeit war; nur dass diese Krönung sich nur auf einen Teil des theoretischen Werkes NIETZSCHES bezieht und beim Wechsel desselben selbst unvollendet blieb.

Roma. FRANCESCO ORESTANO.

Orestano, Francesco, I valori umani, Torino, Fratelli Bocca, 1907. X. u. 300 S. Lire 8.

Das vorliegende Buch enthält zwei Teile: 1) eine allgemeine Werttheorie, 2) eine Theorie der moralischen Werte. Jeder dieser Teile gibt zuerst eine Uebersicht der neuesten Versuche der Wertlehre, dann eine Kritik derselben und zuletzt eine eigene Ansicht des Verfassers.

Im ersten Teile werden dargestellt die Lehren von MEINONG und EHRENFELS, die den Wert im allgemeinen betreffen, von MORITZ NAUMANN der die ökonomischen Werte psychologisch untersucht, von HERRMANN, KAFTAN, RITSCHL, die den Wert vom theologischen Standpunkte betrachten und von ROBERT EISLER, der den Wert nach den Begriffen des Empirio-

kritizismus von AVENARIUS behandelt. Allen diesen Autoren stellt der Verfasser nach kritischer Prüfung seine eigene Ansicht gegenüber, dass der Wert immer auf einem „Interesse" beruhe.

Von den Theoretikern des moralischen Wertbegriffs werden nacheinander dargestellt: MEINONG, EHRENFELS, FELIX KRÜGER, HARALD HÖFFDING, TH. LIPPS, TAROZZI, CALÓ, CALDERONI. ORESTANO findet, dass sie alle nicht zu einer alles deckenden Formel gelangen. Er selbst will eine solche aufstellen, indem er sagt, die ethischen Werte werden konstituiert durch einen absoluten, höchsten Wert. Dieser ist das Leben, aber nicht das Leben im physiologischen Sinne, sondern der dem Subjekte eigene „Begriff, den es von dem Leben in der Gesamtheit seiner Ziele hat" (S. 288).

Die Darstellung und die Kritik der besprochenen Ansichten sind im allgemeinen richtig und eindringend. Eine Bedingung z. B, die MEINONG für den Wert aufstellt, das Existenzialurteil, wird mit Recht als nicht unerlässlich erwiesen. Ebenso wird treffend dargetan, dass EHRENFELS einen zu engen Begriff entwickelt, wenn er den Wert von der „Begehrbarkeit" eines Objektes abhängig macht, und EISLER eine viel zu weite Definition gibt, da bei ihm schliesslich jedes Ereignis des Lebens ein Wert wird.

Was ORESTANOS eigene Auffassungen betrifft, so ist „das Interesse" sicherlich eine glückliche Zusammenfassung dessen, was den Wert bedingt, aber es ist selbst keine einfache Tatsache, sondern eine aus mehreren Elementen zusammengewobene Erscheinung. Das „Interesse" beruht meines Erachtens auf der „unfreiwilligen Aufmerksamkeit", die phylogenetisch auch die Wurzel der freiwilligen ist. Die unfreiwillige Aufmerksamkeit aber hat verschiedene Ursachen und Wirkungen. Es ist wohl zu erwarten, dass ORESTANO in weiteren Untersuchungen, die er in Aussicht stellt, bis zu den letzten, tiefsten Quellen des Interesses vordringen wird. Dagegen ist ORESTANOS Definition des letzten Kriteriums der moralischen Werte die beste, die möglich ist. Denn das Leben ist wirklich das letzte Ziel alles sittlichen Strebens. Selbst der Asket will das Leben nicht vernichten, sondern nur dasjenige Leben führen, das er für das höhere hält. Und KANT gibt zwar als Kriterium seinen berühmten „kategorischen Imperativ", der verlangt, dass die Maxime des Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen könne. Aber dieses Kriterium ist rein formal. Es bedarf bei seiner Anwendung eines Zweckes, welchem jene „allgemeine Gesetzgebung" dienen soll. Und da gibt es keinen andern Zweck, als die Fortführung des Lebens wie es allen Mitgliedern der Gemeinschaft, der die Gesetzgebung gilt, als wünschenswert erscheint.

So ist das vorliegende Buch ein trefflicher Anfang. Möge bald die Fortsetzung folgen!

Leipzig. PAUL BARTH.

Armand Sabatier, Philosophie de l'effort. Essais philosophiques d'un naturaliste. Paris 1903, Félix Alcan. 480 S. 7,50 frs.

Das Buch enthält 12 Aufsätze, neben einer Einleitung; jeder von ihnen, in sich abgerundet und vollständig, kann für sich selbst gelesen werden. Sie führen die Titel: Orientierung über die evolutionistische Methode; — Evolutionismus und Freiheit; — Evolutionismus und Sozialismus; — Das Gebet; — Gott und die Welt. Pantheismus. Materialistischer Monismus. Theismus; — Finalismus; — Bewusstsein; — Instinkt; — Schöpfung. Bedeutung der Materie. Unsterblichkeit; — Energie und Materie;

— Ist das materielle Universum ewig? — Leben und Geist in der Natur. Immanenz und Transzendenz. Anthropomorphismus. Die Grundgedanken, die alle Aufsätze durchziehen und das Band ihres Zusammenhanges sind, werden von dem Verf. mit den Worten ausgesprochen: „Es gibt in der Natur ein Endziel, welches als die Entwicklung und Vervollkommnung des Geistes unter der Form immer fester begründeter Individualität, immer höherer Persönlichheiten bezeichnet werden kann. Es gibt in der Natur eine deutlich hervortretende Neigung zur Verfolgung und Annäherung an dieses Endziel, und einen Willen, der dieser Neigung entspricht. Diese Entwicklungsneigung begründet eine Empfindung von biologischer Verpflichtung, die der Natur immanent ist. Die Kraft ist die Folge dieser Neigung. Sie stellt die durch die Natur gegebene Tätigkeit dar und die diesem Willen gewährte Möglichkeit, sich auf die Verwirklichung des Endzieles zu richten. Die Kraft ist überall; sie ist im besonderen die aufsteigende Entwicklung des Universums. Das moralische Endziel, die Versuche, es zu verwirklichen und die Möglichkeit, diese Versuche auszuführen, verdankt nun die Natur ihrem göttlichen Ursprung, d. h. sie ist das Ergebnis der Entwicklung eines vom Schöpfer, d. h. von der höchsten Weisheit und der höchsten Liebe, losgetrennten Keimes". — Diese Gedanken sind sehr beachtenswert.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

Entgegnung.

Auf die Angriffe des Herrn Dr. Liljequist nur ein paar Worte! Da ich neben Herrn Prof. v. Meinong durch fast ein Vierteljahrhundert an der nämlichen Fakultät als Dozent tätig bin, so wird man mir wohl zutrauen, dass ich die Ansichten, welche Herr Prof. v. Meinong selber über sein Verhältnis zu Brentano hegt, kenne. Es frägt sich nur, ob diese Ansichten begründet und berechtigt sind, und diesbezüglich erlaube ich mir eben anderer Meinung zu sein als der judex in propria causa und dessen Anwalt Dr. Liljequist. Der Kern der Meinong-Ehrenfels'schen Ethik, die Aufstellung der „Wertgefühle", ruht ebenso zweifellos auf der Basis der Brentano'schen Psychologie mit ihrer eigentümlichen Unterscheidung von „Vorstellung" und „Urteil" wie die Subsumtion der ästhetischen unter die „Vorstellungs"-Gefühle, welche Herr Prof. Witasek im Anschlusse an v. Meinong und Br. vornimmt. Gewiss gibt es in Einzelauffassungen auch Differenzen zwischen Brentano und Meinong, ja die von Herrn Dr. Liljequist angeführten scheinen mir nicht einmal die wichtigsten zu sein; allein ebensolche und vielleicht noch tiefergreifende Unterschiede lassen sich zwischen Kant und Schopenhauer, Kant und Fries auffinden, und dessenungeachtet spricht alle Welt im Hinblick auf gewisse Prinzipien von einer Kant-Schopenhauer'schen, Kant-Fries'schen Philosophie. Da wird es wohl auch gestattet sein, unter derselben Bedingung von Brentano-Meinong'scher Psychologie zu reden.

Graz. Hugo Spitzer.

Notiz.

Der Vorstand der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Berlin hat beschlossen, ein „Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung" ins Leben zu rufen, welches am 1. Oktober 1906 eröffnet wurde.

Das Institut hat nicht den Charakter eines psychologischen Laboratoriums, tritt also nicht in Konkurrenz zu den bestehenden psychologischen

Instituten; es soll vielmehr als Zentralstelle für die Organisation gemeinschaftlicher Untersuchungen und für die Anlage psychologischer Sammlungen dienen. Es will nicht nur die Fachpsychologen untereinander, sondern auch diese mit den Vertretern der mannigfachen Anwendungsgebiete zu systematischer Arbeitsgemeinschaft verbinden.

Ueber Ziele und Betriebsweise des Instituts erlauben sich die Unterzeichneten, die im Auftrage des von dem Vorstande der Gesellschaft gewählten Ausschusses die unmittelbare Verwaltung der Geschäfte des Instituts übernehmen werden, folgendes mitzuteilen.

I. Aufgaben des Instituts.

Neben der stillen Forscher- und Laboratoriums-Arbeit der reinen Psychologie, für welche die Analyse der Bewusstseinserscheinungen und die Feststellung psychischer Gesetzmässigkeiten Selbstzweck ist, beginnt sich seit einigen Jahren eine Forschungsweise von sehr abweichender Tendenz und Methode geltend zu machen.

Die Absicht geht auf Gewinnung solcher psychologischer Ergebnisse, die auf andere Gebiete des Lebens und des Wissens Anwendung gestatten, auf die der Erziehung und des Unterrichts, der Rechtspflege, der Psychiatrie und Psychopathologie einerseits, andererseits auf eine Reihe theoretischer Disziplinen, wie Sprachwissenschaft, Erkenntnistheorie, Ethik, Aesthetik usw.

Dem Verfahren nach muss die angewandte Psychologie in ganz anderem Masse als die reine Psychologie sammelnd vorgehen. Da sie die Fülle der seelischen Differenzierungen, Entwicklungsformen und Umweltbedingungen berücksichtigen muss, bedarf sie zu ihren Schlüssen eines umfangreichen Massenmaterials. Ferner darf sie nicht, wie die reine Psychologie, das Studium der künstlich vereinfachten elementaren Bewusstseinserscheinungen bevorzugen, sondern sie muss, durch Einbeziehung der komplexen Seelenphänomene und Fähigkeiten, eine grössere Lebensnähe ihrer Ergebnisse erstreben.

Bei der Durchführung dieser Forderungen erhoben sich aber Schwierigkeiten, welche den Erfolg dieses so aussichtsreichen Forschungsgebietes teilweise ernsthaft bedrohten.

Die erste Schwierigkeit bestand darin, das Postulat der grösseren Lebensnähe mit demjenigen Grade wissenschaftlicher Exaktheit zu verbinden, der eine einwandfreie Verwertung der Ergebnisse rechtfertigt. Hier wird z. T. erst eine, den besonderen Aufgaben angepasste, Methodik ausgearbeitet werden müssen.

Sodann aber führt das Verlangen, Massenmaterial zu schaffen, leicht zu einem rein extensiven Betrieb, der sich auf Kosten der Intensität mit der schnellen Anhäufung und der Verrechnung recht grosser Materialmengen begnügt; (hierher gehören nicht wenige der im Auslande sehr verbreiteten Fragebogen-Erhebungen). Verzichtet aber der Forscher — wie meist in der deutschen Wissenschaft — auf so fragwürdigen Untersuchungsstoff, dann vermag er als einzelner eben nur an einer kleinen Zahl von Versuchs- oder Beobachtungs-Personen fragmentarische Arbeit zu leisten.

Diese Missstände haben in den letzten Jahren schon mehrfach dazu geführt, dass die Forderung einer Organisation psychologischer Arbeitsgemeinschaft erhoben wurde. Für Einzelprobleme ist sie auch bereits hier und da verwirklicht worden, und einige Laboratorien haben sich auch schon die Pflege eines besonderen Anwendungsgebietes (namentlich der experimentellen Pädagogik) zur Aufgabe gemacht. Aber alle diese Unternehmungen sind, so dankenswert sie sein mögen, von der privaten Initiative des einzelnen Forschers abhängig; die bedauerliche Zersplitterung der Kräfte ist nicht beseitigt; die Forderung des einwandfrei gewonnenen und verarbeiteten Massenmaterials harrt noch immer der Erfüllung.

So ergibt sich die Notwendigkeit einer dauernden Organisation, welche für die Probleme der angewandten Psychologie die Arbeitsgemeinschaft der Interessenten herbei- und durchzuführen und das Verfahren der Sammelforschung methodisch auszubauen hätte.

Ein Bedenken sei schon im voraus beseitigt. Bei der Heterogeneität der verschiedenen oben aufgezählten Anwendungsgebiete kann es zweifelhaft erscheinen, ob ihre gemeinsame Unterstellung unter eine Zentrale zweckmässig, und ob nicht Sonderinstitute für pädagogische Psychologie, für forensische Psychologie usw. empfehlenswerter wären. Demgegenüber muss hervorgehoben werden, dass die angewandte Psychologie in vielen Beziehungen eine wirkliche Forschungseinheit darstellt. Gemeinsam sind den mannigfachen Anwendungsgebieten zunächst gewisse methodologische Besonderheiten, die eine Zentralisation der Bearbeitung wünschenswert machen: die Forderungen des Massenmaterials, des sammelnden und statistischen Verfahrens, der grösseren Lebensnähe, der höheren Komplexion der zu untersuchenden Phänomene. Sodann aber haben sie auch sachlich so viele Probleme gemeinsam, dass ihre Trennung unzweckmässig wäre; ja, es gibt Fragen, bei deren Untersuchung man noch gar nicht übersehen kann, nach wievielen Richtungen sich die Anwendbarkeit der Ergebnisse erstrecken wird. So sind Ermüdungsmessungen, Intelligenzprüfungen, Gedächtnisforschungen für den Pädagogen ebenso wichtig wie für den Psychiater. Die Aussage ist nicht nur ein Problem der forensischen, sondern auch der pädagogischen und pathologischen Psychologie, sogar auch der Geschichtswissenschaft. Vor allem aber ist es das weite Gebiet der seelischen Entwickelung (Psychogenesis), auf dem sich die Kindespsychologen und Pädagogen mit Vertretern der Kulturwissenschaften: Historikern, Linguisten, Kunstwissenschaftlern usw. treffen. Hier bestehen also Aufgaben, die nur ein die ganze angewandte Psychologie umfassendes Institut zu lösen vermag.

II. Betrieb des Instituts.

Den Aufgaben des Instituts (dessen Tätigkeit durch private Mittel für längere Zeit sichergestellt ist) dienen folgende Einrichtungen:

1. Kommissionen.

Für jedes zu bearbeitende Spezialthema wird vom Ausschuss eine Kommission gebildet, die ihrerseits wieder Hilfskräfte zur Durchführung ihrer Untersuchungen heranzieht. Auch Nichtmitglieder der Gesellschaft können einer Kommission angehören oder als Hilfskräfte fungieren.

Die Kommissionen beraten und beschliessen über:

a) die zu wählende Methode,
b) Umfang, Zeit, Orte, Material der Untersuchung,
c) die heranzuziehenden Hilfskräfte,
d) die Art der statistischen Verarbeitung,
e) die Art und Herausgabe der Publikation.

Ihre Beschlüsse unterliegen der Genehmigung durch den Ausschuss.

2. Sammelarchiv und Bibliothek.

Das Sammelarchiv ist bestimmt:

a) für die vom Institut selbst zu veranstaltenden Sammlungen, die sich auf bestimmte psychische Aeusserungen und Leistungen beziehen.

b) als Depot von psychologischen Gelegenheits- und Rohmaterialien (Tabellen, Protokollen, kasuistischen Beobachtungen usw.), welche der einzelne Forscher nicht zu verwerten gedenkt oder schon verwertet hat, und nun zu weiterer Benutzung zur Verfügung stellt.

c) Dem Sammelarchiv soll eine Bibliothek angegliedert werden, welche die sehr zersplitterte Literatur zur angewandten Psychologie in ihren Haupterscheinungen umfasst.

Die Materialien des Sammelarchivs und der Bibliothek können gegen eine Gebühr im Institut benutzt und z. T. auch nach auswärts entliehen werden.

3. Uebernahme fremder Materialien.

Das Institut übernimmt in gewissen (vom Ausschuss zu genehmigenden) Fällen, gegen eine Gebühr die rechnerische Verarbeitung übersandter Protokolle und überlässt die Resultate dieser Verarbeitung dem Autor zur Verwertung.

Das Institut befindet sich in Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenburgerstrasse 27 (dicht am Pragerplatz), Gartenhaus 4 Treppen.

Als reguläre Arbeitszeit gelten wochentäglich die Stunden von 9—2 Uhr. Ausserdem findet Sonnabend nachmittag von 6—7 Uhr Sprechstunde des Sekretärs statt.

Organ des Instituts ist die vom Jahre 1907 ab erscheinende „Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung“, herausgegeben von William Stern und Otto Lipmann.

Für den Arbeitsplan der ersten Zeit sind, vorbehaltlich der Genehmigung durch den Gesamtausschuss, folgende Themen in Aussicht genommen:

1. Entwicklung des Sprechens und Denkens in den ersten Lebensjahren des Kindes (nebst Berücksichtigung völkerpsychologischer Parallelen).
2. Die Aussage in ihrer
   a) forensischen,
   b) pädagogischen Bedeutung.
3. Intelligenzprüfung.
4. Eigenart und Entwicklung der hypernormalen Begabungen.
5. Anschauungstypen.

Sammlungen sollen zunächst angelegt werden über:

1. Kinderzeichnungen und andere kindliche Kunstbetätigungen,
2. kindliche Sprachentwicklungen, Sprachschätze und besondere Sprachphänomene.
3. hypernormale Begabungen.

Es ergeht hierdurch an die Psychologen und die Vertreter der Anwendungsfächer die Bitte, das Institut in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen, und zwar

durch Mitwirkung an den Kommissionsarbeiten,
durch Förderung der Sammlungen und der Bibliothek,
durch Anregung und Vorschläge, die sich auf Probleme der angewandten Psychologie und psychologischen Sammelforschung beziehen.

Privatdozent Dr. William Stern, Breslau V, Brandenburgerstr. 54.

Dr. Otto Lipmann, Berlin W 50, Pragerstr. 23.

II.

Philosophische und soziologische Zeitschriften.

Archiv für Philosophie, I. Abteilung (Berlin, Reimer.)
Bd. 19, Heft 4 (N. F. XII, 4).

L. Robinson, Untersuchungen über Spinozas Metaphysik II.
M. Clodius Piat, L'être et le Bien d'après Platon.
A. Leclère, L'Esquisse d'une Histoire générale et comparée des Philosophies médiévales de M. François Picavet.
Andreas Freiherr di Pauli, Quadratus Martyr, der Skoteinologe.
James Lindsay, Plato and Aristotle on the problem of efficient causation.
Jahresbericht.

Bd. 20, Heft 1 (N. F. **XIII, 1).**

K. Joël, Die Auffassung der kynischen Sokratik.
O. Gilbert, Der δαίμων des Parmenides.
H. Maier, Zur Syllogistik des Aristoteles.
Br. Petronievics, Zenos Beweise gegen die Bewegung.
Eberz, Die Einkleidung des platonischen Parmenides.
L. Kunz, Die Erkenntnistheorie d'Alemberts.
Jahresbericht.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Leipzig, Voigtländer).
Bd. 128, Heft 2.

R. Reimann, Einige Gedanken über die Organisation des Ideenreichs mit kurzem Hinblick auf die platonisch-aristotelische Idee.
B. Mities, Das Wirkungsprinzip der Reklame.
H. Pudor, Von den ästhetischen Formen der Raumanschauung.
A. Bastian, Quellen und Wirkung von Jakob Böhmes Gottesbeweis.
Rezensionen. — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Bd. 129, Heft 1.

A. Dorner, Eduard Hartmann.
A. Bastian, Quellen und Wirkung von Jakob Böhmes Gottesbeweis. (Schluss.)
A. Meinong, Ueber die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften. I.
Chr. Pflaum, Bericht über die italienische philosophische Literatur des Jahres 1905.
Rezensionen, Notizen.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. (Leipzig, J. Ambr. Barth). (I. Teil: Zeitschrift für Psychologie.)
Bd. 42, Heft 4 und 5.

A. Pick, Rückwirkung sprachlicher Perseveration auf den Assoziationsvorgang.
G. Heymans u. E. Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie auf Grund der Massenuntersuchung. (Schluss.)
D. Katz, Experimentelle Beiträge zur Psychologie des Vergleichs im Gebiete des Zeitsinns.
Literaturbericht.

Bd. 42, Heft 6.

[illegible], Psychologische Prinzipienfragen. I. Psychologie und [illegible].
[illegible] Experimentelle Beiträge zur [illegible] im [illegible]
[illegible]
Literaturbericht.

Bd. 43, Heft 1 und 2.

G. Heymans, Weitere Daten über Depersonalisation und „Fausse Reconnaissance".
[illegible], Psychologische Prinzipienfragen. II. Das Wesen der Phänomenologie.
[illegible] über [illegible] verschiedener Farben auf [illegible]. — [illegible]
Literaturbericht.

Bd. 43, Heft 3.

E. v. Aster, Beiträge zur Psychologie der Raumwahrnehmung.
E. Jaensch, [illegible] verschiedener Farben auf Grund [illegible]. — [illegible]
Literaturbericht.

Bd. 43, Heft 4.

Th. Ziehen, Erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen.
H. [illegible] im Gebiete des kinästhetischen und statischen Sinnes. [illegible] — Literaturbericht.

Archiv für die gesamte Psychologie (Leipzig, Engelmann).

VIII. Bd., 1. und 2. Heft.

A. Messer, Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Denken.
K. Dürr, Bericht über den zweiten, vom 18. bis 21. April in Würzburg abgehaltenen Kongress für experimentelle Psychologie.
Literaturbericht. — Einzelbesprechungen. — Referate.

Kritische Blätter für die gesamten Staatswissenschaften (Dresden, Boehmert).

II., Heft VIII, IX.

I. Teil: S. Webb u. E. R. Pease, Sozialer Fortschritt in England.
M. Behrend, Die finanzielle Behandlung der Binnen-Wasserstrassen.
H. Koppe, Neuere finanzwissenschaftliche Literatur.
II. Teil: Einzelbesprechungen.

II., Heft X.

I. Teil: S. Wittschewsky, Zur Finanzfrage Russlands.
H. Bleicher, Aus der neueren Literatur der Versicherungswissenschaften.
II. Teil: Einzelbesprechungen.

II., Heft XI.

I. Teil: E. Pernerstorfer, Wahlrechtsprobleme.
A. Oncken, Neueste Adam-Smith-Literatur.
II. Teil: Einzelbesprechungen.

Mutterschutz (Frankfurt a. M., Sauerländer).

II., Heft 2.

H. Hagen, Sittliche Werturteile und deutsche Reichsgerichtsurteile.
Lily Braun, Mutterschaftsversicherung. (Fortsetzung.)
Literarische Berichte etc.

II., Heft 3.

M. Thal, „Fräulein" Mutter? Ein Reformvorschlag.
Lily Braun, Mutterschaftsversicherung. (Schluss.)
Literarische Berichte etc.

II., Heft 4.

Fr. Naumann, Die Frau im neuen Wirtschaftsvolk.
W. Borgius, Mutterschafts-Rentenversicherung.

O. Kiefer, Kindermisshandlung und Sexualität.
Literarische Berichte etc.

The Hibbert Journal (London, Williams and Norgate).
Oktober 1906.

The Editor, Church and world.
Sir Oliver Lodge, Union and breadth.
D. Macfadyen, Reunion.
Ffrangcon-Davies, Christ in education.
J. H. Muirhead. The bishop of Birmingham and education bill.
W. T. Seeger, The vital value in de hindu god-idea.
J. Masson, Pierre Gassendi and the atoms.
H. Stuart, Do wen eed a substitute for christianity?
A. Hill, Psychical research as bearing on veracity in religioses thought.
J. Gerard, A dialogue on eternal punishment.
C. Kennett, Jesus the prophet.
A. Smythe Palmer, The zoroastrian messiah.
J. Collier, Phases of religious reconstruction in France and Germany.
Discussions. Reviews. Bibliography of recent literature.

Ceska Mysl (Prag, Laichter).
Ročnik VII., Sesit 5.

M. Jasek. François Cupr.
J. Sudty, Ernest Mach (Suite.)
M. Rádl. Lamarck et ses successeurs. (Suite.)
J. Kratochvil, Le problème de Dieu chez Aristote. (Fin.)
Revue générale. Dotuments. Analyses et comptes rendus. Revue périodique. Faits divers.

Ročnik VII., Sesit 6.

J. Suchy, Ernest Mach. (Fin.)
J. Adamik, Sur le sentiment vital et ses altérations.
M. Jašek, François Cupr. (Suite.)
Revue générale. Documents. Analyses et comptes rendus. Revue périodiqae. Faits divers.

Revue Néo-Scolastique (Louvoin Institut supérieur de Philosophie).
Treizième année, Nr. 3.

N. Ermoni, Nécessité de la métaphysique.
A. Mansion. L'induction chez Albert le Grand (fin).
Cl. Besse, Lettre de France: L'agonie de la morale.
S. Deploige, Le conflit de la morale et de la soziologie (suite).
Mélanges et documents. — Bulletin de l'institut de Philosophie, Comptes-rendus. — Ouvrages envoyés à la Rédaction.

Revue de Philosophie (Paris, Chevalier et Rivière).
Août 1906.

Morale: de Gomer, Le problème moral et la science. Philosophie des sciences: Sertillanges. Agnosticisme ou anthropomorphisme.
Étude critique: X. Moisant, Le merveilleux en psychologie.
Périodiques. — Analyses et comptes rendus.

Septembre 1906.

Philosophie: E. Mallet, La philosophie de l'action.
M. Baudin, La philosophie de la foi chez Newman (3e article).
Philosophie des sciences: F. Mentré, La philosophie des sciences d'après Cournot.
Analyses et comptes rendus. L' Enseignement philosophique.

Octobre 1906.

Esthétique: P. Gaultier. La critique d'art.
Psychologie: N. Vaschide et R. Meunier, La mémoire des rêves et la mémoire dans les rêves.
Philosophie: E. Baudin, La philosophie de la foi chez Newman (4e article).
Analyses et comptes rendus. — Périodiques. — L' Enseignement philosophique.

Novembre 1906.

Philosophie: J. Gardair, La connaissance de Dieu.
G. Guentin, Le libre arbitre.
Etude critique, Analyses et comptes rendus. Périodiques. L'Enseignement philosophique.

Revue Philosophique (Paris, Alcan).

Septembre 1906.

P. Gaultier, Qu'est-ce que l'art?
F. le Dantec, Les objections au monisme (2e et dernier article).
R. de la Grasserie, Les moyens linguistiques de condensation de la pensée.
Analyses et comptes rendus. — Livres nouveaux.

Octobre 1906.

G. Dumas, Les conditions biologiques du remords.
F. Paulhan, L'échange économique et l'échange affectif: le sentiment dans la vie sociale.
Kozlowski, L' „a priori" dans la science.
Rignano, La transmissibilité des caractères acquis, par F. Le Dantec.
P. Lacombe, La psychologie des individus et des sociétés chez Taine, par F. Paulhan.
Analyses et comptes rendus etc.

Novembre 1906.

H. Bergsou, L'idée de néaut.
C. Bos, Des éléments affectifs de la conception.
E. Rignano, Une nouvelle théorie mnémonique du développement.
Probst-Biraben, L'extase dans le mysticisme musulman: Les étapes du soufi.
Revue générale etc.

The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods. (New-York and Lancaster, Scientific Press.)

Vol. III, No. 16.

W. E. Hocking, The Group Concept in the Service of Philosophy.
L. Wells, Linguistic Standards.
Th. P. Bailey, Snap shot of an Association Series.
Reviews and Abstracts of Literature. — Journals and New Books. — Notes and News.

Vol. III, No. 17.

Ph. Mason, Reality as Possible Experience.
S. A. Tawney, Two Types of Consistency.
Lucinda Pearl Boggs, The Relation of Feeling and Interest.
E. A. Norris, Feeling.
Reviews and Abstracts of Literature etc.

Vol. III, No. 18.

C. C. Schiller, Idealism and the Dissociation of Personality.
A. E. Davies, The Genesis of Ideals.

Reviews etc.

Vol. III, No. 19.

B. Pitkin, The Relation between the Act and the Object of Belief.
E. A. Norris, Self as a Developed Feeling Complex.
Discussion etc.

Vol. III, No. 20.

E. Boodin, Space and Reality: I. Ideal or Serial Space.
J. Newlin, A New Logical Diagram.
Discussion etc.

Vol. III, No. 21.

Sh. J. Franz, Psychological Opportunity in Psychiatry.
F. Arnold, The Given Situation in Attention.
A. H. Pierce, Emotional Expression and the Doctrine uf Mutations.
Discussion etc.

Vol. III, No. 22.

J. E. Boodin, Space and Reality II. Real Space.
J. E. Russel, The Pragmatist's Meaning of Truth.
S. L. Jackson, The Telephone and Attention Waves.
Discussion etc.

Vol. III, No. 23.

R. B. Perry. The Knowledge of Past Events.
A. H. Pierce, Should Westill Retain the Expression Unconscious Cerebration' to Designate Certain Processes connected with Mental Life?
Reviews etc.

The Psychological Bulletin (The Review Publishing Company Lancaster P. A.).

Vol. III, No. 7.

H. C. Warren, The fundamental functions of consciousness.
Psychological Literature. Books received. Notes and News.

Vol. III, No. 8.

J. W. Baird, The contraction of the color zones in hysteria aud in neurasthenia.
A. Mayer, The relation of emotional and intellectual functions in paranoia and in obsessions.
Psychological Literature etc.

Vol. III, No. 9.

P. Hughes, The term ego and the term self.
Psychological Literature etc.

Vol. III, No. 10.

H. H. Bowden, methodological implications of the mind and body controversy.
Psychological Literature etc.

The Psychological Review (The Review Publishing Company Lancaster P. A.)

Vol. XIII, No. 5.

F. Arnold, The psychology of interest, II.
F. Kuhlmann, On the analysis of the memory consciousness.
Discussion.

The Monist (Chicago, The Open Court Publishing Company).

Vol. XVI, No. 4.

G. Vallati, Pragmatism and mathematical logic.
h. S. S. Peirce, Prolegomena to an apology for pragmatism.
St. S. Colvin, Pragmatism old and new.
R. H. Geoghegan, Some notes on the ideograms of the chinese and the central american calendars.
W. S. Andrews, The Franklin squares.
Criticisms and discussions.
Book Reviews and Notes.

The Philosophical Review (The Macmillan Company, Lancaster P. A.).

Vol. XV, No. 5.

J. Dewey. experience and objective idealism.
J. E. Creighton, experience and thought.
J. A. Leighton, ethics, sociology and personality.
Discussions etc.

Vol. XV, No. 6.

A. K. Rogers, Professor James theory of knowledge.
W. S. Pitkin, continuity and number.

J. E. Russell, The logical issue of radical empiricism.
E. H. Hollands, The relations of science to concrete experience.
Discussion etc.

Mind (London, Williams and Norgate).
New Series No. 60 (Oktober 1906)

J. H. Bradley, On floating ideas and the imaginary
G. Vailati, A study of platonic terminology.
H. Foston, The constitution of thought.
Hugh Mac Coll, symbolic reasoning.
Discussions etc.

Druckfehler:

Seite	234 1.	Zeile	von	oben	lies	**Frank Alengry** statt **Pronell A.**
„	„ 20.	„	„	„	„	**dem** statt **deren.**
„	„ 23.	„	„	„	„	**Toute** statt **Fonte.**
„	„ 17.	„	„	unten	„	**Smith** statt **Smitti.**
„	„ 16.	„	„	„	„	**Stael** statt **Soel.**
„	235 23.	„	„	oben	„	**près** statt **pies.**
„	„ 14.	„	„	unten	„	**ancêtres** statt **ouêtres.**

III.

Bibliographie.

I. Geschichte der Philosophie.

Erdmann Benno, Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. 21.—23. Heft. Halle, 1905/6. 8°. 8.20 M.

Elsenhans, Thdr., Fries und Kant. Ein Beitrag zur Geschichte und zur systematischen Grundlegung der Erkenntnistheorie. I. Historischer Teil. Jakob Friedrich Fries als Erkenntniskritiker und sein Verhältnis zu Kant. Giessen, 1906. 8°. XXVIII, 347 pp. 8 M.

Gerland, G., Immanuel Kant, seine geographischen und anthropologischen Arbeiten. [Aus: „Kantstudien."] Berlin 1906. 8°. VIII, 174 pp. 4 M.

Gomperz, Thdr., Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. 13. Lfg. (III. Bd. 1. Lfg.) Leipzig, 1906. 8°. p. 1—96. 2 M.

Klemm, O., G. B. Vico als Geschichtsphilosoph und Völkerpsycholog. Leipzig, 1906. 8°. XII, 235 pp. 5 M.

Strowski, F., Montaigue. Paris, 1906. 8°. 6 M.

Lehmann, Gthd., Die intellektuelle Anschauung bei Schopenhauer. — Stein, L., Studien, Berner, zur Philosophie und ihrer Geschichte. XLIV. Bd. Bern, 1906. 8°. III, 38 pp. 1 M.

Uphues, G., Kant und seine Vorgänger. Was wir von ihnen lernen können. Berlin, 1906. 8°. 12, 336 pp. 6.50 M,

Bormann, E., Francis Bacons Reim-Geheimschrift und ihre Enthüllungen. Leipzig, 1906. 8°. V, 185 pp, 7.50 M.

Baeumker, Clem. und **v. Hertling, G.,** Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. V. Bd. 5. u. 6. Heft und VI. Bd. 1. Heft. Münster, 1906. 8°. 18.50 M.

v. Humboldt's, W., gesammelte Schriften. Herausgegeben von der königl. preussischen Akademie der Wissenschaften. V. Bd. 1. Abtlg. Werke. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. V. Bd. 1823—1826. Berlin, 1906. 8°. V, 481 pp. 10 M.

Saitschick, Rb., Französische Skeptiker: Voltaire. Mérimée. Renan. Zur Psychologie des neuen Individualismus. Berlin, 1906. 8°. VI, 304 pp. 5 M.

Schaefer, Alb., Die Moralphilosophie Auguste Comte's. Versuch einer Darstellung und Kritik. Basel, 1906. 8°. 122 pp.

Alston, L., Stoic and Christian in the second Century. London, 1906. 8°. 158 pp. 3.60 M.

Boehm, P., Die vorkritischen Schriften Kants. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der kantischen Philosophie. Strassburg, 1906. 8°. VI, 124 pp. 3 M.

Croce, B., Ciò che è vivo e ciò che è morto della filosofia di Hegel. Bari, 1906. 4°. 282 pp. 3.50 M.

Herbart's, J. F., sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge. herausgegeben von K. Kehrbach. XI. Bd. Nach K. Kehrbachs Tode herausgegeben von O. Flügel. Langensalza, 1906. 8°. XVIII, 432 pp. 5 M.

Krüger, P., Philo und Josephus als Apologeten des Judentums. Leipzig. 1906. 8°. IV, 82 pp. 2 M.

Macdonald, F., .Jean Jacques Rousseau. 2 vols. London 1906. 8°. 432, 418 pp. 28.80 M.

Stein, L., zur Philosophie und ihrer Geschichte. XLV. u. XLVI. Band. Bern, 1906. 8°. Je 1 M.

XLV. Das Kausalproblem bei Kant und Schopenhauer. Von S P. Tschauscheff. 58 pp. — XLVI. Die Politik und die Dichtung. Von H. Pototzky. 70 pp.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Enriques, F., Problemi della scienza. Bologna, 1906. 8°. IV, 593 pp. 10 M.

Laurie, S. S., Synthetica: Being Meditations epistemological and ontological. 2 vols. London, 1906. 8°. 760 pp. 25 M.

Marcus, E., Die Elementarlehre zur allgemeinen Logik und die Grundzüge der transzendentalen Logik. Herford, 1906. 8°. XVI, 220 pp. 6 M.

Shearman, A. T., Development of symbolic Logic. London, 1906. 8°. 254 pp. 6 M.

Willems, C., Institutiones philosophicae. Vol. I. Continens logicam, criticam, ontologicam. Trier, 1906. 8°. XXVII, 578 pp. 7 M.

Baldwin, J. M., Thought and Things. Study of Development and Meaning of Thought, or Genetic Logic. Vol. I. London, 1906. 8°. 288 pp. 12.50 M.

Losskij, N., Die Fundamentierung des Intuitivismus (russisch). St. Petersburg, 1906. 8°. 376 pp. 8 M.

III. Allgemeine Philosophie und Metaphysik.

Jarosch, A., Die Herkunft der Seele und Elemente der Erkenntnis. Versuch einer vergleichenden Weltanschauung. St. Petersburg, 1906. 8°. 125 pp. 4 M. (russisch).

Lessing, Thdr., Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. Einführung in moderne deutsche Philosophie. München, 1906. 8°. VIII, 482 pp. 5.50 M.

Reich, E., Plato as an Introduction to modern Criticism of Life. London, 1906. 8°. 342 pp. 12.50 M.

v. Olivier, Jul., Monistische Weltanschauung. Leipzig, 1906. 8°. VIII, 157 pp. 4 M.

Saitschick, Rb., Deutsche Skeptiker: Lichtenberg. Nietzsche. Zur Psychologie des neuen Individualismus. Berlin, 1906. 8°. VI, 239 pp. 4.50 M.

Zucca, Ant., L'uomo e l'infinito. Roma, 1906. 16°. 506 pp. 5 M.

IV. Psychologie und Sprachwissenschaft.

Beck, P., Die Ekstase. Ein Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde. Bad Sachsa, 1906. 8°. III, 255 pp. 6 M.

Loewenfeld, L., Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Einzel-Darstellungen für Gebildete aller Stände. 44. Heft. Gehirn und Kultur. Von G. Buschan. Wiesbaden, 1906. 8°. 74 pp. 1.60 M.
Noël, L., Le déterminisme. Bruxelles, 1906. 8°. 432 pp. 5 M.
Henry, Ch., La mesure des capacités intellectuelle et énergétique. Notes d'analyse statistique. Bruxelles, 1906. 8°. 76 pp. 4 M.
Wodon, L., Sur quelques erreurs de méthode dans l'étude de l'homme primitif. Bruxelles, 1906. 8°. 37 pp. 2.50 M.
Forel, A., L'Âme et le système nerveux. Paris, 1906. 8°. 340 pp. Avec 10 fig. et 2 planches. 5 M.
Woods, F. A., Mental and moral Heredity in Royalty. London, 1906. 8°. 15 M.
Blondel, Ch., Les auto-mutilateurs. Etude psycho-pathologique et médico-légale. Paris, 1906. 18°. 136 pp. 3 M.
King, I., The Psychology of Child Development. London, 1906. 8°. 6 M.
Gabryl, F., Psychologia. Krakau, 1906. 8°. 474 pp. 10.50 M.
Romanathan, P., Culture of the Soul among Western Nations. London, 1906. 8°. 6 M.
Wundt, W., Studien, psychologische. II. Bd. 1.—4. Heft. Neue Folge der philosophischen Studien. Leipzig, 1906. 8°. 12 M.
Loewenfeld, L., Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Einzel-Darstellungen für Gebildete aller Stände. 45. u. 46. Heft. Wiesbaden, 1906. 8°. 3.40 M.
45. Die Persönlichkeit und die Bedingungen ihrer Entwicklung und Gesundheit. Von W. v. Bechterew. VI, 38 pp. 1 M. — 46. Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung. Aerztlich-naturwissenschaftliche Ausblicke auf die zukünftige Kriminalpolitik. Von Emil Lobedank. IV, 89 pp. 2 B 40 Pf. — S. Nr. 3006.
Amor Ruibal, A., Las problemas fundamentales de la filologia comparada, su historia, su naturaleza y sus diversas relaciones cientificas. 2 tomos. Freiburg i. Br., 1906. 8°. XXXVI, 1112 pp. 13.60 M.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Dorner, A., Individuelle und soziale Ethik. Berlin, 1906. 8°. V, 240 pp. 4.50 M.
Fulci, F. P., La filosofia scientifica del diritto nel suo sviluppo storico. Messina, 1906. 8°. XVI, 577 pp. 6 M.
Westermarck, E., The Origin and Development of moral Ideas. Vol. I. New-York, 1906. 8°. 21, 716 pp. 21 M.
Groppali, A., Filosofia del diritto. 2 vols. Milano, 1906. 8°. XI, 378 pp. 3 M.
Conrad, O., Die Ethik Wilhelm Wundts in ihrem Verhältnis zum Eudämonismus. Halle, 1906. 8°. VIII, 62 pp. 1 M.
Garski, S., Materjalistyczne pojmowanie dziejów a etyka. Studjum społeczno-filosoficzne. Lemberg, 1906. 8°. 78 pp. 2 M.
Materialistische Begriffe der Geschichte und die Ethik.
Gumlich, Alb., Grundriss der Sittenlehre. Leipzig, 1906. 8°. III, 64 pp. 1.50 M.
Thieme, K., Die christliche Demut. Eine historische Untersuchung zur theologischen Ethik. 1. Hälfte. Wortgeschichte und die Demut bei Jesus. Giessen, 1906. 8°. XVI, 258 pp. 5.60 M.
de Sarlo, F., L'attività pratica e la conscienza morale. Firenze, 1907. 16°. VII, 241 pp. 3.50 M.
Störring, Gst., Ethische Gundfragen. I. Teil. Darstellung und kritische Würdigung der moralphilosophischen Systeme der Gegenwart. Eigenes

Moralprinzip. II. Teil. Rechtfertigung der Forderung sittlichen Lebens. Leipzig, 1906. 8°. VIII, 324 pp. 6 M.

Thouverez, E., Éléments de morale théorique et pratique appliqués à la pédagogie avec introduction historique. Paris, 1906. 12°. 647 pp. 4.50 M.

Trouflean, L., Morale pratique. Lectures et resumés. Paris, 1906. 16°. 540 pp. 3.50 M.

Unold, Johs., Organische und soziale Lebensgesetze. Ein Beitrag zu einer wissenschaftlich begründeten nationalen Erziehung und Lebensgestaltung. Leipzig, 1906. 8°. XII, 302 pp. 6 M.

Bertens, H., Hugo de Groot en zijn rechtsphilosophie. Tilburg, 1906. 8°. 178 pp. 3.75 M.

Hanuš, F., Ethika osobní. V Praze, 1906. 8°. 232 pp. 3.75 M.

Posada, A., Derecho político comparado. Madrid, 1906. 8°. XVIII, 262 pp. 5.40 M.

Post, L. F., Ethical Principles of Marriage and Divorce. London, 1906. 8°. 6 M.

del Vecchio, G., Il concetto del diritto. Bologna, 1906. 8°. 155 pp. 4 M.

VI. Aesthetik.

Lipps, Thdr., Ueber einfachste Formen der Raumkunst. [Aus: „Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften."] München, 1906. 8°. p. 401—480. Mit 5 Taf. 3 M.

Souriau, P., La rêverie esthétique, essai sur la psychologie du poète. Paris, 1906. 16°. 176 pp. 2.50 Mk.

v. Stein, K. H., Zur Kultur der Seele. Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von F. Poske. Stuttgart, 1906. 8°. VIII, 418 pp. 6 M.

Kronfeld, Arth., Sexualität und ästhetisches Empfinden in ihrem genetischen Zusammenhange. Strassburg, 1906. 8°. IX, 182 pp. 2.50 M.

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Vanni, I., Saggi di filosofia sociale e giuridica editi a cura di Gi. Marabelli. Bologna, 1906. 8°. XI, 562 pp. 6 M.

Millard, E., Une loi historique. III. Bruxelles, 1906. 8°. IV, 292 pp. 4 M.

Solvay, E., Note sur des formules d'introduction à l'énergétique physio- et psycho-sociologique. Bruxelles, 1906. 8°. 26 pp. 2 M.

Waxweiler, E., Esquisse d'une sociologie. Bruxelles, 1906. 8°. 306 pp. 12 M.

Wernsdorf, Jul., Grundriss des Systems der Soziologie und die Theorie des Anarchismus. II. Bd. Jena, 1906. 8°. VIII, 104 pp. 3 M.

Whish, C. W., Reflections on some leading Facts and Ideas of History. Preliminary Vol. London, 1906. 8°. 274 pp. 6 M.

Dennis, J. S., Christian Missions and social Progress. Vol. III. London, 1906. 8°. 714 pp. 12 M.

Ferriani, L., I delitti della società. Como, 1906. 16°. XII, 304 pp. 3.50 M.

Lifschitz, F., Ad. Smiths Methode im Lichte der deutschen nationalökonomischen Litteratur des XIX. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Methodologie in der Wirtschaftswissenschaft. Bern, 1906. 8°. 71 pp. 1.60 M.

Sturzo, L., Sintesi sociali. Roma, 1906. 8°. LII, 197 pp. 2.50 M.

Torlonca, C., Una nuova dottrina dello stato. Lo stato socialista. Roma, 1906. 8°. 61 pp. 2.50 M.

Walter, Mch., Tolstoi nach seinen sozialökonomischen, staatstheoretischen und politischen Anschauungen. Zürich, 1906. 8°. X, 219 pp. 3.60 M.
Zorli, Alb., L'elemento giuridico e morale della convenienza economica. Macerata, 1906. 8°. VIII, 180 pp. 3 M.
Leacock, S., Elements of political Science. London, 1906. 8°. 9 M.
del Vecchio, G., Su la teoria del contratto sociale. Bologna, 1906. 8°. 118 pp. 3 M.
Clare, I. S., Sixty Centuries of Progress; containing a Record of the human Race from the earliest historical Period to the present Time. Chicago, 1906. 8°. With Illustr., Portraits and Maps. 247.50 M.

VIII. Religionsphilosophie und Theosophie.

Andresen, K., Die Unsterblichkeitsfrage. Ein Beitrag zur Weiterbildung der Religion. Leipzig, 1906. 8°. 70 pp. 1.50 M.
Pfleiderer, O., Religion und Religionen. München, 1906. 8°. VII, 249 pp. 4 M.
Robinson, E. Kay, Religion of Nature. London, 1906. 8°. 228 pp. 4.20 M.
Woods, J. Haughton, Practice and Science of Religion. New-York, 1906. 8°. 8, 123 pp. 4.80 M.
Hyslop, J. H., Science and a future Life. London, 1906. 8°. 382 pp. 7.20 M.
Koch, P., Religion und Vernunft. Eine wissenschaftliche Untersuchung des christlichen Religionsgebäudes nebst einer kurzgefassten biblischen Mythologie. Berlin, 1907, 8°. 178 pp. 2 M.

IX. Naturphilosophie.

Burke, J. Butler, Origin of Life, its physical Basis and Definition. London, 1906. 8°. 368 pp. 19.20 M.
Jennings, H. S., Behavior of the lower Organisms. New-York, 1906. 8°. 14, 366 pp. 18 M.
Woods, H., Aether: Theory of the Nature of Aether and of its Place in the Universe. London, 1906. 8°. 112 pp. 5.40 M.
Matteucci, Ugo, Alcune considerazioni intorno alla teoria dell' evoluzione. Pisa, 1905. 8°. 158 pp. 4 M.
Burke, J. B., The Origin of Life, its physical Basis and Definition. New-York, 1906. 12°. 18 M.
Müller de la Fuente, E., Die Vorgeschichte der Menschheit im Lichte unserer entwicklungsgeschichtlichen Kenntnisse. Wiesbaden, 1906. 8°. 163 pp. Mit Abbildungen. 2.40 M.

X. Allgemeine Pädagogik.

John, Jul., Der Unterricht in der Natur als Mittel für grundlegende Anschauung. Wien u. Leipzig, 1906. 8°. 178 pp. 2.50 M.
Rein, W., Pädagogik in systematischer Darstellung. II. Bd. Die Lehre von der Bildungsarbeit. Langensalza, 1906. 8°. XII, 667 pp. 10 M.
Elslander, J.-F., L'école nouvelle. Esquisse d'une éducation basée sur les lois de l'évolution humaine. Bruxelles, 1906. 8°. 275 pp. 3 M.
Monumenta Germaniae paedagogica. Begründet von K. Kehrbach. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. XXXV. Band. Das Berliner Handelsschulwesen des

18. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit dargestellt. Von Hm. Gilow. Berlin, 1906. 8°. XII, 342 pp. Mit 1 Abbildung. 10 M.

Koester, Hm. L., Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien. I. Teil. Hamburg, 1906. 8°. VIII, 196 pp. 2.50 M.

Laurent, E. Précis d'éducation physique moderne. Paris, 1906. 16°. 2.50 M.

Barnard, H., Pestalozzi and his educational System. Syracuse, 1906. 8°. 571 pp. With Illustr. 21 M.

Horne, H. H., The psychological Principles of Education. New-York. 1906. 12°. 10 M.

Lang, P., Bezopfte Pädagogik. Kritische Betrachtungen über Irrgänge der Volksschulpädagogik Leipzig, 1907. 8°. III, 150 pp. 1.60 M.

Welton, J., Principles and Methods of Teaching. London, 1906. 8°. 582 pp. 5.40 M.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

XXX. Jahrgang. (Neue Folge V.) IV. Heft.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie

gegründet von

Richard Avenarius,

in Verbindung mit

Friedrich Jodl und **Alois Riehl**

herausgegeben von

Paul Barth.

Inhalt:

Leipzig.

O. R. Reisland.

Carlstrasse 20.

1906.

Ausgegeben am 17. Dezember 1906.

Eingegangene Bücher.

Alle bei uns eingegangenen Werke werden an dieser Stelle aufgeführt. Nicht für jedes Buch kann eine Besprechung gewährleistet werden. Auf Rücksendungen können wir uns nicht einlassen.

Abbot, F. E., The Syllogistic Philosophy. Boston, Little, Brown & Co. I u. II; 317 u. VI, 376 S.

Ament, W., Fortschritte der Kinderseelenkunde 1895—1903. 2. Aufl. Leipzig, Engelmann. IV, 76 S.

Arnoldt, E., Gesammelte Schriften. Nachlass Bd. I: Zur Literatur. Berlin, Cassirer. 157 S.

Baillie, J. B., An Outline of the Idealistic Construction of Experience. London, Macmillan Co. XX, 344 S.

Becher, S., Erkenntnistheoretische Untersuchungen zu Stuart Mills Theorie der Kausalität. Halle a. S., Niemeyer. (Abhdlgn. z. Philosophie und ihrer Geschichte, herausg. v. B. Erdmann. XXV.) 152 S.

Beck, P., Die Ekstase. Sachsa a. Harz, Haacke. 255 S.

Berolzheimer, F., System der Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie. IV. Philosophie des Vermögens. München, Beck. X, 333 S.

Blondel, Ch., Les Auto-Mutilateurs. Paris, Rousset. 133 S.

Boden, F., Ueber Moral u. Religion. Hamburg, Meissner. 119 S.

Boehm, P., Die vorkritischen Schriften Kants. Strassburg, Trübner. VI, 124 S.

Braun, O., Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810. Leipzig, Quelle & Meyer. 76 S.

— Descartes, René philosophische Werke. Uebers. v. A. Buchenau. Leipzig, Dürr. (Philosoph. Bibliothek. Bd. 26a.) XVIII, 149 S.

Deussen, P., Vier Philosophische Texte des Mahâbhâratam: Sanatsujâta-Parvan. — Bhagavadgîtâ Mokshadharma-Anugîtâ. — Leipzig, Brockhaus. XVIII, 1010 S.

Diez, M., Allgemeine Aesthetik. Leipzig, Sammlung Göschen. 180 S.

Düssel, K., Anschauung, Begriff und Wahrheit. Tübingen, Mohr. 71 S.

Edwardson, H., Woher kam das Leben? Leipzig, Hoffmann. 51 S.

Eleutheropulos, Einführung in eine wissenschaftl. Philosophie. Leipzig, Heinsius. VIII, 172 S.

Elsenhans, Th., Fries und Kant. II. Kritisch-Systematischer Teil. Giessen, Töpelmann. XV, 223 S.

Endres, J. A., Honorius Augustodunensis. Kempten u. München, Kösel. XII, 159 S.

Epiktet, Handbüchlein der Moral. Herausg. v. W. Capelle. Jena, Diedrichs. XXVII, 77 S.

Fichte, J. G., The Vocation of Man. Transl. by W. Smith. Chicago, The Open Court Publish. Comp. XII, 178, 13 S. (Philosophical Classics, Religion of Science Library, 60).

Fischer, K., Kant's Leben. 2. Aufl. Heidelberg, Winter. (Philosophische Schriften, 4). S. 383—507.

Goldschmidt, L., Kant u. Haeckel. Freiheit u. Naturnotwendigkeit. Nebst einer Replik an J. Baumann. Gotha, Thienemann. 138 S.

Guttmann, J., Kants Gottesbegriff in seiner positiven Entwicklung. Berlin, Reuther & Reichard. 104 S.

Hadlich, H., Hegels Lehren über das Verhältnis von Religion u. Philosophie. Halle a. S., Niemeyer. (Abhdlgn. z. Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. v. B. Erdmann. XXIV.) VIII, 82 S.

Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. 9. Aufl. Leipzig, Dürr. (Philosoph. Bibliothek. Bd. 37). 769 S.

Kuntze, Fr., Die kritische Lehre von der Objektivität. Heidelberg, Winter. XVII, 315 S.

Mach, E., Space u. Geometry. Transl. by Th. J. Mc. Cormack. Chicago, Open Court Publishing Comp. 148, 13 S.

Mercier, D., Psychologie. 1. Bd. Uebers. v. L. Habrich. Kempten u. München, Kösel. XXIX, 382 S., 4 Tafeln.

Mocsonyi, A. v., Religion u. Wissenschaft. Wien u. Leipzig, Braumüller. 59 S.

Olivier, J. v., Monistische Weltanschauung. Leipzig, Naumann. VIII, 157 S.

Pichler, H., Ueber die Arten des Seins. Wien u. Leipzig, Braumüller. 59 S.

Powell, E. E., Spinoza und Religion. Chicogo, Open Court Publishing Comp. XIII, 344, 13 S.
Quesada, E., La Crisis Universitaria. Buenos Aires, Menéndez. 53 S.
Quesada, E., La Facultad de Derecho de Paris. Buenos Aires, Coni. X, 356 S.
Quesada, E., Las Doctrinas Presociológicas. Buenos Aires, Menéndez. 95 S.
Reimer, J. L., Grundzüge deutscher Wiedergeburt. Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. 119 S.
Ribot, Th., Essay on the Creative Imagination. Transl. by A N. Baron. Chicago, Open, Court Publishing Comp. XIX, 370, 13 S.
Ribot, Th., Essai sur les passions. Paris, Alcan. (Bibliothèque de Philosophie Contemporaine.) VII, 192, 32 S.
Richter, R., Kunst u. Philosophie bei Rich. Wagner. Leipzig, Quelle & Meyer. 50 S.
de la Rochefoucauld, Betrachtungen. Uebers. v. C. Hardt. Jena, Diederichs. VI, 116 S.
Sander, P., Feudalstaat u. Bürgerliche Verfassung. Wien, Bath. VIII, 196 S.
Schaefer, A., Die Moralphilosophie Auguste Comte's. Basel. Bernhardt. 122 S.
Schrempf, Chr., Ueber Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie. Stuttgart, Frommann. 29 S.
Stephan, H., Herders Philosophie. Leipzig, Dürr. (Philosoph. Bibliothek. 112). XLIV, 309 S.
Störring, G., Ethische Grundfragen. Leipzig, Engelmann. VII, 324 S.
Studies in Philosophy and Psychology, dedicated to Ch. E. Garman. Boston and New York, Houghton, Mifflin and Co. XXI, 411 S.
Tönnies, F., Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht. Leipzig, Thomas. XVI, 106 S.
Troilo, E., Filosofia, Vita e Modernità. Roma. Bocca. 57 S.
Utitz, E., J. J. Wilh. Heinse u. die Aesthetik zur Zeit der deutschen Aufklärung. Halle a. S, Niemeyer. 96 S.
Vauvenargues, Betrachtungen u. Maximen. Uebers. v. Hardt, Jena, Diederichs. VI, 120 S.
Vecchio, G. del, Su la Teoria del Contratto Sociale. Bologna, Zanichelli. 118 S.
Wyneken, E. Fr., Das Naturgesetz der Seele u. die menschliche Freiheit. Heidelberg, Winter. 413 S.

Adresse der Redaktion:

Dr. Paul Barth, a. o. Professor an der Universität, Leipzig, Kronprinzstr. 42.

Es wird gebeten, alle Buchsendungen, die für die Redaktion bestimmt sind, ausschliesslich durch Vermittlung der Verlagsbuchhandlung **O. R. Reisland, Leipzig,** Carlstrasse 20, bewirken zu wollen.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel Kirchhain N.-L.



